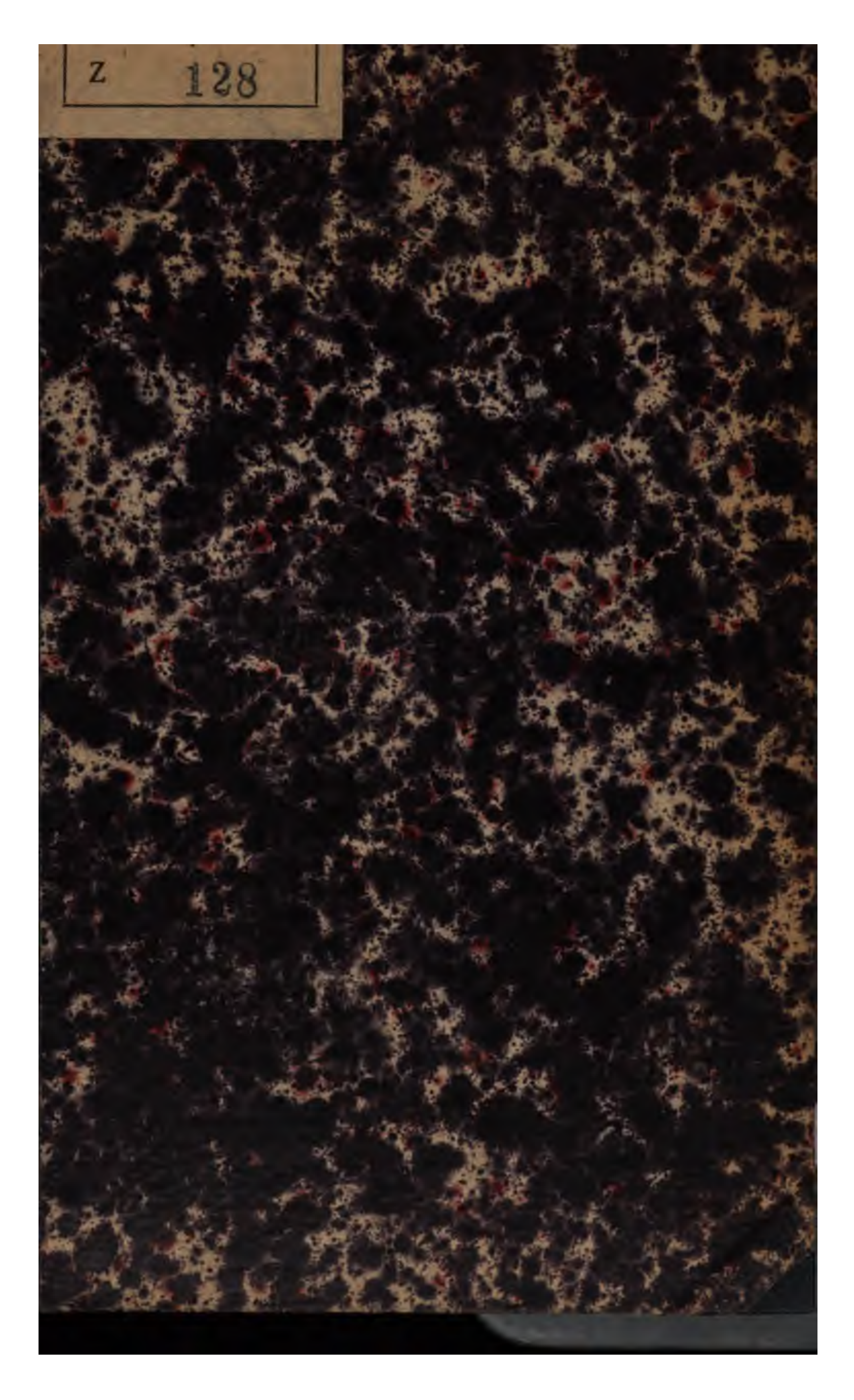





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Jahrbücher der Literatur.

Ein und neunzigster Band.

1840.

July. August. September.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.



Inhalt des ein und neunzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XCI.

Jahrbücher der Literatur.

July, August, September 1840.

Art. I. 1) Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte aller bekannten Völker der Welt, von der ältesten bis auf die neueste Zeit, von Dr. Johann Georg Theodor Gräße. Dresden und Leipzig 1837. Der erste Band erste Abtheilung in zwey Hälften unter dem besonderen Titel: Lehrbuch einer Literärgeschichte der berühmtesten Völker der alten Welt, oder Geschichte der Literatur der Aegypter, Assyrer, Juden, Armenier, Chinesen, Perser, Inder, Griechen und Römer, vom Anfange der literarischen Kultur bis zum Untergange des weströmischen Reiches. Großoctav, 1350 Seiten. Dann des zweyten Bandes erste Abtheilung, ebenfalls in zwey Hälften, unter dem besonderen Titel: Lehrbuch einer Literärgeschichte der berühmtesten Völker des Mittelalters, oder Geschichte der Literatur der Araber, Armenier, Perser, Türken, Syrer, Juden, Chinesen, Inder, Griechen, Italiener, Engländer, Franzosen, Deutschen, Spanier, Portugiesen, Slaven und der Völker der skandinavischen Halbinsel vom Untergange des weströmischen Reichs bis zur Zerstörung des oströmischen Kaiserthums. 874 Seiten.

2) Introduction to the literature of Europe in the fifteenth, sixteenth, and seventeenth centuries, by *Henry Hallam*, F. R. A. S. corresponding member of the academy of moral and political sciences in the french institute. London. I. Bd. 1837. 658 S., II. Bd. 1839. 510 S., III. Bd. 1839. 687 S., IV. Bd. 1839. 660 S. Großoctav.

Hier liegen zwey, sowohl durch ihren Umfang (das deutsche hat 2224, das englische 2515 Seiten), als durch ihren Inhalt höchst beachtungs- und empfehlungswerthe Werke vor uns; das erste ein bleibendes Denkmal deutschen Fleißes und den Gegenstand in voller Ausdehnung umfassender Gelehrsamkeit und Gründlichkeit, das zweyte ein Musterwerk englischer gelehrter Bildung, unparteyischen Urtheils und geläuterten Geschmacks; dieses mehr zum Lesen als Belehrung für alle Klassen Gebildeter, jenes mehr zum Nachschlagen als Compaß auf dem weiten Oceane der Literatur für den Gelehrten vom Fache geeignet; das letzte gibt nur, wie schon der Titel besagt, eine Einleitung zur europäischen Literatur des funfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts; das erste wird, wie der Haupttitel ankündet, die allgemeine Literärgeschichte aller bekannten Völker der Welt von der ältesten bis auf die neueste Zeit umfassen, und hat diese große Aufgabe in den vorliegenden vier Theilen, denen noch zwey andere folgen sollen, bis zur Zerstörung des oströmischen Kaiserthums, d. i. durch die ersten vierzehn Jahrhunderte der

Weltgeschichte, ausgeführt; das englische beginnt also da, wo das deutsche, in so weit es bisher erschienen ist, aufhört; und führt den dort mit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken abgerissenen Faden durch drey Jahrhunderte bis zum Beginne des verflossenen, aber in ganz anderem Plane und Geiste fort. Hallam, der Verfasser der rühmlich bekannten englischen Geschichte des Mittelalters, hat durch dieselbe eine Lücke der englischen Literatur ausgefüllt, und füllt durch das vorliegende Werk eine andere, nicht minder beträchtliche derselben, wenigstens zum Theil für den Umfang dreyer Jahrhunderte aus. Weder Engländer noch Franzosen besitzen eine die ganze Literatur umfassende Literärgeschichte, deutschem Fleiße und deutscher Gelehrsamkeit war es vorbehalten, hierin durch den Prodromus des Lambecius (1659) und Morhofs Polyhistor (1688) vorzuleuchten; Geßner und Fabricius traten in ihre Fußstapfen, und wenn der spanische Jesuite Andres zu Ende des verflossenen Jahrhunderts die italienische Literatur mit einer, die ganze umfassenden, allgemeinen Geschichte bereichert hat, so ist ihm doch Eichhorn, der zu gleicher Zeit zu Ende des vorigen Jahrhunderts (1796) zuerst mit seiner Geschichte der Künste und Wissenschaften, und im Beginne des laufenden mit seiner Geschichte der Literatur (1805—1810) in fünf Bänden, und dann mit seiner Literärgeschichte (1814) in drey Bänden auftrat, bey weitem im Range zuvorgekommen *). In seine Fußstapfen trat Wachler, der Verfasser der Geschichte der historischen Forschungen und Kunst (1812), durch seine Literaturgeschichte, und nach Wachler erscheint nun Gräße, welcher den Dienst, den ihm Wachler's Literaturgeschichte, so wie Hoffmann's Alterthumswissenschaft und Bernhardy's Grundriß der griechischen und römischen Literaturgeschichte geleistet, dankbar anerkennend, ein weit größerer und mehr vollständiger Literärhistoriker als Wachler auftritt, indem er einige tausend Schriftsteller mehr als das Wachler'sche Geschichtswerk

*) Hallam, welcher in seiner Vorrede die beyden ersten Werke Eichhorn's anführt, kennt nicht einmal das dritte: die Literärgeschichte, und ist in Irrthum, indem er sechs Bände bis zum J. 1811 aufführt, indem der sechste bisher gar nicht erschienen; auch sind ihm die Literaturgeschichten von Wachler und Meusel ganz und gar unbekannt; so kennt er zwar Bouterwek's, Heeren's, Buhle's und Tennemann's spezielle Geschichten, weiß aber nichts von Wachler's Geschichte der historischen Wissenschaften, von Schaffarik's Geschichte der slavischen Sprachen und von Tiedemann's Geschichte der Philosophie.

nicht allein namentlich anführt, sondern auch ihre Schicksale und Schriften genau durchgeht. Die vollständige Literaturgeschichte der Inder, Perser und Chinesen bis zu Ende des fünften Jahrhunderts nach Chr. füllt bey Wachler nur zehn Seiten, während bey Gräße die Geschichte allein der theologischen oder heiligen Schriften dieser Völker während der zweyten Periode der allgemeinen Literaturgeschichte bey bedeutend engerem Drucke weit größeren Platz einnimmt; dasselbe gilt, in Vergleichung mit Eichhorn's Literaturgeschichte, wiewohl dieser als Orientalist (im ersten Bande seiner Literärgeschichte und im fünften seiner Geschichte der Literatur) die Morgenländer besonders ins Auge gefaßt, so ist (die längst gedruckte, aber bisher im Buchhandel noch nicht erschienene Literatur der Osmanen bey Eichhorn abgerechnet) die Uebersicht der orientalischen Literatur bey demselben eine sehr oberflächliche, in Vergleich mit der von Dr. Gräße mit allerschöpfender Gründlichkeit und Vollständigkeit (so weit die gedruckten Quellen ausreichen) gegebenen Literaturgeschichte der Araber, Armenier, Perser, Türken, Syrer, Chinesen und Inder in den zwey Abtheilungen des hier vorliegenden zweyten Bandes seines höchst schätzbaren Werkes. Das umgekehrte Verhältniß des Umfangs der beyden Werke und des in den Jahrbüchern zur Anzeige gestatteten Raumes schließt schon die Möglichkeit aus, hier die Literär- oder Literaturgeschichte der oben genannten sechzehn Völker ins Einzelne zu verfolgen, und nach ein Paar allgemeinen kritischen Bemerkungen wird sich Rec. auf einige wenige, über einzelne dieser Völker, oder einzelne der von ihnen durchlebten Zeiträume, beschränken müssen; diese besonderen Bemerkungen werden vorzüglich die orientalische Literatur, und namentlich die der Araber ins Auge fassen. Unsere allgemeine Kritik trifft zuerst den doppelten Titel des Werkes, in so weit derselbe identisch, und die gleich Eingangs aufgestellte Eintheilung der Wissenschaften. Der Titel lautet: Lehrbuch einer Literärgeschichte, oder Geschichte der Literatur. Gleich Anfangs §. 11 erscheint die Literaturgeschichte als der Gattungsbegriff, welcher in die Literärgeschichte und die Literaturgeschichte im engsten Sinne des Wortes zerfällt, wovon jene die äußere, diese die innere Geschichte der Literatur zum Gegenstande hat; jene (die äußere) die Schicksale der Wissenschaften und Schriften aller Zeiten vorträgt, die letzten nach ihrem äußeren und inneren betrachtet, und auch die besonderen Fähigkeiten und Schicksale ihrer Verfasser erörtert: diese (die innere), auf die äußere gebaut, ihren Blick auf das Innere der Wissenschaften und ihre Entwicklung richtet. „Hiezu wird aber angemerkt: „Nach Andern heißt die

äußere Geschichte der Literatur Literaturgeschichte und die innere Literärgeschichte.« Bey so schwankendem Gebrauche, nach welchem die eine und die andere dieser beyden Benennungen gerade in umgekehrtem Sinne genommen wird, wäre es wohl gerathener, an die Stelle dieser beyden, ganz im entgegengesetzten Sinne gebrauchten fremden Wörter das deutsche Wort Wissenschaftsgeschichte anzunehmen, und dieselbe in die allgemeine oder äußere und besondere oder innere unterzutheilen. Eichhorn hat seinem ersten Werke den Titel der Geschichte der Künste und Wissenschaften, seinem zweyten Geschichte der Literatur, seinem dritten Literärgeschichte gegeben, die erste als Einleitung auch allgemeine Geschichte der Kultur und Literatur (des neueren Europa) betitelt. Er hätte die zweyte mit deutschem Worte um so mehr die besondere Geschichte der Wissenschaften und Künste betiteln können, als einzelne Theile derselben wirklich einen zweyten Nebentitel, wie die Geschichte der schönen Redekünste und Geschichte der neueren Sprachkunde führen. Nach der oben gegebenen Erklärung im Sinne des Verfassers ist die Literärgeschichte, die Geschichte der Wissenschaften und Künste, der Schriften und ihrer Verfasser, und schließt also auch die Gelehrtengeschichte (Biographie) und Bücherkunde (Bibliographie) in sich. Sie zerfällt, nach des Verfassers Eintheilung, in die allgemeine, besondere und ganz besondere, wovon die erste das Ganze, die dritte Einzelnes, die zweyte einen Theil der allgemeinen entweder ethnographisch, scientifisch oder chronologisch behandeln. Die Verbindung aller dieser drey Behandlungsarten unter einem einzigen Gesichtspunkte führt nothwendig zur Wiederholung des Gesagten, zur Zerreißung des Fadens und zu willkürlicher Ordnung, ein schwer zu vermeidender Mißstand, den auch Hallam aus der Natur der Sache an mehr als Einem Orte entschuldigt. Dr. Gräße hat seiner Literärgeschichte die chronologische Eintheilung in vier Perioden zum Grunde gelegt: 1) Von Erschaffung der Welt bis auf Moses; 2) von Moses bis zum Untergange des römischen Reichs; 3) vom Untergange des römischen Reichs bis zur Zerstörung des griechischen Kaiserthums; 4) von der Zerstörung des griechischen Kaiserthums bis auf die neuesten Zeiten. In jeder dieser Perioden sind die einzelnen Wissenschaften, und diese dann nach den Völkern, die sie betrieben, d. i. chronologisch, scientifisch, ethnographisch, mit großer Ordnung und Klarheit behandelt, nur schade, daß er jedem Bande ein tabellarisches Inhaltsverzeichniß vorzusetzen verschmäht hat, aus welchem dem Leser auf Einen Blick die Ueber-

sicht des ganzen Inhalts ins Auge spränge. Nach der von ihm beobachteten Ordnung und Definition der Literär und Literaturgeschichte (richtiger Litterär- und Litteraturgeschichte) fallen die allgemeinen Betrachtungen und Ueberblicke der ersten, die Behandlung der einzelnen Wissenschaften der zweyten anheim, aber, wie schon gesagt, das fremde Doppelwort ist ganz entbehrlich, da der Deutsche dafür die allgemeine und besondere Wissenschaftsgeschichte hat, wovon jene die Gelehrtengeschichte und Bücherkunde in sich begreift, diese sich ausschließlich mit der inneren Entwicklung der Wissenschaften beschäftigt. Das fremde Wort Literatur hat im Deutschen noch außer seiner Fremdartigkeit den Doppelsinn wider sich, indem dasselbe bald in allgemeiner Ausdehnung, bald in engerer Beschränkung gebraucht, im ersten Falle die gesammten Wissenschaften, im zweyten nur die schönen bezeichnet. Es ist wahr, daß man im letzten Falle gewöhnlich die schöne Literatur sagt, aber der Literator bezeichnet insgemein nicht den Fachgelehrten, sondern im Gegensatze mit demselben den der schönen Redekünste Beflissenen, wie der Franzose den littérateur oder hommes de lettres vom savant unterscheidet. Eichhorn hat das französische belles lettres mit schönen Redekünsten verdeutscht, aber nirgends wird für das Wort Literator ein deutsches gebraucht. Ein schöner Redekünstler hieße bloß ein schöner Rhetor, und ein Schönredekünstler wäre zu ungefüg. Die schönen Wissenschaften werden von den Arabern unter dem Namen Edeb, d. i. die der Erziehung, Sittigung oder Bildung begriffen, wofür der Lateiner das Wort litterae humaniores hat, das im Französischen als humanités, im Deutschen als Humanitätsklassen die unteren Schulen bedeutet, worin der Unterricht der Sprachwissenschaft und schönen Redekünste ertheilt wird (das alte Trivium). Da die Sprachwissenschaften und schönen Redekünste als vorbereitende zunächst die Sittigung und Bildung des Menschen im Auge haben, so könnten sie wohl am füglichsten auf deutsch Bildungswissenschaften benennt werden, und da die Worte Sprachgelehrter und Schriftgelehrter im Deutschen bereits in anderem eigenthümlichen Sinne gäng und gäbe sind, so wäre der homme de lettres und littérateur vielleicht am besten als Bildungsgelehrter zu verdeutschen. Unsere zweyte kritische Bemerkung gilt der vom Verfasser befolgten Eintheilung in Haupt- und Hülfswissenschaften, die er als die bequemste allen anderen vorzieht; unter den ersten versteht er die drey Fakultätswissenschaften: Medicin, Jurisprudenz und Theologie, unter den letzten die Philologie, Geschichte, Philosophie, Mathematik und Naturwis-

senschaft, welche in Naturgeschichte, Physik und Chemie zerfällt. Diese Klassificirung, so bequem sie auch seyn mag, ist weder eine philosophische, noch eine dem Range der Wissenschaften unter sich entsprechende; sollten die Fakultätswissenschaften wirklich als die Hauptwissenschaften gelten, so fehlt unter denselben die Philosophie, welcher doch, als der Grundwissenschaft aller übrigen, der erste Rang vor denselben gebührt. Der Verfasser scheint sie aus keinem anderen Grunde von den Hauptwissenschaften ausgeschlossen zu haben, als weil sie, wie jene drey anderen Fakultätswissenschaften, ihre Beflissenen und Doktoren nicht physisch nährt. Es geht der Philosophie als Grundwissenschaft unter den Fakultätswissenschaften wie in der indischen Trimurti dem Brahma als Schöpfer, welchem zwar als solchem der Rang vor dem Erhalter Wischnu und dem Zerstörer Schiwa zuerkannt wird, welcher aber weder Altäre noch Opfer hat, weil er, während Wischnu als Erhalter wohlthätig und geliebt, und Schiwa als Zerstörer schrecklich und gefürchtet sind, seine Hände in den Schooß legend, in müßiger und spekulativer Ruhe und Betrachtung versunken sitzt. Die Philosophie, wiewohl die erste der Fakultätswissenschaften, ist hier dennoch von dem Range der Hauptwissenschaften ausgeschlossen, bloß weil sie keine Brotwissenschaft, und statt an der Spitze der Hauptwissenschaften zu stehen, wird sie, unter den Hülfswissenschaften, der Philologie und Geschichte, nachgesetzt. Die drey Wissenschaften, welche Dr. Gräße Hauptwissenschaften nennt, sollten also eigentlich Brotwissenschaften getauft seyn, was sie wirklich vorzugsweise vor allen anderen sind, was aber wahrhaftig kein guter Grund, denselben den Rang vor allen übrigen zuzuerkennen. Wir gestehen gerne zu, daß die Anordnung und Folge der Wissenschaften bey einem bloß geschichtlichen Werke derselben, wie dieses, bey weitem nicht so wesentlich, als bey einem encyclopädischen, und daß, da selbst die Encyclopädiker in der Eintheilung und Anordnung der Wissenschaften von so verschiedenen, theils speculativen, theils praktischen Theilungsgründen und Gesichtspunkten ausgegangen, die in einer Wissenschaftsgeschichte beobachtete Ordnung mehr oder weniger gleichgültig, derselben wenig an Werth verleiht oder benimmt, und daß also die von uns getadelte Voranstellung der drey Brotwissenschaften als Hauptwissenschaften dem literarischen und historischen Werthe von Dr. Gräße's vorliegendem Werke keinen Abbruch thut; da Rec. aber einmal hier die Saite der Eintheilung der Wissenschaften angeschlagen, so erlaubt er sich, der encyclopädischen Wichtigkeit des Gegenstandes willen, dieselbe noch länger forttönen zu lassen, und auf die uns bekannten ältesten Eintheilungen der Wissen-

schaften zurückzublicken. In den erhaltenen Werken der Griechen und Römer finden wir weder in denen des Aristoteles, noch in der encyclopädischen Naturgeschichte des älteren Plinius dergleichen Eintheilung behandelt; auch in der Encyclopädie, wie in so vielen anderen Zweigen der philosophischen Wissenschaften, sind die Araber unsere ersten Lehrer und Meister; Avicena's Liber de divisione scientiarum, welches in der Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zu Venedig in lateinischer Uebersetzung erschien, zündete zuerst die Fackel encyclopädischer Wissenschafts-Eintheilung in Europa an; Baco, der zwanzig Jahre nach der Erscheinung jenes Werkes geboren war, verwarf aber den Eintheilungsgrund des arabischen Philosophen, und stellte den bekannten dreyfachen Eintheilungsgrund der Wissenschaften nach Gedächtniß, Vernunft und Einbildungskraft auf, welchen auch Diderot in der großen französischen Encyclopädie als Grundlage angenommen, und welchen neuere Encyclopädiker, wie Zöllner [1]), beybehalten, oder ohne Rücksicht darauf, wie Sulzer [2]) und Eschenburg [3]), die Wissenschaften in acht Klassen aufgeführt haben. Die Unhaltbarkeit des von Baco und Diderot angenommenen, und von anderen nachgebeteten Theilungsgrundes mußte besonders seit Gall's in der Schädellehre gemachten Entdeckungen einleuchten, wodurch die Philosophen und Wissenschaftsforscher vielfältig zum Nachdenken angeregt, zu dem Resultate gelangen mußten, daß in keiner wissenschaftlichen Forschung Gedächtniß, Vernunft oder Einbildungskraft ausschließlich und allein thätig sind, sondern immer alle drey verbunden wirken, wie denn Gall's und Spurzheim's Schädellehre die Thätigkeit jedes Organes des Gehirns mit Gedächtniß, Urtheils- und Einbildungskraft in Verbindung setzt. Mit Umgehung des Theilungsgrundes Baco's und Diderot's haben schon zu Ende des verflossenen Jahrhunderts Krug [4]), vor dreyßig Jahren Schmid [5]) und vor zehn Jahren Karl Christian Friedrich Krause [6]) Eintheilungstafeln der Wissenschaften

---

1) Allgemeine Uebersicht des menschlichen Wissens. Berlin 1790.

2) Kurzer Begriff aller Wissenschaften und andern Theile der Gelehrsamkeit. Leipzig 1759.

3) Lehrbuch der Wissenschaftskunde, ein Grundriß encyclopädischer Vorlesungen. Berlin und Stettin 1792.

4) Versuch einer systematischen Encyclopädie der Wissenschaften. Wittenberg und Leipzig 1796.

5) Allgemeine Encyclopädie und Methodologie der Wissenschaften. Jena 1810.

6) Vorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissenschaft, zugleich in ihrer Beziehung zum Leben. Göttingen 1829.

aus philosophischen Gründen gegeben. Von diesen drey Werken berührt das letzte nur die Hauptstämme der Wissenschaften aus dem Gesichtspunkte der Ur- oder Grundwissenschaft, und die beyden anderen sind in eine so verwickelte Vervielfältigung der einzelnen Abschnitte verfallen, daß die Uebersicht ihrer Eintheilungstafeln nichts weniger als eine leicht faßliche, und daß beyde, nachdem sie in ihren Tafeln einige zwanzig Untertheilungen aufgeführt, dennoch zuletzt die Wissenschaften in acht oder neun Klassen zusammenordnen. Weit unpraktischer, als Krug's und Schmid's Bemühungen, sind die neuesten Bemühungen italienischer Gelehrter in diesem Fache, welche zugleich mit Krause's obigem Werke an's Licht getreten, nämlich Luigi Ferrarese's [1]) und Giacinto's de Pamphilis [2]) Werke, wovon jener alle Wissenschaften aus der Anthropographie nach dem dreyfachen Theilungsgrunde: dell' uomo sano, dell' uomo degradabile und dell' uomo perfettibile, ableitet, und ganz unnöthiger Weise eine Menge ungehörter griechischer Kunstwörter schafft, dieser aber, augenscheinlich durch Fichte's Wissenschaftslehre dazu veranlaßt, in sieben Foliotabellen und einem dazu gehörigen genographischen Planisferio eine durchaus nicht zu übersehende Folge von scientifischen, ethischen und ästhetischen Kategorien aufstellt. Um wie viel einfacher, faßlicher und zweckmäßiger ist die älteste bekannte Wissenschaftseintheilung der Araber! wir sprechen hier nicht von der Avicena's, welcher i. J. d. H. 428 (1036) gestorben, sondern von noch älteren, welchen Avicena zum Theil gefolgt. Nach einem Dutzend von Encyclopädikern, deren ältester Ebu Heiseme Mohammed Soheir schon i. J. 279 (892), und also anderthalbhundert Jahre vor Avicena gelebt, ist dieser erst der dreyzehnte arabische Encyclopädiker, aufgestanden. Von diesem Dutzend früherer encyclopädischer Werke wird im Werke Dr. Gräße's (II. 483) nur des Farabi's, gest. 339 (950) erwähnt; er hätte aber noch der von Casirius I. S. 380 aufgeführten, und auf der Leydner Bibliothek unter Nr. 1930 befindlichen Encyclopädie Ibn Ferighun's erwähnen können; von den zehn anderen sind dem Rec. als Frucht vieljähriger bibliographischer Mühen nur zwey zu Handen gekommen, nämlich das Fihrist Ibn Nedim Jakub el-Werrak's, i. J. 377 (989) geschrieben, wovon die

---

[1]) Saggio sopra le scienze dell' uomo, fiscio e morale. Napoli 1828.

[2]) Geno-grafia dello Scibile considerato nella sua unità di utile e di fine con la dichiarazione differenziale ed integrale de' rapporti tra l' uomo e la natura. Napoli 1829.

Inhaltsanzeige in diesen Jahrbüchern [1]) gegeben worden, und das gleichzeitige encyclopädische Werk der Brüder der Reinheit der ältesten bekannten Akademie der Wissenschaften, deren Vorsteher Ibn Rifaa ums J. d. H. 373 (983) gelebt [2]). Von den ein und funfzig Abhandlungen, welche unter dem Titel: Die Abhandlungen der Brüder der Reinheit, die Akten dieser Akademie der Wissenschaften enthalten, ist bisher nur Eine, nämlich das Apologenwerk über den Adel des Menschen bekannt geworden, welche i. J. 1812 zu Kalkutta gedruckt, sechs Jahre später im zweyten Bande dieser Jahrbücher angezeigt worden, und wovon Dr. Nauwerck jüngst eine Probe arabisch und deutsch gegeben. Diese bekannte Abhandlung ist nicht, wie bisher vermuthet worden, die ein und funfzigste, sondern die achtzehnte des ganzen Werkes, von welchem die kaiserl. Hofbibliothek ein vollständiges, ihr vom Hrn. Gesandtschaftsdolmetsch Ritter von Raab verehrtes Exemplar besitzt. Die siebente der Abhandlungen des ganzen Werkes, welche den Titel: Von den wissenschaftlichen Künsten und den verschiedenen Gattungen der Wissenschaften führt, enthält die Uebersicht des schon damals mit Sorgfalt ausgearbeiteten encyclopädischen Systems der Araber, und folgende Eintheilung der Wissenschaften, welche also die älteste bekannte, und weit umfassender als die Avicena's. Der Theilungsgrund ist auch hier, wie bey Baco, ein dreyfacher, aber ein ganz anderer; es heißt:

»Wiss', o Bruder! die Wissenschaften, welche die menschliche Natur läutern, sind dreyerley: 1) Die Uebungs- oder Disciplinarwissenschaften (Riadhijat) [3]), 2) die Gesetz- oder positiven Wissenschaften, 3) die philosophischen oder wahrhaftigen Wissenschaften. Die Uebungswissenschaften (Riadhijat), d. i. die humanistischen (ilmol edeb), welche meistens zum Erwerbe des Unterhalts und zur Besserung des weltlichen Lebens dienen, sind neun: 1) Die Schriftkunde, 2) die Lesekunde, 3) die Wort- und Sprachkunde, 4) die Rechenkunst, 5) die Dichtkunst sammt der dazu gehörigen Prosodie, 6) die Kunde der guten und bösen Vorbedeutungen, 7) des Kaufs und Verkaufs, Handels und Wandels, 8) des Ackerbaues und der Fortpflanzung der Thiere, 9) der Lebensbeschreibungen und geschichtlichen Kunden. Die zur Rettung der Seele und mit Rücksicht auf das andere Leben eingesetzten positiven Wissenschaften des Gesetzes sind sechs: 1) Die Kunde der Sendung der heiligen Schriften,

---

1) LXXXVIII. Bd. Anzeigeblatt S. 22 — 25.

2) Abulferadsch S. 217

3) Riadhijat wird in der Technologie der arabischen Encyclopädie in zweyfacher Bedeutung genommen, deren Verwechslung bisher manchen Irrthum veranlaßt hat, denn erstens heißen so die vorbereitenden humanistischen Wissenschaften, und zweytens die mathematischen.

2) die ihrer Erläuterung und Auslegung, 3) die der Ueberlieferungen, 4) die der Rechtsgelehrsamkeit und ihrer Satzungen, 5) die der Gebete und Ermahnungen (Liturgie und Homiletik), Bußübungen und Anschauungen (Ascetik und Mystik), 6) der Traumauslegung. Die philosophischen oder wahrhaftigen Wissenschaften zerfallen in vier Klassen: erstens die mathematischen, zweytens die logischen, drittens die physischen, viertens die metaphysischen. Die mathematischen sind vier: 1) Die Zahlenkunde (Arithmetik), 2) die Meßkunst (Geometrie), 3) die Sternkunde (Astronomie), 4) die Tonkunst (Musik). Die logischen Wissenschaften sind fünf: 1) Die Poetik, d. i. die Theorie der Dichtkunst; 2) die Rhetorik, d. i. die Kunst der Reden; 3) die Topik, d. i. die Kunst wissenschaftlichen Streites; 4) die Analytik, d. i. die Kunst, Beweise zu führen; 5) die Sophistik, d. i. die Kenntniß der Trugschlüsse, und der Kunst, sie zu widerlegen. Aristoteles hat hierüber das Buch der Kategorie[1]) und Auslegung und der Auflösungen, Porphyrius das der Einleitung[2]) geschrieben. Drittens die physischen Wissenschaften sind neun: 1) Die Kunde der körperlichen Anfänge, d. i. die Kenntniß des Stoffes, der Form, der Zeit, des Ortes und der Bewegung; 2) die Kunde der Himmel und der Welt, d. i. die Kenntniß der Himmel und der Gestirne, ihrer Größe und Beschaffenheit, und ob sie vergänglich, wie die aus vier Elementen unter dem Monde zusammengesetzten Dinge; 3) die Kunde der Zeugung und des Verderbens[3]), d. i. die Kenntniß der vier Elemente, ihrer Verbindung und Auflösung; 4) die Wissenschaft der Begebenheiten im Aether (Meteorologie), welche von den Veränderungen der Luft, den Einwirkungen der Planeten, ihren Ausstrahlungen und den Veränderungen der Luft durch Farbe, von Licht und Finsterniß, Hitze und Kälte, Regen und Schnee, Blitze und Donner, Sternschnuppen und Kometen, Regenbögen und Mondhöfen und anderen dergleichen Veränderungen handelt; 5) die Mineralogie; 6) die Botanik; 7) die Zoologie, 8) die Arzneykunde; 9) die Abrichtung wilder und Pflege zahmer Thiere. Viertens die metaphysischen Wissenschaften sind fünf: 1) Die Erkenntniß des Schöpfers (natürliche Theologie); 2) die Wissenschaft der geistigen Wesen; 3) die Wissenschaft der Seelen (Psychologie); 4) die Regierungskunst, welche eine fünffache: a) die Regierungskunst der Propheten, welche in der Kenntniß der besten Gesetze und trefflichsten Einrichtungen, der beredtesten Worte zur Heilung Kranker, zur Verbesserung schlechter Glaubenslehren besteht; b) die Regierungskunst der Könige besteht in der Kunst, das von Gott gegebene Gesetz im Volke zu bewahren, die Einrichtungen desselben ins Leben zu rufen, zu dem Gebotenen anzuhalten, von dem Verbotenen abzuhalten; c) die allgemeine Regierungskunst beschäftigt sich mit der Leitung von Gemeinden und Gesellschaften, wie die Statthalterschaft von Emiren, welche über Länder und Städte, von Dekanen, welche über Märkte und Dörfer, von Feldherren und Befehlshabern, welche über Heere und Haufen gesetzt sind; d) die Privatregierungskunst, d. i. die Haushaltungskunst, welche die Leitung des Hauses und die Erhaltung der Ordnung in demselben zum Zwecke hat; e) die per-

[1]) περι κατηγοριας. [2]) εισαγωγη. [3]) περι γενεσεως και φθορας.

sönliche Regierungskunst, oder die Kunst, sich selbst zu beherrschen, welche sich mit den Eigenschaften, den Trieben und Leidenschaften, den Worten und Handlungen des Menschen beschäftigt; 5) die letzte der metaphysischen Wissenschaften ist die der Rückkehr *) aus diesem zum anderen Leben, welche von der Auferstehung, dem jüngsten Gerichte, der Rechenschaft derselben, den Belohnungen der Guten und den Bestrafungen der Bösen handelt.«

Wir haben also hier sechs Klassen der Wissenschaften, nämlich: 1) die humanistischen, 2) die positiven Gesetzwissenschaften, 3) die mathematischen, 4) die logischen, 5) die physischen, 6) die metaphysischen; der ersten sind neun, der zweyten sechs, der dritten vier, der vierten fünf, der fünften neun, der sechsten fünf, und da die Regierungskunst wieder fünffach getheilt wird, eigentlich neun, also zusammen zwey und vierzig Wissenschaften, welche in dem halben hundert der Abhandlungen der Brüder der Reinheit behandelt werden. Ohne die hier gegebenen Unterabtheilungen durchaus rechtfertigen zu wollen, so ist der dreyfache Haupttheilungsgrund der Uebungs- oder Vorbereitungswissenschaften, der Gesetz- oder positiven Wissenschaften und der philosophischen oder wahrhaften Wissenschaften sowohl aus dem historischen als teleologischen Gesichtspunkte ein höchst musterhafter, welcher sich auf den zweyfachen Theilungsgrund von Hülfs- und Hauptwissenschaften zurückführen läßt, indem die letzten in die nichtphilosophischen (Glaubens- und Gesetzwissenschaften) und in die philosophischen oder wahrhaften Wissenschaften zerfallen. Diese älteste uns bekannte arabische Eintheilung der Wissenschaften in Hülfs- und Hauptwissenschaften ist eine weit razionellere, als die Dr. Gräße's, welcher die Medizin, Jurisprudenz und Theologie als Hauptwissenschaften voranstellt, und denselben sogar die Philosophie als Hülfswissenschaft unterordnet; wirklich ist in Dr. Gräße's Eintheilung nur die Philologie als Hülfswissenschaft an ihrer Stelle, und der alte Araber hat vollkommen Recht, die humanistischen als die

*) علم المعاد heißt auf dem Titel der lateinischen Uebersetzung des Alpago Mabad; so sind auch andere arabische Wörter der lateinischen Uebersetzung des Andreas Bellunensis eingemischt, nicht immer leicht auf den ersten Blick zu erkennen, als Alchian id est liber physicorum الكون, das griechische γενεσις, Alarchan الاركان, die Elemente, liber methaurorum, das griechische μετεωρων, Alribadi الرياض, Mathematik, altbalmasat statt Thilism طلسم oder τελεσμα u. s. w.

Vorbereitungswissenschaften der historischen Ordnung des Unterrichts noch vorauszuschicken, ohne deßhalb ihnen den ersten Rang zuzuerkennen, welcher nur den philosophischen oder wahrhaften Wissenschaften gebührt [1]). Der letzte und größte morgenländische Encyclopädiker Taschköprisade nimmt vierfachen Theilungsgrund an, je nachdem das Object der Wissenschaft in der Schrift, in der Sprache, in der Denkkraft oder in der Anschauung [2]) liegt. In dieser Eintheilung sind die philologischen Wissenschaften in die Schrift- und Sprachwissenschaften eingetheilt, und als Vorbereitungswissenschaften zu den reellen oder Hauptwissenschaften ist ihnen sehr zweckmäßig in der dritten Abtheilung die Logik und Dialectik zugeordnet. Aus diesem Gesichtspunkte hat K. Ch. F. Krause in seinen Vorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissenschaften die Logik als Erkenntnißlehre selbst der Sprachwissenschaft vorausgeschickt; in dieser Hinsicht könnte aber auch die reine Mathematik, als Formenlehre der Vernunftwissenschaft von den philosophischen getrennt, den philologischen Wissenschaften als Hülfswissenschaft zugeordnet werden. Die arabische Wissenschaftslehre hat weit mannigfaltigere Eintheilungen der Wissenschaft aufzuweisen, als die im Occident von Baco und Diderot, Krug und Schmid, Ferrarese und Pamphili beliebten oben angeführten. Hadschi Chalfa gibt in der Einleitung seines bibliographischen Wörterbuches fünf solcher Eintheilungen, oder eigentlich sieben, da die zweyte deren drey enthält, und zieht als die beste und vollkommenste die oben erwähnte Taschköprisade's allen anderen vor; diese läßt sich im Grunde auf die älteste objective der Brüder der Reinheit zurückführen, nach welcher alle Wissenschaften in Sprach- oder Sachwissenschaften, und die letzten in die positiven, d. i. Gesetzwissenschaften, und in die razionellen, d. i. Vernunftwissenschaften, zerfallen. Diese Eintheilung scheint uns die zweckmäßigste und beste, weil sie einerseits die Ordnung des Unterrichts und der Nothwendigkeit

---

[1]) Dem wahren Range nach sollte bey allen Akademien der Wissenschaften die philosophische oder mathematische Klasse den ersten Rang behaupten, während z. B. in der Münchner die philologische Klasse die erste ist. Die Philologie muß wohl in der Ordnung des Unterrichts vorausgehen, ist aber nur Hülfswissenschaft zur höheren Erkenntniß.

[2]) اعیان, Anschauung, ist in der encyclopädischen Uebersicht der Wissenschaften des Orients (S. 60) zwar nicht ganz richtig mit Ueberzeugung, aber noch unrichtiger in Flügel's Hadschi Chalfa (I. 31) mit rerum natura übersetzt.

im Leben von unten hinauf befolgt, andrerseits der praktischen Philosophie, d. i. der Ethik, den letzten Platz in hinaufsteigender Linie, d. i. den höchsten, anweist. Andere Eintheiler haben ihren Theilungsgrund je aus dem Gesichtspunkte des Objectes oder Subjectes, des Stoffes oder der Form, des Mittels oder des Zweckes, des Ranges oder des Nutzens hergenommen, und die Wissenschaften statt in Sach- und Sprach-, oder Hülfs- und Hauptwissenschaften, in philosophische und nichtphilosophische, theoretische und praktische, razionelle und empirische, Religions- und Nichtreligionswissenschaften, Mittel- und Zweckwissenschaften, Wissenschaften und Künste untergetheilt; aber keinem Morgenländer ist es eingefallen, die Brotwissenschaften, weil sie den damit Beflissenen nähren, als Hauptwissenschaften voranzustellen, und denselben die Philosophie als Hülfswissenschaft unterzuordnen, wenn gleich Einige den Religions- und Gesetzwissenschaften aus Frömmigkeit und Rechtlichkeit den ersten Platz angewiesen haben, welcher vor dem Richterstuhle der Vernunft in keinem Falle von der positiven Theologie, sondern nur von der natürlichen Theologie, als dem Giebelpunkte der Grundwissenschaft angesprochen werden kann. Aus dem persönlichen Gesichtspunkte würde jeder Gelehrte die Wissenschaft, die ihn nährt oder der er vorzugsweise ergeben, an die Spitze aller übrigen stellen, so daß dieselbe für ihn die Hauptwissenschaft, und alle übrigen Hülfs- oder Nebenwissenschaften; aus dem Gesichtspunkte aber des inneren, von allem persönlichen Interesse unabhängigen Werthes und Ranges der Wissenschaften müssen ganz gewiß die philologischen oder humanistischen als die vorbereitenden den ersten untersten, die philosophischen aber den letzten obersten einnehmen, und da der Morgenländer mit Recht den letzten Zweck alles wissenschaftlichen Strebens in die Läuterung der Sitten und in die vollkommene Erkenntniß Gottes setzt, so wird die Sittenlehre als die angewandte Philosophie den Schlußstein des ganzen wissenschaftlichen Gebäudes bilden, wie dieses bey der vorhergehenden Eintheilung der Brüder der Reinheit wirklich der Fall. In der durch die Uebersetzung des Andreas von Belluno bekannten wissenschaftlichen Eintheilung Avicena's wird, mit Umgehung der Schreib- und Sprachwissenschaften, unter der Wissenschaft bloß die Philosophie verstanden, diese zuerst in die theoretische und praktische, dann jene in die unterste, d. i. die Physik, die mittlere, d. i. die Mathematik, die höchste, d. i. die Metaphysik, die praktische dann ebenfalls in drey Theile, nämlich: Sittenlehre, Oekonomie und Politik untergetheilt; den Schluß macht aber, nach den Zweigen der Metaphysik, ganz verkehrt die Logik, welche als Denklehre an der Spitze aller übri-

gen philosophischen Wissenschaften zu denselben einleiten sollte. Wie die philologischen Wissenschaften, sind auch die positiven des Gesetzes von dieser wissenschaftlichen Eintheilung Avicena's ausgeschlossen, und daraus erhellt, daß das Original der lateinischen Uebersetzung nur ein Auszug des unter dem Titel der wohlgeordneten Perlen [1]) bekannten encyclopädischen Werkes Avicena's, welches ein und sechzig Wissenschaften enthält, und also um neunzehn mehr als die anderthalb Jahrhunderte früher erschienene Sammlung der Abhandlungen der Brüder der Reinheit. Taschköprisade läßt in seiner, von Hadschi Chalfa allen früheren Eintheilungen vorgezogenen Uebersicht die Logik und Dialectik zwar mit Recht den philosophischen Wissenschaften vorausgehen, hat aber nicht diese, sondern die positiven Wissenschaften des Gesetzes auf den Giebel gesetzt, und das Ganze mit der Ascetik und Mystik beschlossen [2]). In allen diesen erwähnten Eintheilungen arabischer Encyclopädiker sind die Künste unter keiner besonderen Hauptabtheilung aufgeführt, sondern den Wissenschaften zugetheilt, die schönen Künste nämlich den Sprachwissenschaften, die Baukunst den mathematischen und die mechanischen zum Theil der Oekonomie. Vierhundert Jahre später als Avicena betrachtete Ibn Chaldun, der an Philosophie der Geschichte unter den Morgenländern einzig, in seinen berühmten Prolegomenen der Geschichte den Ursprung der Künste aus seinem wahren Gesichtspunkte, nämlich aus dem Bedarfe derselben beym Beginne des gesellschaftlichen Lebens der Menschen. Historisch gingen die Erfindungen der Künste denen der Wissenschaften voraus, und Ibn Chaldun behandelt dieselben ganz abgesondert zu Ende des fünften Hauptstücks der Prolegomenen (vom 20.—32. Abschnitte), während das sechste Hauptstück, welches rein encyclopädisch, bloß von den Wissenschaften, und zwar erstens von den positiven des Gesetzes, und dann zweytens von den philosophischen oder Vernunftwissenschaften handelt. Es ist der Mühe werth, die Eintheilung der Künste des philosophischen Geschichtschreibers mit ein Paar Worten zur Kenntniß des Lesers zu bringen; er theilt die Künste in die nothwendigen [3]) (mechanischen) und in die edlen [4]) freyen ein, behandelt dann in besonderen Abschnitten von den ersten: den Acker-

1) الدرّ النظيم

2) Die Inhaltsanzeige im LXI. Bande dieser Jahrb. Anzeigeblatt S. 16—26.

3) ألشريفة 4) ألضرورية

bau, die Baukunst, die Handelswissenschaft, die Weberey, die Schneiderey und die Entbindungskunst; von den zweyten: die Arzneykunst, die Schreibkunst, die Papiermacher- und Buchbinderkunst, die Singkunst, die Rechenkunst und die Dichtkunst. Die nothwendigen Künste, welche für den physischen Bedarf des Menschen sorgten, gingen allen anderen vor, und unter ihnen behaupteten den ersten Rang die drey, welche den drey nöthigsten Bedürfnissen des Menschen von Nahrung, Wohnung und Kleidung abhalfen, nämlich: Ackerbau und Kochkunst, Weberey und Schneiderey, Bau- und Meßkunst; ihnen folgten die Arzney- und Entbindungskunst, die Gewerbe und Künste des Handels und der Schiffahrt, und nach dem befriedigten ersten Bedürfnisse erst die freyen Künste der Rede und der Schrift, mit welchen erst die Wissenschaftslehre und Wissenschaftsgeschichte beginnt. Diese Uebersicht arabischer Eintheilung der Wissenschaften und Künste hat uns nachgerade in das natürliche Geleis des Beginns der ersten Periode von Dr. Gräße's Literärgeschichte zurückgeführt, in der noch von keiner besonderen Wissenschaft, sondern bloß von der Erfindung der Künste und dem Ursprunge der Geschichte und Religion die Rede ist. Die Erfindung der Schreibkunst fällt in die Zeit vor Moses. Die vier und zwanzig ersonnenen Schriftarten lassen sich auf die horizontale, perpendikulare und zirkelförmige zurückführen. Die Schreibmaterialien waren: Steine, Metall, Holz, Baumblätter, Bast, Papyrus, Thierhäute, Elfenbein, Baumwolle, Leinwand; die Schreib-Instrumente: der Griffel, das Rohr, die Vogelfeder, das Lineal, der Schwamm, der Bimsstein, das Messer, der Zirkel, schwarze und rothe Tinte und das Encaustum, womit auf aufgerollten oder zusammengelegten Tafeln geschrieben wurde. In diesen ersten Zeitraum fällt der Ursprung der Dichtkunst, Beredsamkeit, Geschichte, Mathematik, Geographie, Physik, Philosophie, Arzneykunde, Rechts- und Religionskenntniß. Die zweyte Periode der Geschichte der Literatur der alten Welt beginnt mit Moses, und hört nicht mit Christus, sondern erst mit dem Umsturze der römischen Monarchie auf; sie zerfällt in drey Abschnitte, nämlich: von Moses bis Alexander, von Alexander bis Augustus, und von Augustus bis zum Umsturze der römischen Monarchie. Jeder dieser drey Zeiträume wird die Geschichte der einzelnen Wissenschaften, der Charakteristik der Staaten und Völker, bey denen die Literatur geblüht, vorausgeschickt; so im ersten Abschnitte die der Assyrer, Phönizier, Aegypter, Hebräer, Inder, Perser, Griechen. Die einzelnen Wissenschaften sind: I. Die Dichtkunst, und zwar 1) der Griechen; die Gattungen der Dichtkunst werden einzeln durchgegangen, nämlich: a) das

heroische Epos nach den einzelnen, zu dem epischen Cyklus gehörigen Gedichten; b) die didaktische Poesie in die Gnomiker, in das scientifisch-didaktische Epos, das philosophisch-didaktische Epos, die Fabel und die Parodie untergetheilt; c) die lyrische Poesie, die politische, gnomische, threnotische, erotische Elegie, und die eigentliche Lyrik nach den verschiedenen Stylen (dem kitharodisch-lesbischen und äolisch-melischen, dem dorisch-charischen und dithyrambischen) in Scolien, Hymnen, Jamben, Epigramme, sotadische Gedichte und Räthsel untergetheilt; d) die dramatische Poesie, Tragödie, Komödie und Satyrdrama, die Hilarodie und die Mimen; e) die bucolische Poesie. 2) Die Dichtkunst der Hebräer: in die episch-historischen und prophetischen Bücher untergetheilt; 3) der Aegypter, 4) der Inder, 5) der Chinesen. II. Die Theologie [1]) bey den Griechen, Hebräern, Assyrern, Phöniziern, Aegyptern, Persern [2]), Chinesen, Indern. III. Die Geschichte bey den Babyloniern, Phöniziern, Aegyptern, Karthagern, Juden, Persern, Chinesen und vorzüglich bey den Griechen. Rec. kann nicht umhin, hier zu bemerken, daß gleich Eingangs S. 3 die Geschichte bloß als die Erzählung geschehener Veränderungen oder Begebenheiten (sogar mit Weglassung des begränzenden Epithetes merkwürdiger) gar zu lose definirt ist. Zugleich bemerkt er, daß in der ganzen Klassifizirung der arabischen Encyclopädik vielleicht nichts tadelhafter, als die Unterordnung der Geschichte mit allen ihren Zweigen unter die Humanistik oder Philologie, wodurch sie bloß zu einer der Redewissenschaften heruntersinkt, während sie, nach K. Ch F. Krause's philosophischer Ansicht und Definition, als die Darstellung des Lebens nach seiner Entwicklung in der Zeit, als die Darstellung des Geistlebens, Naturlebens und Vereinlebens beyder, der eigentliche Schlußstein des ganzen wissenschaftlichen Gliederbaues. IV. Geographie; V. Chronologie; VI. Philosophie bey den obgenannten Völkern und namentlich bey den Griechen nach den verschiedenen Schulen, als: der jonischen, italischen, älteren und jüngeren eleatischen, sokratischen, cyreneischen, cynischen, megarischen, elischen, eretrischen, sceptischen, platonischen, aristotelischen, stoischen und epikuräischen. VII. Beredsamkeit; VIII. Epistolographie; IX. Mathematik, bey den verschiedenen Völkern in Arithmetik, Geometrie,

[1]) Hier steht S. 283 statt des großen griechischen B ein D, so wie S. 279 bey den Indern e statt k stehen sollte

[2]) S. 298 ist von Hammer, Mithriaka, Wien 1834, irrig statt Mémoire sur le culte de Mithra. Paris 1833, citirt, indem keine deutsche Ausgabe besteht.

Astronomie, Optik, Mechanik, Kriegswissenschaften und Musik untergetheilt. Wie hier die beyden letzten Wissenschaften der Mathematik untergeordnet sind, würden auch die Geographie und Chronologie besser der Geschichte untergeordnet worden seyn. X. Die Naturwissenschaften, nämlich: Naturlehre, Naturgeschichte und Chemie. Eben so hätte hieher gehört die unter besonderer Hauptrubrik aufgeführte XI. Medizin. XII. Die Sprachwissenschaft; XIII. die Rechtswissenschaft. Die Sprachwissenschaft ist zwischen der Medizin und der Rechtswissenschaft keineswegs an ihrer rechten Stelle, und hätte dieselbe vor der Poesie und Beredsamkeit, oder wenigstens im Geleite derselben finden sollen, und da der Verfasser Eingangs die Medizin, Jurisprudenz und Theologie als Hauptwissenschaften vorausgestellt hat, so hätte er denselben auch in der von ihm zu befolgenden Ordnung die erste Stelle anweisen sollen, um folgerecht zu seyn; aber sicher hat er am besten mit der Dichtkunst begonnen, mit welcher wissenschaftliche Bildung bey allen Völkern beginnt, und in dem zweyten Abschnitte dieses Zeitraums hat er, nach der vorausgeschickten Charakteristik der Hebräer, Griechen und Römer, mit der Philologie begonnen, dann aber die Geschichte mit ihren Hülfswissenschaften der Dichtkunst vorausgeschickt, und also die in dem ersten Abschnitte befolgte Ordnung verändert. Nach der vom Verfasser Eingangs gegebenen Definition umfaßt die Philologie im weitesten Sinne alle Sprachstudien, im engeren Sinne aber die Hermeneutik, Kritik und Grammatik, und aus diesem richtigen Gesichtspunkte betrachtet er das philologische Studium bey den Hebräern, Griechen und Römern. Die Philologen stricter Observanz und engsten Spielraums, welche unter der Philologie nur das Studium der griechischen und römischen Klassiker verstanden wissen wollen, werden wider die Hebräer, so wie wider andere Völker des Orients Protest einlegen. Rec. hat bisher das arabische Ilmol edeb, d. i. die Bildungswissenschaft, immer mit Philologie, und den Edib, d. i. den Bildungsgelehrten, als Philologen übersetzt. Da die Philologen vom Fache aber sich selbst ins Griechische und Lateinische einpferchen, und die Orientalisten von ihrem Kreise ausschließen, so wird es wohl am besten seyn, Ilmol edeb als Bildungs- oder Humanitätswissenschaft und den Edib als homme de lettres oder Literator zu übersetzen *). Unter den im zweyten Abschnitte des zweyten Zeitraumes behandelten Wissenschaften

*) So wäre auch in dem arabischen Titel der Fundgruben des Orients das Dschemaatol-Ubeda statt mit société d'amateurs besser mit société de littérateurs oder hommes de lettres übersetzt worden.

nimmt noch die Dichtkunst den größten Platz ein; aber auch die Geschichte erscheint nicht nur mit ihren Hülfswissenschaften, sondern auch mit ihren Unterabtheilungen, der Biographie, der Mythengeschichte, der Literatur- und Kunstgeschichte. Die Dichtkunst wird abermals sehr zweckmäßig nach den verschiedenen Völkern, und dann bey jedem derselben nach den verschiedenen Dichtungsarten behandelt; so bey den Römern a) die dramatische Poesie: Tragödie, Komödie, Atellanen, Mimen; b) Epos; c) Lehrgedicht: das didactische Epos, Satyre, poetische Epistel, Fabel, Epigramm; d) lyrische Poesie: Ode, Elegie, Heroide. In der Theologie werden bey den Hebräern die Pharisäer, Saduducäer, Essäer besonders behandelt, so wie in der Philosophie bey den Griechen die akademische oder platonische, die peripatetische oder aristotelische, die stoische, epikureische, sceptische; bey den Römern, nebst der stoischen und peripatetischen, noch die pythagoräische und epikureische. Als Unterabtheilungen der Mathematik erscheinen die Geometrie und Arithmetik, die Mechanik, Hydrostatik, Astronomie und Astrologie. Nun wird wieder zwischen der Mathematik und Rechtswissenschaft die Beredsamkeit und Epistolographie eingeschaltet, welche weit besser der Philologie und Dichtkunst untergeordnet wäre. Den Schluß macht die Medizin und Naturgeschichte. In desselben Zeitraumes drittem Abschnitte treten in der Philologie zuerst bey den Griechen Grammatiker und Kritiker und dann die Lexikographen, und unter den Völkern zum ersten Male die Deutschen auf. In der Dichtkunst erscheint bey den Griechen nach der epischen, didactischen, lyrischen und dramatischen Poesie zum ersten Male der Roman, und so auch bey den Römern, bey denen nach demselben die christlichen Dichter Griechenlands und Roms besonders zusammengestellt werden. Bey den Celten und Germanen tauchen die Lieder, worinnen Gott Tuisco und sein Sohn Mannus verherrlicht wurden, und die Runen auf. In der hebräischen Theologie werden die Uebersetzungen des alten Testamentes ins Griechische, die chaldäischen Paraphrasen, die Kabbala, Mischna, Masora und die Geschichte der christlichen Theologie mit der Dogmengeschichte und christlichen Archäologie, Jesus Christus, die Apostel und ihre Schriften, die apokryphen Bücher des neuen Testamentes, die Sammlungen der Schriften und Fragmente der Kirchenväter, die Apologeten und Schriften, gegen die Häretiker im Allgemeinen und wider einzelne ketzerische Secten insbesondere aufgeführt, nämlich: gegen die Gnostiker, die Marcioniten, gegen Praxeas, Hermogenes, Noetus und gegen die Manichäer, Novatianer, Savenianer, Samosatenianer gegen Meletius, Origenes, gegen die Arianer, Eunomianer, Macedonianer,

Priscillianisten, die Apollinaristen, Donatisten, Anthropomorphiten, Jovinianer, Helvidianer, Vigilantianer, Luziferianer, Pelagianer, Semipelagianer, Nestorianer, Eutychianer. Die Aufzählung dieser polemischen Schriften nimmt allein hundert Seiten ein; eben so umständlich wird die Dogmatik, Liturgik, Moral, Kritik, Exegetik und Hermeneutik behandelt. In der Philosophie erscheint zuerst die orientalische, auf die Autorität des Theodotos und Clemens von Alexandrien gestützt; dieselbe wird aber von Tiedemann geläugnet, und für identisch mit der neuplatonischen erklärt. Hierüber wird erst entscheidendes Urtheil gefällt werden können, wenn das Hauptwerk des i. J. d. H. 587 (1191) von Ssalaheddin als Freygeist hingerichteten Philosophen Schihabeddin Sührwerdi, welches den Titel der Philosophie des Orients führt *), in Europa bekannt geworden seyn wird. Die Gnostiker und Manichäer werden den Orientalen zugeordnet, bey den Griechen aber nach der aristotelischen Schule die neuplatonische, die neupythagoräische, die stoische, cynische, sceptische, epikureische besonders behandelt. Nach der Mathematik erscheint unter den Naturwissenschaften, nach der Physik und Naturgeschichte, das Studium der geheimen Naturkräfte, und unter dieser zuvörderst die Traumdeutung, deren Ursprung, so wie der der Alchemie und anderer geheimer Wissenschaften wohl im Morgenlande zu suchen ist, dann die Land- und Hauswirthschaft, von welcher der Ackerbau auch wohl schon gleichzeitig von Nabatäern wissenschaftlich behandelt worden seyn mag. An die Naturwissenschaften schließt sich die Arzneykunde, welche nur ein Zweig derselben, hier als Hauptrubrik an. In der Geschichte gehen die Juden, Armenier und Chinesen als die Veliten den Triariern, welche die Griechen und Römer, voraus. Die Nebenwissenschaften der Geschichte werden unter denselben Rubriken, wie in dem vorhergehenden Abschnitte, behandelt. Die Beredsamkeit, welche sich mit der Epistolographie zwischen Mathematik und Rechtswissenschaft eingedrängt, folgt hier der Geschichte, aber die Epistolographie geht ganz leer aus, und den Schluß macht die Rechtswissenschaft der Römer. Hier endet die zweyte Periode und des ersten Bandes zweyte Ab-

*) Bisher ist nicht einmal der Titel desselben gehörig bekannt, da Herbelot und Reiske Hikmetol-eschraf lesen, was Herbelot mit: philosophie des grands hommes ou des gens de qualité, und Reiske in Abulfeda (IV. 121 und 626) als sapientia nobilium übersetzt, während nach allen anderen Quellen das Werk Hikmetol-eschrak, d. i. die Weisheit der Oriente, heißt. Eben so hat Reiske den Namen Sührwerdi in Schehrwerdi verstümmelt.

theilung. Der Fleiß und die Vollständigkeit, womit nicht nur alle in die angeführten Rubriken einschlagenden Hauptwerke, sondern auch einzige Flugschriften oder in Sammlungen akademischer Schriften, zerstreute Abhandlungen aufgeführt sind, läßt nichts zu wünschen übrig. Dasselbe Lob gebührt dem zweyten Bande, in welchem die dritte Periode oder die Literärgeschichte des Mittelalters in zwey Abschnitten, die erste von der Zerstörung des weströmischen Kaiserthums bis zur Gründung der päpstlichen Hierarchie, die zweyte von der Gründung der päpstlichen Hierarchie bis zum Untergange des byzantinischen Kaiserreichs, und darin besonders die christliche Theologie mit solcher Ausführlichkeit behandelt wird, daß sie die ersten dreyhundert Seiten der ersten Abtheilung füllt, und also einen Band für sich ausmachen könnte. Der Umfang der Schriften und die Wichtigkeit, welche der Theologie (der scholastischen) in diesem Zeitraume beygelegt ward, haben nach allem Anscheine den Verfasser bestimmt, in diesem zweyten Zeitraume von der in den drey Abschnitten des ersten beobachteten Anordnung der Wissenschaften abzugehen, und die Theologie allen anderen Wissenschaften voranszustellen; wäre ihr dieser Rang nach der vom Verfasser Eingangs gegebenen Classifizirung. als Hauptwissenschaft angewiesen worden, so müßten ihr die Medicin und Jurisprudenz zugeordnet worden seyn; aber zwischen beyde schaltet der Verfasser die Poesie, Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften ein, läßt dann die Geschichte und Geographie folgen, und endet mit der Philologie, mit welcher, in so weit die Vorbereitungswissenschaften den Hauptwissenschaften vorausgehen müssen, hätte begonnen werden sollen, wie denn auch aller wissenschaftliche Unterricht mit der Philologie beginnt; zweckmäßiger hätte mit der Geschichte geendet werden können, wenn dieselbe aus dem oben erwähnten höchsten Gesichtspunkte als Darstellung des Gesammtlebens des Menschen und der Natur, und ihres Vereinlebens in Gott betrachtet wird. Die Philologie konnte nur aus dem Gesichtspunkte stylistischer Vollendung als der Schlußstein wissenschaftlichen Gliederbaues betrachtet werden, in so weit nämlich keine Wissenschaftslehre als vollendet betrachtet werden kann, wenn ihr nicht das Siegel sprachrichtigen, reinen, klaren, bündigen und lebendigen Styles aufgedrückt ist. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet könnte freylich die Rhetorik, womit der Verfasser als Rubrikstitel schließt, den Inhalt selbst aber aus Mangel des Raumes in den folgenden Band verschiebt, als das Vollendungssiegel der Wissenschaftslehre und Wissenschaftsgeschichte betrachtet werden; aber aus diesem Gesichtspunkte hat

Dr. Gräße seine Anordnung sicher nicht betrachtet, und aus unbekannten Gründen in den verschiedenen Abschnitten seiner Zeiträume nicht immer dieselbe Ordnung befolgt, was doch leichterer, sowohl encyclopädischer als historischer Orientirung willen, sehr zu wünschen gewesen wäre. In der Einleitung dieses Zeitraumes werden der Charakteristik der Nationen die Ursachen des Verfalls der Kultur und Literatur vorausgesendet, politische; als: die Völkerwanderung, das Feudalsystem, die Uebermacht der Geistlichkeit; moralische: das allgemeine Sittenverderbniß; literarische: die Verachtung der Profanliteratur, der Verfall der lateinischen Sprache und die Entstehung neuer im Occident. Als Erhaltungsmittel der sinkenden Literatur werden aber betrachtet: die Liebe der Byzantiner und Araber zu den Wissenschaften; die Mönche und Klöster; die Liebe einiger Regenten zu den Wissenschaften; die Errichtung von Schulen und Lehranstalten und die Bibliotheken sowohl bey den Arabern, als bey den Griechen und Abendländern. Unter jeder dieser Rubriken werden die dahin einschlagenden Werke aufgeführt; Rec. bemerkt nur zur letzten den Abgang des über die Bibliotheken der Morgenländer höchst vollständigen: Mémoire sur le goût des livres chez les Orientaux, von Quatremère [1]), und zu der vorletzten, daß die erste Akademie der Wissenschaften nicht die zu Bagdad am 12. September 1067 eröffnete Nisamije [2]), indem schon zwey und sechzig Jahre früher am 24. May 1005 zu Kairo das Haus der Weisheit eröffnet worden war [3]), und noch ein halbes Jahrhundert früher die gelehrte Gesellschaft der Brüder der Reinheit bestand, deren Arbeiten in ihren ein und funfzig hinterlassenen Abhandlungen bis auf uns gekommen sind. In der Theologie wird die Kirchengeschichte, welche eigentlich ein Zweig der Geschichte, aus derselben herübergezogen; auf dieselbe folgt dann die Apologetik, Polemik mit der Aufzählung der einzelnen Secten, die Dogmatik, in welcher achtzig Griechen und zweyhundert fünf Lateiner mit ihren Werken besonders aufgeführt sind, die Moral, die Exegese, worin sieben und vierzig Exegeten mit ihren Werken, sammt den Schrift-

---

1) Tome VI, troisième série de Journal asiatique. Paris 1838.

2) Nisamije nicht Nidhamira muß es heißen; es ist ja dasselbe Wort, wie der Name des Beherrschers von Dekan, dessen arabischen Text schon Wahl in seinem Hindostan S. 961 gegeben, und das auch unter dem Namen der Stadt Nisampatam vorkömmt (ebenda S. 1150 und Hamilton's: East India Gazetteer); noch schlimmer ist es, den linden Sauselaut des Si mit dz ausdrücken zu wollen.

3) Gemäldesaal IV. Bd. S. 234.

stellern, welche die Oerter des heiligen Landes beschrieben haben, und die Hermeneutik mit den Bibelübersetzungen in den verschiedenen Sprachen, nämlich: die syrische, arabische, persische, georgische, slavische, angelsächsische, altdeutsche und fränkische. Bey der arabischen fehlt die älteste von Weraka, dem Sohne Naufils, verfertigte, von welcher zuerst mit der Lebensbeschreibung Mohammed's im Gemäldesaal Kunde gegeben, und deren Belege in der Zeitschrift der asiatischen Gesellschaft von Großbrittanien (Bd. IV. S. 172) mitgetheilt worden ist *). Den Schluß der christlichen Theologie als Hülfswissenschaft macht die Katechetik, und auf die Werke christlicher Theologie griechischer und lateinischer Sprache folgen die in syrischer, armenischer und deutscher Sprache geschriebenen, und der Verfasser geht alsdann vom Christenthume zum Mohammedismus über. Hier befindet sich Rec. erst eigentlich auf seinem heimischen Grund und Boden, und er wird von hier an bis zu Ende des Werks in allen vom Verfasser durchgeführten Wissenschaften nach der von demselben beobachteten Ordnung, nämlich: Theologie, Poesie, Philosophie; dann in den Zweigen der mathematischen Wissenschaften, als: Astronomie, Geometrie, Arithmetik, Mechanik, Baukunst, Optik, Astrologie, Musik; hierauf in den Zweigen der Naturwissenschaften, als: Naturgeschichte, Oekonomie, Chemie und Alchemie; und endlich in der Medizin, Jurisprudenz, Geschichte, Geographie und Philologie nur die Araber hervorheben, und unter der Rubrik dieser zwanzig, vom Verfasser behandelten Wissenschaften einige wesentliche Bemerkungen hinzufügen, welche zur zweyten Ausgabe des Werkes benützt werden dürften, bis eine vollständigere Literaturgeschichte der Araber, als die von Andres und Eichhorn, erscheint.

I. Theologie.

Hier ist zuerst die große Verwirrung und Vermengung der Dogmatiker und Rechtsgelehrten zu tadeln, woraus denn nothwendig die große Lücke entstanden, welche unter der Juris-

*) Ebenda und schon mehrmals anderswo ist bemerkt worden, daß Hidschret und nicht Hegira die wahre Aussprache des Wortes sey; Dr. Gräße hat also so mehr Unrecht, S. 309 noch Hegira oder Flucht statt Hidschret oder Auswanderung zu schreiben, als selbst die englischen Orientalisten, wie Lane, Hig'reh oder Hij'rah (lies Hidschret) schreiben, und dieses Wort keineswegs Flucht, sondern nur Auswanderung bedeutet, daher Hagar die Ausgewanderte.

prudenz klafft, wo die Legion der arabischen Rechtsgelehrten ganz und gar leer ausgeht. In die Theologie gehört von der arabischen Wissenschaftslehre nur die Dogmatik, welche Ilm-ußuleddin, d. i. die Wissenschaft der Religionsgrundfesten, oder Ilmol-kelam, d. i. die Wissenschaft des Wortes (des ewigen) heißt, und die damit verbundene Kunde der ketzerischen Secten, die Exegetik (Ilmet-tefsir) und die Ueberlieferung (Ilmel-hadis). Die Dogmatik zerfällt in die zwey großen Abtheilungen der Materidi, deren Gründer Mohammed B. Mahmud el-Materidi i. J. 303 (915) gestorben, und der Eschaarije, welche nach dem im J. 260 (873) verstorbenen Ebul Hasan el-Eschaari benannt sind; der ersten geschieht in dem vorliegenden Abschnitte gar keine Erwähnung, und die zweyten, welche die reinsten Orthodoxen, werden (S. 324) als Ashariani (was Eschaari auszusprechen) unter den Ketzern aufgeführt. Der Verfasser hat sich aus seinen Quellen (deren vorzüglichste, Sale und Assemani, selbst hierüber nichts weniger als klar) nicht zurecht finden können, und ist daher in einseitige Verwirrung zerfallen; entweder hätte er alle drey und siebzig Secten des Islams nach der von ihm gekannten Eintheilung des Grundwerks mohammedanischer Dogmatik namhaft machen, oder bloß diejenigen Secten aufführen sollen, welche eine Literatur ihrer Dogmen und Häretik aufzuweisen haben. Aus diesem letzten Gesichtspunkte betrachtet stehen die Motesele (Schismatiker), Schii (Dissidenten), Chawaridsch (Protestanten), Ismaeliten (Assassinen) und Drusen ganz an ihrer Stelle; aber von den anderen hier aufgeführten Secten, wie die Hodeili, Nisami, Karmati, Noßeiri u. s. w., sind keine Werke bekannt, auch sollte die Dogmatik der Exegetik und Ueberlieferungskunde vorausgehen, und nicht auf diese beyden folgen. Von den Exegeten hätten wenigstens die vorzüglichsten, welche dem Verfasser aus Herbelot und Casiri bekannt seyn konnten, benannt seyn sollen, nämlich: 1) Samachschari, gest. 538 (1143), der Verfasser der großen, unter dem Namen el-Keschaf, d. i. der Enthüller, berühmten Exegese; 2) der Imam Baghewi, gest. 516 (1122); 3) der Richter Beidhawi, gest. 685 (1286); 4) der Imam Kortobi, gest. 743 (1342), der Commentator der Exegese Samachschari's und Baghewi's; 5) Ibn Okail, gest. 769 (1367), der Verfasser des kostbaren Sammlers (Dschamion-nefis); 6) Sojuti, gest. 911 (1505). Dieses halbe Dutzend von den berühmtesten dreyßig Exegeten, von denen Taschköprisade Kunde gibt, hätte hier genügt; von den Ueberlieferern werden die sechs Imame

der Ueberlieferung zwar genannt, aber nur von dem ersten, Bochari, einige Notiz gegeben *).

II. Poesie.

Weit besser, als die Theologie, ist die Poesie behandelt, in welcher aber auch, besonders in den vervielfältigten Ausgaben der Moallakat, gedruckten Stoffes genug vorlag. Die beyden Hamasa und der Diwan der Beni Hodeil werden gehörig erwähnt, aber es hätte auch, nach der Einleitung des i. J. 1837 zu Paris erschienenen Diwans von Amrol-Kais, der Sammlung der sechs Gedichte (Amrol Kais, Nabigha, Alkama, Soheir, Tharafa und Antara), dann der unter dem Namen Mofadhaliat bekannten Sammlung von acht und zwanzig Kaßideten Erwähnung geschehen sollen, von welcher Baron Mac Guckin de Slane sagt: Il est bien à désirer que cet ouvrage de Mofaddel soit retrouvé; ce serait un vrai trésor, dann der Sammlung der zehn Gedichte, welche außer den sieben Moallakat die Ascha's, Alkama's und Nabigha's enthalten. Der Verfasser nimmt außer den Dichtern der sieben Moallakat noch von Ebu Temam, Bohteri Saalebi, Mohelhel (dem ersten arabischen Dichter), Achtal und Ferasdak, Ebu Nuwas, Ibn Doreid, Motenebbi, Ebul Ola Maarri, Ibnol-Rumi, Tantarani, Terbbethe Scherren (nicht Tabbata Sjerrani), Ibn Seidun, Babagha, Ibnol Motaf und Toghrai besondere Kunde; doch sind dieselben nichts minder als in chronologischer Ordnung aufgeführt, indem z. B. Mohelhel der erste und nach demselben Terbethe Scherren noch vor dem Verfasser der Moallakat hätte aufgeführt werden sollen; wenn Ferasdak's und Achtal's Erwähnung geschah, so durfte auch der gleichzeitige Dscherir, der Dritte in diesem Dichterbunde, nicht fehlen; auch hätte Behaeddin Soheir, Ebu Doail, Ibn Nobata, Tenuchi und vor allen Ibnol Faradh, der große mystische Dichter, umständlicher erwähnt werden sollen. In Betreff der Apologen und Mährchen verweisen wir auf das im letzten Bande dieser Jahrbücher hierüber

*) Sein Werk heißt Ssahih, d. i. der Gewisse, nicht, wie es S. 317 heißt: Sahik, d. i. der Aufrichtige oder Lautere. Ueberhaupt sind die orientalischen Namen vielfältig nach der unveränderten französischen oder englischen Schreibweise verstümmelt, oder häufig durch Druckfehler entstellt; so S. 311 Imam statt Iman, Dir statt Din; S. 313 l. Z. Aiza (vom Sing. Joz) soll heißen Edschsa von Dschus; S. 322 Maleck lies Malik; S. 328 Wasel Ebn Atas sprich Waßil Ibn Aata u. s. w.

Gesagte, und wollen nur noch der Makamat erwähnen, von denen nur zwey vom Verfasser, nämlich Hamadani, gest. 398 (1007), und Hariri, gest. 515 (1121), aufgeführt werden. Der Verfasser hätte aber aus Casiri (II. 78) noch einen Dritten, nämlich den Verfasser der Makamat von Cordova, gest. 538 (1143), und aus den in diesen Jahrbüchern (Bd. LXIII, Anzeigeblatt S. 5 und 6) gegebenen Notizen, noch drey andere, nämlich die Ben Kari's, Somachscheri's und Sojuti's, kennen können. Hadschi Chalfa erwähnt außer diesem halben Dutzend noch der saragossischen Makamate, der schihäbischen von Schihabeddin Ibnol-Osam, gest. 728 (1323), derer von Ibn Ssaikal, gest. 672 (1273), derer von Bedreddin er-Rawi, gest. 703 (1303), der Makamat der Verliebten vom Prediger aus Ermenak, und der Makamat der Oriente von Dschelaleddin el-Kaini, gest. 702 (1302), also statt zwey der hier aufgeführten Makamat ein Dutzend derselben.

III. Philosophie.

Die Coriphäen der arabischen Philosophie sind, ausgenommen den großen Astronomen und Metaphysiker Naßireddin von Tus, und den großen von Salaheddin hingerichteten Philosophen Sührwerdi, und bis auf die Arbeiten der beyden osmanischen Gelehrten Chodschasade, gest. 893 (1487), und Alaeddin Ali Tusi, gest. 887 (1482), über das Tehafut (das Uebereinanderstürzen aller Philosophien) Ghasali's ziemlich vollständig aufgeführt, doch nicht in gehöriger Ordnung; auch gehören Thabit Ben Korra, Honein und seine gelehrten Verwandten und Meta Ibn Junis, welche der Verfasser dem el-Kindi (Kindi nicht Kendi ist die richtige Aussprache) voraussendet, nicht eigentlich zu den Philosophen, sondern gehören nur an die Spitze der arabischen Uebersetzer philosophischer Werke aus dem Griechischen und Syrischen, welche einen besonderen Abschnitt verdient hätten, und von welchen die älteste bekannte arabische Literatur nach Fihrist ein halbes Hundert aufführt. An der Spitze der eigentlichen arabischen Philosophen steht el-Kindi, dann Rasi (Rhazes) der Arzt): hierauf Farabi, Avicena und dann erst Ghasali, welchen der Verf. gleich an el-Kindi anreiht. Die Werke, welche Ibn Roschd (Averroes), Chodschasade und Alaeddin von Tus über das Tehafut Ghasali's geschrieben, befinden sich, mit sehr umständlicher Inhaltsanzeige desselben, in Hadschi Chalfa's Wörterbuch (II. 467—476). Sührwerdi's Werke sind von Abulfeda aufgeführt. Was die Säulen arabischer Religions-

philosophie betrifft, so hat der Verfasser auf die Stellen, wo sie in der allgemeinen Leipziger Literaturzeitung zu finden, hingewiesen. Wiewohl sie dort vom Rec. unter der Rubrik Metaphysik aufgeführt worden sind, und der Inhalt der dort angezeigten Standorte el-Idschi's wirklich größtentheils metaphysisch, so wird doch die Ilmol-kelam, d. i. die Wissenschaft des Wortes, von den arabischen Encyclopädikern nicht den philosophischen, sondern den positiven Religionswissenschaften zugezählt, und vertritt also eigentlich die Stelle scholastischer Dogmatik, während die unter den philosophischen Wissenschaften als Metaphysik aufgeführte Ilmol-ilahi, d. i. die göttliche Wissenschaft, eigentlich natürliche Theologie. So wie die Säulen arabischer Grundwissenschaft der Religion: Ali Seifeddin el-Amedi, gest. 505; Fachreddin Rasi, der Encyclopädiker, gest. 606; Naßireddin von Tus, gest. 672; Mahmud el-Ormewi, gest. 682; Beidhawi, gest. 685; Kutbeddin Schirasi der Encyclopädiker, gest. 716; Adhadeddin el-Idschi, gest. 756; Ssadresch-scheriat, gest. 774; es-Seid el-Dschordschani, gest. 816; Dschelaleddin ed-Dewani, gest. 907) mit ihren Hauptwerken einen besonderen Abschnitt verdient hätten, so hätten auch die Ethiker, deren vorzüglichste Werke in Hadschi Chalfa's Wörterbuch unter dem Titel Achlak aufgeführt sind, und die Mystiker, von deren Werken in der deutschen Ausgabe des Rosenflors des Geheimnisses ein halbes Hundert namhaft gemacht worden, unter besonderer Rubrik aufgeführt werden sollen.

IV. Astronomie.

Bey den Astronomen wird, wie bey den Philosophen, die chronologische Ordnung vermißt, indem die ältesten mit den jüngsten durcheinander geworfen, wie gleich Anfangs Al-Asterlabi, andere aus den benützten Quellen nicht aufgenommen worden sind, wie z. B. Jahja Ben Mohammed, gest. 394 (1003), welcher sich im Casirius (II. 148) befindet; statt el-Astrolabi, der erst i. J. 520 (1126) starb, hätte Ahmed el-Nehawendi, der ums J. 187 (803) lebte, oder Newbacht, der Zeitgenosse des ersten Chalifen der Beni Abbas, mit seinem Sohne Sehl und seinem Enkel Hasan den Reigen eröffnen, hierauf Ahmed Habesch aus Merw, welcher beym Verfasser Al Habasch al Meruzi heißt, mit seinem Schüler Mohammed Ben Abdallah aufgeführt werden sollen; hierauf Mohammed Ben Musa (nicht zu verwechseln mit Musa Ben Schakir), der Bibliothekar des Chalifen Mamun, Verfertiger astronomischer Tafeln (Casirius II. 426); dann Jahja

Ibn Ebi Manßur, der Astronom Mamun's und Director seiner Sternwarte zu Bagdad, welche Schemasijet und nicht Alschemachia hieß; hierauf Al-Farghani, Sind Ben Ali, Mohammed Ben Amare Ben el-Ferchan und Abu Maascher, gest. 272 (885) (welchen der Verfasser nur als Astrologen aufführt), und dessen Schüler Abdallah Ibn Mesrur der Christ, der Sclave Ebu Maascher's, mit welchem der vom Verfasser aufgeführte Ebul Hasan Ali el-Medschur und dessen gleichnamiger Bruder gleichzeitig: Abbas Ben Said el-Dschewheri, welchen der Verfasser aus Casirius kennt. Maschallah, der Jude, lebte schon zur Zeit Manßur's, so wie Mohammed Ben Ibrahim el-Fesari ums J. 156 (Maschallah, d. i. was Gott will, ist die wahre Aussprache, und sowohl Mashallah als Macha-Allah irrig)*); Musa Ben Schakir starb i. J. 259 (872), el-Betani (Albategni) i. J. 317 (929), und im selben Jahre mit Ali Ibnol-Aalem, d. i. im J. 375 (985), der Astronome Ghulami Suhal, d. i. der Sclave des Saturnus, einer der größten Rechner und Astronomen Bagdads. Wenn Ebu Maascher von dem Verfasser unter die Astrologen gesetzt worden, so hätten Ebi Sehl Medschur (nicht Amajur) und sein Bruder, oder wie Hadschi Chalfa (I. 199) sagt, seine beyden Brüder ebenfalls unter die Astrologen gehört, da dieselben von Hadschi Chalfa mit einem Viertelhundert anderer astrologischer Schriftsteller unter dem Titel: Ilmol-ichtiarat, d. i. die Wissenschaft der Auswahl günstiger Augenblicke, aufgeführt werden. Die meisten dieser Astrologen waren zugleich Astronomen, wie: Sehl Ben Naßr, Kenke der Inder, Kjuschjar Ben Leban, Omer Ben Ferchan aus Taberistan, Ali Ben Ahmed el-Omani aus Moßul (Cas. I 430), und andere, mit deren Namen und den beyden dort aufgeführten persischen Werken Kjaschifi's und Nasi's die vom Dr. Gräße gegebenen Namen der Astronomen und Astrologen und ihrer Werke hätten vervollständigt werden können. Die Astrologie selbst Ilmol-ahkjam ist von Flügel (I. 177) gar zu wörtlich, und deßhalb ganz unverständlich als Doctrina statutorum übersetzt worden.

V Geometrie.

Unter den arabischen Geometern, welche der Verfasser aus Casirius kennen konnte, hätte nächst el-Kindi sein Zeitgenosse,

*) Eben so irrig steht S. 514 Ektevan al kanakeb statt Iktiranol-kewakib, d. i. die Vereinigung der Planeten, und Medukal statt Medchal, d. i. Einleitung, und Abu Maasar statt Abu Maascher, woraus Apomasaris entstanden.

der Philosoph Kosta, Sohn des Lucas, angeführt werden sollen, welchen der Verfasser des Fihrist allen anderen wissenschaftlichen Schriftstellern an Bündigkeit des Styles und Gedrängtheit des Sinnes vorzieht (Cas. I. 420), als der Verfasser der Einleitung zur Geometrie in Gesprächform. Zwey andere Geometer, die Dr. Gräße aus Casirius hätte kennen können, sind Mohammed Ben Isa von Mahan, der über sechs und zwanzig Figuren des Euklides (I. 431) geschrieben; Sinan Ben Thabit (I. 438) und Mohammed B. Mebschim der Spanier (I. 433); das wichtigste geometrische Werk der Araber nach Euklides ist das Eschkjal et-tesis, d. i. die Figuren der Begründung, in Hadschi Chalfa (I. 322) aufgeführt mit dem Commentare des großen türkischen Mathematikers Kasisade Rumi *), dann unter dem Titel Tahrir, d. i. Beschreibung, in Hadschi Chalfa (II. 213) achtzehn geometrische Werke dieses Titels, deren berühmtestes das des großen Mathematikers, Arztes und Philosophen Naßireddin von Tus; dieser beyden erwähnt auch Taschköprisade als geometrischer Grundwerke, und nach ihm Hadschi Chalfa, aber keiner von beyden kennt das dritte, nämlich das Istikmal, d. i. die Vervollkommnung el-Mutemin's, des Sohnes Hud's, in zwölf Büchern, deren Inhalt im encyclopädischen Werke Ibn Said's (die wohlgeordneten Perlen) angegeben ist.

VI. Arithmetik.

Die Angabe Morhofs, daß Geber Ben Aphla der Erfinder der Algebra gewesen, wird nach den Quellen widerlegt: wer aber dieser Geber B. Aphla, der angebliche Verfasser der von Girardo aus Cremona übersetzten neun astronomischen Bücher gewesen, ist noch zu erörtern, denn die Geschichte arabischer Philosophen und Mathematiker kennt keinen Mathematiker dieses Namens, und wahrscheinlich ist damit der große Alchemiker Dschaber Ben Hajan gemeint, welchen auch Casirius (I. 424) als den Verfasser eines Werkes über das Astrolab aufführt. Auch hier wird der größte Arithmetiker, welchen Casirius anführt, Ebul Wefa el-Busdschani, gest. i. J. 328 (939), mit Stillschweigen übergangen; eben so der Spanier Mohammed B. Ektem von Seviglia, der Perser Mohammed B. Lara von Ißfahan und Sinan Ben el-Feth aus Harran (I. 437). Taschköprisade führt als eines der besten arithmetischen Werke das mit dem Diwane Ebu Ola's gleichnamige Soktes-send auf, und verweiset, so wie bey der Geometrie,

*) Gesch. des osman. Reichs I. 174 und 195.

auf das Schifa, d. i. die bisher ihrem Inhalte nach noch nicht näher bekannte philosophische Encyclopädie Avicena's. Außerdem führt das Fihrist ein Dutzend von Arithmetikern mit den Titeln ihrer Werke auf [1].

VII. Mechanik und Kriegswissenschaften.

Die Araber nennen die erste die Wissenschaft, die Lasten zu ziehen, und dieselbe befindet sich in Hadschi Chalfa (II. 589) mit einem Bezug auf das encyclopädische Werk Fachreddin Mohammed Rasi's: der Sammler der Wissenschaften (II. 560). Hieher gehören mehrere Werke Hasan Ben el-Heisem des Geometers, gest. 430, ein Werk Ebi Sehl's und Jahja Ibn Rustem el-Kuhi's. Die Kunde der Kriegsmaschinen sowohl als der pneumatischen haben die Araber als besondere Wissenschaften behandelt. Die berühmtesten arabischen Mechaniker waren Musa Ben Schakir und seine zwey Brüder, von welchen Casirius das Werk von den Maschinen und Automaten (I. 418) anführt. Endlich hätte des vorzüglichsten spanischen Mechanikers Jahja's von Malaga (bey Conde) [2]) Erwähnung geschehen sollen, dessen Meisterwerke Kjatib Ebubekr von Fehra in einem besonderen langen Gedichte besang, aus welchem Conde ein Bruchstück gegeben.

VIII. Baukunst.

Dr. Gräße führt hierüber ein einziges Werk aus Herbelot an; die encyclopädischen arabischen Schriftsteller nennen als den ersten architektonischen Schriftsteller den obenerwähnten großen Mathematiker Hasan Ben el-Heisem; es ist aber nicht klar, welches der von Casirius (I. 416) aufgeführten sechzig Werke hierunter gemeint sey. Ein zweytes architektonisches Werk ist die Wage der Erde von Kurdschi (Karchi?).

IX. Optik.

Der Verfasser sagt, daß el-Kindi's, Ibn Heisem's und Frabi's Werke hierüber verloren gegangen, und nur Alhazen's sieben optische Bücher in lateinischer Uebersetzung vorhanden seyen; aber dieser Alhazen ist eben kein anderer als Ibnol Heisem, wie aus des Verfassers eigener Angabe (S. 512) erhellt. Der Verfasser des Durren-nasim sagt,

---

[1]) Da der Verfasser die algebraischen Werke der Araber nach des Recensenten Angabe aus Ersch III. 207 nachgewiesen, hätte auch die Angabe der arithmetischen V. 310 citirt werden sollen.

[2]) Uebersetzung von Rutschmann I. 326 Alhaf Yahir.

daß Ibnol Heisems Optik aus sieben Büchern bestehe, die keine Abkürzung leiden, und führt überdieß noch das Werk Ali Ben Isa's des Wesirs, als eines mittlerer Größe, über diesen Gegenstand auf.

X. Astrologie.

Wir haben derselben schon oben unter der Astronomie erwähnt, und auch Dr. Gräße bezieht sich auf den astronomischen Abschnitt. Hadschi Chalfa führt unter diesem Artikel (I. 179) keine besonderen Werke auf, aber seine encyclopädische Quelle Taschköprisade und nach ihm Hafis Adschem in der Stadt der Wissenschaften nennen als die besten Compendien das Midschmelol-wußul des Astronomen Kjuschjar's und den kleinen Sammler Mohijeddin el-Maghrebi's; als die besten mittleren Werke, das Barii, d. i. das Vortreffliche, des Scheich Ali Ben Ebir Ridschal esch-Scheibani, ausführlich in Hadschi Chalfa (II. 4), und von den großen das Medschmu, d. i. die Sammlung Ibn Soreih's; die astrologischen Cyclen Ebu Maascher's (Apomazares), von Hadschi Chalfa (I. 227) aufgeführt; das Irschad, d. i. die Leitung des Scheich Ebir-Rihan Biruni, in Hadschi Chalfa (I. 258), und auch das Tefhim, d. i. die Verständigung, desselben; das Mewalid, d. i. die Naturreiche Chaßibi's; das Ahkjamet-tehawil, d. i. die Gebote der Uebertragungen, von Biruni; dann von Jahja Ebu Schukr el-Maghrilbi, von Emirbeg und Ahmed B. Abdol-Dschelil (nicht Gelid, wie S. 525 Dr. Gräße schreibt) es-Sindschari, die Kiranit, d. i. die Vereinigungen, von Basjar, und die Mesail, d. i. Fragen, von Kaßrani (Hadschi Chalfa I. 170).

XI. Musik.

Außer den sechs musikalischen Handschriften des Leydner Katalogs (Nr. 1060 — 1065) erwähnt der Verfasser aus Casirius nur eines einzigen Werkes, welches aber kein didactisches, wissenschaftliches, sondern bloß polemisches, und überdieß mit der ganz irrigen Schreibweise des Namens Cemaleddin Giaphar Ben Thaleb Aladphari, was Kemaleddin Dschaafer Ben Saaleb el-Edfuji oder Edfewi heißen sollte, indem er aus Edfu in Aegypten gebürtig *). Ka-

*) In Jomard's Namensverzeichniß ägyptischer Oerter S. 202 heißt der Ort irrig Edku, was eben so irrig als Adfa, wie Casirius das Wort ausspricht. Rec. befand sich selbst in diesem kleinen,

strius hat aber noch ein zweytes polemisches Werk über die Musik (Nr. 1530, p. 527) und ein halbes Dutzend der ältesten Werke der Araber über die Musik, von welchen, da sie die Denkmale der musikalischen Studien dieses Volkes in dieser Periode bezeugen, der Verfasser hätte Kenntniß nehmen können und sollen. De Laborde und Villoteau, die beyden europäischen Schriftsteller, welche über arabische Musik geschrieben, wissen nichts von der Literaturgeschichte der arabischen Musik; Mr. le Comte, der voriges Jahr einen Artikel über die Musik der Araber in der Gazette musicale (1839 Nr. 7 und 8) gegeben, weiß darüber auch nicht mehr, und von Hrn. Bottée de Toulmon's Nachforschungen in der königl. Bibliothek, auf die er sich bezieht, ist bisher nichts weiter kund geworden. Um nur bey einem einzigen Abschnitte zu zeigen, wie brach das Feld arabischer Literaturgeschichte noch liegt, wählt Rec. den Artikel Musik als den beschränktesten, um zu zeigen, wie derselbe in einer arabischen Literaturgeschichte in chronologischer Ordnung auszufüllen wäre.

Vor Allem wäre des indischen Werkes Baifor zu erwähnen, dessen Titel Frucht der Weisheit bedeuten soll, und welches, wie das Apologenwerk Kelile we dimne, aus Indien nach Persien gekommen (Cas. 427). Der erste arabische Schriftsteller über die Musik ist der Koloß encyclopädischer Gelehrsamkeit el-Kindi, gest. 248 (862), welcher allein sechs musikalische Werke hinterließ: 1) Ueber Composition; 2) über die Anordnung der Töne; 3) eine Anleitung zur Musik; 4) eine Abhandlung über den Rhythmus; 5) über die Musik-Instrumente; 6) über die Begleitung der Musik zu Gedichten *). Gleichzeitig mit el-Kindi schrieb der christliche Philosoph Kosta, der Sohn des Lucas: 7) ein Werk über die Musik (Cas. I. 420), und Kantun, der Musiker aus Babylon, 8) ein Werk über den musikalischen Rhythmus (Cas. I. 419). Der Schüler el-Kindi's, Ahmed Ben Mohammed B. Merwan es-Serchasi, der Arzt, der Philosoph, gest. 286 (899), hinterließ drey Werke über die Musik, das erste: 9) das große Buch der Musik in zwey Reden (Makalet); das zweyte: 10) das kleine Buch der Musik in funfzehn Abschnitten; das dritte: 11) Einleitung zur Wissenschaft der Musik. Musa

---

bey Rosette gelegenen Dorfe. Cemaleddin statt Kemaleddin ist gefehlt, weil man es für Dschemaleddin hält, was ein anderer Name als Kemaleddin; so hält man Thalab für Begehren, während es Saaleb, dessen gewöhnliche Aussprache sich noch in unserem Salep erhalten hat.

*) So sind die in Cas. I. 458 im arabischen Texte gegebenen Titel zu übersetzen, und nicht wie dieselben S. 354 übersetzt sind.

Ben Schakir und seine beyden Brüder waren eben so tüchtige Musiker als Mechaniker, sie hinterließen: 12) ein Buch über die Musik (Cas. I. 418); deßgleichen der große Philosoph Thabit Ben Korra, gest. 288 (900): 13) ein Buch der Musik (Cas. I. 387); endlich stand der große Philosoph Ebu Naßr Mohammed Ben Tarchan el-Farabi, gest. 339 (950), auf, welchen die Araber den zweyten Meister, d. i. Aristoteles den Zweyten, nennen (Cas. I. 192), und welcher die Theorie mit der Praxis verband; deßgleichen der große Philosoph Rasi (Rhazes), der in seiner Jugend Lautenschläger und Sänger gewesen, von dem aber kein musikalisches Werk bekannt. 14) Farabi's Einleitung zur Musik befindet sich noch auf mehreren Bibliotheken Konstantinopels und auf der Ambrosiana zu Mailand (Nr. 289). Avicenna, der große Arzt und Philosoph, behandelte nach ihm die Musik in seiner philosophischen Encyclopädie Schifa, d. i. die Heilung genannt. Ibnol Heisem, der große Arzt und Philosoph, gest. 430 (1038), schrieb 15) eine Abhandlung über die Einwirkungen musikalischer Melodien auf die thierischen Seelen[1]. 16) Die Abhandlung über die Musik von Ibneß-ßalt Ben Abdolasis el-Omewi, gest. 529 (1134). Mohammed Ben Ahmed Ben el-Haddad, gest. 561 (1165), hinterließ 17) ein Werk über die Musik (Cas. II. 73). Der größte Theoretiker der Musik zu Ende des siebenten Jahrhunderts der Hidschret war Safieddin Abdolmumin Ben Fachir el-Ormewi el-Bagdadi, sein für Scherefeddin Harun, den Sohn des großen mongolischen Wesirs Schemseddin verfaßtes 18) musikalisches Werk ist unter dem Namen der Scherefischen Abhandlung berühmt; dieselbe befindet sich aus der Rzewuskischen Sammlung (im Katalog derselben Nr. 164) auf der kais. Hofbibliothek. 19) Die Ergötzung der Könige und Vornehmen in den Kunden der Sängerinnen und der Musik von Ebilferedsch Ali Ben Hasan aus Ißfahan, gest. 721 (1321)[2]. Der als Schriftsteller berühmteste Wesir Spaniens Lisaneddin Ben el-Chatib, gest. 741 (1340), hinterließ ebenfalls 20) ein Werk über die Musik (Cas. II. 72). Der Chodscha Abdolkadir B. Isa von Meragha, dessen Sterbejahr unbekannt, ist der Verfasser dreyer musikalischer Werke, nämlich: 21) des Sammlers der Melodien[3]; 22) der Zwecke

---

1) Kisalet fi tesiratil-tohun el-musikijet fit-nofus il-haiwemijet.

2) Nuſhetol-kolub wel ajan fi aebbarid-dewachil el-Kajan fil-Musiki.

3) Dschamiol-elhan.

der Melodien in der Composition der Töne und Maße [1]; 23) der Schatz der Melodien in der Wissenschaft der musikalischen Cyclen [2]. Im selben Jahre mit Ibnol Chatib starb sein Landsmann Mohammed Ben Ahmed Ben Habr von Alpuxarra, Verfasser eines Werkes 24) über die Musik, dessen Titel Casirius (II. 80) mit de musica sacra übersetzt, während dasselbe Compendium über die vulgäre Melodie lautet [3]. 25) Die Vernichtung der Beschwerde und Mühe in der Erkenntniß des Zustandes des Gesanges [4], von Takijeddin Ahmed Ben Ali el-Makrisi, gest. 845 (1441), auf der Leydner Bibliothek (Nr. 1062). Das vollständigste und berühmteste neuere Werk über die Musik ist 26) das Fethijet von Mohammed Ben Abdolmedschid aus Ladakia, gest. 848 (1444), aus einer Einleitung und zwey Theilen bestehend, deren erster von der Composition, der zweyte vom Rhythmus handelt, Sultan Bajesid II. gewidmet. 27) Die Abhandlung über den Rhythmus Ibnol-Wefa Dschuschdschani's, deren de Laborde (S. 162) erwähnt. 28) Der Ausbund der Cyclen in den Begehren der Geheimnisse [5], eine persische Abhandlung von Musa Rustem Ben Seijar, Sohn Mohammed's Ben Salar's, verfaßt i. J. 858 (1458). 29) Das Buch der Melodien [6], von Ebubekr Ahmed Ben el-Hasan, dann unter dem Namen Ibn Derîje dem Lexicographen. 30) Eine persische Abhandlung über die Musik, auf der Leydner Bibliothek (Nr 1064). 31) Ebenda (Nr. 1060) eine Abhandlung über die Musik. 32) Ebenda (Nr. 1065) das Buch der Cyclen. 33) Eine arabische Abhandlung über die Musik, mit einem Gedichte über denselben Gegenstand, auf der Bibliothek zu Gotha (Nr. 36). Ebenda 34) eine Abhandlung über die Musik vom Derwisch Kadri Asker el-Halebi. 35) Das von Herbelot und Uri aufgeführte musikalische Werk Osaidawi's auf der k. Bibliothek zu Paris (Nr. 1214) und auf der Bodlejanischen (N. 42). 36) Die von Villoteau [7]) aus Aegypten zurückgebrachte und in seinem Werke über die ägyptische Musik benützte Abhandlung.

[1]) Makafsidol-elhan.

[2]) Kensol-elhan fi ilmil-edwar.

[3]) El-mochtafsar fi lahnil aamet.

[4]) China heißt eigentlich cantus nicht musica, wie es im Hadschi Chalfa (I. 260) nach Freytag III. 300 übersetzt worden.

[5]) Chulafsatol-edwar fi mathalibil-esrar.

[6]) Kitabol-melahin.

[7]) In seiner Abhandlung de l'état actuel de l'art musical en Egypte, p. 613, in der Note.

37) Die oben erwähnte indische Abhandlung Miafor. Außer diesen besonderen, über die Musik erschienenen, Werken wird dieselbe noch mehr oder minder ausführlich in mehreren encyclopädischen Werken behandelt, und zwar zuerst sehr ausführlich in den Verhandlungen der ältesten Akademie der Wissenschaften, nämlich: 38) in den Abhandlungen der Brüder der Reinheit die fünfte über die Musik; diese Abhandlung befindet sich in der vollständigen Sammlung dieser ein und funfzig Abhandlungen auf der kais. Hofbibliothek, mit neun anderen desselben auf der Bibliothek zu Gotha (67. B.); 39) sehr ausführlich in der persischen Encyclopädie Mahmud Schirasi's, gest. 716 (1315)[1], in einer Vorrede und fünf Büchern; 40) in der persischen Encyclopädie Mahmud's aus Amul, der ums J. 750 (1349) schrieb[2], in fünf Hauptstücken; 41) in dem encyclopädischen Werke Ibn Said el-Anßari's, gest. 794 (1391)[3]; 42) in der persischen Uebersetzung des Adschaibol Machlukat[4]; 43) die in den Fundgruben des Orients übersetzte Abhandlung Ibn Chaldun's; 44) in der Encyclopädie Fenari's, gest. 859 (1455)[5]; 45) in der großen Encyclopädie Taschköprisade's[6]; 46) in dem Werke Hafif Adschem's[7]. Nach diesen, die Theorie und Praxis der Musik behandelnden Werken und Abhandlungen sind noch die Werke zu erwähnen, welche die Musik bloß aus dem Gesichtspunkte des Gesetzes betrachten, ob sie erlaubt oder nicht, nämlich 47) nebst dem oben erwähnten Edsewi's (Cas. I. 483) noch 48) die von Casirius (I. 527, Nr. 1530) aufgeführte Apologie der Musik, und zwey andere von Hadschi Chalfa aufgeführte, nämlich: 49) Das Buch des Gesangs und des Nichterlaubtseyns desselben, vom Richter Ebuttaib Ahmed Ben Abdallah et-Taberi[8]; 50) die Abhandlung Birgeli's über den Gesang, die Achtung desselben, und die Nothwendigkeit, den Kanzelredner anzuhören[9].

---

1) LXXXVIII. Bd. dieser Jahrb. Anzeigeblatt S. 19.

2) LXI. Bd. dieser Jahrb. Anzeigebl. S. 7.

3) Ebenda S. 10.

4) LXVI. Bd. dieser Jahrb. Anzeigebl. S. 50.

5) LXI. Bd. dieser Jahrb. Anzeigebl. S. 13.

6) Ebenda S. 19, Nr. 130.

7) LXXXVIII. Bd. dieser Jahrb. Anzeigebl. S. 14, Nr. 129.

8) Kitabol-ghana we tahrimihi.

9) Risalet fit-taghanni we hurmetibi we wudschub istimaailchatib.

XII. Naturgeschichte.

Hier gehen bey Dr. Gräße die Araber ganz und gar leer aus, wiewohl wenigstens die beyden, durch Auszüge Chezy's und des Rec.'en bekannten Adschaibol Machlukat Kaswini's und des älteren Ahmed's von Tus zu erwähnen gewesen wären.

XIII. Oekonomie.

Der Verfasser verweist mit Recht auf das von Casirius (I. 323) gegebene Verzeichniß der arabischen Schriftsteller über Ackerbau, hätte aber nebst Ibnol-Awwam wenigstens den Ibnol-Wahschije als den ältesten Verfasser über den nabuthäischen Feldbau nennen sollen. Der Name Eldamuri ist zuerst ein Druckfehler statt Aldainuraeus, wie denselben Casirius genannt; dieses ist aber auch irrige Aussprache statt ed-Deineweri, indem derselbe aus der Stadt Deinewer gebürtig, vom Verf. selbst (S. 768) Dainaweri geschrieben.

XIV. Chemie und XV. Alchemie.

Da die Araber für diese beyden Wissenschaften nur den gemeinschaftlichen Namen Al-Kimia haben, so werden dieselben hier zusammengenommen. Der erste Chemiker der Araber war aber keineswegs Dschaber Ben Hajan, gest. 148 (765), sondern Chalid B. Jesid B. Moawije, gest. 82 (701), der erste der Beni Omeije, welcher medizinische, astronomische und chemische Bücher übersetzen ließ. Von einem zweyten Dschaber, welchen Schmieder als einen Sohn des ersten annimmt, weiß die arabische Literaturgeschichte nichts; nach demselben führt das Fihrist nur den Aegypter, den Arzt Rasi, den Ibn Wahschijet und ein Dutzend anderer Alchemiker auf.

XVI. Arzneykunde.

Der Verfasser führt sechzehn große Aerzte nach Reiske, Sprengel und Abulferadsch auf, aber auch hier fehlt die chronologische Ordnung, und vorzüglich hätten die Familien, in welchen die Arzneywissenschaft von dem Vater auf den Sohn forterbte, besser herausgehoben werden sollen. Der erste und älteste arabische Arzt ist sicher Haris Ben Kelde (beym Verfasser Hareth Ebn Kaldath), welcher gleichzeitig mit Mohammed starb, und dessen Sohn Nadhar nicht minder als Arzt berühmt. Die erste vom Verfasser nicht gehörig herausgehobene Familie großer Aerzte ist die Bachtjeschuu, deren erster, Dschordschis, der Arzt Manßur's, ums J. 148 (765) lebte; 2) Bachtjeschuu, auf arabisch Abdol Mesih, gleich-

zeitig mit Daud, dem Sohne Serapion's; 3) dessen Sohn Gabriel, dem Chalifen Harun i. J. 175 (791), als Dschafer erkrankte, empfohlen; Gabriel empfahl auf seinem Todbette seinen Sohn 4) Bachtjeschun II. dem Chalifen Mamun; 5) Obeidollah, der Sohn Bachtjeschun's II., war der Arzt des Chalifen Moktedir; sein Sohn 6) Gabriel II. Hofarzt Moiseddewlet's und Adhaddewlet's, der Herrscher der Familie Buje, starb i. J 396 (1005); 7) Obeidollah II., der Sohn Gabriel's II., des Namens seiner Väter werth, Verfasser zahlreicher medizinischer Werke. Diese erste und berühmteste Familie wird nur S. 550 im Vorbeygehen als die nestorianische Familie Baktischwah angeführt, welche seit 772 am Hofe. Dschordschis ward aber schon i. J. 148 (765) von Mansur aus dem Spitale von Dschindschabur, dem er als Direktor vorstand, nach Hof berufen. Eben so unrichtig ist die Angabe, daß sie nichts Schriftliches hinterlassen, indem Ibn Oßaibije die zahlreichen Werke derselben anführt. Die zweyte Familie ist die der Taifuri; Abdallah Taifuri mit seinen beyden Söhnen waren die Hofärzte der Chalifen Mehdi, Hadi und Harun [1]); die dritte Familie die der beyden Honein [2]); die vierte Familie die Sabit Ben Korras, gest. 288 (902), dessen Enkel (Sabit, der Sohn Sinán's, des Sohnes Sabit's) in die Fußstapfen seines Großvaters trat, und dessen Sohn Ebu Said Sinan der Hofarzt und Astronom der Chalifen Moktedir und Radhibillah [3]); die fünfte Familie die der beyden Ebresch, d. i. Scheckigen, welche die Aerzte der Chalifen Motewekkil und Moteaaf; die sechste Familie die der beyden Serapion, vom Verfasser unter Nr. 2 und 13 aufgeführt; die siebente Familie die der Meseweih, vom Verfasser unter Nr. 3 und 14 aufgeführt. Nach dieser Hervorhebung ärztlicher Familien geschähe die Anordnung der übrigen Aerzte wohl am besten auf dem von Ebu Oßaibije befolgten Wege, welcher die indischen, persischen und arabischen Aerzte unter besonderen Abtheilungen aufführt, und diese letzten wieder nach den Landschaften Iraks, Syriens, Aegyptens und Maghribs untertheilt. Die Juden bilden bey ihm keine besondere Abtheilung, weil sie damals keine Nation mehr. Diese Bemerkung macht auch Dr. Gräße selbst Eingangs des denselben gewidmeten Abschnittes, führt aber dann dennoch den Jakub Suleiman Israeli auf; da dieser aber arabisch schrieb, so gehört er eben so wenig hieher, als andere Juden, welche

[1]) Abulferadsch S. 273.

[2]) Casirius I. 288.

[3]) Derselbe I. 386.

große Aerzte waren, und arabisch schrieben; zwey der größten derselben sind die von Ebu Oßaibije unter den ägyptischen Aerzten aufgeführten Selamet Ben Rahmun und dessen Sohn Mobarek; dann Efranim Ben er-Refan, der eine Bibliothek von nicht weniger als zehntausend Bänden dem Emirol Dschojusch (Oberstfeldherr) Efdhal verkaufte, dann von neuem sammelte, und bey seinem Tode eine andere von zwanzigtausend Bänden hinterließ [1]). Statt der Juden, die arabisch schrieben, hätten die Inder einen besonderen Abschnitt verdient. Unter den Persern hätte vor allen der Arzt Bersuje hervorgehoben werden sollen, welcher, von Nuschirwan nach Indien gesandt, das Kelile we dimne und Werke des großen indischen Arztes und Astronomen Kenke mitgebracht [2]). In die Fußstapfen Bersuje's trat Ali B. Sein aus Taberistan, der Lehrer Rasi's, welcher aber auch von Religion ein Jude, zum Islam bekehrt ward, und der große Arzt Ibn Menduje (arabisirt Mendeweih), der Hofarzt mehrerer persischer Könige, Verfasser eines halben Hunderts medizinischer Werke, welche Ebu Oßaibije mit ihren Titeln aufführt. Unter den christlichen Aerzten, welche unter den Beni Ommeije ihre Kunst ausübten, hätte Tejesuk (Theodocius), gest. 90 (708), der Arzt des tyrannischen Statthalters Hidschadsch [3]), eine besondere Stelle verdient. Zwey andere Aerzte Moawije's, Ibn Thak und Isa Ben Hakem, deren Biographien Ebu Oßaibije gibt, konnte der Verfasser eben so wenig, als die anderen von diesem aufgeführten großen Aerzte kennen, von denen in Abulferadsch und anderen bisher bekannten Quellen keine Spur; hingegen hätten aus Casirius, außer Sehrabi, noch andere spanische große Aerzte angeführt werden können, deren größter Suleiman Ben Dscholdschol (Cas. I. 13-), Verfasser einer Geschichte der spanischen Aerzte, wie Ebu Mohammed Ali; Ibn Dscholdschol erzählt (bey Ebu Oßaibije), daß zur Zeit Naßir Abderrahman's III. eine Gesandtschaft des Kaisers Romanus II. i. J. 337 (948) nach Andalus gekommen, welche unter anderen Geschenken das Werk des Dioskorides und die Geschichte des Heroschis (Berosus?), jene griechisch, diese

1) Diese Bibliotheken, so wie die Ben Hajans Alruschi, gest. 484, dessen Erben bey seinem Tode hundert vierzig Säcke mit Büchern füllten (Cas. II. 138), und andere von Casirius erwähnte spanische sind dem Sammlerfleiße Hrn Quatremere's in seinem Mémoire sur le goût des livres chez les Orientaux (Journ. asiat. Tom. VI. 3me série) entgangen.

2) Bey Cas. I. 127 durch falsche Leseweise Katka.

3) Abulferad p. 128 und 200.

... in Spanien Niemand befand, ... verstand, sandte Romanus drey ... Niketas: von allen Seiten war das ... in Spanien rege, man wünschte all... Des Dioskorides, besonders der jü... Ben Beschruth, welcher der erste zu ... nach Angabe der griechischen Quellen ver... und dem Mönche Niketas vereinigten sich meh... Uebersetzung der Namen des Dioskorides, bis ... Dscholdschol seine verbesserte und berichtigte ... des Dioskorides i. J. 372 (982) zu Cordova unter ... Regierung Hischam's II., des Sohnes Hakem's II., heraus... Ibn Dscholdschol ist als Biographe der Aerzte der ... Ibnol Kofti's und Ebu Oßaibije's. Wie Rha... und Avicenna die beyden größten persischen Aerzte und Philosophen zu Beginn und Ende des vierten Jahrhunderts der Hidschret, so in Aegypten der Zeitgenosse des letzten, der große Arzt Ibnol Heisem, gest. 430 (1038), welchen der Verfasser (S. 525) nur als Mathematiker kennt, der aber ein umfassender philosophischer Kopf, über alle Zweige der mathematischen, physischen, metaphysischen und medizinischen Wissenschaften schrieb: in dem von Oßaibije gegebenen Verzeichnisse seiner Werke sind achtzig mathematische, vier und vierzig logische und metaphysische, vier und funfzig medizinische und noch zwanzig andere, nach dem Jahre 417 geschriebene Werke, also in Allem zwey Centurien von Werken mit ihren Titeln aufgeführt, von denen die europäische Literaturgeschichte also bisher nur die einzige, durch Sedillot namhaft gemachte geometrische Abhandlung kennt: welche reiche Lese für einen künftigen Bebauer des Feldes arabischer Literaturgeschichte!

XVII. Rechtsgelehrsamkeit.

Hier ist die schon oben gerügte Lücke, und die Abwesenheit aller Namen großer Imame und Rechtsgelehrten so fühlbarer, je leichter dieselbe, nicht eben aus den angeführten Schriften (aus dem Werke Mouradjea's, der Bibliotheca rabbinica et arabica Hommel's und dem Memoire Stahl's: Sur la législation arabe), wohl aber aus Herbelot und Casirius, mit den Grundwerken und der Notiz ihrer Verfasser chronologisch auszufüllen gewesen wäre. Es hätte vor Allem der beyden Ab...

*) Dieß ist nach allem Anscheine die im Casirius unter Nr. 840 von ungenanntem Verfasser aufgeführte Uebersetzung des Dioskorides I. 283.

theilungen, in welche die moslimische Jurisprudenz zerfällt, nämlich die der Grundwissenschaft der Rechtsgelehrsamkeit und der Rechtsgelehrsamkeit selbst erwähnt werden sollen; die erste heißt Ilm ußulel-fikh, und ist im Hadschi Chalfa (Flügel p. 331—334) mit den Hauptwerken ausführlich genug behandelt; die zweyte heißt Ilmol-fikh [1]. In der ersten sind die großen Metaphysiker und Dogmatiker Ghasali, Naßireddin von Tus, Adhadeddin el-Idschi, der Richter Ormewi, Seifeddin Amidi, Besdewi, Serchasi, Nesefi, Chabbasi, Ssadresch-scheriat, Teftasani, Achistegi, Fenari und Molla Chosrew die Reigenführer; in der zweyten, d. i. der praktischen Rechtsgelehrsamkeit stehen, nach den vier Imamen Ritusgründern, die beyden Imame Ebu Jusuf, gest. 182 (798), und Mohammed esch-Scheibani, gest 189 (804), oben an, welche mit den sechs Imamen der Ueberlieferung und den vier Imamen Ritusgründern die zwölf Kirchenväter des Islams; doch führen den Ehrentitel Imam vorzugsweise noch andere große Theologen und Juristen der beyden Ritus Hanefi und Schafii, welche die ausgebreitetste Literatur besitzen, während die der beyden anderen Ritus Maliki und Hanbeli nicht erwähnenswerth; die Hanefi schließen sich in der Dogmatik den Jüngern Materidi's, die Schafii den Jüngern Eschaari's an. Solcher Imame der zweyten Größe sind sieben, nämlich: Darkotni, gest. 336 (947); Ibn Bei von Nischabur, gest. 321 (933); Abdolghani Ben Said el-Esedi, gest. 409 (1018); Ebu Naim Ißfahani, gest. 334 (945); Ebu Amru Ibn Abdol Birr, gest. 403 (1012); Ebubekr Ahmed Beihaki, gest. 458 (1065); Ahmed Ben Ali, der Redner von Bagdad, gest. 463 (1070) [2]. Nach ihnen sind die Imame dritter Größe in der Rechtsgelehrsamkeit die beyden Imame Verfasser eines Mochtaßar, d. i. Compendiums der Rechtsgelehrsamkeit, der eine Tahawi, gest. 321 (933), und der andere Kuduri, gest. 362 (972); endlich der große Imam Burhaneddin el-Morghainani, gest. 593 (1196), Ver-

[1]) Da Hadschi Chalfa mit so vielen Ilm gedruckt vorliegt, ist es unverzeihlich, daß der Verfasser noch Alm Al Fekah statt Ilmol-fikh schreibt; selbst Herbelot schreibt, nach der ägyptischen Aussprache, in der das I oft wie E lautet (wie in der sächsischen des Volkes Perna statt Pirna), Elm aber nicht Alm, und Fekh statt Fikh, aber nicht Fekah.

[2]) Diese sieben Imame sind in der zu Konstantinopel gedruckten Universalgeschichte: Das Rosenbeet der Kenntnisse, S. 191 zusammengestellt.

fasser des Hidajet, d. i. der Leitung, dessen Lichtkern einen Schweif erläuternder glossirender Werke nach sich zog, deren Verfasser auch in den Titeln ihrer Werke den des Hidajet (den ihren darauf reimend) nachzuahmen sich bemühten. Das Bedajet (der Anfang) und das Kifajet (das Hinlängliche) rühren von Morghainani selbst her; dann folgten das Riwajet (die Erzählung), das Nihajet (das Ende), das Inajet (die Gnade), das Dirajet (die Einsicht) u. s. w. Die gewichtigsten das Ghajet (der Zweck) Elkami's, gest. 685 (1286); das Wikajet (die Bewahrung) Ssadresch-scheriaat's und das Nikajet (der Ausbund) Tadschesch-scheriaat's*). Nach Morghainani sind die größten Rechtsgelehrten Hanefiten Ssaghani; Kjaschani; Kasichan, gest. 536 (1140); Ebul Berekjat Abdallah, gest. 710 (1310), der Verfasser des Kens (Schatz); Molla Chosrew, gest 805 (1480), der Verfasser des Durrer und Ghurrer, und endlich Ibrahim aus Haleb, der Verfasser des Multeka, nach welchem Mouradjea d'Ohsson sein Werk bearbeitete; den letzten ausgenommen, welcher im sechzehnten Jahrhundert lebte, gehören alle anderen in diese Periode. Auch in den vorhergehenden Abschnitten sind die Philosophen und Aerzte keineswegs bis zum Untergange des byzantinischen Kaiserthums heruntergeführt, sondern enden schon mit dem sechsten Jahrhundert der Hidschret, und also vierthalbhundert Jahre zu früh. In der arabischen Encyclopädie wird unmittelbar an die Rechtsgelehrten des Ritus Hanefi die berühmte Familie der mystischen Scheiche, deren größter Dschelaleddin, der Verfasser des Mesnewi, angereiht, welche aber eigentlich der Mystik angehören, für welche der Verfasser keinen besonderen Abschnitt hat. Die größten der schafiitischen Rechtsgelehrten, welche die zweyte Abtheilung bilden, sind der Imam Ebu Ibrahim el-Moseni, gest. 264 (877), Verfasser eines großen und kleinen Sammlers; der Imam Jusuf Ibn Jahja Boweithi, gest. 231 (844); der Geschichtschreiber Thaberi, gest. 310 (922); Ibrahim Ben Mohammed el-Isferaini, gest. 418 (1027); Ebu Saad el-Koscheiri, gest. 490 (1096), nicht der Verfasser der berühmten mystischen Abhandlung, welcher i. J. 376 (986) gestor-

*) Das Hidajet und Wikajet sind in der Staatsverfassung des osmanischen Reichs (I. 6, 7) aufgeführt, und umständlicher in der Note zu Nr. 76 des Katalogs der Handschriften der Ambrosiana (in der Bibliotheca italiana Bd. XCIII, wo aber Mesud und sein Sohn Ssadresch-scheriaat als Nachkommen Mahmud's Burhanesch-scheriaats auf die falsche Columne gesetzt sind, indem dieselben Nachkommen Omer Tadschesch-scheriaats I.

ben, ebenfalls ein Schafiite; dann der Imam der beyden Hareme, gest. 419 (1028); Mawerdi, gest. 450 (1058); Mohammed B. Ali von Schiras, gest. 476 (1083); Ibneßßabbagh, der Verfasser des Schamil und Kjamil, d. i. des Umfassenden und Vollkommenen, gest. 429 (1037); der Koloß philosophischer und theologischer Gelehrsamkeit, der Imam Ghasali, gest 505 (1111); endlich Ben Scherif en-Newewi, gest. 676 (1277), der Schlußstein der großen Schafiiten, der Verfasser des von Wüstenfeld bekannt gemachten Tehsib ol-esma, d. i. die Läuterung der Namen, welches die Namen der fünf berühmtesten Werke der Schafiiten erläutert, nämlich: des Compendiums Moseni's; des Tenbih (Ermahnung) Ibrahim Ben Ali's von Schiras; des Wasith und Wedschif, d. i. des Weitläufigen und Bündigen Ghasali's, und des Raudhat, d i des Gartens Newewi's selbst. Der Verfasser hätte wenigstens von diesen fünf Grundwerken schafiitischer Rechtsgelehrsamkeit Kunde nehmen können, da dieselben bey Gelegenheit der Anzeige von Wüstenfeld's Liber concinnitatis nominum in diesen Jahrbüchern besprochen worden sind [1]).

XVIII. Geschichte.

Da dem Verfasser die Chilias arabischer Geschichtschreiber (nebst ein Paar Hundert persischer und türkischer) aus Hadschi Chalfa's bibliographischem Wörterbuche bekannt, in welchem dieselben unter dem Artikel Tarich aufgeführt sind, da er auch auf alle Schriften von Orientalisten hinweiset, welche die größten Geschichtschreiber des Orients, wenn nicht dem Inhalte, doch wenigstens dem Namen nach, zur Kenntniß Europas gebracht haben, so kann Rec. nur bedauern, daß sich der Verfasser bloß auf die Nennung von einigen zwanzig Namen beschränkt hat, welche (einige abgerechnet) keineswegs die größten, und deren Reihe auch keineswegs bis zu dem Ende der von dem Verfasser aufgestellten Periode, d. i. bis zur Eroberung Konstantinopels, herunterreicht, sondern mit der unbedeutenden Chronik Ibner-Rahib's (nicht Ebnarraheb) oder vielmehr mit Ibn Hajau's Biographien der Gefährten [2]) des

---

1) LXXVI. Bd. S 226.

2) Die Gefährten des Propheten heißen Aßhab und nicht Sabi, wie S. 772. Siehe Herbelot unter Aßhab. Sechs Zeilen weiter wird durch Druckfehler das Jahr d. H. 681 als 1239 statt 1282 angesetzt; auf der vorhergehenden Seite soll die Perlenschnur Rasm und nicht Nahdem lauten. Ganz irrig ist die Vermuthung, daß Ibn Miskeweih derselbe mit Musabihi sey. Siehe Flügel's Hadschi Chalfa Nr. 2201 und 2430.

Propheten in der Hälfte des fünften Jahrhunderts der Hidschret und also schon im eilften Jahrhundert christlicher Zeitrechnung statt im funfzehnten aufhört. In Bezug auf das Steigen und Fallen der arabischen Literatur ist die Epoche der Eroberung Konstantinopels freylich kein so bedeutender und entscheidender Zeitabschnitt, als für die europäische Literatur, denn in der Geschichte arabischer Literatur entspricht der Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen die Bagdads durch die Tataren, bey welcher die Bibliotheken der Chalifenstadt aufflammten oder im Tigris untergingen. Diese Bemerkung könnte auch auf die Literaturgeschichten anderer Völker angewendet werden; der Verfasser konnte, um die Einheit seiner für das Ganze sehr zweckmäßigen Zeiteintheilung nicht zu stören, auf die passenderen Zeitabschnitte bey einzelnen Völkern keine Rücksicht nehmen, aber er hätte der für die Geschichte der arabischen Literatur so entscheidenden Eroberung und Verheerung Bagdads doch unter dem vorliegenden Abschnitte der Geschichte erwähnen sollen. In diese Periode gehört auch die von Hadschi Chalfa nicht gekannte kostbare alte Geschichte, das Mudschmelet-tewarich aus dem sechsten Jahrhundert der Hidschret, von dessen Inhalt Hr. Quatremère jüngst in dem Journal asiatique Kunde gegeben [1]). Unter den Hülfswissenschaften der Geschichte wird zuerst ganz uneigentlich die Literaturgeschichte aufgeführt, welche keine Hülfswissenschaft, sondern nur ein Zweig der Geschichte, wie die Biographik, welche ganz und gar leer ausgeht, wiewohl die vorzüglichsten Biographen der Araber leicht nach der in diesen Jahrbüchern [2]) gegebenen Notiz hätten zusammengestellt werden können. Der Verfasser führt die älteste Literaturgeschichte das Fihrist [3]) an, dessen Titel durch Druckfehler mit dem Namen des Verfassers verwechselt worden [4]). Die Geschichte hätte eigentlich nach ihrem natürlichen Fachwerke, der allgemeinen und besonderen, die letzte nach den Rubriken der Geschichte einzelner Völker, Secten, Länder oder Städte, und

---

[1]) Troisième série, T. VII. p. 246.

[2]) LXIX. Bd. S. 8.

[3]) Fihrist heißt Verzeichniß; Casirius erwähnt sowohl dieser ältesten Literaturgeschichte und ihres Verfassers Ishak B Mohammed en-Nedim nach Ibnol Kofti I. p. 420, als auch noch zweyer anderer Werke dieses Titels, das eine II. p. 71. Nr. 1667, das andere S. 80 als Bibliotheca orientalis (im arabischen Texte) aber als das große, alle Morgenländer umfassende Fihrist.

[4]) Da der Verfasser dem Recensenten hierüber eine eigene Berichtigung zugesandt, so wird davon weiter unten noch einmal die Rede seyn.

der Geschichte einzelner Menschen oder ganzer Klassen eingetheilt werden sollen. Es wäre leicht gewesen, aus dem Artikel Tarich in Hadschi Chalfa die Namen der Städte, welche des Vortheils eigener Geschichtschreiber genießen, aufzuführen*). Etwas mehr Mühe hätte es gekostet, die Biographien aus Hadschi Chalfa's Wörterbuche zweckmäßig zu klassifiziren. Die biographischen Werke der Araber zerfallen zuerst in allgemeine und besondere, diese letzten wieder in solche, welche die Klassen der Männer einzelner Wissenschaften oder Länder oder Städte umfassen, und in Monographien, d. i. Biographien einzelner Männer. Die allgemeinen biographischen Werke enthalten die Biographien berühmter Männer aller Art, seyen es nun Chalifen oder Könige, Wesire oder Emire, Imame oder Richter, Gelehrte des Gesetzes oder andere. Die spezielle Biographie zerfällt wieder in zwey Unterabtheilungen: erstens in die Biographien der berühmten Männer einzelner Landschaften und Städte, deren Quellen die besondere Geschichte dieser Länder und Städte; zweytens in die Klassen je nach dem Stande, Berufe und der Beschäftigung, wie Könige, Wesire, Emire, Richter, Imame, Scheiche und Gelehrte. Das bibliographische Wörterbuch Hadschi Chalfa's enthält nicht weniger als vierzig solcher Klassen, wovon drey Viertel bloß der Literaturgeschichte angehören. Diese vierzig Todtenkammern arabischer Nekrologie oder Biographik sind: 1) Die Klassen der Propheten; 2) der Heiligen; 3) der frommen Männer (Ssuleha); 4) der Gefährten des Propheten (Aßhab); 5) ihrer Nachfolger (Tabiin); 6) der Einsiedler (Suhad); 7) der Chalifen; 8) der Könige; 9) der Wesire; 10) der Frauen. Die folgenden dreyßig gehören rein der Literaturgeschichte an: 11) Die Klasse der Gelehrten überhaupt (Ulema); 12) der Schriftsteller überhaupt (Moßannifin); 13) der Schönschreiber (Chattatin); 14) der Sekretäre (Kjuttab); 15) der Lexikographen (Laghwijin); 16) der Grammatiker;

*) Diese sind die Geschichten von Abiwerd, Adrianopel, Aserbeidschan, Arran, Arbil, Astrabad, Alexandrien, Eswan (Syene), Ißfahan, Afrikije, Andalus, Antiochien, Ahwas, Bedschabe, Bochara, Balch, Belensie (Valencia), Baßra, Beihak, Bagdad, Tekrit, Dschesiret, Dschordschan, Haleb, Hama, Harran, Hidschas, Himß, Chorasan, Chuaresm, Demeschk, Deinewer, Rakka, Sebid, Sebte (Ceuta), Sind, Scham (Syrien), Samarkand, Schiras, Ssafed, Taberistan, Irak, Fes, Granada, Kairewan, Kuds (Jerusalem), Cordova, Kaswin, Konstantinopel, Kanesrin, Kufa, Masenderan, Malaga, Medine, Medinet, Mekka, Meragha, Merw, Mißr (Aegypten und Kairo), Moßul, Miafarakuin, Maghrib, Nesa, Nesef, Nisabur, Wasith, Herat, Hamadan, Jemen.

17) der Philologen oder Literatoren (Udeba); 18) der Rhetoriker (Bejanin); 19) der Geschichtschreiber; 20) der Dichter; 21) der Philosophen; 22) der Astronomen; 23) der Aerzte; 24) der Metaphysiker Dogmatiker, d. i. Scholastiker (Motekellimin); 25) der Grundwissenschaftslehre (Ußulin); 26) der Imame; 27) der Richter; 28) der Rechtsgelehrten (Fukaha, Plural von Fakih) überhaupt, ohne Bezug auf den Ritus; 29) der Hanefiten; 30) der Schafiiten; 31) der Malikiten; 32) der Hanbeliten; 33) Schismatiker (Motesele); 34) der Koransleser (Korain); 35) der Koranskommentatoren (Mofessirin); 36) Hafife, d. i. der den Koran auswendig Wissenden; 37) der Ueberlieferer (Mohadisin); 38) der Bürgen der Ueberlieferung (Rowatol-hadis); 39) der Ssofis; 40) der Traumausleger (Moaabbirin). Nach diesem in Hadschi Chalfa gegebenen Schema wäre in einer arabischen Literaturgeschichte die Biographik auszufüllen.

XIX. Geographie.

Der Verfasser weiset aus Casirius, als den ältesten geographischen Schriftsteller der Araber, den Samah Ben Melik el-Chulani, gest. i. J. 103 (721), nach, und citirt Casirius I. 137; dieß ist zuerst ein Druckfehler statt II. 137, wo dieser Samah wirklich vorkömmt, aber kein Wort von der von ihm verfaßten topographischen Beschreibung Spaniens, und im Register von Casirius findet sich keine andere Citation als die obige, welche auch bey Frähn in der Einleitung zu Ibn Foßlan irrig I statt II lautet; die wahren Quellen, Cardonne und Coude, hat der Verfasser nicht angegeben. Hierauf gibt er die arabischen Reisebeschreiber an, deren ältester, Ibn Moslim Horrami, schon i. J. 231 (845), aus der griechischen Gefangenschaft befreyt, eine Beschreibung Griechenlands und der angränzenden Länder verfaßte. Die Angabe, daß Ibn Haukal zwischen 931 und 960 der christlichen Zeitrechnung Asien, Europa und Afrika bereiste, ist in so weit eine irrige, als er noch i. J. 378 (988) im westlichen Afrika reiste, denn im Moschterik Jakut's werden unter dem Artikel Baßra bey dem zweyten Baßra, nämlich bey dem im westlichen Afrika in der Nähe von Sus el-Aksa seine Worte angeführt: »Ibn Haukal sagt: Ich sah diese Stadt i. J. 378 (988) schon verwüstet.« Da der Verfasser die Erwähnung der Reisebeschreiber der der großen Geographen wie Idrisi (welcher ganz mit Stillschweigen übergangen ist) vorgezogen, so hätte er doch weder den großen Geographen Jakut, welcher ein eben so großer Reisender als Geographe, und Ibn Batuta eben so wenig, als



Ali Ibn es-Saih, d. i. Ali den Reisenden, den Verfasser des von Frähn (VII) besonders erwähnten Werkes: der Andeutungen zur Kenntniß der Wallfahrten, unerwähnt lassen sollen. Idrisi schrieb sein großes Werk i. J. 448 (1053), Jakut starb i. J. 626 (1228), und Ibn es-Saih i. J. 611 (1214); dem letzten gibt Ibn Challikjan das Zeugniß, daß er einer der größten Reisenden, Land und Meer, Berge und Thäler durchzog, nichts unerforscht ließ, überall seinen Namen aufschrieb. Der Verfasser hätte am besten gethan, sich hier an den in dem LXXXIV. Bande dieser Jahrbücher (S. 160 u. f.) gegebenen Leitfaden arabischer Geographie zu halten, wo auch sowohl die Frage über das Sterbejahr Ibn Haukal's, als über den Pseudo-Haukal Ouseley's nach Rawlinson's Angaben gehörig erörtert, und die Aufmerksamkeit sowohl auf den großen arabischen Reisenden Ali es-Saih, als auf den großen persischen Geographen Ebu Rihan Biruni geleitet worden.

XX. Philologie.

Der Verfasser theilt dieselbe in zwey Fächer, erstens Grammatik und Lexikographie, zweytens klassische Studien, was wohl für die Griechen und Lateiner, aber keineswegs für die Araber paßt, welche keine klassischen Studien in unserem Sinne des Wortes haben; es wäre daher gerathener gewesen, für die Araber die Eintheilung der arabischen Encyclopädik beyzubehalten, und statt der klassischen Studien die Rhetorik, Epistolographik, Anthologik u. s. w. aufzuführen. Da Sojuti in seinen Klassen der Lexikographen und Grammatiker deren nicht weniger als ein Paar Tausend aufführt, von denen wenigstens siebenhundert durch Werke und unter eigenem Beynamen berühmt, bisher aber, etwa ein Hundert ausgenommen, in Europa unbekannt sind, so wäre es außer den Gränzen dieser Anzeige, darüber hier mehr erwähnen zu wollen, und Rec. beschränkt sich bloß darauf, die vom Verfasser angeführten Grammatiker Schritt für Schritt zu verfolgen, um wenigstens die oft ganz irrige Schreibung der Namen und einige andere Irrthümer zu berichtigen. 1) Der erste arabische Grammatiker ist ganz richtig Eswed, d. i. der Schwarze (nicht Asnad) ed-Duli. 2) Chalil, der erste Prosodiker, der Verfasser des berühmten Kitabol-ain, welches bisher irrig bald als Buch des Auges, bald als Buch der Wesenheit übersetzt worden, aber nichts anderes, als das Buch des Ain heißt, weil es mit dem Buchstaben Ain beginnt, was schon Casirius I. 166 gesagt, und Sojuti bestätigt. 3) Aßmaai, wiewohl von Sojuti auch wie andere Dichter, Schöngeister und Literatoren in seine Klassen der Grammatiker aufgenommen, gehört doch

mehr jenen als diesen an. 4) Sul-romma gehört ganz und gar nicht unter die Grammatiker, indem denselben nicht einmal Sojuti unter seine zweytausend aufgenommen; auch führt denselben de Sacy, welchen der Verfasser citirt, keineswegs als Grammatiker, sondern bloß als Dichter und Reimer auf. Eben so wenig ist 5) Hammad Ibn Harem (nach Sojuti Hormus, was wahrscheinlich das richtigere, weil er aus Dilem gebürtig), hinterließ kein grammatikalisches Werk, sondern wird auch von de Sacy [1]) nur als Sammler der Moaallakat genannt. 6) Isa Ben Omer es-Sakafi, gest. 149 (766); das berühmteste seiner siebzig Werke ist das Ikmalol-dschami, d. i. die Vollendung des Sammlers. 7) Mohammed el-Kotrob, d. i. der Poltergeist (nicht Kotreb). 8) Ebul-Abbas Moberrid (nicht Mobarred), der früheste Biograph der Grammatiker, indem er die Klassen der Grammatiker von Baßra geschrieben; sein von Sojuti angegebenes Sterbejahr ist 285 (898). 9) Ebul Abbas Ahmed Ben Jahja, berühmt unter dem Namen Saaleb, d. i. der Fuchs (nicht Thaleb). 10) Ibrahim Ibnes-serra Ben Sehl Ebu Ishak es-sedschdschadsch (nicht Zaddjadj), gest. 311 (923); nicht zu verwechseln mit Jusuf Ben Abd-es-sesadschi, gest. 415 (1024), noch mit Abderrahman Ben Ishak es-sasadsch, gest. 339 (950), welcher der größte von diesen drey Grammatikern, vorzugsweise angeführt zu werden verdient hätte. 11) Sibeweih aus Ißtachr (nicht Sibawaih aus Esthektar), Schüler des Chalil (nicht Khalil); bey Maseni ist der Vorname und das Patronym Ibn Habib angegeben, es fehlt aber der eigentliche Name Bekr. 12) Ibnol-Xarabi ist so bekannt, daß der Druckfehler Ebhalarabi um so störender. 13) Ibnes-Sikkit [2]) ist nur des tragischen Schicksals willen und als Prinzenlehrer Motewekkil's berühmt, hinterließ philologische Werke. 14) Die beyden Wörterbücher Ibn Doreid's heißen Dschemheret und Kitabol-

---

[1]) Die Citation der Anthologie grammaticale p. 149 ist ein Druckfehler statt 147. Indem Rec. die angeführte Stelle auf der letzten Seite aufsuchte, stieß er auf einen wichtigen historischen Irrthum seines sel. Freundes de Sacy, welcher die achilische Leila, die Geliebte Tewbet's, mit der ersten Leila, der Geliebten Medschnun's, vermengt; jene hat als die Geliebte Medschnun's unsterblichen Namen, diese aber, welche gleichzeitig dem Tyrannen Hidschadsch, ist als Dichterin berühmt, und als solche von Ibn Koteibe in seinen Klassen der Dichter mit Proben ihrer Verse aufgeführt.

[2]) In de Sacy's Anthologie S. 137 richtig Ebn-alsikkit.

ischtikak (nicht ischtikah), d. i. das Buch der Wortforschung. 15) Der berühmte Commentator Motenebbi's heißt Ibn Dschina (nicht Djimi); dieß ist der Beyname, unter welchem er berühmt, und welcher auch von Sojuti Ende seines Werks in dem Verzeichnisse berühmter Vornamen, Beynamen und Geschlechtsnamen aufgenommen worden ist, und nicht Mausili, d. i. der von Moßul, was mit großen Buchstaben gedruckt ist; es gibt zwar mehrere Grammatiker, die zu Moßul geboren, aber nicht Einen, der unter diesem Ortsnamen berühmt geworden. 16) Ibnes-seijat, d. i. der Sohn des Oliven- oder Oehlhändlers, ist zwar als Wesir und Dichter, aber keineswegs als Grammatiker bekannt, weßhalb denselben auch Sojuti unter seinen Paar Tausend nicht aufgenommen. 17) Enbari, d. i. der aus der Stadt Enbar Gebürtige, ist ein vom Orte hergenommener Beyname, unter welchem mehr als Ein Grammatiker bekannt geworden; der erste vom Verfasser aufgeführte ist als Commentator der Gedichte Aascha's, Nabigha's und Soheir's, der zweyte, größere, gest. i. J. 577 (1181), durch fünf Dutzend von Sojuti aufgeführte Werke bekannt, unter welchen die Commentare der Moaallakat, der Hamasa Ebi Temam's, des Diwans Motenebbi's, der Makßura Ibn Doreid's und der Makamat Hariri's mit den Commentaren des früheren Enbari wetteifern. 18) Er-Rijaschi starb eines tragischen Todes, wie Ibnes-Sikkit, indem er von den Sendschen zusammengehauen ward; nach Sojuti i. J. 275 und nicht 257. 19) Der Name des unter dem Namen Sedschistani berühmt gewordenen Grammatikers lautet Sehl (nicht Sahel). 20) Ahmed Ibn Faris, d. i. der Sohn des Reiters (und also nicht Feresi), ist nicht gleichnamig mit dem Grammatiker Farsi, d. i. dem Perser, wie der Verfasser, durch irrige Schreibart verleitet, glaubt; eben so irrig vermengt er den alten Dichter Adha B. Seid el-Ibadi *) mit dem Wesir Ibn Ibad, den er 21) Ebadi nennt, was ganz irrig. Die drey Syrer: 22) Bar Bahluli, 23) Bar Ali und 24) Bar Sina, Verfasser arabischer Wörterbücher, sind dem Sojuti natürlich unbekannt; aber er würde ganz gewiß den als Oekonomen und Kenner geheimer Wissenschaften berühmten 25) Ibn Wahschijet aufgenommen haben, wenn dieser je etwas über die Grammatik geschrieben hätte. Eben so gehören die drey folgenden, nämlich: 26) Osman Mokri, 27) Schatibi und 28) Sachawi, unter die Koransleser, und nicht unter die Grammatiker. 29) Ibn Reschik ist der Vorzugsname des unter diesem, und nicht unter

*) Abulfeda II. 245.

dem Kairowani berühmt gewordenen Geschichtschreibers, Grammatikers. 30) Saimeri's grammatikalisches Werk wird nach Ssafedi von Sojuti, und nach diesem von Hadschi Chalfa [1]) gepriesen. Bis zur Unkenntlichkeit ist (S. 806) der angebliche Vorname 31) El-Mila Ouedin verstümmelt, so daß gar nicht zu errathen ist, woraus diese Verstümmlung entstanden seyn mag [2]). Die Angabe S. 814 von den beyden Erfindern der Grammatik steht im Widerspruche mit dem, was S. 801 von Esweb ed-Duli, als dem ersten Grammatiker, gesagt wird; auch ist dort nur von den Erfindern der diakritischen Punkte die Rede, und in der Note einer der beyden mit Duli, dem ersten Grammatiker, für Einen und denselben gehalten. S. 816 wird der Verfasser der ältesten bekannten arabischen Literaturgeschichte Abulpharag Mohammed Ebn Ishak al Warrak (gewöhnlich Ebn Ali Jakub Al Nedim) genannt, und sein Werk Ketab al cheresat statt Kitabol-Fihrist, was S. 773 richtig so geschrieben, aber durch eine ausgefallene Zeile als Name des Verfassers erscheint [3]). Hier ist ein wichtiger, durch einen leichten Druckfehler de Sacy's [4]) veranlaßter und handgreiflicher Irrthum zu berichtigen. Ebulferedsch Mohammed's Vater konnte nicht zugleich Ishak und Ali geheißen haben, auch nicht zugleich Ali und Jakub, was der Fall wäre, wenn das von de Sacy in der Note angegebene: connu sous le nom d'Ebn-Ali Yakoub Nedim, seine Richtigkeit hätte; Ali ist aber dort ein Druckfehler statt Abi, denn der Name des Verfassers, unter welchem er gewöhnlich bekannt, ist sowohl im ersten Theile des Fihrist der Handschrift von Paris, als in dem zweyten der Handschrift von Wien, und endlich auch bey de Sacy Ebn Abi-Yakoub, d. i. Ibn Ebi Jakub en-Nedim, deßhalb citirt ihn Ibn Oßaibije gewöhnlich als Ibnen-Nedim von Bagdad, Ibnol Kofti aber (bey Cas. I. 420) als Isaac Ben Mohamad Alnadim durch den Fehler jener Handschrift [5]) irrig statt Mohammed Ben Ishak; sein

1) Flügel II. p. 181. Nr. 2386.

2) Auf derselben Seite Mokadile metol edeb statt Mokaddemetol-Edeb.

3) Hr. Dr. Gräße hat den Rec.'en benachrichtigt, daß dort die Worte: »Unter p. 816 näher anzuführenden Ebu Ali Jacub Al Nedim unter dem Titel: Register,« ausgefallen seyen, daß aber auch hier ein Irrthum, erhellt aus dem, was sogleich oben gesagt wird.

4) Im Mémoire sur l'origine et les anciens monumens de la littérature des familles arabes.

5) In der Handschrift Ibnol Kofti's der kaiserl. Hofbibliothek lautet die Stelle richtig Mohammed Ben Ishak.

Vorname war also Ebulferedsch, sein Name Mohammed, der seines Vaters Ishak, sein Geschäft das eines Papierhändlers el-Werrak, weßhalb er auch die Schreibewissenschaft so umständlich behandelt. Diese sind also seine ordentlichen Namen; da er aber als Ibn Ebu Jakub en-Nedim bekannt ist, so erhellt, daß der Vorname seines Vaters Ishak von einem anderen, vermuthlich älteren Sohne Ebu Jakub hergenommen, und daß entweder sein Vater oder wahrscheinlicher einer seiner Ahnen ein vertrauter Gesellschafter (Nedim) am Hofe des Chalifen war. Ibn Challikjan gibt die Lebensbeschreibung Ebu Ishak Ibrahim's von Moßul en-Nedim, gest. 213 (828), und die dessen Sohnes Ishak, bekannt als Ibnen-Nedim von Moßul, gest. 235 (849). Da unser Literator Papierhändler sein Werk i. J. 377 schrieb, so liegen zwischen dem letzten Ibnen-Nedim und ihm anderthalb hundert Jahre, welche sein vollständiger, zu Beginn des neunten Theiles des Fihrist gegebener Name folgendermaßen ausfüllt: Mohammed Ben Ishak Ben Mohammed Ben Ishak el-maaruf bi Ebi Jakub el-Werrak. Hier ist das en-Nedim, das an anderen Stellen vorkömmt, zwar ausgelassen, aber wir haben außer den Namen des Vaters Ishak noch den des Großvaters Mohammed und des Urgroßvaters Ishak, welcher nach aller Wahrscheinlichkeit der obige berühmte Ishak Ben Ibrahim von Moßul, dessen Urenkel der Verfasser der Literaturgeschichte mit dem Beynamen en-Nedim, wodurch sein Ahn im vierten und fünften Gliede berühmt geworden, vorzugsweise bezeichnet wird.

Mit Mohammed Ben Ishak Ben Ibnen-Nedim el-Werrak (dem ältesten bekannten Verfasser arabischer Literaturgeschichte) schließen wir unsere Bemerkungen über das durch Fleiß und Vollständigkeit erstaunenswerthe Werk Dr Gräße's, welches ungeachtet aller, bey einem Werke von solcher Ausdehnung und so ungeheurem Citatenapparate, unvermeidlichen Mängel und Fehler, ein höchst verdienstvolles, jedem Literator als Leitfaden in seinen Untersuchungen und Arbeiten unumgänglich nothwendiges ist, kein Buch zum Lesen, sondern zum Nachschlagen, wie umgekehrt Hallam's Einleitung in die Literatur Europas kein Buch zum Nachschlagen, sondern zum Lesen für Gebildete aller Klassen der Gesellschaft; indeß ist das letzte doch mit einem, bey den französischen und englischen Werken öfter als bey deutschen fehlenden Register versehen, welches größere Vollständigkeit eher entbehren kann, als die Register zum ersten und zweyten Bande des Werkes Dr. Gräße's; jenes beginnt, wo dieses (in so weit es vorliegt) aufhört, nämlich mit dem Ende des

Mittelalters. Das erste Hauptstück handelt von dem allgemeinen Zustande der Literatur im Mittelalter bis zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts, mit dem Aufleuchten des ersten Schimmers wieder erstehender Gelehrsamkeit mit dem venerabilis Beda im achten Jahrhundert und Alcuin. Die Ursachen des Fortschrittes der Gelehrsamkeit waren erstens die Errichtung von Universitäten und die auf denselben befolgte Lehrweise; zweytens die Kultur der neueren Sprachen und die Ausdehnung der Schreibkunst; drittens das Studium der römischen Gesetze und viertens die Rückkehr zu dem der lateinischen Sprache in ihren alten Mustern klassischer Reinheit. Das Studium der Theologie war entweder unmittelbar auf die heilige Schrift gegründet oder auf die Kirchenväter Ausleger und Erläuterer derselben; beyde diese Methoden machen die positive Theologie aus, deren Gegensatz die scholastische, welche die Anforderungen des Glaubens und der Vernunft zu verbinden, und das orthodoxe System der Kirche nach den Regeln aristotelischer Dialectik mit rationeller Metaphysik in Uebereinstimmung zu bringen bemüht war. Rec. bemerkt hiezu, daß dieß ganz die Ilmol-kelam, d. i. die Wissenschaft des Wortes der Araber, welche auch die Grundwissenschaft der Religion heißt, welche das positive Dogma aus razioneller Metaphysik zu begründen sucht, und welche bisher bald als Dogmatik, bald als Metaphysik übersetzt, ein Gemische von beyden, wie dieses aus dem großen, zu Konstantinopel gedruckten Werke el-Idschi's (Mewakif, d. i. Standorte) erhellt. Die scholastische Theologie in Europa ist, wenn nicht eine Tochter, doch eine Schwester der arabischen, und die Araber haben als Gründer gelehrter Schulen, Collegien, Gesellschaften und Akademien dem europäischen Mittelalter vorgeleuchtet *). Aus der Verderbniß des Lateinischen entstand das Französische, Spanische und Italienische, und der bestimmte Artikel in allen dreyen nach dem Verfasser aus dem lateinischen ille; aber der arabische Artikel el ist weit älter und früher dagewesen. Wenn sich also auch nicht historisch beweisen läßt, daß der Artikel der romanischen Sprachen aus dem arabischen entstanden sey, so ist derselbe im Arabischen doch älter. Dasselbe gilt von dem Reime, indem die Araber lange vor Mohammed gereimt; wenn Muratori, Gray und Turner dargethan haben, daß lateinische Reime schon zu Ende des vierten Jahr-

*) S. 72, §. 21 sagt der Verfasser, daß Andres geneigt sey, die Einrichtung collegialischer Stiftungen auf den Universitäten von den Sarazenen abzuleiten, meint aber, mit Unrecht, daß diese Einrichtungen zuerst Karl dem Großen zuzuschreiben, daher in der Randglosse Collegiate foundations *not* derived from the Saracens, das Wort *not* nicht Stich hält.

hunderts üblich gewesen, so gab erst die arabische Poesie den Anstoß zur Entwicklung der südlichen europäischen in den provenzalischen Formen und in den Sicilianen, deren Reimenfolge die des arabischen Ghasel, so wie die der Tenzonen und sogar die Form der ottave rime früher bey den Arabern vorhanden gewesen ist. Die Troubadours, der Roman de la Rose, das Lied der Nibelungen und Heinrich von Veldeck, Dante und Petrarca, Chaucer und Gower werden vorgeführt; das älteste englische Buch sind die Reisen Sir John Mandeville's, geschrieben im J. 1356. Um's Jahr 1400 hatten schon sieben europäische Sprachen eine Literatur, das Französische, Italienische, Spanische, Englische und die drey in der spanischen Halbinsel gesprochenen *). Ueber die Geschichte des Papiers kennt Hallam nur Montfaucon, Muratori und Casiri, während die wichtigsten Aufschlüsse hierüber in dem von Dr. Gräße gehörig ausgebeuteten Memoire S. de Sacy's. Laut der daraus von Gräße in französischem Texte angeführten Stelle Ibnen-Nedim el-Werrak's war das Linnenpapier schon im achten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung erfunden, und Ibnen-Nedim ist hierin um so größere Autorität, als er selbst Papierhändler war. Die Wichtigkeit der Gesetzstudien wird hervorgehoben, Accursius und Bartolus sind auf das ihnen gehörige Piedestal gestellt. Zu der Eintheilung des damaligen Lehrkurses in Trivium und Quadrivium, wovon jenes Grammatik, Logik und Rhetorik, dieses Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie in sich begriff, bemerkt Rec., mit Rückblick auf das oben von der Eintheilung der Wissenschaften Gesagte, daß diese Eintheilung des Lehrkurses genau nach der ältesten bekannten arabischen Encyclopädik gemodelt ist, indem das Trivium die Vorbereitungs- oder Bildungswissenschaft, das Quadrivium aber die mathematischen, oder wie der Araber sie nennt, wahrhaftigen Wissenschaften umfaßt. So dankt Europa den Arabern nicht nur das Beyspiel seiner gelehrten Schulen und Universitäten, sondern auch die auf denselben befolgte Eintheilung der Wissenschaften und Methode des scholastischen Unterrichts. Das zweyte Hauptstück überblickt den Zustand der Literatur in den ersten vierzig Jahren des funfzehnten Jahrhunderts, den der lateinischen Studien in Italien, die Wiederauflebung der griechischen durch die flüchtigen Byzantiner, wie Leontius Pilatus, Emanuel Chrysoloras, Gaza, Argyropulus. Petrarca und Boccaccio lernen griechisch. Tief stand in Frankreich das klassische Studium,

*) Der Verfasser versteht hierunter vermuthlich das Spanische, Katalonische und Arabische; in diesem §. 53 wird intellectual als Geistlich statt geistig übersetzt.

und noch tiefer in England, wo Humphry Herzog zu Gloucester um diese Zeit seine Bibliothek einem Collegium von Oxford schenkte. »Das deutsche Volk entfaltete seinen besten Charakter, — eine ernste, redliche, ämsige Stimmung, Wahrheitsliebe und Güte, froh jeden Pfad, der dazu führt, zu verfolgen.« In der Physik erkennt der Verfasser aufrichtig an, wie viel Europa den Arabern schuldet; schon zu Ende des zehnten Jahrhunderts hatte Gerbert, der in Spanien reiste, arabische Wissenschaft mit sich gebracht, Europa dankt seine Zahlzeichen den Arabern, welche dieselben indische nennen. Leonardo Fibonacci von Pisa bekannte schon zu Beginn des dreyzehnten Jahrhunderts, daß er die Algebra von den Arabern lernte; der Pole Vitello lehrte Arithmetik und Optik deutlicher und methodischer, als der Araber Alhazen, d. i. Hasan Ibnol Heisem; Roger Bacon war der Vorläufer des größeren, späteren Namensgenossen, demselben sehr nahe geistverwandt; als Encyclopädiker umfaßten das ganze Gebiet der Wissenschaften Albertus Magnus, Vinzenz von Beauvais in seinem Spiegel, Brunetto Latini in seinem Schatz. Die Charakteristik der spanischen Poesie nach Bouterwek, mit dessen Bemerkung über die musikalische Entwicklung der Glosse. In §. 54, wo von dem Einflusse des Ritterthums und der Galanterie gegen die Frauen die Rede ist, heißt es:

»Dieser Geist der Galanterie entsprang nicht in den deutschen Sitten, von welchen Einige denselben herleiten. Die Liebeslieder und arabischen Romanzen, wo Andere dessen Geburtsort suchten, entwickelten zweifelsohne viel von der begeisternden Anbetung, wodurch sich die Sprache späterer Poesie auszeichnet, und waren vielleicht in mancher Hinsicht Muster der provenzalischen Troubadoure; doch stimmt dieses vielmehr mit dem hyperbolischen Charakter orientalischer Werke der Einbildungskraft, als mit einem Zustande der Sitten überein, wo das gewöhnliche Loos der Frauen Absonderung, wenn nicht Sclaverey.«

Nachdem der Verfasser den Deutschen und Arabern die Ehre als Nährväter des Geistes der Galanterie abgesprochen, nimmt er dieselbe für das südliche Frankreich in Anspruch, wo dieselbe schon zu Ende des zehnten Jahrhunderts und dann um's Jahr 1128 in Gottfried's von Monmouth Tafelrunde des Königs Arthur haucht. Hierüber bemerkt Rec., daß der Geist ächter ritterlicher Galanterie weit früher als im südlichen Frankreich in den spanischen Romanzen und in alten arabischen Ritterromanen hauchte, deren berühmtester und weitläufigster, nämlich Antar, aus der Hälfte des zwölften Jahrhunderts *). Das fol-

*) Sur l'auteur du roman de chevalerie arabe Antar. Journal asiatique, 3me Série, Tom. V, p. 383. Darüber, daß die

gende Hauptstück umfaßt den Zustand der Literatur während der zweyten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts in eben so vielen Abschnitten als Jahrzehnden. Das Jahr 1440 wird nicht als eine ausgezeichnete Epoche der Literaturgeschichte, sondern als Zeitabschnitt hervorgehoben, von welchem in Italien ein glühender Durst für klassische, besonders griechische Literatur datirt. Der Verfasser tritt hier in Heeren's Fußstapfen; die Erfindung des Druckes wird zwischen Guttenberg von Mainz und Coster von Harlem zweifelhaft gelassen. Incunabeln; Lorenzo von Medici, Mathias Corvinus treten als große Beschützer der Literatur auf; Leonardo Aretino schreibt das Leben Dante's und Petrarca's, Landino commentirt jenen und Filelfo diesen; Papst Paul II. verfolgte die Gelehrten; Caxton's Schachspiel, i. J. 1474 gedruckt, gilt für die erste Probe englischen Bücherdrucks; mit der Bibliothek des Mathias Corvinus, deren prächtige Handschriften von Konstantinopel bis England in Bibliotheken zerstreut, ein Schmuck derselben, wetteiferte die Laurentiana zu Florenz.

»Beseelt von der wahren Liebe der Wissenschaft, welche das Monopol des Besitzes verschmäht, gestattete Lorenzo die freye Abschrift seiner Manuscripte zum Gebrauche anderer Gegenden Europas. — In den Gärten von Fiesole verschönerte er die Stunden seiner Muße mit Ficino, Landino und Politian, an seiner Seite durch die schönen Träumereyen platonischer Philosophie, zu deren Genius die Sommerstille eines italienischen Himmels am meisten einstimmt.«

Brunelleschi, welcher das schöne Florenz mit dem erhabenen Dome seiner Kathedrale krönte, war eines der Wunder von Cosmo Medici's Zeit. Lorenzo sammelte in seinem Garten von Careggi zuerst exotische Pflanzen und Thiere; unter ihm kam die schon von Cosmo geplante platonische Akademie unter Ficino's Vorsitz zu Stande; ihre Mitglieder waren in die Patroni (Mäcenaten), Ascoltatori (Zuhörer, vom griechischen ἀκροαταὶ) und Novizen oder Schüler eingetheilt. Die Philosophen und Philologen theilten sich in Nominalisten und Realisten, an der Spitze jener stand Ockham, an der Spitze dieser Scotus. Regiamontanus (Müller von Königsberg) strahlte als ein mathematischer Stern erster Größe in Deutschland. Picus von Mirandola, der Schüler Ficino's, ein Wunder allumfassen-

Ritterromane ursprünglich von den Persern durch die Araber nach Europa gekommen, hat sich Rec. schon im LXXXIV. Bande dieser Jahrb. S. 189 ausgesprochen, und seine dort ausgesprochene Meinung hat, wie die über den persischen Ursprung der Tausend und Einen Nacht, seitdem durch die Literaturgeschichte der Araber (das Fihrist) vollständige Bestätigung erhalten.

der Gelehrsamkeit, legte zu Rom neunhundert wissenschaftliche Sätze Papst Inocentius dem VIII. vor. Johann Camerarius, der Gönner Agricola's, war der Beschützer der rheinischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Heidelberg, deren ausgezeichnetes Mitglied der i. J. 1487 von Friedrich III. mit Lorbeer gekrönte Conrad Celtes. Dramatische Mysterien wurden auch in England schon in der Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts gegeben; Leo Baptista, Alberti, Michel Angelo und Leonardo da Vinci werden als Universalgenien ihren Platz auch in der Universalgeschichte für immer behaupten; Pontanus riß die Palme der lateinischen Dichtkunst, Bojardo die der italienischen an sich; Budeus und Erasmus trugen die der klassischen Studien davon; in Deutschland glänzte der Eulenspiegel und wogte das Narrenschiff; Annius von Viterbo gab mit seinen apokryphen Fragmenten des Berosus und Manetho das Vorspiel des in unseren Tagen mit der Geschichte Sanchuniathons von Wagenfeld aufgefrischten literarischen Betrugs. Die Buchhändler Stationarii (daher das englische Stationary) entsprechen den arabischen el-Werrak, die mit Büchern und Papier handelten. Das vierte Hauptstück umfaßt die beyden ersten Jahrzehnde des sechzehnten Jahrhunderts, eine für die Literatur minder glänzende Periode, als die vor dem Tode Lorenzo's; die Erstlingsfrüchte der deutschen, französischen und italienischen Presse werden gemustert, dann die Werke schöner Literatur in Italien, Spanien und England. Das Zeitalter Leo's X., welcher damit begann, Literatoren die ehrenvollsten Stellen seines Hofs zu verleihen; Bembo und Sadolet waren apostolische Sekretäre; Beroaldo, der Sohn, Bibliothekar der Vaticana; Johann Lascaris und Musurus wurden nach Rom berufen. Die Rosamunda Rucellai's und die Sophonisba Trissino's eröffnen die tragische, die Komödien Ariosto's die komische Bühne; Ximenes stiftete das Collegium von Alcala. Its institution was resisted by the monks and theologians uniyelding though beaten adversaires of literature. Die griechischen Philologen dieser Periode werden genannt, Mores Utopia, Melanchton und Erasmus werden geschildert, besonders der letzte mit großer Ausführlichkeit und Unparteylichkeit; der Orlando furioso, der Amadis; der Deutsche Hans Sachs und der Engländer Hawes sind Zeitgenossen und Dichter von beyläufig demselben Werthe. Die orientalischen Sprachen tauchen in der Bibliographie durch Psalter und Polyglotten auf. Die durch den Betrieb der Arzneykunde und aristotelischen Philosophie berühmte hohe Schule von Padua war durch mehr als ein Jahr-

hundert der Brennpunkt des Atheismus in Italien; Raymund Lulli's Ars magna war die Vorläuferin von Vico's Nuova scienza; der Mailänder Peter Martyr trat in seinen Briefen als Reisebeschreiber und Geschichtschreiber der neuen Welt auf. Die fünf letzten Hauptstücke des ersten Bandes umfassen den Zeitraum eines Menschenalters von 1520 — 1550, indem das erste die Geschichte der alten Literatur, das zweyte die der theologischen, das dritte die speculative, moralische, politische und juridische, das vierte die schöne Literatur, das fünfte die gemischte scientifische überblickt. Franz I. erhielt und verdiente den rühmlichen Titel des Vater's der französischen Literatur. Auf den Schulen von Alcala und Salamanca wurde griechisch gelehrt; die große religiöse Spaltung wirkte Anfangs ungünstig auf das Studium der klassischen Literatur; in England beförderte dasselbe Smith, der nachmalige Staatssekretär Elisabeths, und Cheke; König Eduard las, nach Ascham's Versicherung, die Ethik des Aristoteles in der Ursprache. Der Abschnitt der theologischen Literatur, in welchen Melanchton, Erasmus und Luther die Hauptfiguren, ist ebenfalls sehr ausführlich und unparteyisch behandelt; ein Beleg davon ist das folgende Urtheil über Luther's lateinische Werke: Their intemperance, their coarseness, their inelegance, their scurrility, their wild paradoxes, that menace the foundations of religious morality, are not compensated, so far at least as my slight acquaintance with them extends, by much strength or acuteness, and still less by any impressive eloquence. Some of his treatises, and we may instance his reply to Henry VIII. or the book »against the falsely — named order of bishops« can be described as little else than bellowing in bad Latin. In der Philosophie waren die Reformatoren der Religion und Literatur die Gegner der scholastischen Methode. Einer der stärksten Ludovicus Vives in seinem großen Werke: De corruptis artibus et tradendis disciplinis. »Mit Hülfe der Philologie, welche ihre obligate Handmagd, zündete die Philosophie ihre Lampe von Neuem an.« Die neue Logik des Peter Ramus (Pierre Ramée) erschütterte die Citadelle des Stagiriten, und Theophrastus Paracelsus griff die physischen Theorien desselben an, seine cabalistische Kunst ist jedoch ein Gemisch von Fanatismus und Betrug; von ihm schreiben sich die Sylphen, Undinen, Gnomen und Salamander her, welche viel später in den Fabeln der Rosenkreuzer so berühmt geworden. Cornelius Agrippa's Werk über die verborgene Philosophie ist eine Rhapsodie wilder Theorien und gaukelnder Falschheit (die er aber spä-

ter in seinem Werke: De vanitate scientiarum, selbst zu Lügen strafte); doch selbst Geister wie Picus von Mirandola und Reuchlin betraten denselben Irrweg; ein Größerer als Paracelsus und Agrippa war Hieronymus Cardanus, ein erklärter Feind der aristotelischen Philosophie. In der Moralphilosophie waren Castiglioni's Cortegiano wie Guevara's Marco Aurelio und Menos precio di corte glänzende Erscheinungen. Machiavel's Principe und Discorsi sprachen die Politik italienischer Herrscher aus; als Geschichtschreiber gab er der erste eine allgemeine und lichtvolle Entwicklung großer Begebenheiten in ihren Ursachen und Verbindungen. Die Werke der großen italienischen und spanischen Dichter Bembo's, Alamanni's, Berni's, Boscan's, Garcilasso de la Vega's, Diego Mendoza's und des Portugiesen Ribeyro, des Franzosen Marot werden vorgeführt; von den Deutschen wird nach Hans Sachs nur der Theuerdank genannt, und nicht einmal vom Weißkunig Kunde genommen; desto umständlicher das Urtheil über die englischen Dichter Wyatt und Surrey, wovon der letzte den reimlosen Vers in die englische Poesie einführte. Sannazarius, Vida, Fracastori, Bembo, Aonius Palearius, Palingenius Stellatus und Joannes Secundus bildeten die Pleias lateinischer Lyrik. Die Dramatik schwang sich in Italien durch die Canace Sperone Speroni's, die Tullia Martelli's, die Orbecche Giraldi Cinthio's, in Spanien durch Lope de Rueda und Torres Naharro, in Portugal durch Gil Vicente höher auf, während in Frankreich und England noch Mysterien, Moralitäten und andere Spielereyen die Oberhand behielten. Rabelais steht einzig als Romanenschreiber dieser Zeit da. In dem letzten Abschnitte der scientifischen und gemischten Literatur treten die Mathematiker Cardanus und Tartaglia und der Astronom Copernicus, in der Anatomie Berenger von Carpi und Vesalius von Brüssel als Entdecker auf; der Arzt Ruel von Soissons übersetzte den Dioscorides, und der Italiener Matthioli commentirte denselben; der Sachse Agricola war der Leitstern der Metallurgie, wie Geßner der der Zoologie. In der orientalischen Literatur ward Pagnino's Ausgabe des Korans i. J. 1530 zu Venedig unterdrückt, was so überflüssiger war, als sie Niemand lesen konnte; William Postel gab ein Dutzend Alphabete heraus; zu Paris lehrte Giustiniani und zu Salamanca Clenardus arabisch; Simon Grynäus gab eine Sammlung von Reisen, Apianus eine Kosmographie, Bordone eine Beschreibung aller Inseln der Welt heraus.

Der zweyte Band umfaßt die Geschichte der Literatur der zweyten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts nach der schon im vorhergehenden Zeitraume befolgten Ordnung, nach welcher die alte Literatur, d. i. die Philologie, den Anfang macht; hierauf die Theologie, die speculative und Moralphilosophie, die Jurisprudenz, die Poesie, die schönen Redekünste in Prose (polite literature), und endlich die Physik und Mathematik mit anderen Miscellen folgen. Hier ist die Ordnung der Wissenschaften noch weit mehr verkehrt, als in Dr. Gräße's Werk, indem die Poesie und Rhetorik, welche unmittelbar mit der Philologie zusammenhängen, von derselben durch die Theologie und Jurisprudenz getrennt sind, und einerseits zwischen den metaphysischen und ethischen, und andererseits zwischen den physischen und mathematischen Wissenschaften stehen. Diese Anordnung ist eine ganz willkürliche, auf keinen inneren nächsten Zusammenhang der aufgeführten Wissenschaften gegründete. In Verfolg dessen, was Rec. oben über die Begränzung der Philologie im engsten Sinne, nach dem Wortgebrauche strenger klassischer Philologen, dann über den weiten Umfang der Humanitäts- oder Bildungswissenschaften bey den Arabern unter dem Namen Ilmol-edeb, und über den Sinn des französischen homme de lettres und des deutschen Literator gesagt hat, bemerkt er noch, daß im Englischen der klassische Philologe im engsten Sinne des Wortes scholar heißt, und daß, nach des Verfassers Eintheilung, der schönen prosaischen Literatur (polite literature in prose), wie bey den Arabern in der Ilmol-edeb, auch die Geschichte zugetheilt wird, welche doch wahrlich einen höheren Standpunkt verdient, als den ihr unter den stylischen Künsten der Prose angewiesenen. An der Spitze der klassischen Literatur stehen in diesem Zeitraume die größten Standbilder klassischer Philologie, Turnebus, Vettori, Muretus, Lipsius, Heinrich Stephanus (Etienne), der Verfasser des von Scapula abgekürzten Thesaurus; die Verfasser von griechischen Grammatiken Ramus und Sylburgius, der letzte Herausgeber von Classikern, und Conrad Geßner, als Verfasser des Mithridates der Vorläufer Adelung's. Mit schon oben belobter Unpartheylichkeit läßt der Verfasser den Jesuiten als Beförderern der Wissenschaft durch Einführung besserer Lehrmethode auf den Universitäten, deren sie sich bemächtigten, durch die Verwerfung der vor ihnen üblichen barbarischen Schulbücher, durch die Erregung des Geschmacks an eleganter Literatur, durch die Kultur der mathematischen Wissenschaften u. s. w. die vollste Gerechtigkeit widerfahren.

»Man fand, daß Knaben von ihnen in sechs Monaten mehr lernten, als unter anderen Meistern in zwey Jahren; und aus diesen beyden Gründen wahrscheinlich nahmen manchmal Protestanten ihre Kinder von den gewöhnlichen Gymnasien zurück, und gaben sie in Collegien der Jesuiten. Niemand wird läugnen, daß in klassischer Kenntniß, besonders des Lateinischen, und der Zierlichkeit, womit sie es schrieben, der Orden der Jesuiten sich mit jedem europäischen Philologen (scholar) messen konnte. In diesem Zeitraum des sechzehnten Jahrhunderts, wiewohl nicht vielleicht in Deutschland selbst, brachten sie mehrere der besten Schriftsteller, deren sich derselbe rühmen kann, hervor.«

Der Styl des Lipsius, Muretus, Manutius, Buchanan, Sigonius wird kritisch beleuchtet; die zwey Herkulessäulen der Philologie in diesem Zeitraume waren Isaac Casaubon und Joseph Scaliger, »der letzte vielleicht »der außerordentlichste Meister allgemeiner Gelehrsamkeit.« — »Diese beyden, mit Budäus, Camerarius, Stephanus, »sind die großen Hersteller alter Gelehrsamkeit, und vorzüglich »der griechischen Sprache.« Das Studium der letzten in England unter Eduard und Elisabeth wird umständlicher, als in anderen Literaturgeschichten, behandelt. Unter den Verfassern einer griechischen Grammatik erscheint auch Knolles, der insgemein nur als Geschichtschreiber bekannt. Der in profaner Literatur gelehrteste Engländer aus der Zeit Elisabeths war Sir Henry Savile, und nach ihm Camden und Hooker. In dem zweyten Abschnitte desselben Hauptstücks werden die Werke der Alterthumswissenschaft dieses Zeitraums gemustert. Von Manutius wird bemerkt, daß Niebuhr in demselben den Keim seiner berühmten Hypothese in dem von Manutius gegebenen Winke: daß unter dem Populus Romanus ursprünglich nur Bewohner Roms intra pomoeria als unterschieden von den Cives Romani verstanden wurden, hätte finden können. Onuphrius Panvinius blieb in seinem Werke: De civitate Romana, hinter Manutius zurück, aber beyde wurden von Sigonius in seinen Abhandlungen: De jure civium Romanorum und De jure Italiae, bey weitem übertroffen. Gruchius (Grouche) wagte sich der erste an die römischen Comitien; Latino Latini scheint das Problem glücklicher als Gruchi und Sigone gelöst zu haben. Francesco Patrizzi entwickelte Roms militärisches System in seinem Werke: Della Milizia Romana, nachdem früher als er Robortello und Francesco, Herzog von Urbino, die römische Lagereintheilung aus Polybius zu erklären gesucht hatten. Die beyden Spanier Alterthumsforscher Ciaconius (Chacon) sind nicht mit einander zu verwechseln, der eine Peter schrieb den Triclinio Romano, der andere Alphons De columna Trajana; Panci-

rolli beleuchtete die letzte Zeit des kaiserlichen Roms durch seine Notitia dignitatum. Aeneas Vico von Venedig, ein Steinstecher seiner Kunst, legte numismatischen Grund durch seine Discorsi sopra le Medaglie, auf welchem sein Landsmann Erizzo weiter baute. Nach dem Mythologen Natalis Comes und nach Boccaccio's Genealogiae deorum trat Lilio Gregorio Giraldi ein größerer in seiner Historia de Diis Gentium auf; Scaliger endlich, der Erfinder der Julianischen Periode, legte durch sein Werk: De Emendatione Temporum, den Grund der Chronologie. In der Geschichte der theologischen Literatur ist die der Reformation mit großer Unpartheylichkeit im Geiste Ranke's, der mehr als einmal angeführt wird, behandelt, und die unermüdete Thätigkeit der Jesuiten für die Verbreitung des Katholicismus in das vortheilhafteste Licht gestellt.

»Sie benützten zu diesem Ende jedes Hülfsmittel, das ihnen die menschliche Natur oder vorherrschende Meinung an die Hand gaben. Fanden sie, daß lateinische Versmacherey hoch im Rufe stand, so schrieben ihre Zöglinge heilige Gedichte. Beobachteten sie den natürlichen Hang für dramatische Vorstellungen und den Kredit, welchen diese Art von Literatur erworben, so wiederhallten ihre Mauern von heiligen Schauspielen; würden sie eines ungerechten (?) Vorurtheils wider bezahlten Unterricht gewahr, so gaben sie denselben unentgeltlich. Ihre Stiftungen gewährten ihnen die von ihren Gelübden geforderte anständige Armuth, ohne die ärgerliche Betteley der Bettler.« — »Ihre drey Pflichten waren die Predigt, die Beicht und die Erziehung, die drey mächtigsten Hebel der Religion. Unermüdet und nicht durch Scrupel geängstigt, zugleich artig und gelehrt, gewohnt Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit, wenn dieselben den Beweis schwächten, in dem Lichte von Verrätherey gegen die Sache zu betrachten (diese Aeußerung möchte hart erscheinen, wenn sie nicht zugleich nach manche andere Parteygänger träfe), verstanden sie, ihre Vernunftschlüsse von scholastischer Pedanterey und ermüdender Citation zu läutern, zu Gunsten des einfachen und treuherzigen Verstandes, an den ihr Vortrag gerichtet war; aber in dem eigenthümlichen Felde theologischer Controverse gebrach es ihnen nicht an sophistischer Gewandtheit oder Gelehrsamkeit. Sie griffen die schwachen Seiten des Protestantismus mit verwickelnder Offenheit (embarrassing ingenuity) an, und die reformirten Kirchen hörten nicht auf, ihnen durch Folgelosigkeit (inconsistency), Ausschweifung und Leidenschaft reichen Stoff zu geben.« — »Die Jesuiten müssen als der vollkommenste Typus der strengen Partey betrachtet werden; was immer (vielleicht nicht schon so früh) gegen das System ihrer Casuistik eingewendet werden, welcher Mangel an Gewissenhaftigkeit auch in ihrem Benehmen gefunden worden seyn mag, so waren sie Männer, welche sich in der Sache, die sie für die Sache Gottes hielten, nie dem Pfade der Arbeit, und wenn es sich ergab, den Leiden entzogen. Jedes Opfer der Selbstliebe, besonders der Hochbegabten und Hochvollendeten, in solchen Umständen (wiewohl der Bigotte dagegen sein Herz stählt und sein Auge schließt), erregt Bewunderung des durch keine Trugschlüsse irregeleiteten (unsophisticated) Theiles der Menschen.«

[illegible] der Jesuiten zu Rom werden nach Posse-
[illegible] der Kirchengeschichte nach Leclerc, der
[illegible] und Zauberey nach Wirius und Bodi-
[illegible] seinen Lehren, Melanchton aus seinen
[illegible]. In der Geschichte der speculativen Philo-
[illegible] die Schulen von Pisa und Padua oben an; dem
[illegible] des Aristoteles treten die Telesio's, Jordano Bru-
[illegible] der Scepticismus des portugiesischen Arztes Sanchez,
[illegible] Logik und Methodik, Marius Nizolius und
[illegible] Pereira entgegen; den größten Sieg feyerte die Dia-
[illegible] des Ramus. In der Ethik war das erste Werk von eini-
[illegible] seit der Wiedergeburt der Literatur das des spanischen Dominikaners Dominicus Soto; die nächste Stelle nach [illegible] gebührt der kirchlichen Politik des Engländers Hooker. Wer auch keinen dieser beyden je nennen gehört, und wem auch Alexander Piccolomini's Institutioni morali, Mazzoni's Werk De triplici vita, Casa's Galateo und Dedekind's Grobianus unbekannt seyn sollten, wer auch nie Bacon's Essay gelesen, kennt doch die des Montaigne. In der politischen Literatur gab sich die Reaction Machiavel's in zahlreichen Werken kund. Die dem Hubert Languet, dem Freunde Sir Philipp Sidney's, zugeschriebene Vindiciae contra tyrannos athmen den finsteren Geist von jüdischem Hugenottismus; er war Protestant wie François Hottoman, Verfasser der Franco-Gallia. In nichts weniger als servilem Sinne schrieb Stephan de la Boetie, der Freund und Lobredner Montaigne's, Verfasser des Contr' Un, ou Discours de la servitude volontaire. »Die drey großen Quellen eines »freyen Geistes in der Politik: Bewunderung des Alterthums, »religiöser Eifer und Ueberzeugung des positiven Rechts, welche »den La Boetie, Languet und Hottoman jeden einzeln »beseelt hatten, strömten zusammen, um Georg Buchanan's »des Schottländers Abhandlung De jure regni apud Scotos »hervorzubringen.« Die Verfolgung englischer und schottischer Flüchtlinge unter den beyden Marien brachte die politischen Schriften John Poynet's, Bischofs von Winchester, unter Eduard VI. und andere dergleichen hervor. In Frankreich schrieb Rose, Bischof von Senlis, ein starker Vertheidiger der Ligue, sein Buch: De justa reipublicae Christianae in reges potestate, und noch weiter ging Boucher in der Vertheidigung des Aufruhrs und Königsmordes in seinem Werke: De justa Henrici III abdicatione a Francorum regno, welchem Barclay, der Verfasser der Argenis, in seiner Abhandlung: De regno et regali potestate, entgegen trat; der kühnste und berühmteste

Vertheidiger des Tyrannenmordes war der Jesuite Mariana in seinem Buche: De rege et regis institutione. In England kämpften auf der protestantischen Seite die Politiker Goodman und Knox, auf der katholischen Allen und Persons. Die Politik des Lipsius ist nur ein Auszug aus Aristoteles und Tacitus, und Giovanni Botero's Ragione di stato wird von Ginguené (der es nie gelesen, sagt Hallam) überschätzt. Vielleicht minder kräftig und scharfsinnig als Botero ist Paolo Paruta in seinen Discorsi politici, ein schätzenswerther politischer Schriftsteller; den größten Ruf aber als solcher erwarb sich Bodinus durch sein Werk: De republica, dessen Analyse nicht weniger als zwölf Blätter füllt. Für die römische Rechtsgelehrsamkeit blühte das goldene Zeitalter unter Cujacius, Duaren, Brisson und Faber. Ihnen waren Ulpianus und Papinianus, was Aristoteles oder Aquinas den Scholastikern; die berühmtesten Werke waren Hottoman's Anti-Tribonianus, Turamini's von Ferrara Commentar De legibus, Franciscus a' Victorias, Professor zu Salamanca, Relectiones theologicae; der erste systematische Lehrer des Völkerrechts war Balthasar Ayala; Albericus Gentilis, durch seine Werke: De legationibus und De jure belli, der Vorläufer des größeren großen Grotius. In dem Hauptstücke über die Dichtkunst werden die Dichter jeder Nation nach den besten ihrer Kritiker, die Italiener (bey denen die Quellen der Poesie und Literaturgeschichte am reichsten strömen) nach Muratori, Crescimbeni, Tiraboschi, Quadrio, Ginguené; die Franzosen nach Laharpe und Marmontel: die Engländer nach Warton und Campbel; die Spanier und Deutschen nur nach Bouterwek aufgeführt; die letzten am kargsten und unbefriedigtesten so wegwerfend behandelt, daß die deutsche Poesie nicht einmal, wie die der Italiener, Spanier und Engländer, einen besonderen Abschnitt erhalten, sondern, mit der der Franzosen zusammengeworfen, auf einer einzigen halben Seite (S. 301) mit der bloßen Nennung der Fabeln von Burkard Waldis, des Froschmäuslers von Rollenhagen und des glückhaften Schiffs von Fischhart abgefertigt wird; Weckherlin und Sandrup werden eben so wenig als andere Dichter dieser Zeit wenigstens nach Bouterwek genannt. Die neueren Geschichten deutscher Poesie und Literatur, wie Rosenkranz und Gervinus, sind Hrn. Hallam nicht einmal dem Namen nach bekannt. Diese schnöde Behandlung deutscher Poesie und gänzliche Unkenntniß derselben aus den Quellen selbst ist eine der größten Schattenseiten des Buches. Die französische Poesie, welche mit der deutschen im selben Abschnitte be-

handelt wird, füllt wenigstens vier Blätter, wiewohl von den zwey Centurien von Dichtern, welche Goujet in diesem Zeitraume nennt, nur von Ronsard und den anderen Sternen der Pleias Kunde genommen wird. Desto ausführlicher sind die Engländer in siebzehn Blättern behandelt; hier findet sich freylich mehr als bey Bouterwek. Von den alten Gedichtsammlungen Tottel's und The paradise of dainty devices angefangen, bis auf die Uebersetzungen von Phaier, Golding und Stanyhurst. Spencer's Faery Queen ist gehörig gewürdigt, wenn aber (S. 328) gesagt wird, daß Ariosto's Ruhm weit über Europa erschollen, während Spencer außer England fast unbekannt sey, und daß selbst zu dieser Zeit, wo englische Literatur so weit verbreitet, der Verfasser auf dem Continente keine Beweise näherer Bekanntschaft mit Spencer angetroffen habe, so zeigt dieß bloß von seiner Unkenntniß der deutschen Literatur, indem Spencer's Sonette im Originale und in deutscher Uebersetzung zu Wien allein in doppelter Ausgabe (in Quart 1814 und in Octav 1816) erschienen sind. Das Stillschweigen des Verfassers über Spencer's Sonette überhaupt ist so unbegreiflicher, als dieselben die einzigen sind, welche die englische Literatur aus dieser Zeit, im Geiste Petrarca's gedichtet, aufzuweisen hat, und welche ohne Scheu auch in fremde Sprache gekleidet eine wohlgefällige Erscheinung, während Gründe der Sittlichkeit, welche Hr. Hallam später klar genug angedeutet hat, der Verbreitung von Shakespeare's Sonetten durch Uebersetzung in fremde Sprachen entgegenstehen. Shakespeare als das A und Ω dramatischer Dichtkunst dieser Zeit genannt zu haben, mag hier genügen. Nach den Dramatikern erhalten hier zum ersten Male die Prosaiker einen besonderen Abschnitt. Tasso's Prosa wird von Corniani fast mit seiner Poesie auf gleiche Stufe gestellt; die Firenzuola's gewinnt durch einfache Naivheit und zarte Anmuth das Herz des Lesers; Annibal Caro überragt alle anderen Epistolographen; Pietro Aretino, Paolo Manuzio und Bonfadio sind ebenfalls ihres Styles wegen berühmt; zum Tacitus Davanzati's ist in Frankreich Amyot's Plutarch das Seitenstück, und zu den leichten Schriften Jordano Bruno's die Satire Menippée und andere. In England eröffnen Wilson's Rhetorik und Asham's Schulmeister den Wettlauf der Prosa, in welcher der Euphues Lilly's als das Muster des unnatürlichsten, graziosesten und affectirtesten Styles von Shakespeare, Johnson und Walter Scott mit Recht lächerlich gemacht worden. Sydney und Hooker waren die ersten guten englischen Prosaiker; die spanischen und deutschen gehen ganz leer aus; den Imperatorstuhl der Kritik

dieses Zeitalters behauptet Julius Cäsar Scaliger; Castelvetro, ein strenger Kritiker, commentirte die Poetik des Aristoteles; Varci, der Verfasser kritischer Gespräche, trat auf Annibal Caro's Seite in dessen berühmtem kritischen Streite wider Castelvetro; Bulgarini tadelte den Dante und Mazzoni vertheidigte denselben. Die Akademie von Florenz war der Schauplatz dieser kritischen Kämpfe. Des Spaniers Pinciano Philosophia antiqua poetica und des Franzosen Omer Talon Institutiones oratoriae ackerten in ihrem Vaterlande das kritische Feld auf, wie in England Gascoyne, Webbe, Puttenham durch die Kunst, und Sir Philip Sidney durch die Vertheidigung der englischen Poesie. Auf dem Felde des Romans wucherten die Novellen Bandello's, die hundert Mährchen Giraldi Cinthio's, die der Königin von Navarra, Montemayors Diana und Galatea, Aleman's Guzman d'Alfarache und die fabelhaften Guerras de Granada, auf welche Florian seinen Roman der Abencerrages gebaut hat, die keinen historischen Grund haben. Das letzte Hauptstück dieses Bandes behandelt die mathematischen Wissenschaften, die Naturgeschichte, Arzneykunde, orientalische Literatur, Geographie und Geschichte in eben so vielen Abschnitten. Copernicus, Tychobrahe, Galileo stehen auf den Piedestalen der Mathematik; Geßner ist der Encyclopädiker der Naturgeschichte; Fallopius und Eustachius sind die Herkulessäulen der Anatomie. Widmandstadt druckte i. J. 1554 zu Wien syrisch. Ramusio gab eine Sammlung von Reisebeschreibungen heraus, Ortelius und Gerard Mercator sind die beyden Leuchtthürme der Geographie. Vor der Sammlung Ramusio's hätte einer älteren, höchst schätzbaren, zu Venedig aus der Presse des Aldus 1545 hervorgegangenen Sammlung (Viaggi fatti da Venetia alla Tana in Persia, India et in Constantinopoli con la descrizione particulare di città, luoghi, siti, costumi, e della Porta di gran Turco) erwähnt, und neben Ortelius und Mercator auch Fra Leandro Alberti's Descrittione di tutta l'Italia (1581) und der in diesem Zeitraume in mehr als einer Ausgabe erschienenen Fabrica del Mondo von Lorenzo d'Anonia als zweyer Grundwerke der Geographie gedacht werden sollen. In der Geschichte, die nur mit Einem Blatte abgefertigt wird, hätten nach Guicciardini und Giovio noch Cambini, Menavino und Spandugino, als die ersten Schreiber osmanischer Geschichte, Erwähnung verdient.

Der dritte Band umfaßt, wie der zweyte und vierte, den Zeitraum eines halben Jahrhunderts, nämlich die erste Hälfte

des siebzehnten, in der früher bezeichneten Ordnung der Wissenschaften. Comenius eröffnet das Thor des klassischen Studiums mit der Janua linguarum reserata und dem Orbis pictus; Casaubonus stand auf dem Gipfel des kritischen Ruhmes; Viger's Idiotismen, Weller's, Labbe's und Salmasius grammatische Arbeiten, mit der Herausgabe griechischer Klassiker durch Schmid, Savile und Winterton, beförderten das Studium der griechischen Sprache, wie das der lateinischen durch Gruter, Grotius, Heinsius, Reinesius, Rigaltius, Thysius gefördert ward. Caspar Scioppius, Famianus Strada, Gerard Vossius hatten sich vorzüglich die Reinheit des lateinischen Styls zum Zwecke gesetzt. Die erste Periode klassischen Lateins, seit der Wiederauflebung der Wissenschaft, beginnt, nach dem Verfasser, mit Petrarca, welchem in der zweyten Politian, Bembo, Sadolet und Longolius folgten; in der dritten Periode, welche das goldene Zeitalter der neuen Latinität, strahlten Manutius, Muretus, Maphens, und in der vierten Lipsius, Scaliger, Grotius; die fünfte Periode endlich, welche der Verfasser bis auf den heutigen Tag rechnet, beginnt mit Scioppius, Strada, Vossius, indem die Arbeiten späterer Philologen, wie Perizonius, Burman, Bentley, wie beträchtlich auch dieselben, kaum eine besondere Periode zu bezeichnen verdienen. Das Studium des griechischen und lateinischen Alterthums erhält einen besonderen Abschnitt, in welchem die Kolosse dieser Wissenschaft und ihre kolossalischen Werke, nämlich: Gruter und Meursius, dann Selden, Bergier, Donati, Sigonius, Panvinius, Cluverius, Petavius, Ferrari und Inghirami aufgestellt sind; die beyden letzten Namen durch die heutigen Träger derselben, Ferrari zu Mailand und Ighirami zu Fiesole, in unserer Zeit aufgefrischt. Petavius griff in seinen Werken De doctrina und De emendatione temporum Scaliger'n mit Hochmuth, Neid und Schimpf an, während er selbst doch in der positiven Chronologie eigentlich nichts gethan. Das zweyte Hauptstück der theologischen Literatur beginnt mit der Kirchenversammlung von Trient und ihren Geschichtschreibern Fra Paolo Sarpi und Pallavicini; überblickt dann die Vertheidiger der Freyheit der gallischen Kirche, die Controverse der Katholiken und Protestanten, die der englischen hohen Kirche, die über Gnade und freyen Willen, die arminianische, socinianische, jansenistische, erastianische und die der Unabhängigen, deren Vordermann der Engländer Jeremias Taylor. Der Franzose Charron, der Italiener Vanini, der Engländer Lord Her-

bert von Cherbury traten feindlich der positiven Religion, Grotius als Vertheidiger derselben auf. Lord Herbert's wenig bekanntes Werk über die Wahrheit nimmt auch einen ausgezeichneten Platz in der Geschichte der speculativen Philosophie dieses Zeitraums ein; er legt sieben Axiome zum Grunde: 1) Wahrheit besteht; 2) sie besteht in den Dingen, auf welche sie sich bezieht, zugleich; 3) sie besteht überall; 4) sie ist durch sich selbst augenscheinlich; 5) es gibt so viele Wahrheiten als Verschiedenheiten in den Dingen; 6) wir erlangen die Kenntniß dieser Verschiedenheiten durch unsere natürlichen Fähigkeiten; 7) es ist Wahrheit in diesen Wahrheiten (est veritas quaedam harum veritatum). Bemerkungen Gassendi's über dieses Werk und seine eigenen, deren größtes und letztes das Syntagma philosophicum in sechs enggedruckten Foliobänden. Die Darstellung von Lord Bacon's Philosophie, welche die durch Erfahrung und Beobachtung geleitete Dienerin und Dolmetschin der Natur, füllt allein dreyßig Blätter; die zwanzig nächsten sind der Darstellung des philosophischen Systems von Descartes gewidmet, welchem Dugald Stewart den stolzen Titel des Vaters der Experimentalphilosophie der menschlichen Natur (human mind) gegeben, als ob er hinsichtlich des Menschen das geleistet hätte, was Bacon hinsichtlich der Natur; jene erforschte. Hobbes in seinem metaphysischen Werke de natura humana; er weiset darin der Sprache keinen anderen Ursprung als der Koran an, indem er von dem Satze ausgeht, daß Gott den Adam die Namen aller Dinge lehrte. Die Darstellung seiner metaphysischen Philosophie und die Analyse seines Leviathan füllen ebenfalls zwanzig Blätter. Da wir dem Verfasser in der weitläufigen Darstellung der Systeme dieser vier großen Philosophen (Bacon, Gassendi, Descartes, Hobbes) hier durchaus nicht folgen können, so begnügen wir uns mit der Uebersetzung eines einzigen kurzen Paragraphs, dessen Inhalt mit dem, was oben über die encyclopädische Eintheilung der Wissenschaften gesagt worden, in nächster Verbindung steht.

»Das neunte Hauptstück des Leviathan enthält eine synoptische Tafel der menschlichen Wissenschaft oder Kenntniß der Folgen (knowledge of consequences), welche auch Philosophie genannt wird. Er theilt diese Kenntniß, d. i. die Wissenschaft, in die natürliche und bürgerliche, jene in die der Folgen der allen Körpern gemeinschaftlichen Zufälle, nämlich Quantität und Bewegung, und in die Folgen der physischen Eigenschaften. Die erste umfaßt Astronomie, Mechanik, Architektur und Mathematik; in der zweyten unterscheidet er die Folgen körperlicher, vorübergehender Eigenschaften, nämlich Meteorologie und die bleibender Körper, wie die Sterne, die Atmospäre und andere irdische Körper; die letzten werden wieder in die fühllosen und fühlenden, und diese in Thiere und

Menschen untergetheilt. Unter die Folgen thierischer Eigenschaften rechnet er: Optik und Musik, unter die menschlichen: Ethik, Poesie, Rhetorik und Logik. Diese zusammen machen die erste große Abtheilung natürlicher Philosophie, die zweyte oder bürgerliche Philosophie begreift nur die Rechte und Pflichten der Souveraine und ihrer Unterthanen in sich. Diese Tafel menschlicher Erkenntnisse ist eine der schlimmsten, die je vorgeschlagen worden, und steht weit unter der von Bacon.«

In der Anordnung des Inhalts des vierten Hauptstücks, welches in drey Abschnitten die Ethik, Politik und Jurisprudenz behandelt, wird ganz recht die Moral vorausgestellt, weil dieselbe in nächster Verbindung mit dem Inhalte der beyden vorhergehenden Hauptstücke. Die Pförtnerin der Ethik ist dießmal die Casuistik, welche den wesentlichen Unterschied *) zwischen Gewissen und Vernunft, zwischen dem, was wohl gemeint und wohl gethan ist, zwischen subjectiver und objectiver Moralität aufstellt. Der Gegenstand der Ethik als Wissenschaft kann nur objective Moralität seyn. Die Fragen der Casuistik drehen sich oft, wie die der Jurisprudenz, um den großen und alten, beyden Wissenschaften gemeinschaftlichen Zweifel: ob an dem Buchstaben des allgemeinen Gesetzes zu halten, oder eine billige Auslegung des Geistes desselben zuzulassen sey. Das Charakteristische dieser beyden Systeme geht durch die ganze Moral, und stellt sich besonders in den Regeln der Wahrhaftigkeit und Erfüllung versprechender Verbindlichkeiten heraus. Die Jesuiten brachten zuerst ein Schema falscher Moral in Schwung, welche nach ihnen benannt, berüchtigt, zum Sturze ihres Ordens beytrug.

»Die Jesuiten waren aus verschiedenen Gründen geneigt, sich zur laxeren Theorie der Verbindlichkeiten zu bekennen; sie waren weniger als die alten Mönchsorden mit dem vom Orient in die Kirche eingewanderten Aberglauben, von der Verdienstlichkeit selbst auferlegter Büßungen, von der Verdienstlichkeit derselben ihrer selbst willen, behaftet. Sie widmeten sich einem Leben von Mühen und Gefahren, aber nicht von gewöhnlicher Entsagung und Leiden; unerschrocken im Tode und Pein, scheuten sie die mechanische Ascetik des Klosters. Zweytens waren ihre Augen auf einen großen Zweck gerichtet, auf das Wohl der katholischen Kirche, welches sie mit dem ihres eigenen Ordens verschmolzen. Es geschieht meistens, daß Männer, welchen das Wohl der Menschheit am Herzen liegt, und die es thätig verfolgen, von Zeit zu Zeit durch den Widerstreit besonderer Pflichten mit der besten Methode ihren Gegenstand zu fördern, in Verlegenheit gerathen. Unanstellige (unaccommodating) Wahrhaftigkeit, unabweichende Redlichkeit (unswerving good faith) scheint ihnen oft im Wege zu stehen, oder steht ihrem Zwecke wirklich entgegen; daher das wenige Vertrauen, das wir Enthusiasten schenken, selbst wenn sie, nach der gemeinen Weise zu sprechen, aufrichtig, d. i.

*) Am Rande S. 314 steht durch Druckfehler distraction statt distinction, was einer der wenigen, aber den Sinn sehr entstellenden Fehler, welcher den schönen Druck verunstalten.

von der Rechtlichkeit ihres Zweckes überzeugt sind. Die von Loyola seinen Schülern vorgezeichnete Bahn führte sie nicht in die Einsamkeit, sondern in die Welt; sie waren eben sowohl die Gesellschafter und Räthe, als die Beichtväter der Großen; ihnen lag es ob, die Mächte der Erde dem Himmel dienstbar zu machen, daher waren sie versucht, selbst in der Beichte über den Reuigen hinauszusehen, und sein Gewissen mehr mit Rücksicht auf seine Brauchbarkeit als seine Rechtschaffenheit zu leiten. In Fragen der Sittenlehre ist das Enthalten vom Handeln insgemein ein Mittel der Unschuld, aber um positives Gutes zu bewirken, ist Handeln unerläßlich; so hatte ihre Casuistik die natürliche Tendenz zu größerer Objectivität und zur Verwicklung des persönlichen Gewissens in ein unentwirrbares Dickicht von Vernünfteleyen. Es lag ihnen ob, ihren Einfluß über Männer beyzubehalten, welche nicht gänzlich religiöser Controlle unterthänig, nicht willig waren, den angenehmen Pfad, den sie betreten, zu verlassen; Männer des Hofes und des Staates, welche der Kirche dienen konnten, ohne sie zu schmücken, und bey denen Zugeständnisse erforderlich waren, um den Hauptgegenstand zu fördern.«

Mit dieser schon oben im Lobe des Unterrichts der Jesuiten bewiesenen Unparteylichkeit setzt der Verfasser ihre Zweydeutigkeits- und Wahrscheinlichkeitslehre aus einander, führt die großen Casuisten Sanchez, Toletus, Busenbaum, Escobar und Suarez auf, und gibt den Inhalt des berühmten Werkes des letzten: Tractatus de legibus ac Deo legislatore und von Selden's De jure naturali et gentium juxta disciplinam Ebraeorum. Charron's Abhandlung über die Weisheit; La Mothe le Vayer's Gespräche; Bacon's Versuche (essays); Feldham's Entschließungen (resolves); Browne's Religion des Arztes; Walter Raleigh's Tischreden; Osborn's Lehren an seinen Sohn und Johann's Valentin Andreas, welcher von vielen für den Stifter der Rosenkreuzer gehalten wird, christliche Mythologien werden gewürdigt. In dem Abschnitte der Politik treten nach den Veliten, den Deutschen Conringius und Althusius, den Italienern Campanella und Antonio Serra von Cosenza, dem Schotten Bellenden, dem Franzosen Naudé, die Triarier Hobbes und Grotius auf, deren berühmte Werke analysirt werden. Die Analyse von Grotius De juri belli et pacis füllt allein drey und dreyßig Blätter (ein Seitenstück zu der oben erwähnten des Werkes Bodin's), mit Kenntnißnahme der Kritik Paley's und Dugald Stewart's, Condillac's und Mackintosh's. Der Verfasser bemerkt (S. 444), daß der Erste, welcher in neuerer Zeit die Idee allgemeiner Jurisprudenz gefaßt, Lord Bacon gewesen, und Rec. bemerkt bey dieser Gelegenheit, daß volle achthundert Jahre früher als Hugo Grotius der große Imam Ebu Abdallah Mohammed esch-Scheibani, gest. i. J. 189 (805), ein großes Werk über das Recht

des Kriegs und Friedens (nach den Grundsätzen des Islams) geliefert, welches mit dem Commentare Ibn Sehl es-serchasi's begleitet, von es-Seid Mohammed aus Aintab in den Jahren 1796—1798 ins Türkische übersetzt, i. J. 1241 (1826) zu Konstantinopel in zwey großen Foliobänden erschienen ist, und welches von einem künftigen Schreiber arabischer Literaturgeschichte nicht mindere (wenn gleich nicht so ausführliche) Berücksichtigung verdient, als dem Werke des Hugo Grotius in der vorliegenden geworden. Mohammed esch-Scheibani ist der Hugo Grotius der Araber, so wie Ibn Chaldun derselben Montesquieu. Der die Geschichte der Dichtkunst in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts einleitende Paragraph enthält folgenden Seitenblick auf den jüngsten Zustand der italienischen Literatur.

»Die jüngste Zeit, d. i. die letzten zwanzig Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, haben in mancher Hinsicht eine Veränderung der öffentlichen Gesinnung in Italien mit sich gebracht. Männliche Wendung des Gedankens, ausgedehnter philosophischer Bereich (grasp), brennender Durst bis zum Uebermaße nach großen Unternehmungen und edlem Ruhme hat das italienische Volk der letzten funfzig Jahre vor ihren Ahnen verschiedener vorhergehender Zeugungen ausgezeichnet. Es ist möglich, daß die erhöhte verhältnißmäßige Wichtigkeit der Lombarden in ihrer Nationalliteratur ihren Einfluß darin äußerte, daß der öffentliche Geschmack weniger ekel hinsichtlich der Reinheit der Sprache, weniger fein in der ästhetischen Urtheilskraft, welche sich auf huldvollen und glücklichen Ausdruck bezieht, sich desto mehr zu den Forderungen von Originalität, Sehnenkraft und Erregungsfähigkeit geeignet. Die Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts mögen in manchen Fällen durch diese Umwälzung gewonnen haben, aber die der vorhergehenden Zeitalter, namentlich die Petrarchisten, deren Anführer Bembo, haben ganz gewiß in der nationalen Bewunderung Grund verloren.«

Wenn die Petrarchisten in jüngster Zeit in Italien an Bewunderung verloren, so stieg dieselbe dafür so höher für Dante, der nie früher so gut verstanden, so hoch gewürdigt worden. Dieß zur Berichtigung des Schlusses des obigen Urtheils. Rubbi, der Herausgeber des bändereichen Parnasso italiano, hatte den Muth, die Seicentisti ihres Genius und ihrer Einbildungskraft willen über ihre Vorgänger zu erheben *). Nach Rubbi und Salvi (dem Fortsetzer von Ginguené's italienischer Literaturgeschichte) werden Marini's Adone, Tassoni's Secchia rapita, Chiabrera's Oden und satyrische Episteln geschildert. Die spanische Poesie des sechzehnten Jahrhunderts wird in drey Abtheilungen geordnet; die erste die in der alten Schule gebildeten Balladensänger; die zweyte die den Italienern nachgeahmte Schule

*) To exto Druckfehler statt to extoll.

Boscan's und Garcilasso's; die dritte die didactische, halbsatyrische horazischen Styles, deren Gründer Mendoza. Unter den Romanzensängern zeichnen sich die Gebrüder Argensola aus; Villegas ist der spanische Anakreon, mit welchem der gleichnamige burleske satyrische Dichter Quevedo nicht zu vermengen; Gongora's Estilo culto hängt, nach Hallam's Urtheil, nicht so eng mit dem Marini's zusammen, wie Bouterwek und Lord Holland glauben. Von den französischen Dichtern werden Malherbes, Regnier, Racan, Maynard, Viaud (Theophile), Gombauld, Voiture, Sarazin, von den Deutschen nur Opitz, Spee, Flemming, Gryphius und Weckherlin aufgeführt, der Name des letzten (S. 480) gar in Meckerlin verstümmelt. Je dürftiger der Abschnitt der deutschen, holländischen und dänischen Poesie, so reichhaltiger ist, wie zu erwarten, der der englischen. Anderson und Chalmers und andere Herausgeber haben die zahlreichen englischen Dichter dieses Zeitraumes gesammelt, Headley, Ellis, Campbell und Southey haben Auszüge daraus gegeben. Die Brüder Phineas und Giles Fletcher, glühende Bewunderer Spencer's, verfolgten den von ihm betretenen Pfad. Unter der Regierung Jacob's entstanden zwey Schulen philosophischer Poeten, die eine, deren Gründer, Sir John Davies, klarer und deutlicher als Sir Fulk Greville, hernach Lord Brooke, welcher Sir Philip Sydney's Freund und Jordano Bruno's Beschützer. Sir John Denham's Cooper's Hill ist ein ausgezeichnetes Gedicht, und wenn der Verfasser auch nicht das ihm von Pope gegebene Epithet des Majestätischen verdient, so ist er doch weniger schwach als Browne und weniger prosaisch als Beaumont. Die zweyte Schule ist die der metaphysischen Poeten, wie Donne, Crashaw, Cowley; endlich die der historischen Poeten oder Mährchendichter, wie Daniel, welcher den Bürgerkrieg zwischen York und Lancaster besang; Drayton, der Verfasser des Polyolbion; Browne, der Verfasser brittanischer Hirtengedichte; Sir John Beaumont, der Verfasser des kurzen Gedichtes auf die Schlacht von Bosworth Field, und Sir William Davenant, der Verfasser Gondibert's, eines langen heroischen Epos von sechstausend Versen. In den Schilderungen der Sonettendichter ist das Geheimnißvolle, welches über denen Shakespeare's schwebt, hinlänglich erklärt; da auch derer von Drummond, Daniel, Drayton und Lord Stirling erwähnt wird, so ist das im vorigen Zeitraume über die Sonette Spencer's beobachtete gänzliche Stillschweigen so auffallender; Carew ist der berühmteste der Dichter leichterer Gattung. Die Grabschrift

Ben Johnson's: O rare Ben Johnson! ist nicht weniger traurig als wahr. George Wither's bestes Gedicht ist die Mistress of Philarete. Unter den dem Lord Pembroke zugeschriebenen Gedichten finden sich auch die berühmten Verse auf die Seele; das Seitenstück dazu sind in der arabischen Literatur die an die Seele gerichteten Verse Avicenna's. Einer der fröhlichsten Dichter ist Sir John Suckling, der verliebtesten einer Robert Herrick; Milton's Comus, Lycidas Allegro und Penseroso, Geburtsfestode und Sonette werden geschildert; Milton erscheint auch mit May und Owen im folgenden Abschnitte unter den lateinischen Dichtern, den Deutschen Schedius und Balde, den Holländern Heinsius und Barläus, dem Polen Sarbievius und dem Flamänder Sidonius Hoschius. Das folgende Hauptstück der dramatischen Literatur schildert die Colosse derselben, Calderon, Corneille, Shakespeare, durch die Charakteristik ihrer Werke; dann noch die englischen Dramatiker Johnson, Beaumont, Fletcher, Massinger, Ford, Shirley, Heywood und Webster. Im siebenten Hauptstücke werden die Prosaiker vorgeführt; die Italiener Bentivoglio; Boccalini, berühmt durch seine Pietra del paragone; Ferrante Pallavicino; das Wörterbuch der Crusca; die grammatischen Werke Buonmattei's; das stylische Sforza Pallavicino's; das akademische des Famianus Strada Des Spaniers Gracian Prosa trägt den Stämpel der Concetti Gongora's, mit welchem in Frankreich Balzac, Voiture und die Schöngeister des Hotels Rambouillet wetteiferten. Gründung der französischen Akademie. Vaugelas's Remarques sur la langue française, La Mothe le Vayer's Considérations sur l'éloquence française, die Gerichtsreden Patru's und Le Maistre's förderten das Studium der französischen Sprache und Beredsamkeit, wie das der englischen durch den Earl von Essex, durch Knolles's türkische, Daniel's und Clarenton's englische, Raleigh's Weltgeschichte, durch die polemischen Schriften Milton's, Burton's Anatomy of Melancholy, John Earle's Microcosmographia, Overbury's Characters und Johnson's Discoveries gefördert ward. Den Beschluß dieses Bandes machen die Romane. Don Quixote wird wider die Zumuthungen der ernsten Grundidee, welche Bouterwek und Sismondi dem Cervantes angedichtet, in Schutz genommen. Die französischen Romane Gomberville's, Calprenède's und der Scudéri, die Argenis des Barclay, Campanella's Sonnenstadt, Godwin's Reise in den Mond, der Hain Diana's von Howell und die Aben-

teuer des Freyherrn von Fäneste, deren Verfasser Agrippa d'Aubigné, bilden den Schluß.

Das achte und neunte Hauptstück dieses Zeitraumes, wovon jenes von den mathematischen und physischen Wissenschaften, dieses von der Naturgeschichte und Medizin und der orientalischen Literatur handelt, wären beyde besser noch im dritten Bande begriffen worden, ziehen sich aber noch in den vierten hinüber, dessen Rest mit der Geschichte der Literatur in der zweyten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in derselben Folge der Wissenschaften gefüllt ist. Die Erfindung der Logarithmen durch Napier, die neue Geometrie Kepler's und Cavalieri's, die algebraischen Verbesserungen Harriott's, die cartesianische Theorie der Welt, die Fortschritte der Hydrostatik, Pneumatik und Optik, die Entdeckung des Telescops und Microscops werden besprochen. In der Naturgeschichte gehören die wichtigsten Werke Aldrovandi's erst diesem Zeitraume an; Fabricius de Aquapendente schrieb über die Sprache der Thiere; die Botanik wurde durch Columna, die Gebrüder Johann und Caspar Bauhin, durch Johnson's Ausgabe von Gerard's Herbarium und Parkinson's Theatrum botanicum befördert. Harvey ist der eigentliche Entdecker des Blutumlaufs, wiewohl als solcher auch Servet genannt wird ob einer Stelle seines Werkes Christianismi restitutio. Rec. bemerkt, daß der Titel dieses Werkes dem großen und berühmtesten Werke Ghasali's nachgeahmt scheint, welches den Titel Wiederbelebung der Wissenschaften des Islams führt; und welches mit dem Werke Servet's das Schicksal gemein hatte, daß es mit dem Anathem belegt ward, wie jenes in Andalus*). Asellius ist der Entdecker der Milchgefäße; in Deutschland heilten die Rosenkreuzer durch Glauben und Einbildungskraft. In der hebräischen Literatur erwarben sich die beyden Buxtorf fast ein eben so großes Verdienst um die hebräische Literatur, als im verflossenen Jahrhundert sich die beyden Etienne in der griechischen erworben hatten. Cappel ist der Vater hebräischer Kritik; in England lagen Ainsworth, Godwin, Lightfoot und Selden der rabbinischen Literatur ob, Pococke und Bochart sind Herkulessäulen der arabischen, wie Golius und Erpenius. Megiser und Du Ryer gaben die ersten eine türkische, Raimondi zu Rom, Louis de Dieu zu Leyden und Gräves zu London eine persische Grammatik heraus. Olearius und Pietro della Valle sind die großen Reisenden dieses Zeitraums; Purchas gab eine Sammlung von

*) In Conde's deutscher Uebersetzung II. S. 158.

Reisebeschreibungen, Ferrari ein großes geographisches Wörterbuch und Blaew verbesserte Karten heraus. In der Geschichte leuchteten Diego de Mendoza durch seine Geschichte des Krieges von Granada, Mezeray durch die des osmanischen Reichs als Sterne erster Größe vor; deßgleichen als Biographen die Engländer Bacon, Cherbury und Camden durch ihre Lebensbeschreibungen Heinrichs VII., Heinrichs VIII. und der Königin Elisabeth. Betrachtungen über den allgemeinen Zustand der Literatur, über Bibliotheken, Universitäten und Akademieu; die Erwähnung des Streites über den Vorzug der alten oder neuen Literatur, Browne's Inquiry into vulgar errors und die Charakteristik von Peiresc, als Polyhistor schließen den Zeitraum der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Die Literaturgeschichte der zweyten Hälfte eröffnen die Philologen (scholars) Grävius, Gronovius, Spanheim, Perizonius, Tanneguy le Fevre und die Daciers; in England trugen Duport, Gataker, Stanley, Pearson, Price Hudson, Potter, Bentley die Fahnen der Philologie; Grävius und Gronovius sind die Schatzhüter griechischen und lateinischen Alterthums; Bellori und Falconieri gaben gesammelte Inschriften, Spanheim und Vaillant gesammelte Münzen heraus. Usher folgte noch, wie Scaliger und Petavius, der hebräischen Chronologie, Peyron der samaritanischen und der der siebzig Dolmetsche. Marsham stellte der erste die Theorie der Gleichzeitigkeit ägyptischer Dynastien auf, welche bis auf ihn für auf einander folgende gehalten worden. In dem Hauptstücke der theologischen Literatur wird die Beschränkung päpstlicher Macht durch die Freyheit der gallikanischen Kirche, die katholische, protestantische, jansenistische, trinitarische Controverse, der Fortschritt des Arminiasmus und Socianismus in England, die Apologetik und Mystik des Christenthums besprochen; Bossuet, Pascal und Fenelon strahlen als Orionsgürtel in Frankreich; Bourdaloue, Flechier (Massillon wird nicht genannt) sind die Triarier der französischen, Barrow, South, Tillotson die der englischen Kanzelberedsamkeit. In der speculativen Philosophie machte die aristotelische und scholastische der cartesianischen und gassendischen Platz. Die Logik ging aus den jansenistischen Hallen des Port Royal mit neuem Glanze hervor; die Analyse von Malbranche's Recherche de la vérité und die Vergleichung desselben mit Pascal (vierzehn Blätter), die von Spinosa's und Locke's Systemen eben so ausführlich. Pascal und Spinosa treten abermal in dem folgenden Hauptstücke der Moralphilosophie auf, mit ihnen Jere-

mias Taylor als Führer der Zweifelnden, Cumberland als der Ausleger der Naturgesetze und Puffendorf als der des Völkerrechts, Rochefoucault und La Bruyere, die großen Charakterschilderer, und Fenelon als Erzieher von Fürsten und Mädchen In der Politik machten Puffendorf und Spinosa, Sir James Harrington durch seine Oceana, Sir Robert Filmer durch seine Patriarcha, Sydney und Locke durch ihre Werke on Government Epoche. Mun und Sir Josiah Child schrieben über den Handel; die Italiener hatten den ersten Grund zur Statistik oder politischen Arithmetik gelegt; aber England trug auch hier die Fahne vor durch Graunt's Observations on the bills of mortality (1661) und Petty's Political arithmetic (1691). In der Jurisprudenz trat der zwey und zwanzigjährige Leibnitz mit dem i. J. 1667 zu Frankfurt gedruckten Werke: Methodi novae discendae docendaeque jurisprudentiae, als ein Alexander der Wissenschaft auf. »Es ist gewiß,« sagt der Verfasser, »daß in Deutschland wenigstens Philologie, Geschichte und Philosophie mehr oder weniger seit der Zeit von Leibnitz unter dem Mantel der Rechtswissenschaft einherzogen.« Wenn in dieser Gewißheit in früherer Zeit etwas Wahres, so ist wenigstens seit der Umwandlung der Philosophie von Kant bis Hegel gerade das Umgekehrte wahr, indem die Rechtsgelehrsamkeit seitdem unter dem Mantel der Philosophie aufgetreten. Die Geschichte der Dichtkunst in der zweyten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts handelt nur in vier Abschnitten von der italienischen, französischen, englischen und lateinischen Poesie; die deutsche erhält als Anhängsel der französischen nur eine Drittel-Seite, in welcher nur Hofmannswaldau und Lohenstein genannt sind, und von dem neuen Style zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts gesprochen wird, welcher unter dem unglücklichen Namen des geistlosen bekannt sey. Als Gewährsmänner dieses Minimums von Kenntniß der Geschichte deutscher Poesie werden in der Note Bouterwek, Heinsius und Eichhorn, vom letzten aber ganz falsch der Geschichte der Kultur (welche nur zwey Bände hat) vierter Band S. 287 citirt, während diese Stelle sich auf derselben Seite desselben Bandes der Geschichte der Literatur befindet. Von den Italienern werden Filicaja, Guidi, Menzini, dann Salvator Rosa, Redi und Maggi: von den Franzosen Lafontaine, Boileau, dann die anakreontischen Dichter: Chapelle, La Fare, Bachaumont, Luinez und Chaulieu; die bukolischen: Segrais, Mad. Deshoulières und Fontenelle aufgeführt; nach diesem Verhältnisse der Namenzahl hätten also selbst aus den

drey angeführten Quellen außer Hofmannswaldau und Lohenstein noch andere schlesische und sächsische Dichter genannt werden können, und wenn sie schon keinen eigenen Abschnitt erhalten sollte, so wäre die deutsche Poesie doch schicklicher der englischen als der französischen untergeordnet worden. Mit natürlicher Vorliebe, derenthalben wir den Verfasser nicht tadeln wollen, werden die englischen großen lyrischen Dichter: Waller, Butler und Dryden, dann die minderen der carolinischen Periode, wie Cleveland, Marvell, Oldham, Roscommon, Mulgrave, Rochester, Otway, Duke, Dorset und Garth behandelt. In dem Abschnitte der lateinischen Poesie werden von den Italienern Ceva's Jesus Puer, Strozzi's Gedicht auf die Ciocolade und Sergardi's Satyren; von den Franzosen Quillet's Callipaedia, Menage's elegische Gedichte, und vor Allen Rapin's didactisches: die Gärten, aufgeführt. Ausführlicher sind in dem folgenden Abschnitte der dramatischen Poesie die Schilderungen der großen französischen Dramatiker (Racine, Molière und Regnard), und der minderen (Quinault, Boursault, Dancourt und Brueys), dann die der englischen (Dryden, Otway, Southern, Congreve, Wycherley, Farquhar und Vanbrugh). In dem folgenden Hauptstücke der prosaischen Literatur erhebt sich aber über die Mittelmäßigkeit von Dati's Prose Fiorentine, Segneri's Predigten, Magalotti's und Redi's Briefen, nur die Prose Crescimbeni's, des Stifters der arkadischen Gesellschaft. Die großen französischen Prosaiker: Fontenelle, Fenelon, St. Evremond, Mad. Sevigné, werden gehörig gewürdigt. Als Kritiker treten Bouhours, Rapin, Bossu, Perrault und Bayle auf. Die Arbeiten der französischen Akademie; die ersten kritischen Zeitschriften, das Journal des savans, die kritischen Blätter Bayle's und Le Clerc's, die italienischen Zeitschriften Roms und Venedigs, die Jugemens de Sçavans von Baillet, der Mercure savant, der zu Amsterdam erschien, die Leipziger Acten und Morhof's Polyhistor, sammt den verschiedenen Ana werden beleuchtet. Die englischen Prosaiker und Kritiker Cowley, Evelyn, Rymer, Sir William Temple, Locke's Treatise on education, Mackenzie's Essays, Walton's Complete Angler, Wilkins's Discovery of a new world, Wotton's Reflections on ancient and modern learning, und in dem folgenden Abschnitte der Romane Quevedo's Visionen, Mad. la Fayette's Novellen, Scarron's komischer Roman, Cyrano de Bergerac's Reise in den Mond und Reich der Sonne, Perrault's und Hamilton's Mährchen,

der Telemach; von den englischen Romanen Bunyan's Pilgrim's progress, der türkische Spion und Swift's Tale of a Tub werden gehörig eingerechnet. Von den deutschen gelehrten Gesellschaften (außer der fruchtbringenden), von den schlesischen Hofpoeten, von den Romanschreibern der Lohensteinischen Schule wird gar keine Kunde genommen, und der Verfasser scheint nicht einmal die Existenz des Simplicissimus noch Pater Abrahams zu kennen, denn sonst hätte er unmöglich das trefflichste Sittengemälde der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, und den größten deutschen Humoristen der zweyten Hälfte desselben mit gänzlichem, nicht zu rechtfertigendem Stillschweigen übergehen können. In den fünf Abschnitten des letzten Hauptstücks werden die Experimentalphilosophie, die Naturgeschichte, die Medizin und Anatomie, die Geographie und Geschichte höchst summarisch abgefertigt. Den Eingang macht die Gründung der königlichen Gesellschaft zu London schon i. J. 1645, und der der französischen Akademie der Wissenschaften zu Paris, ein und zwanzig Jahre später gestiftet; Becker der Gründer der Chemie in Deutschland; Robert Boyle, welcher im Sterbejahre Bacon's geboren, als Metaphysiker und Physiker in dessen Fußstapfen trat. Sein Landsmann und Zeitgenosse Dr. Hooke und der französische Chemiker Lemery füllen den ersten Abschnitt, die Zoologen Ray, Redi, Swammerdam, Lister; die Botaniker Cäsalpinus, Columna, Robert Morisson, Rivinus, Tournefort, Grew und Malpighi, mit Burnet's Theorie der Erde, und der Protogäa von Leibnitz den zweyten; die Anatomiker Willis und Vieussen's den dritten; die Orientalisten Walton, Castell, Hottinger, Spencer, Marracci und Hyde den vierten; die Landkarten von Nicolas Sanson und De Lisle, die Reisebeschreibungen von Gemelli Carreri, Chardin, Bernier, Thevenot, Tavernier und Nieuhoff, die Memoires des Cardinals Retz, Bossuet's Universalgeschichte und Burnet's Geschichte der Reformation den fünften und letzten Abschnitt aus. Wir schließen diese Anzeige mit des Verfassers eigenen Worten, in der aufrichtigsten Ueberzeugung der Erfüllung seiner darin ausgedrückten Wünsche und Hoffnung. »Fehler und »Mängel, deren ich nicht besonders gewahr, mögen zahlreich seyn; »doch kann ich nicht zweifeln, daß ich nicht etwas zur allgemeinen »Literatur meines Vaterlandes, zur ehrenvollen Schätzung meines eigenen Namens und zu dem Erbe derer, denen ich (wenn »ich diese Hoffnung noch nähren darf) dasselbe zu hinterlassen habe, »beygetragen haben sollte.«

Hammer-Purgstall.

Art. II. Notitia Dignitatum et Administrationum omnium, tam civilium quam militarium, in partibus Orientis et Occidentis. Ad codd. mss. Monachiensium, Romani, Parisiensium ac Vindobonensis editorumque fidem recensuit, tabulis ad cod. ms. biblioth. reg. Palatin. Monachiens. depictis, commentariis indicibusque illustravit, libellos provinciarum Romanarum et Gallicanarum, Hieroclis Συνέκδημον, Urbium Romae et C. P. descriptiones, de bellicis machinis commentarium aliaque addidit *Eduardus Böcking*. Bonnae impensis Adolphi Marci. Anno MDCCCXXXIX. Tomus I. Notitia Dignitatum in partibus Orientis. LXVI und 540 S. gr. 8.

Die Notitia Dignitatum enthält im Umriß eine Darstellung derjenigen Verfassung, nach welcher seit den Neuerungen Constantinus des Großen die zahlreichen und ausgedehnten Länderstrecken des römischen Reichs in seiner östlichen und westlichen Hälfte so verwaltet wurden, daß alle Fäden der Gewalt durch viele Mittelglieder nach einem Ziele zusammenliefen, und hier theils durch einen ängstlich verbreiteten Schein der Hoheit und Heiligkeit, womit schon seit Augustus ein wohl berechnetes System des Despotismus (Arcanum imperii) das Haupt des Alleinherrschers immer mehr zu umgeben gewußt hatte, theils und noch mehr durch die entschiedenste Abhängigkeit eines fügsamen und ergebenen Heeres, von Civil- und Militärbeamten zusammengehalten und in Bewegung gesetzt wurden. Zur Erkenntniß der Constantinischen Einrichtungen, überhaupt der politischen Zustände unter den späteren römischen und byzantinischen Kaisern, ist die Notitia von besonderer Wichtigkeit, weil sie, obgleich höchst wahrscheinlich nur ein Auszug, welchen ein Privatmann aus officiellen Verzeichnissen der sämmtlichen höheren Militär- und Civilbeamten in den ersten Jahren des fünften Jahrhunderts n. Chr. angefertigt hat, über viele Dinge Aufschluß gewährt, worüber wir aus anderen Quellen weder so vollständig, noch im gehörigen Zusammenhange belehrt werden. Um aber diese für alte Geschichte und Rechtskunde wichtige Quelle allgemein zugänglich, und für einen größeren Kreis von Gelehrten nutzbar zu machen, war von einem Bearbeiter des Werkes zweyerley zu leisten. Denn da wir in demselben nur das Schema einer sehr complicirten und künstlichen Verwaltung besitzen, so ist vor allem erforderlich, dieses in seiner ursprünglichen und unverkümmerten Gestalt anzuschauen, oder, da dieses wegen Ausfalls einzelner Linien und Züge wenigstens nicht überall angeht, die fehlenden Theile zu bestimmen, um dadurch das Ganze doch in der Vorstellung aufzufassen. Zweytens müssen die Massen der seltenen Benennungen, welche darin vorkommen, und die lose neben

einander gestellten kurzen Andeutungen durch einen Commentar beleuchtet, und zu einem Ganzen möglichst verbunden werden. Denn da wir hier nur sehr kurze und einfache Ueberschriften, und unter ihnen meistens lange Reihen Benennungen lesen, wovon viele durch Seltenheit und ihre grammatische Form auffallen, so ist zwar an verwickelte Structuren nicht zu denken, allein über den geschichtlichen Zusammenhang und über die Veranlassung der Benennungen, wie auch über ihre Bedeutung, steigen viele Fragen und Zweifel auf, die das räthselhafte Buch uns nicht lösen kann. Daher bedarf dasselbe in höherem Grade, als irgend ein anderes, der Nachhülfe eines erklärenden Commentars.

Die eben bezeichnete doppelte Aufgabe ist für die Notitia Dignitatum in partibus Orientis, also für die erste Hälfte des ganzen Werkes, durch den unermüdlichen und erfolgreichen Fleiß des Herrn Professors Böcking zum ersten Male gelöst worden. Von dem gesammten Werke, welches mit seinen Registern und den Anhängen drey Bände ausmachen wird, liegt der erste uns zur Anzeige und Beurtheilung vor, eine Nachweisung der benützten kritischen Hülfsmittel (p. I—X), eine Argumenti Explicatio (p. XI—XVI), die Vorreden, Dedicationen u. dgl. der früheren Herausgeber (p. XVII—LXVI); demnächst den Text der Notitia Orientis kritisch neu gestaltet und wohl geordnet (p. 1—116), zuletzt einen erschöpfenden kritischen und exegetischen Commentar unter dem Namen Annotatio ad Notitiam Dignitatum et Administrationum in partibus Orientis (p. 117—540) enthaltend. Ehe wir jedoch auf eine nähere Charakteristik dieser neuen Bearbeitung eingehen, wollen wir zu bestimmen suchen, bis zu welcher Stufe Kritik und Exegese durch die früheren Editoren der Notitia gebracht war. Sämmtliche ältere Herausgeber derselben waren mit einem nur dürftigen Vorrath kritischer Hülfsmittel versehen, und haben selbst von diesen keinen ordentlichen Gebrauch zu machen verstanden. Alle Ausgaben, welche der neuesten vorangehen, lassen sich in Betreff ihres Textes auf zwey Handschriften, auf eine lückenhafte und eine minder mangelhafte, zurückführen. Zur ersteren Klasse gehören diejenigen, welche Alciati, Fabricius und Schonhoven bekannt gemacht haben; zur zweyten die von Gelen und Panciroli besorgten, so wie deren Abdrücke im Thesaurus von Gräfe und in der Duodezausgabe von Labbé. Vgl.: »Ueber die Notitia Dignitatum utriusque imperii. Eine Abhandlung zur Literaturgeschichte von D. Ed. Böcking.« Bonn 1834. 8. Schon seit Gelen, d. h. seit dem Jahre 1552, worin dessen Ausgabe zu Basel in Folio erschien, ist in den älteren Editionen so zu sagen gar kein Fortschritt der Kritik mehr zu erkennen; denn

die zunächst folgende, bisher am meisten verbreitete Recension des Guido Panciroli, Venedig 1593, Fol., und drey nach dessen Tode veranstaltete Abdrücke, nämlich zu Venedig 1602, zu Lyon 1608, zu Genf 1623, sind ganz auf die Gelenische basirt, nur daß Panciroli einiges Wenige aus einer Maffeischen und einer Orsinischen Handschrift ergänzt und geändert, übrigens mit unbegreiflichem Leichtsinne keinen Gebrauch von diesen gar nicht verächtlichen Hülfsmitteln gemacht hat. Einen Abdruck des Pancirolischen Textes und Commentars gibt der Gräfe'sche Thesaurus, dessen Text ohne Commentar die Ausgabe des französischen Jesuiten Labbé, Paris 1651. 12. Die zum Context gehörigen Bilder fehlen bey Labbé, in dem Werke von Gräfe sind sie mit auffallender Willkür wieder gegeben.

Hier ist die Reihe der früheren Ausgaben bereits abgeschlossen, so daß während eines Zeitraums von beynahe dreyhundert Jahren, nämlich seit 1552, die Kritik für die Notitia nichts Erhebliches mehr geleistet, und ihre Bearbeitung überhaupt fast zweyhundert Jahre, seit 1651, geruht hat. Darüber wird sich allerdings wundern, wer nur die Wichtigkeit dieses Werkes für Erforschung der alten Geschichte und Verfassung und die verderbte Gestalt desselben in den älteren Ausgaben ins Auge faßt: allein wir werden diese Erscheinung begreiflich finden, sobald wir uns die vielen und ungewöhnlichen Schwierigkeiten, womit eine neue und durchgreifende Bearbeitung zu kämpfen hatte, klar gemacht haben. Ein fühlbarer Mangel aller früheren Ausgaben besteht darin, daß wir über die dabey zum Grunde gelegten handschriftlichen Hülfsmittel und über deren Differenz mit dem gedruckten Texte aus ihnen nichts oder äußerst Weniges erfahren. Nur so viel ist bald zu merken, daß ihr kritischer Apparat unbedeutend gewesen. Wo ein jüngerer Herausgeber einen nach seiner Meinung genügenden gedruckten Text vorfand, da hielt er sich der Mühe, Handschriften aufzusuchen und zu Rathe zu ziehen, überhoben. Das gilt besonders von Panciroli: vor dem Impressus liber, d. i. der Ausgabe des Gelenius, hat er einen so ungemessenen Respekt, daß er selten in seine zwey Handschriften blickte, und noch seltener etwas aus ihnen anführte. Gelenius selbst nennt nicht einmal seine Quellen, und nur für die Notitia Dignitatum Orientis scheint er eine früher noch nicht benützte Handschrift gebraucht und zum Grunde gelegt zu haben. Ueber das Verhältniß der älteren Ausgaben zu einander und über den Werth der noch vorhandenen Handschriften hatte weder einer unter den Editoren sich Rechenschaft gegeben, noch war darüber von anderen Gelehrten etwas Sicheres ermittelt worden; ja,

nirgends fand sich eine auch nur die Hälfte der noch vorhandenen Handschriften verzeichnende Notiz.

Der neue Herausgeber hat diese Punkte nicht unbeantwortet gelassen, und die sonstigen vielfachen Mängel der älteren Texte hat derselbe glücklich beseitigt. Schon vor vielen Jahren hat er sich mit allen Ausgaben der Notitia vertraut gemacht, und sowohl über die Beschaffenheit jeder einzelnen, als über ihr Verhältniß zu einander ist er zu befriedigenden Aufschlüssen gekommen. Von den gedruckten Exemplaren ist er zur Erforschung der Handschriften vorgeschritten, und hat gefunden, daß alle noch vorhandenen Codices dieses Werkes aus einer einzigen, ehemals der Dombibliothek zu Speyer angehörigen Handschrift abgeleitet sind, daß Abschriften erster und zweyter Hand in Deutschland, Frankreich und Italien noch existiren, von ihr selbst indessen schon lange jede sichere Spur verschwunden ist. Diesen ältesten Codex Spirensis hat Pietro Donato, Bischof von Padua, bey Gelegenheit des Baseler Conciliums im Jahre 1436 zu Basel copiren lassen; seine Abschrift ist nach Venedig, von dort aber nach England gekommen, wo sie in irgend einer Büchersammlung sich noch wohl finden müßte: vielleicht in Oxford *). Da also weder jene älteste Speyrer Handschrift vorhanden, noch die nächst älteste, d. h. die von Pietro Donato daraus genommene Abschrift, ihrem gegenwärtigen Aufenthalte nach bekannt ist, so muß es als ein glücklicher Umstand betrachtet werden, daß wir aus der ersteren noch eine andere, und aus der zweyten ebenfalls eine Abschrift besitzen. Denn eine unmittelbare Copie der Handschrift von Speyer ist der Codex Palatinus cum figuris n. 41 a auf der

*) Rec. hat von dem Hrn. Böcking die Notiz erhalten, daß die Handschriften des Venetianers Matteo Luigi Canonici (vgl. *Lombardi* Storia della letteratura ital. nel sec. XVIII. Moden. 1827. 4°. I p. 97, 106. *Blume* Iter Ital. I. p. 211), welche jener in der Abh. über die Not. S. 6 ff. beschreibt, sich wahrscheinlich unter den 3000 Mss. ex bibl. viri ven. *Canonici* befinden werde, die nach Zachariä (Comment. de biblioth. Bodlei. hinter dessen Ausg. des Prochiron von Basilius, Constantinus und Leo, Heidelb. 1837. 8°. p. 273. Nro. LVIII) die Oxforder Bibliothek im J. 1818 erworben hat. Eine Kopenhagener Handschrift (Katalog der Hdschr. einer ält. Samml. v. J. 1784. Bd. I. S. 438. Nr. 498. »Effigies Noticiae dignitatum Rom. imp. variis colorib. pictae cum Inscriptionibus. Fol. min.«) führt Dr. Zachariä in seiner Anzeige der Not. Dign. Fasc. I. recens Bg. in den Heidelb. Jahrb. 1839. S. 1192 ff. an, und bemerkt darüber: »Sie enthält nur die Bilder der Not. mit ziemlich hellen Farben auf Papier gemalt, mit den dazu gehörigen Erklärungen« (das sind wohl die Namen der Heeresabtheilungen, Kastelle u. s. w.?) »und den Inscriptionen u. s. w.«

königlichen Bibliothek zu München, für die neue Ausgabe durch Hr. Föringer verglichen und theilweise abgeschrieben. Vgl. »Bayerische Annalen, Abtheilung Literatur.« München 1835. 4. S. 501 f. 506 ff. Dagegen ist der zweyte Münchener Codex, vom Herausgeber an Ort und Stelle im Jahre 1832 verglichen, eine Abschrift zweyter Hand, nämlich eine Copie aus der Abschrift des Pietro Donato. So lange also eine ältere als die Speyrer Handschrift oder eine von ihr unabhängige nicht entdeckt wird, müssen die beyden genannten den kritischen Vorrath im Wesentlichen erschöpfen. Die übrigen, in einigen Bibliotheken noch aufbewahrten Codices der Notitia sind, so viele wenigstens bis jetzt bekannt geworden, ebenfalls aus der Speyrer abgeleitet. Von diesen hat der neue Herausgeber folgende benützen können. Zuerst einen Codex aus der Bibliothek des Fürsten Barberini zu Rom, auf Pergament im funfzehnten Jahrhundert geschrieben, für die neue Ausgabe durch Dr. Ernst Heimbach den Jüngeren sorgfältig verglichen; ferner zwey in der großen Nationalbibliothek zu Paris befindliche, wovon der Herausgeber nur die ältere im Jahre 1835 zu Paris verglichen hat, weil er die jüngere als bloße Abschrift aus der älteren für die Kritik des Textes ohne Werth fand. Durch einen Anderen hat der Herausgeber eine Wiener Handschrift (Nr. CCCXXXI im Katalog der kaiserl. Bibliothek), welche im Jahre 1529 zu Speyer, jedoch nicht unmittelbar aus dem Urcodex, sondern aus einer im Jahre 1484 gemachten Copie desselben abgeschrieben ist, vergleichen lassen. Die reiche kaiserliche Bibliothek zu Wien bewahrt noch eine zweyte Handschrift der Notitia, da sie aber eine Abschrift der vorhergenannten ist, so wurde eine Vergleichung derselben für die neue Recension mit Recht für unnöthig befunden.

Ausgestattet mit einem so ansehnlichen handschriftlichen Vorrathe mußte der neue Herausgeber bald inne werden, daß der Text sämmtlicher bisher erschienenen Ausgaben an unzähligen Stellen verfälscht, und daher überall unzuverläßig sey. So ist, um diesen Punkt schon hier hervorzuheben, die der späten Zeit, worin unsere Notitia fällt, eigenthümliche und vielfach von der altklassischen abweichende Orthographie zum größten Theil durch Alciati, Gelen und Panciroli verdrängt worden; mit loser Willkür sind diese Editoren unter anderm mit den Casus-Endungen umgegangen, weil sie es für ihre Pflicht hielten, gewisse Freyheiten in der Construction der Ortsnamen nach der vulgären Syntaxis zu ändern. Dadurch haben sie dem Buche einen schlechten Dienst geleistet, und nicht selten sogar falsche Formen eingeschwärzt. Sie haben z. B. viele Ortnamen auf a, die nach den Handschriften und nach einer damals gewöhnlichen gramma-

tischen Licenz im Nominativ oder Accusativ stehen, in den Genitiv auf ae gestellt, obgleich manche unter diesen nur als Neutra pluralia vorkommen, und daher wenigstens in Formen auf is oder ibus hätten umgesetzt werden müssen. Dieser Unfug ist so weit getrieben, daß kundige und vorsichtige Männer, z. B. Wesseling in seinen Anmerkungen zum Itinerarium Antonini, wegen eines Ortsnamens auf die Notitia zu verweisen mit Recht Anstand genommen haben. Die neue Ausgabe hat dieser Willkür ein Ende gemacht. Allerdings finden wir in dem jetzigen zuverlässigen Texte Formen und Structuren, die demjenigen auffallen, welcher nur an den klassischen Sprachgebrauch gewohnt ist, die in der That aber um nichts auffallender sind, als diejenigen, welche in anderen Werken aus jener Zeit, z. B. in den Itinerariis und der Tabula Peutingerana, vorkommen. Hr. Böcking hat den Context nach seinen Handschriften neu constituirt, und bey jeder für nöthig befundenen Abweichung die Lesarten seiner Zeugen wie auch sämmtlicher früheren Ausgaben mit fast ängstlicher Sorgfalt in seiner Annotatio verzeichnet.

Obgleich auf diese Weise der Context der Notitia zum ersten Male von Anfang bis zu Ende in einer zuverläßigen Gestalt erscheint, und an vielen Stellen aus den sichersten Quellen berichtigt ist, so ist doch durch andere und zunächst nicht auf Handschriften beruhende Verbesserungen dem Werke im Großen noch mehr Heil durch die neue Recension widerfahren. Denn wenn wir den Text der alten Ausgaben betrachten, so müssen wir die Notitia entweder für ein planloses und verkehrtes Ding halten, oder voraussetzen, durch Schuld der Abschreiber sey sie bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt und verfälscht. Allein von beyden hat sich das Gegentheil gefunden, nachdem die wahre Anordnung dieses Buches durch den neuen Herausgeber hergestellt, und durch Nachweisung einiger Lücken das Ganze und dessen Anlage genauer bestimmt worden ist. Denn sowohl durch wiederholte Anschauung mehrerer Handschriften, als durch vieljährige Beschäftigung mit unserm Werke, ist es Hrn. Böcking gelungen, dessen Einrichtung und Anlage besser als einer seiner Vorgänger zu ergründen, und, von diesem Gesichtspunkte ausgehend, zu zeigen, daß viele Stellen gegen leichtfertige Verbesserungssucht so beybehalten werden müssen, wie sie sich in den Handschriften finden, andere aber selbst gegen sämmtliche Handschriften mit voller Sicherheit geändert oder ergänzt werden können.

Nach der bisherigen, mehr allgemein gehaltenen Charakteristik der neuen Ausgabe wollen wir den Inhalt und die Einrichtung der Notitia Dignitatum Orientis darlegen, und zwar so, daß wir zuerst angeben, welche Beamten, und nach welchem

6

Princip in der Aufzählung, von dem Verfasser des Werkes besprochen, demnächst aber anführen, was von den Einzelnen berichtet worden sey. Dabey wird das Eigenthümliche der neuen Bearbeitung von selbst sich herausstellen.

Die ganze Notitia Orientis besteht jetzt aus 43 Abschnitten, zwischen welchen noch einige, in den Handschriften ausgefallene unter besonderen Zahlen in der neuen Ausgabe zweckmäßig angedeutet sind. Das erste dieser Kapitel enthält eine Uebersicht oder ein Register (Index nennt es der Herausgeber) sämmtlicher höheren Beamten, deren in dem Buche gedacht wird, und dann folgen in den übrigen Kapiteln ausführliche Mittheilungen über jeden Einzelnen. Nur solche werden in den Kreis der Erörterung gezogen, welche bey einer bestimmten Würde an der Verwaltung Theil nehmen. Ausgeschlossen sind demnach die alten Würden der Republik, so viele derselben im Wesentlichen nichts mehr zu bedeuten hatten; ausgeschlossen sind auch alle Würden, die nur auf einem Titel beruhten, Aemter ohne Verwaltungszweige und ohne Besoldung, womit die späteren Kaiser den eitlen Ehrgeiz vieler Bewerber befriedigten. Es erklärt sich daraus auch die Aufschrift des Buches: Notitia Dignitatum et Administrationum, da nur solche Würdenträger in ihm eine Stelle finden sollen, welche außer ihrer Würde auch eine Verwaltung besorgen, so daß wir nach dem altklassischen Sprachgebrauche vielmehr Notitia Dignitatum Administrationum*que* erwarten sollten *). Unter den in Betracht gezogenen Beamten sind Einige bürgerliche, Andere militärische: denn die Civil- und Militärgewalt, welche früher mehrfach in einer Person vereinigt war, hatte Constantinus strenge geschieden. Unter beyden Gattungen gibt es wieder hohe Reichsbeamte, Hofbeamte, die nun eine besondere Klasse für sich bilden, und Provinzialbeamte. Allein weder auf die beyden Gattungen der Civil- und Militär-Angelegenheiten, noch auf die Verwandtschaft der Verwaltungsgegenstände ist bey der Aufeinanderfolge der Würdenträger in unserer Notitia mehr Rücksicht genommen, als das von oben herab bestimmte Rangverhältniß der einzelnen Beamten gestattet. Danach werden alle in der Notitia namhaft gemachten Dignitäten in drey Klassen getheilt, und durch die Titel Illustres, Spectabiles, Clarissimi

*) Hr. Böcking behauptet in seiner Annotatio p. 119. 120, unser Werk würde richtiger Notitia Administrationum heißen. Allerdings war die Verwaltung bey den hier behandelten Beamten das Wichtigste, allein es lag in dem Geiste jener Zeit, den äußeren Schein als die Hauptsache voranzustellen. Diesem Geiste handelt der anonyme Verfasser auch darin angemessen, daß er jeden Abschnitt mit den Insignien und Titeln der Beamten anfängt.

(nur der Praeses Dalmatiae wird Perfectissimus genannt. Not. Occ. cap. 45) von einander geschieden. Die erlauchten (illustres) gehen allen Anderen vor, allein unter ihnen selbst, wie auch unter den Mitgliedern der hochansehnlichen (spectabiles) und hochberühmten (clarissimi) besteht noch eine große Verschiedenheit; sowohl was ihre Verwaltungszweige als ihr Rangverhältniß betrifft, und gerade das letztere ist durch die Aufeinanderfolge in unserem Werke angedeutet. Die Viri illustres bilden in demselben folgende, dem Range nach absteigende Reihe: 1) Zwey Praefecti Praetorio, der eine per Orientem, der andere per Illyricum, und eine ihnen analoge Behörde in der Person des Praefectus Urbis Constantinopolitanae; 2) zwey Magistri Militum praesentales und drey Magistri Militum, der eine per Orientem, der zweyte per Thracias, der dritte per Illyricum; 3) Praepositus sacri cubiculi; 4) Magister officiorum; 5) Quaestor sacri palatii; 6) Comes sacrarum largitionum; 7) Comes rerum privatarum; 8) Comes domesticorum equitum und Comes domesticorum peditum. Von den beyden Präfecten des Prätoriums ist der im Orient waltende dem anderen über Illyricum gesetzten zwar an Rang und Würde gleich, allein der erstere scheint nicht ohne Absicht dem zweyten vorangestellt zu seyn, weil seine Residenz in der Kaiserstadt und der größere Umfang seiner Präfectur ihm ein Uebergewicht einräumen mußte. Die beyden Magistri militum praesentales gehen den drey übrigen vor, weil sie die geheiligte Person des Kaisers begleiten. Nach ihnen sollte man die beyden Comites domesticorum equitum et peditum, die Anführer der kaiserlichen Leibwache oder Haustruppen, erwarten, allein sie folgen noch beträchtlich später, und bilden an persönlichem Range das letzte Glied in der Kette der Viri illustres. Die erste Stelle nach den Magistri militum nimmt ein Hofbeamter ein, der Praepositus sacri cubiculi, der als der nächste Vertraute des Kaisers sogar noch vor dem Magister officiorum und dem Quaestor sacri palatii rangirt. So hat auch der Finanzminister (Comes largitionum) seinen Platz vor dem Minister der kaiserlichen Privatkasse (Comes rerum privatarum). Wie wenig die Aufeinanderfolge der Viri illustres vom Zufalle abhängig, wie wenig zugleich auf die Verwandtschaft der Verwaltungsgegenstände dabey Rücksicht genommen sey, sobald der persönliche Rang entgegensteht, ist am besten daraus zu ersehen, daß gerade diejenigen drey Behörden, welche später als die übrigen zum Range der Illustres erhoben sind, in der ganzen Reihe die letzte Stelle einnehmen, und daß von ihnen die zwey ersten (der Comes largitionum und der Comes rei privatae) einer Civilverwaltung vor-

stehen, die beyden Comites domesticorum equitum et peditum dagegen Militärbeamte sind. Den Comes largitionum bezeichnet Constantius im Jahre 357 noch als Virum clarissimum (L. 7. Theod. Cod. de Extraordinariis XI, 16)., den Comes rerum privatarum nennt Constantinus in einer Verordnung des Jahres 319 einen Virum perfectissimum Comitem et amicum nostrum (L. 2. Th. C. de Bonis vacant. X, 8), und nach ihm Theodosius gibt ihm im Jahre 380 das Prädicat eines Vir clarissimus (L. 13. Th. C. de Petitionibus X, 10): beyde sind aber vor Ablauf des vierten Jahrhunderts in die Reihe der Illustres vorgerückt. Dasselbe ist geschehen mit den beyden Befehlshabern der kaiserlichen Leibwache *) Constantius gedenkt in einer Verordnung des Jahres 346 nur eines Comes domesticorum, und bezeichnet ihn als Virum clarissimum (L. 38. Th. C. de Decurionibus XII, 1), womit eine noch ältere Inschrift bey Gruter 237, 7 übereinstimmt. Daß sie aber im Anfange des fünften Jahrhunderts zu den Illustres gehörten, läßt sich schon vermuthen aus der im Jahre 412 erlassenen L. un. Theod. Cod. qui a Praebitione tironum XI, 18, weil sie dort nach dem Präfecten des Prätoriums und den Magistri militum in der Mitte zwischen lauter Illustres genannt werden. Da indessen diese Stelle wenigstens keinen sicheren Aufschluß gibt, so hat Gothofredus in seinem Commentar zu derselben unsere Comites als Illustres, später jedoch in der Notitia Dignitatum Codicis Theodosiani (Tom. VI. p. 2. pag. 21 ed. Ritter) als Spectabiles aufgeführt, läßt jedoch auch hier merken, wie wenig er seiner Sache sicher war. Die Entscheidung über diesen Punkt kann nur unsere Notitia geben, und diese bezeichnet sie als Viros illustres. Weil aber über den Insignien aller vorausgegangenen Viri illustres die Ueberschrift so abgefaßt ist:

INSIGNIA VIRI ILLVSTRIS etc.

und weil über dem Bilde zu dem Abschnitte, worin von diesen Comites die Rede ist, die einfachere Bezeichnung:

COMES DOMESTICORVM EQVITVM	COMES DOMESTICORVM PEDITVM

geschrieben steht, gerade so wie über den Bildern aller folgenden Spectabiles und Clarissimi, so glaubt der Herausgeber darin eine Bestätigung seiner Annahme, daß diese Comites die Reihe

*) Der neue Herausgeber sucht in seiner Annotatio p. 262. 263 zu zeigen, daß die beyden Comites domesticorum equitum et peditum zur Zeit der Abfassung der Notitia eigentlich nur Spectabiles gewesen seyen, allein was er zur Bekräftigung dieser Meinung beybringt, hat uns nicht überzeugen können.

der Spectabiles eröffnet hätten, zu finden. Allein für diese Abweichung läßt sich aus der Vereinigung der beyden Insignien auf einem Felde ein genügender Grund beybringen. Denn die Ueberschrift:

INSIGNIA VIRI ILLVSTRIS COMITIS DOMESTICORVM EQVITVM	INSIGNIA VIRI ILLVSTRIS COMITIS DOMESTICORVM PEDITVM

schien dem Schreiber entweder zu schleppend, oder sie nahm ihm bey der großen Uncialschrift zu viel Raum ein, und daher hat er sich hier gegen die bisher befolgte Regel mit einer einfacheren begnügt. Die Vermuthung des Herausgebers, daß im Contexte unterhalb des Bildes ein alter Abschreiber Virorum *illustrium* statt Virorum spectabilium durch ein Versehen geschrieben habe, weil er an das erstere aus den vorigen Kapiteln gewohnt gewesen, können wir nicht theilen, weil wir dadurch zu der neuen Vermuthung genöthigt würden, daß der nämliche Irrthum zum zweyten Male in der Notitia Occidentis begangen sey. Daß übrigens die Insignien dieser beyden Männer auf einem einzigen Felde und unter einer Ueberschrift vereinigt sind, scheint geschehen zu seyn, um den persönlichen Rang derselben dadurch als völlig gleich anzudeuten.

Die nächste Stufe nehmen die Viri Spectabiles ein. Sie folgen sich in der Notitia Orientis in dieser Reihe: 1) Primicerius sacri cubiculi; 2) Castrensis; 3) Primicerius Notariorum; 4) vier Magistri scriniorum; 5) Proconsul Asiae und Proconsul Achaiae; 6) Comes Orientis, Praefectus Augustalis und vier Vicarii; 7) Comes limitis Aegypti, Comes per Isauriam und dreyzehn Duces. Die beyden ersten in dieser Reihe haben für den kaiserlichen Haushalt zu sorgen, und zwar der Castrensis für Küche und Keller, der Primicerius sacri cubiculi ist kaiserlicher Kabinetssekretär, beyde wahrscheinlich unter der Oberaufsicht des Praepositus sacri cubiculi. Der Primicerius s. c. wird sowohl hier als in der Notitia Occidentis in einem so lückenhaften Abschnitte genannt, daß an beyden Stellen nur einige Worte sich erhalten haben, und außerdem wird seiner nur gelegentlich in der L. un. Th. Cod. qui a Praebitione tiron. XI. 18 gedacht. Näher betheiligt bey der Verwaltung des Reiches, aber an persönlichem Range den beyden vorher genannten Hofbeamten nachstehend, sind der Primicerius Notariorum und die Magistri scriniorum; der Erstere führt die Aufsicht über den Staatskalender (Laterculum maius), worin sämmtliche vom Kaiser angestellte Beamte, auch alle Heeresabtheilungen, zuletzt die Corporationen (Scholae), welche beym Staatsdienst zu Hülfe genommen wurden, durch den Primicerius und seine Sekretäre eingetragen werden; die Magistri scri-

niorum waren die Vorsteher der vier verschiedenen Abtheilungen der Staatskanzley. Die übrigen Viri spectabiles sind Provinzialbehörden Unter ihnen steht dem Range nach oben an der Proconsul Asiae und nach ihm der Proconsul Achaiae, obgleich sie einen viel kleineren Verwaltungsbezirk haben, als die unter Nr. 6 aufgeführten Beamten, wovon jeder eine ganze Diöcese verwaltet, während unter jenem Proconsul nur drey Provinzen, unter diesem nur eine Provinz *) steht. Der Grund davon ist, daß die Vicarii nur als die Stellvertreter des Praefectus Praetorio in ihren Diöcesen angesehen werden: dagegen führte der Proconsul von Kleinasien (Asiae) die Verwaltung seiner Provinz im Namen des Kaisers (vice sacra iudicabat). Dieser Grund fällt beym Proconsul Achaiae zwar weg, da seine Provinz zur Disposition des Praefectus praetorio per Illyricum gehört, allein der hohe Rang ist auch ihm, wahrscheinlich mit Rücksicht auf die alte Hrrlichkeit des proconsularischen Amtes und der griechischen Lande geblieben. Auch ist es gewiß nicht zufällig, daß der Statthalter der orientalischen Diöcese (Comes Orientis) und der Verwalter der ägyptischen (Praefectus Augustalis) ihren Platz vor den vier anderen Vicarien einnehmen. Dem Ersteren mag die große Anzahl der zu seiner Diöcese gehörigen Provinzen diesen Vorzug und den vornehmeren Namen gegeben haben. Der Praefectus Augustalis, obgleich ebenfalls der Stellvertreter des Praefectus Praetorio, wird wahrscheinlich in der Idee als der unmittelbare Repräsentant des Kaisers gegolten haben, da bekannt ist, daß die früheren Kaiser seit Augustus Aegypten unabhängig vom Senate durch ihre Procuraturen verwalten ließen. Daher ist auch der Name Praefectus Augustalis geblieben. Unter den militärischen Provinzialbehörden haben die unter Nr. 7 aufgeführten die Gränzprovinzen des Reiches gegen Einfälle der Barbaren zu beschützen, und sind den Magistris militum untergeordnet: allein auch hier sind der Comes limitis Aegypti und der Comes per Isauriam den dreyzehn übrigen Duces vorgestellt, weil sie an persönlichem Range höher stehen, und einen vornehmeren Namen führen. Dieser letztere Umstand selbst erklärt sich daraus, daß die ihrer Obhut anvertrauten Provinzen den Einfällen der Barbaren und Seeräuber vorzüglich ausgesetzt waren. Es ist hierauf zu achten bey der Vergleichung des Registers der Notitia im ersten Abschnitte mit der Ausführung in den übrigen Kapiteln: denn in beyden Theilen ist die Aufeinanderfolge nicht überall die nämliche.

*) Der Proconsul Asiae hat unter seiner dispositio nicht allein die Provinz Asia, sondern zugleich die cycladischen Inseln und den Hellespontus.

So folgt im Register auf den Primicerius sacri cubiculi gleich der Primicerius Notariorum, weil der Verfasser die beyden Primicerios nicht trennen will: dagegen steht in der Ausführung der Castrensis zwischen beyden, weil er vor dem Primicerius Notariorum rangirt *). Auch in der Aufeinanderfolge der Duces stimmt das Register mit der Ausführung nicht überall, weil in der letzteren mehr auf den geographischen Zusammenhang der Länder, worin Duces vorkommen, Rücksicht genommen ist.

Am kürzesten faßt sich der Urheber der Notitia über die dritte Klasse, zu welcher die Viri clarissimi gehören, und bewährt hier am deutlichsten seinen Charakter als Epitomator. Unter ihnen werden im Register funfzehn Consulares, vierzig Praesides und zwey Correctores aufgeführt. Jeder von ihnen hat die Civilverwaltung in einer Provinz, deren Umfang nach der Verfassung des Constantinus nicht bedeutend war. In der Ausführung wird nur der erste von den funfzehn Consulares und nur einer von den vierzig Praesides nach der bis dahin befolgten Methode behandelt: die übrigen, heißt es dann weiter, hatten ein ähnliches Hülfspersonal (Officium) wie der vorhergenannte. Von den Correctores wird in der Ausführung gar nichts gemeldet. Die Stufenfolge des persönlichen Ranges ist: 1) Consulares, 2) Correctores, 3) Praesides. So folgen sie in der Notitia *Occidentis*, und damit stimmen zwey Erwähnungen dieser drey Beamten im Theodos. Codex (L. 8 de Cohortal. VIII, 4 und L. 10 de Paganis XVI, 10) überein. In der Notitia *Orientis* stehen sie nur im Register, und zwar am Schlusse desselben nach den Praesides so:

CORRECTORES DUO:
1. Augustamnicae,
2. Paflagoniae.

Danach hat Hr. Böcking am Schlusse der Notitia Orientis zwey Kapitel für diese beyden Correctores zweckmäßig angedeutet. Er hätte jedoch wohl besser gethan, diese beyden Kapitel zwischen den Abschnitten über die Consulares und Praesides einzuschieben: denn die Analogie der Notitia Occidentis und die damit übereinstimmenden zwey kaiserlichen Constitutionen, wovon die eine im Jahre 364, die andere 391 nach Chr. erlassen ist, dürfen wir hierin höher anschlagen als jenes Register, welches ohnehin nicht überall mit der Ausführung zusammentrifft. Allein

*) Es wird hierbey vorausgesetzt, daß der neue Herausgeber ein Kapitel über den Primicerius sacri cubiculi als ausgefallen mit Recht angenommen habe. Siehe über diese Frage weiter unten.

wir müssen noch ferner behaupten, daß die Andeutung jener beyden Kapitel besser ganz unterblieben wäre: denn nach unserer Ueberzeugung hatten die beyden Provinzen Augustamnica und Paphlagonia im Anfange des fünften Jahrhunderts zur Zeit der Abfassung der Notitia entweder keine Correctoren, oder der Verfasser des Werkes hat sie nicht gekannt. Denn in der Ausführung wird nichts von ihnen gemeldet, ohne daß eine Spur von einer Lücke in einer der Handschriften zu finden wäre. Im Register werden sie zwar genannt, aber an einer verkehrten Stelle, und an einer solchen, wo sie von späterer Hand leicht nachgetragen werden konnten. Wäre aber dieses Supplement vom Verfasser selbst angefügt, so würde er den Artikel darüber auch in der Ausführung nachträglich ergänzt haben. Dazu kömmt noch ein dritter Umstand, der dieselbe Vermuthung in uns hervorruft. Nämlich in dem Abschnitte über den Praefectus Praetorio per Orientem (Cap. II) werden die unter seiner Disposition stehenden Provinzen der ägyptischen und pontischen Diöcese in der neuen Ausgabe so aufgeführt:

AEGYPTI QVINQVE [*SEX*]:

1. Libya Superior,
2. Libya Inferior,
3. Thebais,
4. Aegyptus,
5. Arcadia,
6. [*Augustamnica*].

PONTICAE DECEM [*UNDECIM*]:

1. Galatia,
2. Bithynia,
3. Honorias,
4. Cappadocia Prima,
5. Cappadocia Secunda,
11. [*Paphlagonia*],
6. Pontus Polemoniacus,
7. Helenopontus,
8. Armenia Prima,
9. Armenia Secunda,
10. Galatia Salutaris.

Die eingeklammerten Worte sind Zusätze des Herausgebers, von welchen keine Handschrift etwas weiß. Die älteren Ausgaben nehmen die ägyptische Provinz Augustamnica und die der pontischen Diöcese angehörige Paphlagonia hier ohne weiters

in den Context auf, und die neuere gestattet ihnen eben daselbst wenigstens eine precäre Stelle, weil ihre Urheber von der Ueberzeugung ausgehen, daß diese beyden Provinzen als correctorische hier genannt werden müßten, da die drey correctorischen Provinzen des Occidents ebenfalls unter der Disposition des Praefectus Praetorio per Italias aufgezählt werden. Allein wir haben keinen Grund, vorauszusetzen, daß der Verfasser an Augustamnica und Paphlagonia nicht gedacht habe, als er die Provinzen herzählte, welche in der ägyptischen Diöcese und in der pontischen zur Disposition des Praefectus Praetorio per Orientem gehören: denn jene beyden Provinzen sind ihm wohl bekannt, und werden in den Abschnitten über den Praefectus Augustalis und den Vicarius der pontischen Diöcese mit aufgeführt. Daher bleibt kaum etwas anderes anzunehmen übrig, als daß zur Zeit der Abfassung der Notitia Orientis die Provinzen Augustamnica und Paphlagonia für einige Zeit *) keine Correctores hatten, daß erstere durch den Praefectus Augustalis, die andere durch den Vicarius Ponticae d. unmittelbar und so verwaltet wurden, daß sie über diesen Theil ihrer Diöcese nicht dem prätorischen Präfecten, sondern dem Kaiser selbst Rechenschaft ablegten (vice sacra iudicabant). Wenn diese Vermuthung, welche wenigstens der gegenwärtige Text der Notitia Orientis ungemein empfiehlt, das Richtige trifft, so hatte der Praefectus Augustalis in einem Theile der ägyptischen Diöcese die nämliche Gewalt, welche der Statthalter Aegyptens unter den frühesten Kaisern über ganz Aegypten ausgeübt hatte. Siehe Tacit. Annal. XII, 60. Divus Augustus apud equestres, qui Aegypto praesiderent, lege agi, decretaque eorum perinde haberi iusserat ac si magistratus Romani constituissent. Vgl. Histor. I, 11. Zuletzt erinnern wir noch, daß es eben so gut möglich war, daß jeder der vorhergenannten Statthalter in einer Provinz seiner Diöcese eine außerordentliche Gewalt ausübte, als daß der Vicarius in der Asiana des Praefectus Praetorio über zwey Provinzen (Hellespontus und Insulae) keine Dispositio hatte. -- Diese drey Wahrzeichen bestimmen mich, die Worte des Registers über die Correctores für

*) Nur vorübergehend kann diese Einrichtung gewesen seyn: denn im Jahre 393 hatte Augustamnica einen Corrector, wie aus der L. 1. Theod. Cod. de Offic. magistri mil. I, 7 hervorgeht: daß aber auch vor dem Jahre 535 Paphlagonien und Augustamnica Prima schon wieder durch einen Corrector regiert wurden, wissen wir durch das Zeugniß des Hierokles p. 695 und 726 bey Wesseling. Siehe die Annotatio des Hrn. Böcking p 517 f.

einen Zusatz späterer Hand *) zu erklären, und die nämliche Behauptung muß ich auf eine andere Bemerkung des Registers ausdehnen, auf die Worte (p. 6 bey Böcking) Aegyptus autem Consularitatem non habet. Diese stehen in der Mitte zwischen den Consulares und Praesides. Vorher werden funfzehn Consulares als Statthalter einzelner Provinzen in sechs Diöcesen, unter welchen die Diöcese Aegypten nicht ist, weil keine ihrer Provinzen durch einen Consular verwaltet wurde, namhaft gemacht. Dann folgen nach der obigen Bemerkung die vierzig Praesides, und zwar an ihrer Spitze die fünf Praesides ägyptischer Provinzen, unter welchen nur Augustamnica fehlt. Jene Erinnerung ist an dieser Stelle 1) überflüssig, weil sich durch die Aufzählung der ägyptischen Präsides von selbst ergibt, daß Consulare dort nicht vorkommen; sie verstößt 2) gegen den Charakter eines Registers, der in diesem Kapitel sonst von Anfang bis zu Ende festgehalten wird; 3) das Wort Consularitas hat hier eine eben so seltsame als sonst nicht nachzuweisende Bedeutung. Denn es soll das Recht, einen Consularis zu erhalten oder von einem Consularis verwaltet zu werden, bedeuten: allein sowohl nach seiner grammatischen Form, als nach dem Gebrauche der Schriftsteller heißt es so viel als Dignitas viri Consularis, was für die obige Stelle gar nicht paßt. Diese Bedeutung hat Consularitas in den vier Stellen, welche der neue Herausgeber (Annotat. p. 136) aus Cassiodor und dem Theodos. Codex anführt, welchen wir noch zwey andere beyfügen, nämlich: *Quique Consularitatis insignia fuerit adsecutus*, L. 2. Th. C. de Senatoribus VI, 2, wo das Wort gleich nachher durch dignitas consularis umschrieben wird, und: *Qui Consularitatis functis sunt dignitate*, L. un. Th. C. de Consularibus VI. 19. Vgl. Aedilitas, Nobilitas, und selbst Augustalitas, d. h. dignitas Praefecti Augustalis, in der L. 11, Th. Cod. de Censitoribus XIII, 11. Wollte Jemand einwenden, die Bemerkung wäre zweckmäßig, weil von allen Diöcesen nur die ägyptische keinen Consularis erhalte, so bemerke ich dagegen, daß alle Diöcesen des Orients, mit Ausnahme des einzigen Dacien, einen Vicarius haben oder einen Diöcesenverwalter unter einem anderen Namen, und doch werden wir daran nicht durch eine ausdrückliche Bemerkung erinnert, eine Erinne-

*) Was Bethmann-Hollweg in dem Handbuch des Civilprozesses S. 65 über die Correctores und Praesides berichtet, »im Orient ist jedoch das Rangverhältniß dieser beyden letzten Klassen willkürlich umgestellt worden,« beruht demnach einzig auf dem Register der Notitia Orientis, und selbst hier auf einer verdächtigen Stelle.

rung, welche nach Analogie der obigen heißen könnte: Dacia autem Vicariatum non habet, wo Vicariatus (das Recht, durch einen Vicarius regiert zu werden) eine eben so unerhörte Bedeutung haben würde. Die dritte, eben hervorgehobene Schwierigkeit haben die älteren Herausgeber durch die willkürliche Aenderung des Wortes Consularitatem in Consularem zu vermeiden gesucht, allein dadurch wird ein neuer Schnitzer eingeschwärzt: denn nach dem Zusammenhange ist in jener Anmerkung von der Diöcese Aegypten die Rede, so daß jetzt der ganz müßige Sinn entsteht, die ägyptische Diöcese werde nicht durch einen Consularis verwaltet. Es müßte dann wenigstens heißen: Per Aegyptum nulla provincia Consularem habet.

Wir wollen jetzt weiter sehen, wie der Verfasser der Notitia die einzelnen Abschnitte über die Beamten anlegt, und was er über sie mittheilt. Darüber hat unser Herausgeber in einer Argumenti Explicatio p. XI—XVI eben so lehrreiche als sichere Aufschlüsse gegeben. Im Anfange eines jeden Abschnittes werden die Insignien des in Rede stehenden Magistrats und andere auf seinen Wirkungskreis bezügliche Symbole in Bildern dargestellt, und der nachfolgende Context läßt unter drey verschiedenen Rubriken lesen: 1) Worüber der Beamte zu gebieten habe, quid *sub dispositione* magistratus sit, eine Abtheilung, unter welcher bald Länder, bald Verwaltungszweige, bald Truppen aufgeführt werden. 2) Welche Bureau-Schreiber und Gehülfen ihm zur Ausführung der nöthigen Schreibereyen und zur Vollstreckung seiner Befehle zugewiesen seyen, *Officium* s. *Officiales* magistratus. 3) Wie oft er im Jahre für seine Dienstreisen die kaiserliche Post in Anspruch nehmen könne, quot *Evectiones annuales* habeat. Unter diesen drey Abtheilungen wollen wir die dritte zuerst ins Auge fassen, weil sie in den früheren Ausgaben fast ganz übersehen ist. Denn obgleich die gedruckten Contexte der älteren Zeit auch unter den beyden ersten Rubriken nicht selten Verwirrung geduldet haben, und für eine zweckmäßige Anordnung vieles zu wünschen übrig ließen, so erreicht diese Confusion bey der letzten einen solchen Grad, daß der Leser aus ihr nichts mehr zu machen weiß. Denn mit Ausnahme einiger Kapitel, worin die Erwähnung der Evectiones Annuales doch gar zu deutlich in den Handschriften bemerkt war, namentlich in den Abschnitten über die zwey Präfecte des Prätoriums und über den Magister Officiorum, haben die alten Editoren die dritte Rubrik, welche sie nicht verstanden, geradezu ausgelassen, oder sie haben ihre Worte mit der letzten unmittelbar vorhergehenden Species der Officiales verbunden, und dadurch baaren Unsinn

zu Tage gefördert. So heißt diese Abtheilung unter dem Magister militum per Thracias c. VII nach der richtigen Anordnung der neuen Ausgabe: *Magister militum per Thracias quindecim*, d. i. der Oberbefehlshaber der Truppen in den thracischen Landen darf jährlich funfzehnmal die kaiserliche Post zu seinen Dienstreisen benützen, ohne dafür von dem Praefectus Praetorio oder dem Magister Officiorum *) besondere Postscheine (Evectiones) nachsuchen zu müssen. Die vorausgehende zweyte Rubrik enthält die verschiedenen Arten der Officiales, und zwar an der sechsten Stelle Protokollisten (Exceptores), an der siebenten und letzten das übrige gemeine Hülfspersonal (ceteros Apparitores) Diese beyden Species der zweyten und die dritte Abtheilung selbst wirft Panciroli (p. 36 b. ed. Venet. 1602) in folgender Weise unter einander: Exceptores, et ceteros apparitores Magistri militum per Thracias quindecim. — Noch ein Beyspiel. In dem Abschnitte über den Finanzminister lautet die dritte Abtheilung bey Böcking c. XII: Comes largitionum quotiens usus exegerit, d. h. er darf die Post so oft benützen, als der Dienst seines Amtes es erfordert. Diese Worte lassen die Herausgeber vor Panciroli weg, weil sie damit entweder keinen Sinn verbinden konnten, oder in ihren Handschriften nichts vorfanden, und das war noch verzeihlicher, als wenn Panciroli durch eigenmächtige Aenderungen an seinem handschriftlichen Texte und durch Heranziehung der letzten Species aus dem Hülfspersonale den lächerlichen Unsinn schafft: Et Ceteros Palatinos Officii suprascripti Comitis largitionum quoties usus exegerit. Gleichlautend ist der nämliche Artikel beym Minister der kaiserlichen Privatkasse, allein zum zweyten Male mag selbst Panciroli dieselbe Verkehrtheit nicht zeigen, sondern begnügt sich für dießmal, die Worte seiner Handschrift, aber ungenau und unvollständig, anzuführen. Daß die dritte Abtheilung von den alten Herausgebern fast überall verkannt oder übersehen wurde, rührt daher, weil sie meistens mit wenigen Worten angedeutet

*) Diese beyden ertheilten an die übrigen die bey außerordentlichen Dienstreisen erforderlichen Postscheine (vgl. L. 35. Th. C. de Cursu publ. VIII. 5), und durften für sich selbst die Post so oft benützen, als sie für nöthig hielten. Daher sagt unsere Notitia: Praefectus Praetorio evectiones annuales non habet, sed ipse emittit, und kürzer: Magister Officiorum ipse emittit. Valentinianus gestattet im J. 364 auch dem Stadtpräfecten, Postscheine auszugeben (s. L. 19 Th. C. de Cursu publ. VIII, 5), aber zur Zeit der Abfassung unserer Notitia hat dieser schwerlich jenes Recht noch ausüben dürfen. S. L. 62 und 55 in demselben Titel des Theod. Codex. In der Notitia ist der Abschnitt über den Präfecten von Constantinopel ausgefallen.

wird, z. B. *Dux Palaestinae V* statt Dux Palaestinae quinque evectiones annuales habet, weil sie ferner in einigen Kapiteln ganz oder theilweise erloschen, vielleicht auch hier und da durch Schuld der Abschreiber ausgelassen ist, in anderen wieder nicht vorkommen kann, weil die besprochenen Beamten entweder keine Dienstreisen, oder doch nur im Gefolge des Kaisers machen, weil endlich die ganze Rubrik in die Notitia Occidentis nicht aufgenommen ist. Wir sagen nicht aufgenommen ist, in der Voraussetzung, daß schon der Anonymus, der dieses Werk aus officiellen Verzeichnissen ausgezogen und zusammengestellt, sie in der Notitia Occidentis übergangen hat, weil er sah, daß dieser Artikel unter den Beamten des Occidents fast überall gleich lauten würde, und ihm daher überflüssig schien. Denn wer die funfzehn Consulares im Orient und die zwey und zwanzig im Occident, die vierzig Praesides des ersteren und die ein und dreyßig des letzteren mit einigen Zeilen abfertigen konnte, dem darf auch diese Art der Abkürzung zugetraut werden. Der neue Herausgeber spricht hierüber eine andere Ansicht aus p. XVI: »Aliam illius defectus explicandi rationem nunc non video, nisi ut pigritiae negligentiaeque aliquem librarium accusemus, qui quum vidisset idem illud argumentum ex Notitia Orientis fere repetitum esse, id sine damno omitti posse opinaretur.« — Noch in zwey anderen Punkten erlaubt sich Rec., in dem Artikel über die Evectiones eine Modifikation des Textes der neuen Ausgabe vorzuschlagen. Zuerst glaube ich, daß in dem Kapitel über den Praepositus sacri cubiculi, wo Hr. Böcking die dritte Rubrik, wovon die Handschriften nichts haben, ergänzend andeutet, die Evectiones gar nicht erwähnt worden sind [1]). Denn dieser nächste Vertraute des Kaisers und der Kaiserin, ein Hofbeamter im strengsten Sinne des Wortes, dessen Aufsicht und Anordnung die heiligste Stelle des Pallastes überwiesen war (*cui erat thalami cura commissa*. Ammian. XXII, 3, 12), kam als solcher [2]) gewiß eben so wenig, als der Hausmarschall (Castrensis) und der Primicerius sacri cubiculi, in den Fall, anders als im Gefolge des Kaisers weite Dienstreisen zu machen. Zwar behauptet Hr. Böcking, der Oberkammerherr habe die kaiserlichen Domainen in Kappadocien bereisen müssen: allein die dortigen kaiserlichen Besitzungen hatten einen eigenen und ange-

---

1) In der Argumenti Explicatio p. XV ist der Herausgeber über diesen Punkt selbst zweifelhaft.

2) Einige unter diesen Verschnittenen (denn das waren sie immer) haben bey schwachen Kaisern zur Würde eines Großvezirs sich emporgeschwungen, aber diese Ausnahmen gehören nicht hieher.

sehenen Beamten, einen Vir spectabilis, in der Person des Comes domus divinae per Cappadociam. Dieser verwaltete an Ort und Stelle jene Domainen, hatte zur Seite ein förmlich eingerichtetes Officium, und wurde vom Hofe aus nicht allein durch den Oberkammerherrn, sondern auch durch den Minister der kaiserlichen Privatcasse controllirt. S. L. a. Th. C. de Palatinis VI, 30. Man hat also die stete Anwesenheit des Oberkammerherrn am Hofe wohl für unentbehrlich gehalten. — Der zweyte Punkt betrifft die Evectiones der Comites domesticorum (cap. XIV), welche der Herausgeber p. 45 so aufführt:

[§. II.] COMES DOMESTICORUM EQUITUM....
COMES DOMESTICORUN PEDITUM....

Die Zahlen der jährlichen Evectiones sind in den Handschriften hier erloschen: angedeutet werden sie durch die vorstehenden Punkte. Weil diese Beamten kein Officium haben, so läßt der Herausgeber nach der ersten Rubrik über die Disposition derselben gleich diese nachfolgen. Das ist richtig, aber er hätte, um den Leser vor möglichen Mißverständnissen zu bewahren, §. III setzen sollen, wie die übrige Einrichtung seines Buches erforderte. Jetzt kann der Leser voraussetzen, den Anfang eines Berichtes über das Officium vor sich zu haben. Der Herausgeber hat sich in diesem Punkte selbst in einen kleinen Widerspruch verwickelt: denn pag. XV in der Argumenti Explicatio führt er die Comites Domesticorum unter denjenigen Behörden auf, die entweder gar keine Dienstreisen, oder nur im Gefolge des Kaisers zu machen hätten.

So viel über die Evectiones. Der erste Paragraph der einzelnen Kapitel zählt auf, was zur Verwaltung und Jurisdiction des Beamten gehört. Dieser ist, wie der erste, so auch der wichtigste und meistens auch der ausführlichste. Eingeleitet wird er mit den Worten: Sub dispositione viri illustris *(spectabilis, clarissimi)* u. s. w. Die unter die Disposition fallenden Gegenstände sind verschieden nach den verschiedenen Arten der Behörden. So werden bey den Präfecten des Prätoriums, welche die Justiz und Polizey und einen großen Theil des Finanzwesens zu verwalten hatten, die Diöcesen und Provinzen ihrer Präfectura aufgeführt. Mit den Militär-Angelegenheiten hatten die prätorischen Präfecte nach der Verfassung Constantins nichts mehr zu thun. Diese wurden durch Magistri militum und ihre Unterbefehlshaber wahrgenommen. Weil den Militärbeamten alle bürgerliche Verwaltung entzogen ist, so heißt es niemals, daß ein Land oder eine Stadt unter ihrer Disposition stehe, sondern Truppen werden bey ihnen genannt. Die Truppen

selbst sind nach Gattungen und Arten äußerst verschieden, auch findet unter ihnen in Betreff des Ranges eine bedeutende Abstufung Statt. Bey den Hofbeamten werden entweder ihre Verwaltungszweige oder die diesen vorgesetzten Unterbeamten namhaft gemacht. Bey Quaestor sacri Palatii z. B. lautet diese Rubrik (cap. XI):

SUB DISPOSITIONE VIRI ILLUSTRIS QUAESTORIS:
Leges dictandae,
Preces,

d. h. der geheime Kabinetsminister hat im Namen des Kaisers Verordnungen und Gesetze abzufassen, und auf die bey Hofe eingesendeten Bittschriften zu rescribiren. In dem Kapitel über den Oberkammerherrn (Praepositus sacri cubiculi) lautet die nämliche Rubrik:

SUB DISPOSITIONE VIRI ILLUSTRIS PRAEPOSITI SACRI CUBICULI:
Domus Divina per Cappadociam,

d. h. der Praepositus s. c. führt die Oberaufsicht über die Kammergüter in Kappadocien, und verwendet die daraus eingehenden Gelder, um die Ausgaben für das kaiserliche Schlafgemach zu bestreiten. Uebrigens ist diesen Worten erst durch B. ihr Recht widerfahren: denn die Herausgeber vor Panciroli, selbst Gelen, haben sie nicht, sey es, daß sie nichts darunter sich denken konnten, oder in ihren Handschriften dieselben nicht vorfanden. Panciroli hat zwar ein Supplement aus seiner Handschrift mitgetheilt, allein durch ungenaues Referiren und durch willkürliches Einschwärzen eines verkehrten Zusatzes hat er die Sache so verwirrt, daß Labbé wieder zum früheren Texte zurückgekehrt ist. Denn da Panciroli zu seinem Unglücke von einem Comes domus divinae per Cappadociam etwas vernommen hatte, so gab er der obigen Rubrik diese Gestalt:

Sub dispositione viri illustris [Praepositi] *sacri cubiculi Comes domus divinae per Cappadociam.*

Diesen Einfall weist B. mit Recht zurück, und stellt das Richtige aus seinen Handschriften her. Die zweyte Rubrik über das Officium und die dritte über die Evectiones soll nach der Voraussetzung des neuen Herausgebers fehlen. Gegen das Fehlen der dritten habe ich mich schon oben erklärt, allein auch an die andere Lücke kann ich nicht glauben. Denn von den Officiales des Oberkammerherrn ist in den kaiserlichen Rescripten niemals die Rede, auch wird einer Jurisdiction desselben nir-

gends gedacht, und doch wäre zu beyden, wenn es ein solches Officium gegeben hätte, mehrfache Gelegenheit gewesen, weil diese Officialen in einer nahen Beziehung zum Kaiser gestanden hätten. Dazu kömmt ein anderer Umstand: denn in der Notitia *Occidentis* wird dieser Praepositus nur im Register erwähnt, dagegen in der Ausführung übergangen. Da es nämlich im Occident, außer dem allgemeinen, unter dem Comes rerum privatarum stehenden Vermögen des Kaisers keine besonderen Kammergüter nach Art der kappadocischen gab, wir wenigstens nichts davon wissen, und da das Sacrum Cubiculum als ein Verwaltungszweig nicht aufgefaßt zu werden pflegte, weil dabey zwar vieles anzuordnen war, aber eine eigentliche Dispositio doch nicht Statt fand, so konnte der Urheber unseres Buches bey dem Praepositus sacri Cubiculi des Occidents keine von seinen drey Rubriken anbringen, und war gleichsam genöthigt, mit der Anführung dieser Behörde im Register sich zu begnügen. Er konnte das auch um so eher, weil der Name diesen angesehenen Verschnittenen genug charakterisirte. Zwar setzt der neue Herausgeber voraus, daß auch im Occident ein Kapitel über den Praepositus gestanden habe, aber durch Schuld der Abschreiber ausgefallen sey, und danach hat er auch dort die Rubrik der Dispositio und des Officium mit Cursivschrift angedeutet, wie ich aus dem mir oben zugekommenen ersten Hefte des zweyten Bandes ersehe. Allein bey dieser Voraussetzung muß man ein seltsames Spiel des Zufalls annehmen: denn dann würde bey dem nämlichen Beamten von dem ihn betreffenden Berichte in dem ersten Theile des Werkes das Meiste, in dem zweyten aber alles verloren gegangen seyn. Zwar würde ein noch auffallenderes Spiel des Zufalls bey dem Primicerius sacri cubiculi gewaltet haben, wenn es wahr wäre, daß in beyden Theilen ein Kapitel über seine Dispositio und seine Officialen ausgelassen wäre, wie B. annimmt, und durch Supplemente andeutet, und daß ein Paar dürftige Trümmer von beyden Abschnitten durch einen nicht minder merkwürdigen Zufall sich erhalten hätten, nämlich in der Notitia Orientis vier Worte:

SUB DISPOSITIONE VIRI SPECTABILIS,

und in der Notitia Occidentis sieben:

SUB DISPOSITIONE VIRI SPECTABILIS PRIMICERII SACRI CUBICULI.

Die letzteren finden sich schon in den früheren Ausgaben, die ersteren hat aber B auf eine scharfsinnige Weise gewonnen. Denn da das nächste Kapitel, worin vom Hausmarschall (Ca-

strensis) die Rede ist, oberhalb der Insignien statt der einfachen Ueberschrift Castrensis, wie die Oekonomie des Werkes für die Spectabiles erfordert, vielmehr die dort ganz unpassenden Worte Sub dispositione viri spectabilis Castrensis darbietet, so hat B. in jener Ueberschrift nur Castrensis stehen gelassen, und die vier ersten Worte für den Primicerius sacri cubiculi, der im Register dem Castrensis voraufgeht, in Anspruch genommen. So sehr ich dieser kritischen Operation beystimme, so kann ich die weiteren Folgerungen des Herausgebers, daß nämlich an beyden Stellen ein ganzes Kapitel bis auf wenige Worte ausgefallen sey, nicht für wahrscheinlich halten. Denn warum sollten die Abschreiber in beyden Theilen der Notitia bey dem nämlichen Beamten so nachläßig gewesen, und warum sollten sie an beyden Stellen doch ein Paar Worte haben mitnehmen wollen? Wollen wir aber die Schuld von den Abschreibern auf etwas Anderes, z. B. Motten, Erlöschen der Buchstaben u. s. w., schieben, immer bleibt der Zufall einzig in seiner Art, und dann wissen wir von Officialen dieses Primicerius auch nichts nachzuweisen. Daher erkläre ich mir die beyden obigen Fragmente auf folgende Weise: ein Gelehrter oder ein Abschreiber, der das Register der Notitia mit den einzelnen Kapiteln der Ausführung verglich, wurde stutzig, als er in letzterer keinen Abschnitt über den Primicerius sacri cubiculi da vorfand, wo er ihn nach dem Register erwartete. Nun machte er einen Versuch, das Fehlende zu ergänzen, hatte aber in dem ersten Theile (in der Notitia Orientis) kaum vier Worte geschrieben, als er inne wurde, daß er seine Aufgabe nicht lösen könne, und daher auf den Versuch verzichtete. Im zweyten Theile (in der Notitia Occidentis) kam er drey Worte weiter; als er aber hier mit seiner Weisheit zu Ende war, hielt er inne, und glaubte genug gethan zu haben dadurch, daß er Andere auf das Fehlende aufmerksam gemacht hätte. Der Urheber unserer Notitia hat den Primicerius sacri cubiculi, wie wenigstens die uns erhaltene Gestalt des Textes kaum anders voraussetzen läßt, nur im Register aufgeführt, weil er ihn durch seinen Namen genugsam charakterisirt glaubte, und weil er ihn in der Ausführung unter keiner darin aufgenommenen Rubrik behandeln konnte. Wahrscheinlich war dieser Primicerius dem Primicerius Notariorum in sofern coordinirt, als Ersterer der Vertraute und gleichsam der Privatbeamte des Kaisers, der Andere aber eine öffentliche Reichsbehörde war. Bey seinen Schreibereyen mag dem Primicerius s. cubiculi eine Anzahl Privatgehülfen (Domestici) oder sogar ein ganzes Bureau (scrinium) geholfen haben, allein das ist von einem förmlichen Officium noch sehr verschieden. In einer interessanten Novelle

(VIII) Justinians aus dem Jahre 535, welche B. in seinen Commentar (p. 154 — 163) aufgenommen hat, werden in einer Menge von Absätzen oder Paragraphen drey χαρτουλάριοι τοῦ θείου κουβικουλείου immer unmittelbar vor dem Primicerius Notariorum genannt, und jene drey werden als Viri spectabiles (περίβλεπτοι) bezeichnet. So wie nun dort drey geheime Kabinetsschreiber, und zwar drey Viri spectabiles, bey Erwähnung der Sporteln, welche die Beamten für ihre Ernennung an sie und den Primicerius Notariorum und an das Officium des Präfectus Prätorio zu zahlen hatten, aufgeführt werden, so wird mehr als hundert Jahre früher in der Notitia Dignitatum im Register beyder Theile ein Primicerius sacri cubiculi, ebenfalls ein Vir spectabilis unmittelbar vor dem Primicerius Notariorum aufgezählt, woraus sich mit Wahrscheinlichkeit folgern läßt, daß der Primicerius s. c., so wenig wir auch sonst über das Wesen dieser Dignität *) unterrichtet sind, zur Zeit der Abfassung der Notitia die nämlichen Functionen, wahrscheinlich in Verein von Gehülfen, versah, wofür später jene drey Sekretäre angestellt waren, und daß er wie diese mit dem Primicerius Notariorum bey Anstellungen betheiligt war. — Um demnach die Differenz, welche rücksichtlich der größeren Lücken der Notitia Orientis zwischen mir und B. besteht, kurz zusammenzufassen, so setzt B. voraus, daß 1) zwey Kapitel über die Correctores von Paphlagonia und Augustamnita, ein Kapitel über den Primicerius sacri cubiculi, mit Ausnahme von vier Worten, und ein Kapitel über den Praepositus sacri cubiculi, die erste Rubrik desselben ausgenommen; 2) das Kapitel über den Praefectus urbis Constantinopolitanae und über den Vicarius Dioeceseos Macedoniae ausgefallen seyen. Die unter 1) angenommenen Lücken kann ich nicht gelten lassen, über die anderen und deren vorsichtige und zweckmäßige Ergänzung bin ich mit dem Herausgeber vollkommen einverstanden. Allein diese lassen sich erklären, ohne seltene Zufälle dabey statuiren zu müssen. Denn da sich von beyden gar nichts erhalten hat, so ist die natürlichste Annahme, daß an beyden Stellen aus einem alten Codex ein Blatt vernichtet worden oder zufällig abgelöst und verloren gegangen sey. Bey dem letzteren kann die Auslassung auch von der Nach-

*) In der einzigen bisher bekannt gewordenen Stelle, wo ihrer außer in unserer Notitia gedacht wird (L. un. Theod. Cod. de Praebitione tir. XI, 18), werden der Praepositus und der Primicerius sacri cubiculi nebst vielen Anderen von der Beysteuer für Rekruten und Pferde frey erklärt. Der belesene und fleißige Gothofredus beruft sich in seinem Commentar ad l. c. auf diese Notitia, kann uns aber sonst nichts über diesen Primicerius sagen.

läßigkeit eines alten Abschreibers herrühren: denn da der Vicarius Macedoniae unter sechs Diöcesen-Vorstehern und unter vier Vicarien der letzte ist, so konnte jener die Anführung desselben für entbehrlich halten, weil das Kapitel doch, ähnlich wie die fünf vorigen lauten würde.

Nach dieser Episode kehren wir zur Rubrik der Dispositio zurück. Am ausführlichsten finden wir sie bey den Militärbehörden, weil die Arten und Abtheilungen der Truppen, welche unter ihnen standen, damals so äußerst mannigfaltig waren. Bey den militärischen Provinzialbehörden (Comites und Duces) werden übrigens die Castelle und Orte genannt, worin ihre Truppen-Abtheilungen in Garnison lagen. Daher bieten gerade diese Kapitel für Kritik und Exegese die meisten Schwierigkeiten dar. Eines Beyspiels wegen setze ich die unter dem Dux Daciae ripensis stehenden Heeresabtheilungen nach der trefflichen Anordnung der neuen Ausgabe (cap. XXXIX) hieher:

§. I. SUB DISPOSITIONE VIRI SPECTABILIS DUCIS DACIAE RIPENSIS.

A. 1. Cuneus Equitum Dalmatarum Fortensium Bononiae,
2. Cuneus Equitum Dalmatarum Divitensium Dortico,
3. Cuneus Equitum Scutariorum Cebro,
4. Cuneus Equitum Dalmatarum Divitensium *Drobeta*,
5. Cuneus Equitnm Dalmatarum Augustae,
6. Cuneus Equitum Dalmatarum Varina,
7. Cuneus Equitum Stablesianorum Almo,
8. Cuneus Equitum Scutariorum Aegetae,
9. Cuneus Equitum Constantinianorum Uto.

B. AUXILIARES:
1. Auxilium Miliarensium Transalba Daciae,
2. Auxilium Primorum Daciscorum Drobeta,
3. Auxilium Crispitiense Crispitia,
4. Auxilium Mariensium Oesco,
5. Auxilium Claustrinorum Transluco,
6. Auxilium Secundorum Daciscorum Burgo Zono,
7. Praefectura Militum Exploratorum Transdiernis.

C. ITEM LEGIONES:
1. Praefectura Legionis Quintae Macedonicae Variana,
2. Praefectura Legionis Quintae Macedonicae Cebro,
3. Praefectura Legionis Quintae Macedonicae Oesco,
4. Praefectura Legionis Tertiaedecimae Geminae Aegeta.

5. Praefectura Legionis Tertiaedecimae Geminae Transdrobeta,
6. Praefectura Legionis Tertiaedecimae Geminae Burgo Novo,
7. Praefectura Legionis Tertiaedecimae Geminae Zernis,
8. Praefectura Legionis Tertiaedecimae Geminae Ratiaria,
9. Praefectura Legionis Quintae Macedonicae Sucidava,
10. Tribunus Cohortis Secundorum Reducum Siosta,
11. Tribunus Cohortis Novae Sosticae......,
12. Praefectura Classis Histricae Aegetae,
13. Praefectura Classis Ratiariensis......

Nur in einem Punkte möchte ich von dieser Anordnung abweichen, und denselben hier gleich hervorheben, weil er auch für die Erklärung von einiger Wichtigkeit ist. Nach der Textesgestaltung der neuen Ausgabe haben wir in den Berichten über die vier letzten der dreyzehn Duces als erste ihnen untergebene Truppengattung mehrere Cuneos Equitum, als zweyte Auxiliares, als dritte Legiones Ripatienses, wofür die beyden letzten Kapitel (XXXVIII und XXXIX) der Kürze wegen oder durch Schuld eines alten Abschreibers schlechtweg Legiones darbieten. Statt dieser dreyfachen Abtheilung muß wohl eine zweyfache eingeführt werden. Denn die Legiones Riparienses sind keine dritte Gattung, sondern eine eigene Species der Hülfstruppen, so daß diese theils aus gewöhnlichen Fußsoldaten, theils aus Abtheilungen zur Bewachung des Donauufers bestanden. Wir schließen dieses zuerst daraus, daß nach der zweyten Rubrik, d. h. nach den Auxiliares, nicht etwa eine dritte unter der Form Legiones Riparienses folgt, sondern daß hier die Ueberschrift entweder *Item* Legiones Riparienses oder kürzer *Item* Legiones lautet, wo *item* offenbar keine neue Gattung (denn dann wäre es ganz überflüssig), sondern nur eine zweyte Spezies derselben Gattung einführt. Zweytens werden unter dieser Ueberschrift niemals eigentliche Legionen aufgezählt, sondern einzelne Praefecturae Legionum. Dabey muß man sich erinnern, daß schon unter den ersten Kaisern die Praefecti cohortium auxiliarium oder die Praefecti sociorum den angeseheneren Tribunis der Legionar-Cohorten zur Seite stehen. So werden bey Tacitus Ann. XII, 35 Praefecti ac Tribuni zusammen genannt, d. h. die Anführer von Abtheilungen der Bundestruppen und von römischen oder Legionar-Cohorten. Auch wird von Tacitus bereits Tutor aus Trier, also einer der Bundesgenossen, als Praefectus ripae Rheni zur Zeit des Vitellius erwähnt. S. Histor.

IV, 55. Auch der Praefectus remigum zu Ravenna, Clodius Quirinalis, unter Nero hat einen ähnlichen Posten wahrzunehmen. Vgl. Tacitus Annal. XIII, 30. Demnach müßte im obigen Kapitel, und eben so in den drey vorhergehenden, die Abtheilung folgende seyn:

B. AUXILIARES:

a. 1. Auxilium Miliarensium Transalba Daciae,
Auxilium Primorum Daciscorum Drobeta,
cet.

b. ITEM LEGIONES:

1. Praefectura Legionis Quintae Macedonicae Variana,
cet.

Dadurch findet der sonst räthselhafte Name Praefectura eine genügende Erklärung, nur scheinen die hier erwähnten Praefecti über eine geringere Anzahl Soldaten, als in einer Cohorte sich zu finden pflegten, den Befehl geführt zu haben. Nicht zu verwechseln sind mit ihnen die Praefecti legionum bey Vegetius De Re milit. II, 9. 10. Denn er nennt nach einem Sprachgebrauche der späteren Zeit Praefectum Legionis, was bey den klassischen Autoren Legatus Legionis heißt *), aber unsere Präfecturen oder Präfecte sind Anführer kleiner Abtheilungen von Hülfstruppen, deren eine gewisse Anzahl eine Legion Bundestruppen ausmacht, welche einer alten oder eigentlichen Legion als geringere Truppengattung zur Seite steht, und nach ihr genannt ist. Daß ein Praefectus dieser Art nur über eine mäßige Anzahl Ufertruppen gebietet, läßt sich schon daraus abnehmen, daß in Moesia Prima zehn dieser Abtheilungen, und in Dacia Ripensi eilf nebst zwey Cohorten zur Bewachung des Donau-Ufers verwendet werden, daß endlich dreymal (Cap. 36. 37) zwey Präfecturen der nämlichen Cohorte namhaft gemacht werden. Tribunen mit Cohorten eigentlicher Legionen kommen in den Kapiteln über die vier letzten Duces nicht vor, außer in dem Abschnitte über den Dux Daciae Ripensis, wo unter eilf Präfecturen zwey Tribuni, jeder Anführer einer Cohors an der zehnten und eilften Stelle genannt werden. Sie scheinen hier ausnahmsweise die Hülfstruppen zu ergänzen. Daß die Solda-

*) Die erste Spur dieses Sprachgebrauches finden wir bey Tacitus Histor. I, 82 im Jahre 69 nach Chr.: Militum impetus ne foribus quidem Palatii coercitus, ... vulnerato Iulio Martiale tribuno et Vitellio Saturnino praefecto legionis. Der Praefectus war nach Vegetius eigentlich der Stellvertreter des Legatus Legionis.

ten zur Bewachung der Ufer eine Species der Auxiliares waren, zeigt uns ferner folgender Umstand. Die einzelnen Abtheilungen der Hülfstruppen werden entweder unter dem Namen Auxilium, z. B. Auxilium Margense, Auxilium Cuppense (zweymal auch Auxiliares), wie Cap. 38 und 39, oder unter der Bezeichnung Milites, z. B. Milites Praeventores, Milites Constantini, wie Cap. 36 und 37, aufgeführt. Nun haben wir aber in Uebereinstimmung mit diesem letzteren Namen unter den Ufersoldaten im Kapitel über den Dux Moesiae Primae (XXXVIII) eine Praefectura *Militum* contra Margum *cet.*, eine Praefectura *Militum* Exploratorum, u. s. w. Auch zeigt sich jetzt eine gewisse Uebereinstimmung zwischen den neun ersten und den vier letzten Duces in Betreff der ihnen untergebenen Truppengattungen. Denn auch die neun ersten haben zwey Gattungen von Soldaten unter sich, zuerst Reiterschaaren und Abtheilungen von Fußsoldaten aus dem Maius Laterculum, demnächst Hülfstruppen zu Pferde und zu Fuße (*(Alas* et *Cohortes)* aus dem Minus Laterculum.

Aus dem oben Beyspiels halber hergeschriebenen Abschnitte wird der Leser ersehen, wie wichtig die Notitia unter anderm für die Erforschung der alten Geographie ist. In einem kleinen Distrikte wird uns eine Menge von Castellen und festen Plätzen nebst den darin liegenden Heeresabtheilungen namhaft gemacht. Auch für diesen Theil ist erst durch die neue Ausgabe ein fester Boden gewonnen, indem jetzt die Namen der festen Plätze aus zuverläßigen Quellen in ihrer richtigen und damals üblichen Form hergestellt, und über ihre Lage möglichst ausführliche und gründliche Nachweisungen in dem Commentar beygebracht worden sind. Zum Belege ein Beyspiel aus dem obigen Kapitel. Dort ist der Name des Standquartiers für den Cuneus Equitum Dalmatarum Divitensium in den Handschriften erloschen, und in der gelenischen Ausgabe durch Augustae unrichtig nachgetragen worden. Gelen hat diesen Zusatz leichtsinnig und im Widerspruche mit der Oekonomie des Buches aus der folgenden Zeile, worin Augusta als Garnison eines anderen Cuneus Equitum Dalmatarum genannt wird, aufgenommen; Panciroli und Labbé haben sich damit ebenfalls begnügt. Allein da auf dem zu diesem Kapitel gehörigen Bilde neun feste Plätze verzeichnet und genannt werden, und da von den neun im Contexte genannten Reiterabtheilungen nur acht mit Angabe ihres Garnisonsplatzes aufgeführt werden, so kann für den Cuneus Equitum Dalmatarum Divitensium nur derjenige übrig bleiben, wovon in jener Aufzählung keine Rede ist. Das ist Drobeta, dessen Namen Hr. Böcking jenem Cuneus in Cursivschrift beygefügt hat, ein

Ort, welcher auch auf der Tabula Peutingeriana am dacischen Donauufer genannt wird. Dagegen kann ich mich von der Wirklichkeit der Lücken, welche der Herausgeber in dem Berichte über den Dux Palaestinae (c. 29. p. 79), über den Dux Osrhoenae (c. 33. p. 90), über den Dux Mesopotamiae (c. 34. p. 93) mit Rücksicht auf die dem Contexte voraufgehenden Bilder angenommen und bezeichnet hat, nicht überzeugen. An diesen Stellen, meint der Herausgeber, sey eine Reiterschaar, und ihr Standquartier erloschen oder von den Abschreibern übersehen, weil in den Bildern ein oder ander Castell verzeichnet ist, was unter den Truppenabtheilungen im Contexte nicht vorkömmt. Allein diese Voraussetzung ist schon kühner und minder sicher, als in dem zuerst angeführten Falle; auch läßt sich dieser Umstand auf eine andere Weise erklären, z. B. durch die Annahme, daß der nicht erwähnte Ort als zweyter Garnisonsplatz einer Abtheilung durch ein sive beygeschrieben, und nachher ausgelassen sey. Auch kann auf dem Bilde, freylich nicht so leicht als im Texte, ein Fehler begangen seyn. Wenigstens scheint das zwiefache Constantina im Bilde des Dux Mesopotamiae (c. 34. p. 92) so entstanden zu seyn, weil der Zeichner im Contexte zu Constantina zuerst einen Trupp Reiter und nachher noch eine Abtheilung Fußvolk aufgestellt las, und deßwegen eine doppelte Stadt dieses Namens voraussetzte. Eine Schwierigkeit, welche für die Kritik aus der Vergleichung des Bildes mit dem folgenden Contexte sich ergibt, hat der Herausgeber nicht erwähnt. Diese liegt in dem Abschnitte über den Dux Armeniae c. XXXV. Die Truppen, welche diesen Dux aus dem Maius Laterculum überwiesen waren, werden in der neuen Ausgabe so verzeichnet:

a. 1. Equites Sagittarii Sabba,
2. Equites Sagittarii Domana,
3. Praefectura Legionis Quintaedecimae Apollinaris Satala,
4. Praefectura Legionis Duodecimae Fulminatricis Melitena.

b. IN PONTO:
1. Praefectura Legionis Primae Ponticae Trapezunta,
2. Ala Rizena Aladaleariza,
3. Ala Theodosiana apud Anaxam,
4. Ala Felix Theodosiana Silvanis.

Für diese acht Truppenabtheilungen gibt das vorhergehende Bild nur sieben Castelle, von Aladaleariza, dem Quartiere der Ala Rizena, nichts erwähnend. Hier ist ein Castell vom

Zeichner des Bildes übersehen; denn daß die Ala Rizena ausnahmsweise aus dem Minus Laterculum unter den Truppen des Maius Laterculum aufgeführt worden, in welchem Falle das Fehlen ihres Castells nach der Oekonomie des Buches sogar nothwendig wäre, läßt sich nicht wohl annehmen. Die Form Rizena, welche der Herausgeber auf Rhizus im Commentar zurückführt, ist auffallend: man erwartet Rhizuntia, wie von Trapezus Trapezuntius, oder *Rhizuntina*, wie von Solus (i. e. Σολόεις) *Soluntinus*, oder endlich *Rhizaea*, wie wir bey Agathias und Prokopius Ῥιζαῖον χωρίον (vgl. Böcking p. 424) lesen. Was die Garnison des Reiterflügels betrifft, so kömmt im Itinerarium Antonini ein Ort *Olotoedariza* vor, welchen der Herausgeber mit dem unsrigen für identisch hält, wie auch Wesseling in der Anmerkung zu jener Stelle des Itinerariums p. 215 an die Notitia gedacht hat. — Keinem Zweifel unterworfen ist die Lücke, welche Hr. B. in dem Kapitel über den Magister Militum per Orientem (c. VI. p. 27) entdeckt und richtig ergänzt hat. Die unter der Disposition dieses Heerführers stehenden Truppen sind nach den Handschriften: 1) Vexillationes Comitatenses decem, 2) Legiones Comitatenses novem, 3) Legiones Pseudocomitatenses decem, aber unter der ersten Rubrik werden nicht nur zehn Abtheilungen Reiterey, sondern überdieß Felices Arcadiani Seniores und Felices Honoriani Seniores aufgezählt. An einen Fehler in der Zahl *decem* ist nicht zu denken, weil in dem Bilde zu diesem Kapitel Symbole (Schilde) für jene beyden Truppenabtheilungen gezeichnet sind, welche für die Reiterey der Magistri Militum nicht vorkommen. Panciroli hat die Schwierigkeit der Stelle gemerkt, allein das von ihm empfohlene Heilmittel, diese Abtheilungen unter die Truppen des zweyten Magister Militum Praesentalis zu versetzen, würde die Verwirrung nur auf ein anderes Kapitel übertragen. Ein besseres Mittel hat der neue Herausgeber gefunden, indem er eine erloschene Ueberschrift ergänzt:

[AUXILIA PALATINA DUO]:
1. Felices Arcadiani Seniores,
2. Felices Honoriani Seniores.

Durch dieses Supplement werden die beyden schon von Panciroli namhaft gemachten Schwierigkeiten beseitigt, und weil in den beyden vorhergehenden Kapiteln Felices Arcadiani *Iuniores* und Felices Honoriani *Iuniores* als Auxilia Palatina erscheinen, und weil die dadurch hervorgerufene Stufenfolge der Truppen auch in dem Kapitel über den Magister Militum per Illyricum

Statt findet, so kann die zu ergänzende Stelle nur so und nicht anders gelautet haben.

Ueber die zweyte Rubrik der einzelnen Abschnitte, welche das Dienstpersonal (Officium s. Officiales) aufzählt, ist zuletzt noch Einiges zu bemerken *). Sie würde weit ausführlicher seyn, als die vorher besprochene, wenn bey jedem Beamten dessen Officiales vollständig aufgeführt wären: allein der Urheber der Notitia hat sich begnügt, in jedem Officium die wichtigsten Mitglieder namhaft zu machen, und die übrigen nach Klassen, ohne die Zahl ihrer Mitglieder zu bestimmen, kurz zu bezeichnen. So zählte unter Justinianus im Jahre 534 das Dienstpersonal des prätorischen Präfecten von Afrika, obgleich bedeutende Reductionen eingeführt waren, noch 396 Mitglieder (vgl. L. 1. §. 8. Iust. Cod. de Offic. Praef. praet. Afr. I, 27), und diese Zahl war zur Zeit der Abfassung unserer Notitia gewiß noch einmal so groß, da selbst der Comes Orientis im Jahre 394 nach Chr. in seinem Officium 600 Mann (vgl. L. un. Th. Cod. de Officio Comitis Orientis I, 13) durch kaiserliches Rescript zuerkannt werden. Indessen wird durch die compendiöse Manier des Verfassers das ganze Dienstpersonal des ersten Reichsbeamten, des Praefectus Praetorio per Orientem, mit folgenden Worten zusammengefaßt:

OFFICIUM VIRI ILLUSTRIS PRAEFECTI PRAETORIO ORIENTIS:

1. Princeps,
2. Cornicularius,
3. Adiutor,
4. Commentariensis,
5. Ab Actis,
6. Numerarii,
7. Subadiuvae,
8. Cura Epistolarum;
9. Regerendarius,
10. Exceptores,
11. Adiutores,
12. Singularii.

Die drey ersten in dieser Reihe bilden den Vorstand des großen Dienstpersonals, der vierte (Commentariensis) ist Gehülfe

*) Ueber die Officiales der römischen und byzantinischen Magistrate hat unter den neueren Gelehrten Bethmann-Hollweg im Handbuch des Civilprozesses §. 15 eine lehrreiche Erörterung gegeben. Vgl Cramer in d. Supplem. ad Brisson. de verb. sign. (sub. v. *ab Actis*) Kil. 1813. 4.

des Präfects bey Verwaltung der Kriminaljustiz, und der Ab actis versieht den nämlichen Dienst bey gerichtlichen Verhandlungen in Civilsachen; die Numerarii sind Rechnungsbeamte, die beym Steuerwesen beschäftigt sind; die Subadiuvae sind Vorsteher der Steuer-Bureau's, und werden daher im siebenten und achten Kapitel unserer Notitia als *Primiscrinii qui numerarii fiunt* bezeichnet*). In dem Kapitel über den zweyten Präfecten des östlichen Reiches geben die Handschriften den Singular Subadiuva an der entsprechenden Stelle, ohne Zweifel durch einen Schreibfehler, der aus den Varianten leicht zu erklären ist, und daher von dem neuen Herausgeber nicht hätte beybehalten werden sollen. Denn das richtige Subadiuvae empfiehlt hier nicht allein die Natur der Sache und der Context beym ersten Präfecten, sondern auch in drey Kapiteln über die zwey occidentalischen Präfecte und den Praefectus Urbis Romae haben wir an der nämlichen Stelle nicht einen *Subadiuvam*, sondern jedesmal *Subadiuvas*. Der achte in obiger Reihe unter dem Namen Cura Epistolarum führte die Correspondenz des Praefectus pr. mit dessen Vicarien, der Regerendarius war mit den Schreibereyen des Postwesens beschäftigt. Die drey übrigen, die Exceptores, Adiutores und Singularii bilden Corporationen (Scholas), welche eine Ergänzung des Officiums ausmachen: die Exceptores sind Protocollisten (Schnellschreiber), die Adiutores außerordentliche Gehülfen der einzelnen Bureau-Vorsteher, die Singularii Executiv-Beamte, welche nur unter den drey höchsten Reichsbeamten vorkommen, und ihren Namen daher führen, daß sie sich eines einzigen Pferdes bedienen, wenn sie in die Provinzen geschickt werden. Bey den Oberanführern der Truppen (vgl. c. 4. 5. 6. 7. 8) heißt die letzte Klasse Apparitores, und daß dieser Name für sie eigens gewählt sey, kann man daraus ersehen, daß sie auch unter den Magistris Militum des Occidents so genannt werden, und sonst bey bürgerlichen und militärischen Behörden nicht mehr vorkommen, ausgenommen im Officium des Proconsul Achaiae, welches mit den Worten et ceteros *Apparitores* schließt, wo wir et ceteros Officiales erwarten. Denn so heißen die Diener an der letzten Stelle im Officium des Proconsuls von Asien, der sämmtlichen Vicarii und Diöcesen-Verwalter, der Comites rei militaris und Duces. Jenes Apparitores scheint also Versehen eines Abschreibers zu seyn, der

*) Der Adiutor im prägnanten Sinne oder der Vorsteher des ganzen Officium hat bisweilen noch einen Subadiuvam, und dann heißen beyde ebenfalls Primiscrinii: vgl. Bethmann-Hollweg a. a. O. S. 178. Unsere obigen Subadiuvae oder Primiscrinii sind mit diesen nicht zu verwechseln.

das Wort in seiner allgemeinen Bedeutung nahm. Bey den Hofbeamten wird diese letzte Klasse durch et ceteros *Palatinas* angegeben. Auf keinen Fall ist diese Variation eine zufällige.

Unsere bisherigen Mittheilungen über den Inhalt der Notitia Dignitatum Orientis und die Anlage ihrer einzelnen Abschnitte werden denjenigen, welche dieses Werk noch nicht näher kennen, rücksichtlich seines Zweckes und seiner Wichtigkeit einigen Aufschluß gegeben, und zugleich an mehreren Beyspielen dargethan haben, was durch die neue Ausgabe für einen besseren Text und für ein genaueres Verständniß geleistet worden sey. Jedoch ist zur vollständigen Charakteristik der vorliegenden Arbeit, welche die Muße ihres Urhebers zehn Jahre in Anspruch genommen hat, noch Einiges über den Commentar (p. 118—540) zu sagen. Dieser enthält unter der bescheidenen Ueberschrift: Annotatio ad Notitiam Dignitatum et Administrationum omnium, tam civilium quam militarium, in partibus Orientis, sehr reichhaltige Angaben und Bemerkungen, welche theils kritischen, theils exegetischen Inhalts sind. Der kritische Theil gibt aus den oben genannten fünf Handschriften und aus sämmtlichen Ausgaben *) die Varianten so vollständig und mit solcher Bestimmtheit an, daß Jemand, welcher alles Einzelne selbst untersuchen will, nicht leicht etwas vermissen wird. Auch die unbedeutendsten orthographischen Abweichungen werden nicht verschwiegen, und ob z. B. in einer Handschrift sex stehe oder VI, decem oder X, wird ausdrücklich bemerkt, weil es Fälle geben kann, wo dieses zu wissen für die Entscheidung einer kritischen Controverse gar nicht gleichgültig ist. Wo er von sämmtlichen Handschriften abzuweichen für nothwendig hält, und zu einer Conjectur seine Zuflucht nimmt, hat er seine Gründe deutlich angegeben. Er nimmt zu diesem Mittel nicht gern seine Zuflucht, ist jedoch kein sklavischer Verehrer des überlieferten Buchstaben, wenn überwiegende Gründe davon abzugehen rathen. Mit großer Gewandtheit weiß er die diplomatische Kritik anzuwenden und auszuüben, wozu die Beschaffenheit des Buches selbst auffordert. Von der sogenannten höheren Kritik hat er in der Notitia Orientis nur einmal Gebrauch gemacht, und zwar in dem Kapitel über den Praefectus Praetorio per Orientem (c. II, p. 9). Dort wird die Reihe der funfzehn Provinzen, worüber

*) Damit nicht leicht Jemand in den Fall kommen könne, eine frühere Ausgabe bey einer Untersuchung nachschlagen zu müssen, so hat Böcking die Angabe der Varianten sogar auf die beyden Abdrücke der Notitia in den zwey Ausgaben des Gräfe'schen Thesaurus ausgedehnt, obgleich alle diesen eigenthümliche Varianten nur Druckfehler seyn können.

dieser Präfect in der Dioecesis Orientis zu disponiren hatte, nach Aufzählung der sechsten durch folgenden Zusatz unterbrochen:

ORIENTIS QUINDECIM (h. e. sub dispositione Pr. Pr. sunt):

1. Palaestina,
2. Foenice,
3. Syria,
4. Cilicia,
5. Cyprus,
6. Arabia
[et dux et comes rei militaris].
7. Isauria,
8. *cet. cet.*

Panciroli hat zur Erklärung der eingeklammerten Worte allerley hohle Vermuthungen aufgetischt, Labbé sie in Parenthese eingeschlossen, mit der Bemerkung, daß sie erklären zu wollen vergebliches Bemühen sey. Wenn wir dem neuen Herausgeber darin beystimmen, daß sie zum ächten Contexte nicht gehören, so können wir jedoch mit der Art, wie er ihre Entstehung durch Annahme zweyer Glossatoren, welche ihre Weisheit hier hätten anbringen wollen, oder durch Voraussetzung zweyer von einer späteren Hand zu verschiedenen Zeiten gemachten Zusätze zu erklären sucht, nicht einverstanden seyn. Auch sollen die Worte nicht, wie Hr. Böcking annimmt, die Thatsache aussprechen, daß Arabien einen Dux und Isaurien einen Comes rei militaris habe, sondern sie enthalten eine verkehrte und falsche Erweiterung des Contextes selbst, indem ihr Urheber durch diesen Zusatz in folgender Weise:

6. Arabia } *et Dux et Comes rei militaris*,
7. Isauria }

die unrichtige Behauptung aussprach, außer diesen beyden Ländern stehe auch der Dux des einen und der Comes des andern (daher *et* ... *et*) unter der Disposition des Präfectus Prätorio. Falsch ist dieser Ausspruch, und das ist ein Hauptmerkmal seiner Unächtheit, weil die Duces und die militärischen Comites nicht unter dem Präfecten, sondern unter den Magistris militum stehen. Es zeigt sich also, daß dieser unächte Zusatz seiner Form nach jenem anderen, den wir oben aus dem ersten Kapitel als solchen bezeichnet haben, sehr ähnlich ist, und daß beyde die einfache und registermäßige Aufzählung einzelner Länder unterbrechen.

Nicht leicht ist aber in irgend einem Werke die Kritik häufiger von der Hermeneutik abhängig, und daher durfte eine vollständige Erklärung des ohnehin so dunkeln Buches nicht fehlen. Der Herausgeber hat auch darin seine Vorgänger an Vollständigkeit und Gründlichkeit übertroffen. Der hermeneutische Theil der Annotatio sucht den Leser über das minder Bekannte zu belehren, und ihm die Quellen nachzuweisen, aus welchen nähere Aufschlüsse zu schöpfen seyen. Auch ist mehrmals gezeigt worden, wie einzelne Institute der späteren Zeit mit älteren zusammenhangen, wie weit sie von diesen abgewichen, oder auch ganz neu sich gestaltet haben. Die zur Begründung seiner Erklärung nöthigen Belegstellen hat er aus vielen alten Schriftstellern in großer Vollständigkeit beygebracht. Viele davon sind wörtlich mitgetheilt, weil der Herausgeber auf Gelehrte verschiedener Fächer Rücksicht nehmen mußte. Bey dem Geographischen sind auch die Untersuchungen der neueren Gelehrten und Reisenden benützt und fleißig zu Rathe gezogen. Durch den Commentar des Guido Panciroli war weniger vorgearbeitet, als man nach dem großen äußeren Umfange desselben erwarten könnte. Für einen Theil des Buches hat Gothofredus im Commentar zum theodosianischen Codex belehrende Aufschlüsse gegeben, für andere Punkte Wesseling in seinen Anmerkungen zu den alten Itinerarien und zum Hierokles, für andere wieder Valesius zum Ammianus Marcellinus. Allein an vielen Stellen schwiegen alle, an anderen war Grund vorhanden, von allen früheren Gelehrten abzuweichen. Unter anderm erinnern wir daran, was p. 193 über die *Brachiati* und p. 218 sqq. über die milites *Divitenses*, mit Benützung einer kurzen Andeutung von Maffei, gelehrt wird, deren Namen der Herausgeber mit Recht auf *dives* zurückführt, und nicht von dem Munimentum Divitense (Deutz) herleitet, ein Irrthum, der noch jüngst in einer dort angeführten Abhandlung einen Vertreter gefunden hat. Eben so werden die Milites Solenses p. 217 nicht von dem cilicischen Soli, sondern von *solus* abgeleitet, gerade so wie Fortenses von *fortes*, Fretenses von *freti* u. s. w. Panciroli denkt bey diesen und ähnlichen Benennungen gleich an Ortsnamen, und da ist ihm der erste beste willkommen, von welchem die militärischen Abtheilungen benannt seyn sollen, oder er erdichtet auf der Stelle ein Geschichtchen, was ihm die gewünschte Erklärung geben muß. Nicht weniger schwach als kühn und unbesonnen ist Panciroli in der Bestimmung der Lage jener Orte und Castelle, welche in den Kapiteln über die Duces und militärischen Comites in so großer Menge namhaft gemacht werden. Der neue Herausgeber hat für diesen äußerst schwierigen Theil unseres Werkes ebenfalls einen festeren

Boden gelegt. Dabey sind auch einige Stellen aus den alten Itinerarien und der Tabula Peutingeriana zur besseren Erläuterung verwandter Stellen der Notitia besonders behandelt und kritisch festgestellt. Die Hypothesen des Herausgebers, denn ohne alle Hypothesen ist mit diesem Werke wohl niemals abzukommen, werden so vorgetragen, daß sorgfältig geschieden wird, was nur auf Vermuthung und was auf zuverläßigen Zeugnissen beruht. Seine Anmerkungen sind dadurch, daß die Meinungen anderer Gelehrten meistens mit deren eigenen Worten angeführt werden, häufig etwas lang geworden, und dann freylich nicht mit der erwünschten Leichtigkeit zu lesen; allein bey der Selbstständigkeit, welche B. beabsichtigte, war dieß kaum zu vermeiden. Die eigene Darstellung des Herausgebers ist klar und präcis, und die Correctheit wird nur selten durch eine minder lateinische Wendung und einige offenbare Schreibfehler gestört. Eine Probe seines lateinischen Styls entnehmen wir aus dem Vorworte an Hugo, welche um so mehr hieher gehört, weil Herr Böcking sich dort über seine eigene Arbeit äußert: »Decimum iam excedit annum quod in hac editione industriae celeritatem diligentiae cunctatio distulit; neque vero nunc prodiret haec prior Notitiae Dignitatum pars; si mortalibus digna cogitatio, minus absolutum opus in publicum edi melius esse quam absolutissimum ineditum iacere, neque unius hominis aut vitam aut doctrinam ad tale opus omnibus suis numeris ac partibus explendum sufficere, calcar mihi editori non addidisset. Quam difficilis, quam operosus labor in hac parva Notitia edenda atque explicanda insumendus fuerit, certe non meum est exponere; meum erat nulli labori parcere, ut quam minimo ceteri hoc opere frui possent: neque peperci quantum pro virium mearum tenuitate temporisque publicis scholis multis habendis absumpti angustiis, ac subsidiorum operis nimis fere copiosorum ubertate, dum tamen mihi non satis magna suppeteret *(suppetebat)* copia, facere potui.«

Die Bilder, welche den Context der Notitia begleiten, haben wir bisher nur beyläufig genannt: weil sie aber einen Hauptbestandtheil des Ganzen ausmachen, so ist von ihnen noch insbesondere und ausführlicher zu berichten. Ihre Bestimmung ist, die Insignien der einzelnen Magistrate und gewisse auf ihr Amt bezügliche Symbole darzustellen. Beyde wurden dem Beamten mit der Ernennungsurkunde theils in Natura, theils in Abbildungen eingehändigt. Vgl.: »Ueber die Notitia Dignitatum« von Böcking S. 91 ff. In unserer Notitia stehen diese Bilder vor dem Contexte eines jeden Kapitels, und zwar bey den Illu-

stres, ein einziges Kapitel (XIV) ausgenommen, mit der Ueberschrift INSIGNIA VIRI ILLUSTRIS cet., bey den übrigen mit einfacher Angabe ihres Amtsnamens, z. B. COMES ORIENTIS oder DUX THEBAIDOS, cet. Die Insignien des ersten prätorischen Präfecten (per Orientem) fehlen in sämmtlichen Handschriften; wahrscheinlich sollten sie, weil sie die Reihe eröffnen, mit besonderer Pracht ausgeführt werden, so daß man sie einstweilen wegließ, und später auf sie zurückzukommen vergaß. Daher finden wir erst bey dem Praefectus Praetorio per Illyricum diese Insignien, und hier erscheinen sie am glänzendsten und ausführlichsten auf einem zweyfachen Felde. Auf dem unteren Theile des ersten Feldes steht ein Triumphwagen mit hoch emporragendem prachtvollen Obergestelle, mit vier Rossen bespannt, ohne Führer; auf dem oberen Theile links ein reichbehängter Tisch, darauf der Liber Mandatorum (Amts-Instruction, Mandata Principis), reich verziert, auf der Mitte das kaiserliche Bildniß auf goldenem Grunde zeigend, neben dem Buche auf beyden Seiten zwey brennende Kerzen; zur rechten Seite des Tisches eine kandelaberartige Säule, auf drey Füßen ruhend, oben mit dem Brustbilde des occidentalischen und orientalischen Kaisers, darunter noch zwey nur noch angedeutete Figuren. Das andere Bild enthält zwey große und schöne Frauengestalten, die beyden Diöcesen dieses Präfectus, Dacien und Macedonien, vorstellend. Beyde haben goldene Kronen auf ihrem Haupte, und tragen goldene, mit Goldstücken überfüllte Geschirre vor sich her. Da der prätorische Präfect per Orientem über fünf Diöcesen disponirt, so mußte das zweyte Feld seines Bildes fünf solcher Frauengestalten aufweisen, und daher kann sein Bild auch wegen der größeren Schwierigkeit in der Ausführung der Zeichnung in einer alten Handschrift, wovon die unsrigen abhängig waren, ausgelassen seyn. Das Bild des Ober-Ceremonienmeisters und Aufsehers der Waffenfabriken (Magister Officiorum) zeigt auf einem Felde unten sechs Schilde, nicht sieben, wie bey Gelen und Panciroli, und sonstige Angriffswaffen und Wehren, Lanzen, Speere, Schwert und Bogen, Panzer, Sturmhauben u. dgl., oben den Liber mandatorum mit dem Bildnisse des Kaisers auf reich behängtem Tische. Der geheime Kabinetsminister (Quaestor sacri Palatii) hat den Liber Mandatorum in gleicher Weise; unterhalb des Tisches steht rechts eine viereckige, oben in einen spitzen Winkel auslaufende goldene Säule, darin weiße, wahrscheinlich silberne Schiebladen mit der Aufschrift:

Leges
Salu-
bres.

Zur Linken liegt ein starkes Bündel Pergamentrollen, in der Mitte mit einem breiten Bande umschlungen. Der Quästor führt auch die Aufsicht über das Minus Laterculum, jedoch ist auf dem Bilde nichts davon angedeutet. Der Finanzminister (Comes Largitionum) hat unterhalb seiner Amts-Instruction und des dazu gehörigen Tisches drey mit Goldstücken überladene Schüsseln, Säcke und Beutel von Geld strotzend, einige davon sich ausleerend; dabey allerley Schatullgeräthschaften, einen viereckigen Kleinodienkasten, silberne Blätter; ähnliche Insignien hat der Minister der kaiserlichen Privatkasse, jedoch fehlt seinem Liber Mandatorum das kaiserliche Bildniß. Die kandelaberartige Säule hat keiner von den Hofbeamten, auch keiner unter den Militärbehörden; bey den letzteren finden wir dagegen Schilde von einzelnen unter ihnen stehenden Truppen-Abtheilungen.

Die Insignien der Viri spectabiles müßten mit dem Primicerius sacri cubiculi beginnen, allein davon zeigt sich in den Handschriften keine Spur. Wir finden sie also zuerst bey dem Hofmarschall (Castrensis), namentlich große Weingefäße, Tische mit Brot und sonstigen Speisen. Der Primicerius Notariorum hat ein geschlossenes Buch ohne Tisch, daneben zusammengebundene Pergamentrollen, unter beyden das Laterculum maius mit dieser Aufschrift, und zum Verschluß mit allerley Riemen und Klappen versehen. Die candelaberartige Säule der Praefecti Praetorio zeigt sich in etwas veränderter Gestalt aus den Bildern der Proconsules, der Vicarien und übrigen Diöcesen-Verwalter (Comes Orientis und Praefectus Augustalis). Die Provinzen der beyden Proconsules werden durch ganze Frauengestalten, die der Vicarii durch Brustbilder symbolisch dargestellt. Einfach sind die Bilder der Duces; ihr Liber mandatorum entbehrt eines Tisches; dann haben sie Städtewappen, einige auch Abbildungen von Flüssen und Thieren des Landes, was sie schützen, meistens roh gearbeitet.

Der erste unter den Clarissimis ist der Consularis Palaestinae. Sein Bild zeigt einen großen bärtigen Mann in sitzender Stellung, mit einer Mauerkrone auf dem Haupte, zu seinen Füßen ein Füllhorn mit Früchten. Am Schlusse des Werkes steht der Praeses Thebaidos. Sein Liber mandatorum ist nur durch die Inschrift:

FL:
Val.
pn
iussu A

von dem des Consularis Palaestinae verschieden, darunter ein großes Provinzialwappen. Die Inschrift erklärt Panciroli, ohne Zweifel unrichtig, durch:

Felix liber, veniens a Laterculo primicerii, Notariorum et Notariis *) iussu Augustali.

Mehr empfiehlt sich die Deutung des neuen Herausgebers:

Forma litterarum. Vale praeses noster. Iussu Augusti.

Bey anderen Provinzialbehörden, namentlich den Vicarii, Duces und militärischen Comites, kömmt mit geringen Abweichungen auf jenem Buche diese Inschrift vor:

FL
IN TAL CON
ORD PR.

Panciroli's Erklärung:

Felix liber iniunctus notariis tribunis a laterculo, continens mandata ordine primicerii,

bedarf selbst wieder einer Deutung: »exponitur quid sit, a quo expediatur (das soll iniunctus notariis tribunis bedeuten), quid contineat, et unde edatur,« und doch haben viele Gelehrte diesen lustigen Einfall als baare Wahrheit gläubig hingenommen. Der neue Herausgeber schlägt, jedoch mit dem Zusatze: »exspectat suum Oedipum aenigma,« dieses vor (p. 184):

Felicitati laetitiae imperatorii numinis, tutelae Augustorum larium Civitates omnes maiestati obediant regiae domini populi Romani.

Die Anfangsbuchstaben FL mögen auch hier forma litterarum bedeuten, und die Auflösung RD PR durch regiae domini populi Romani bleibt bedenklich. Wir theilen diese Aufschriften hier mit, weil vielleicht einem in diesen Dingen kundigen Leser dieser Blätter etwas ganz Sicheres beyfällt. In derselben Absicht will ich eine andere Vermuthung hier anführen. Das aufgeschlagene Buch des Magister Epistolarum Graecarum (cap. XVII) enthält in der Gelen'schen Ausgabe die Inschrift:

ЗΦ
ЧΦ
ΔΦΝ ΠΑΡΑ
ΙΩΑΝ
ΝΗΔΩ

*) Panciroli liest nämlich nach Gelen's Ausgabe P n e n statt pn.

Interessant ist die Mittheilung des neuen Herausgebers, daß von seinen Codices keiner diese Buchstaben enthalte. Ich vermuthe, daß diese Inschrift nicht alt, sondern von späterer Hand in die Gelenische Handschrift eingetragen ist. Denn wenn man erwägt, daß im ganzen neuen Testament die Bezeichnung Gottes als Anfang und Ziel aller Dinge durch αω nur in der Apokalypse des Johannes vorkömmt (cap. 1. v. 8. c. 21. v. 6. c. 22. v. 13), so ist leicht zu errathen, was παρὰ Ἰωάννῃ αω bedeuten soll. Die anderen Buchstaben weiß ich nicht mit einiger Sicherheit zu deuten. Eben daselbst gibt Gelen's Ausgabe, aber keine Handschrift, auf einem anderen offenen Bande diese Buchstaben:

ΛΣΒΛΣΙΛΕΙΛ
ΕΚΘΕΣΙΣΚΕΦ
ΛΛΛΙΩΝΠΛΡ

d. i. **ας βασιλεία. ἔκθεσις κεφαλαίων παρ**. Der neue Herausgeber stellt in seiner Annotatio p. 2–2 sqq. zusammen, was Panciroli und Gothofredus über den Sinn dieser Worte vermuthet haben, und macht auch selbst einen Versuch, sie zu deuten. So lange sie aber in unverdächtigen Quellen nicht nachgewiesen sind, kann ich einen Verdacht gegen ihr Alter und ihre Aechtheit nicht unterdrücken. Ich vermuthe nämlich, daß diese Worte Jemand eingetragen hat, der einen neutestamentlichen Codex in jenem Buche des Magister Memoriae vor sich zu haben meinte. Dieser würde βασιλεία im Sinne von βασιλεία θεοῦ oder τῶν οὐρανῶν gemeint, und unter ἔκθεσις κεφαλαίων die Kapitel irgend einer neutestamentlichen Schrift (z. B. ΠΑΡὰ Ἰωάννῃ) verstanden haben

Da die bisherigen Abdrücke der Bilder in den Ausgaben von Gelen und Panciroli nicht mit der nöthigen Akribie besorgt, und in dem Gräfe'schen Thesaurus mit neuen Fehlern wiederholt worden waren, so erkannte Böcking die Nothwendigkeit, sämmtliche Bilder aus einer möglichst zuverläßigen Handschrift von neuem abzeichnen zu lassen, und dem gedruckten Texte beyzufügen. Eine solche unverdächtige Quelle ist die oben erwähnte erste Münchener, da sie als unmittelbare Abschrift des Ur-Codex nicht allein alle übrigen bis jetzt bekannt gewordenen an Auctorität übertrifft, sondern auch nach einer interessanten Notiz (vgl. darüber Föringer a. a. O.) eine getreue Copie der Bilder aus dem Codex spirensis enthält *). Dieser sehr beachtenswerthe Um-

*) Die Beschreibung, welche Böcking in seiner deutschen Abhandlung »über die Notitia Dignitatum« S. 91 ff. über einen Theil der Bilder gibt, ist nach der zweyten minder getreuen Münchener

stand scheint den Herausgeber auch bestimmt zu haben, seinen früheren Entschluß, nur einige der interessanteren Bilder zur Probe mitzutheilen, zum großen Vortheil der neuen Ausgabe dahin abzuändern, daß jetzt sämmtliche Bilder den Text begleiten. Die Anzahl der Abbildungen, welche zur Notitia Orientis gehören, ist 45. In einem etwa vierfach verjüngten Maßstabe sind sie in Schriftgießermetall nach Art der Xylographie geschnitten, und so mit dem Texte gleichzeitig abgedruckt worden. In einer kleinen Anzahl von Exemplaren hat der Verleger die Bilder nach der Münchener Handschrift coloriren lassen, welche Liebhaber für einen etwas höheren Preis erhalten können: für den wissenschaftlichen Gebrauch reichen die Plattenabdrücke aus, und wo dieß nicht der Fall zu seyn scheint, da ist der Herausgeber durch Angabe der Farben in seinem Commentar zu Hülfe gekommen.

So eben ist auch der erste Fasciculus des zweyten Bandes, den Text und die Bilder der Notitia Dignitatum et Administrationum in partibus Occidentis enthaltend, fertig geworden. Einstweilen muß Rec., um diese Anzeige nicht über Gebühr auszudehnen, mit der Bemerkung sich begnügen, daß dieser Theil des Werkes für den Alterthumsforscher und Juristen wo möglich noch mehr Interesse hat, als der erste, und daß dessen Context auf die nämliche zweckmäßige Weise durch den Herausgeber zum ersten Male gehörig geordnet und kritisch festgestellt worden ist. Die typographische Ausstattung läßt kaum etwas zu wünschen übrig.

Bonn, am 24. März 1840. F. Ritter.

Art. III. Kur-Mainz in der Epoche von 1672. Von Dr. G. E. Guhrauer. Zwey Theile. Hamburg 1839, bey Friedrich Perthes. 8.

Ein großer Geist ist nicht bloß für seine Zeit und Umgebung eine erleuchtende und erwärmende Sonne, er ist dieses wohlthätige Gestirn auch oft noch für späte Jahrhunderte und für weit entfernte Räume, eben weil ihn sein höherer Gedankenflug hiernieden schon über Zeit und Räumlichkeit gleichsam erhoben und hinausgesetzt hatte. Unser deutsches Vaterland ist nicht arm an solchen Heroen, ja es hat deren mehr als irgend ein Land geboren, und Gottfr. Wilh von Leibnitz nimmt unter diesen

Handschrift entworfen, und stimmt daher nicht überall mit den Abbildungen in seiner Ausgabe. Damals (1834) kannte er die erste Münchener noch nicht.

vaterländischen Koryphäen einen vorzüglichen Rang ein. Einer unserer Literaten sagt mit Recht von ihm: Leibnitz hat Deutschlands wissenschaftlichen Ruhm fast zuerst über die civilisirte Erde verbreitet, und gehört allerdings in die Zahl derjenigen, vor denen sich alle mit Ehrfurcht beugen sollten, denn er war beynahe auf allen Seiten menschlicher Geistesbestrebungen groß, kühn, des göttlichen Funkens voll, tief, harmonisch und bahnbrechend, und auf seinen Atlasschultern stehen viele der Neuern — ohne daß sie es wissen oder wissen wollen. Ihm spricht der Herausgeber des vorliegenden Buches ein noch größeres Lob, denn es ist größtentheils Leibnitz selbst, der darin spricht und handelt; und Louis XIV. König von Frankreich, Johann Philipp, Churfürst von Mainz und dessen Minister von Boineburg spielen die Hauptpartien in dem lebendigen Ideenverkehr, der die Eroberung Aegyptens und Syriens zum Gegenstande hat, in der Expedition Buonapartens einen historischen Nachhall findet, und gerade für die kritische Gegenwart ein solches Interesse gewinnt, daß er alle, welche den obwaltenden Zeitereignissen im Orient und Occident nur einige Aufmerksamkeit und Theilnahme schenken, auf eine eigenthümliche Weise ansprechen wird. Außerdem ist das vorliegende Werk ein überaus schätzbarer Beytrag zur Geschichte jenes Decenniums, aus der es seine Documente genommen, und vervollständigt das große Bild Leibnitzens dergestalt, daß wir in ihm, unserer bisherigen Gewohnheit nach, nicht bloß einen Gelehrten, einen Mathematiker und Philosophen, sondern auch einen Politiker, einen Diplomaten seltener Größe erblicken, und bey seinem Andenken von noch tiefern Empfindungen der Verehrung und Bewunderung durchdrungen werden.

Man war im J. 1803 fast allgemein der Meinung, daß der erste Consul Buonaparte die Idee Leibnitzens insgeheim aus den Archiven geschöpft, verfolgt und zu realisiren beabsichtigt hatte, denn in dem genannten Jahre, und, wie der Verf. angibt, gerade am Vorabend des Wiederausbruches der Feindseligkeiten zwischen England und der französischen Republik, verbreitete sich von England aus auf das Festland ein Pamphlet, welches als eine Art von ministeriellem Manifest gelten sollte, und schon durch den Titel eine außerordentliche Aufmerksamkeit erregte. Die Schrift hieß: A summary account of Leibnitz's memoir addressed to Lewis the Fourteenth, recommending to that monarch the conquest of Egypt, as conducive to the establishing a supreme authority of Europe. London, printed for Hatchard 1803. 8. 59 S. (Archenholz hat sie in seiner Minerva (1801) übersetzt.)

Diese Flugschrift stellte Leibnitzens Plan und Buonapartens

Expedition in Parallele, und läßt bey dem auffallenden Zusammentreffen der Rathschläge des Erstern und der Operationen des Zweyten kaum Einen ihrer Leser daran zweifeln, daß der französische Obergeneral das wirklich ausgeführt hat, und noch auszuführen bemüht war, was der große deutsche Philosoph und Politiker 130 Jahre früher dem vierzehnten Ludwig so wohlmeinend und dringend an das Herz gelegt hatte. Auch der Gelehrte M. Michaud war bey sich überzeugt, daß der General Buonaparte vor dem Zuge nach Aegypten den Plan Leibnitzens gekannt habe. Er schreibt in seiner Histoire des Croisades (Tom. V. Paris 1838): »Nachdem Leibnitz die Vortheile der großen Unternehmung, welche er vorschlug, entwickelt hat, vernachläßigte er auch keines der Mittel, welche ihr den Erfolg sichern und ihre Ausführung erleichtern sollten. Dieser Theil seiner Denkschrift ist es auch, wo er die ganze Superiorität seines Genies zeigt, und wenn man den Bericht des letzten Krieges der Franzosen gelesen hat, so bleibt man überzeugt, daß Buonaparte den an Ludwig XIV. gerichteten Feldzugsplan gekannt hatte« — (et lorsqu'on a lu la rélation de la dernière guerre des Français en Egypte, on demeure persuadé, que Bonaparte avait connu le plan de campagne adressé à Louis XIV.). — Und S. 650, Beylage Nr. 11, schreibt Hr. Michaud: Man glaubt allgemein, daß das Memoire Leibnitzens über die Eroberung von Aegypten bis zur Zeit der französischen Revolution in dem Archive von Versailles aufbewahrt worden war; es ist wahrscheinlich, daß dieses historische Monument in den politischen Unruhen Frankreichs verschwunden seyn wird.

Dagegen läßt sich aber unser Autor (Einleit. S. 25) vernehmen: »Hier muß ich sogleich den Leser benachrichtigen, daß die Denkschrift Leibnitzens an Ludwig XIV. so wenig unter den im Kriegsministerium aufbewahrten Papieren zur Geschichte der Expedition gegen Aegypten, als in irgend einem der Archive oder einer der Bibliotheken Frankreichs sich befindet, indem oft wiederholte, höchst eifrig betriebene Nachforschungen von Seiten der Staatsmänner und Gelehrten nach diesem Manuscripte vollkommen vergeblich gewesen sind; daß folglich Herr Thiers dasselbe so wenig gesehen als die übrigen; er kannte nur einen Wiederabdruck der von Mangourit in der Uebersetzung gegebenen »Auszüge,« welchen ein Freund ihm geliehen, und aus welchem er seine Kenntniß geschöpft hatte.«

Wir müssen hier nothwendig unsern Autor noch weiter sprechen lassen; er fährt fort: »Wenn Herr von Talleyrand, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem General Bonaparte Documente aus dem Archive seines Ministeriums über

Aegypten vor der Expedition mitgetheilt hat, so befand sich die Denkschrift Leibnitzens an Ludwig XIV. vom J. 1672 so wenig darunter, daß der Fürst Talleyrand, noch in seinen letzten Lebensjahren darüber befragt, die bestimmte Versicherung gab, — zwischen ihm und Napoleon sey, weder vor noch nach der Expedition gegen Aegypten, auch nur Leibnitzens Name jemals ausgesprochen worden!« —

Wir sind jetzt schon geneigt, die Aussage unsers Verfassers in keinen Zweifel zu ziehen, obwohl wir bis jetzt seine genügende Beweisführung noch nicht kennen; ja, der deutsche Leser ist nicht bloß geneigt, ihm beyzupflichten, weil er einen deutschen Geschichtsforscher, einen Landsmann plaidiren hört, sondern weil er bis hieher schon absieht, daß der Autor wie ein ächt deutscher Geschichtsforscher in die unterste Tiefe der historischen Kritik dringt, und keine Behauptung macht, die ihr schwankendes Fußgestell auf einer glatten Oberfläche hätte. Er nennt jenes Manifest vom J. 1803 ein Stratagem des englischen Ministeriums, welches nebenher auch den Ruhm seines Gegners zu verkleinern bemüht war, und rettet somit die Ehre eines großen Mannes, der wenigstens hierin kein Plagiat begangen hat, und verunglimpft zu werden verdiente. Sonach erlangen wir durch das vorliegende Werk richtigen Aufschluß über eine Sache, die man so lange und so vielfach von ganz anderen Gesichtspunkten aus betrachtet und besprochen hat, und erfahren auch zugleich, wann und wie Napoleon zur Kenntniß jenes Documentes gelangt ist, das bisher seinem diplomatischen Genie so großen Eintrag zu machen gedroht hat. Unser Verfasser sagt S. 27: »Bonaparte hat, was merkwürdig ist, in demselben Jahre (1803), in Folge des Krieges und der Eroberung von Hannover zum ersten Male von Leibnitzens Denkschrift über Aegypten Kunde, und die Abschrift von dem Concepte einer Denkschrift Leibnitzens über den Vorschlag der Eroberung von Aegypten erhalten. Hannover, wo Leibnitz gelebt, und der Regierung seinen gesammelten handschriftlichen Nachlaß hinterlassen hat, welcher in der königlichen, vormals kurfürstlichen Bibliothek daselbst aufbewahrt wird, Hannover war der Ort, woher die Kunde von einer Denkschrift über Aegypten unter die Staatsmänner, Generale und Gelehrten sich verbreitet hat. In Paris aber hat Niemand ein Blatt von Leibnitz über diese Angelegenheit gesehen, bis es mir im vergangenen Jahre gelungen ist, die Originaldocumente der mit dem französischen Kabinete im J. 1672 darüber geführten Unterhandlungen, worunter zwey kleine Denkschriften von Leibnitz, im Archive des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, aufzufinden.«

Bonaparte wurde zuerst von Leibnitzens Plan durch seinen General Mortier unterrichtet, welcher 1803 in Hannover eingerückt war. Mortier ließ sich, wie Mangourit und Feder (der dasige Bibliothekar) bezeugen, eine Abschrift des Memoirs über Aegypten geben, und übergab sie in Napoleons Hände. Von der Zeit ging alle Spur dieser Handschrift verloren, »bis in Folge einer neuen Anregung im vorigen Jahre (sagt unser Verfasser) der Bibliothekar des Instituts de France, Herr Feuillet, einer solchen Handschrift, als zu den Schätzen der Bibliothek gehörig, sich erinnerte. Das wieder aufgefundene Document trägt die Aufschrift: Consilium Aegyptiacum, und ist diejenige Abschrift, welche General Mortier 1803 in Hannover gefordert, und an den ersten Consul, General Bonaparte, sammt den beyden Briefen an und von Herrn von Pomponne in Abschrift und mit einem Schreiben Feders über die Authenticität dieser Papiere abgeschickt hat.

Wir können nicht umhin, den Brief des General Mortier hier aufzunehmen, den er mit jener Handschrift an den ersten Consul geschickt hat:

Armée d'Hanovre. Armée Française. République Française.

Au quartier général à Hanovre le 11 Thermidor an 11 de la République Française.

Edouard Mortier, Lieutenant-Général, Commandant en chef au premier Consul.

Mon Général!

Le célèbre Leibnitz avoit proposé à Louis XIV la conquête d'Egypte. Son mémoire manuscrit sur cette partie intéressante du Globe, écrit en latin, est déposé à la Bibliothèque d'Hanovre; j'ai cru qu'il ne vous seroit point indifférent de le lire. Veuillez recevoir, mon Général, l'assurance de mon respectueux dévouement.

(Sign.) *Ed. Mortier.*

Jetzt erst, schreibt unser Autor, jetzt zum ersten Male war Leibnitzens Denkschrift in den Händen des Generals und ersten Consuls Buonaparte, als eine Beute aus dem eroberten Lande. Er theilte sie Herrn Monge mit, dem Präsidenten des Instituts von Aegypten, und in dessen Händen verblieb sie, bis er sie nach Napoleons Sturz und Verbannung nach St. Helena im J. 1815 in die Bibliothek des Instituts von Frankreich niederlegte, wie es Charles, der damalige Bibliothekar dieses Institutes, selbst mit den Worten bezeugt hat:

Je soussigné, Bibliothécaire de l'Institut, reconnois, que Mr. Monge, membre de l'Institut, m'a remis en dépôt pour la bibliothèque un manuscrit inédit de Leibnitz; à Paris le 3 Juillet 1815. *Charles.*

Daß man in allen Büchereyen und Archiven Frankreichs wirklich vergeblich nach einer Handschrift Leibnitzens forschte, welche den genannten Plan enthielt, stellt sich um so evidenter heraus, wenn wir mit unserm Verfasser bedenken, daß Leibnitz in dem angeführten Jahre 1672 noch ein sehr junger, in Europa wenig berühmter Mann war. Indem er nun selber noch keine Autorität hatte, so mußte er sich zur möglichen Erreichung seines Zweckes unter Autorität und Schutz eines Höheren, eines Staatsmannes oder Fürsten begeben. Dieß that er denn auch, theilte dem Baron Joh. Christ. von Boineburg seinen diplomatischen Entwurf mit, und fand an ihm einen freundlichen Gönner und Patronus. Die wichtige Sache kam durch den staatsklugen hochangesehenen Minister von Boineburg alsbald zu weiterer Anregung, da er den Kurfürsten von Mainz selber zur Theilnahme und Sachwaltung zu vermögen wußte.

Sonach steht nun unserem Autor alles Recht zu, sich folgendermaßen auszudrücken: »Nach diesen Indicationen habe ich in der Correspondence Mayence von 1672 im Archive des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris — nicht die Originale der Denkschriften Leibnitzens über die Eroberung von Aegypten an Ludwig XIV., deren Concepte in der königlichen Bibliothek von Hannover liegen, gefunden, sondern die Originalurkunden der zwischen Mainz und dem französischen Kabinete erst durch Boineburg, dann durch den Kurfürsten selbst geführten Verhandlungen in Betreff des Leibnitz'schen Vorschlages zur Eroberung von Aegypten, und darunter allerdings eine kleine, bis dahin unbekannt gebliebene, von Leibnitzens eigener Hand geschriebene Denkschrift auf zwey Blättern entdeckt; mit Hülfe dieser Papiere führe ich den Beweis: daß die Denkschriften Leibnitzens an Ludwig XIV. über die Eroberung von Aegypten, diejenigen Denkschriften, deren Concepte in der königlichen Bibliothek von Hannover aufbewahrt werden — von Ursprung an Concept geblieben, d. h. von Leibnitz und Boineburg nicht gebraucht worden, und niemals an Ludwig XIV. oder einen seiner Minister abgegangen sind.«

Es geht nunmehr eine Beweisführung aus der andern wie von selbst hervor, und alle sind durch urkundliche Belege hinlänglich unterstützt, welche der Verfasser theils in Frankreich, theils in Deutschland aufgefunden, mit genauer historischer Kritik systematisch geordnet, und in diesem Werke der Reihefolge nach

niedergelegt hat. Wir gelangen durch ihn zur evidenten Gewißheit, daß General Buonaparte den Plan Leibnitzens vor und während der Expedition gegen Aegypten nicht gekannt habe, und daß ferner dessen Stratagem von jenem unsers großen vaterländischen Gelehrten doch vollkommen unabhängig gewesen sey, obschon sich bey beyden eine auffallende Aehnlichkeit zeigt. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint uns nun jenes Pamphlet im wahren Lichte, welches das englische Ministerium im J. 1803 als Manifest gegen Frankreich bekannt gemacht, denn wir erfahren, daß der Verf. desselben die Daten aus dem Archive zu Hannover vor der Einnahme dieser Stadt durch General Mortier geschöpft hat.

Ludwig XIV. ist den wohlgemeinten Rath und Vorschlag Leibnitzens unstreitig aus dem einfachen Grunde nicht eingegangen, weil er allen Anzeichen und Folgerungen nach einen ganz andern Plan in seiner Politik verfolgte, zu welchem er die mitgetheilte Idee nicht einmal nebenher nützen konnte, ohne nicht sein einmal festgestelltes Princip aufzugeben. Ja er konnte Aegypten und Syrien nicht angreifen und erobern, weil er um dieselbe Zeit, wo er sich gegen Holland rüstete, die gestörte Allianz mit der Pforte wieder erneuerte, und der Meinung seyn mochte, daß ihm aus diesem politischen Schritte weit mehr Vortheile als aus jedem andern erwachsen werden.

Was wir nun vorzugsweise erzählt und angedeutet haben, ist hier in vier Büchern urkundlich, und überall, wo es zum klareren Verständnisse dient, mit kritischer Beleuchtung durchgeführt.

In dem ersten Buche wird uns der zeitweilige Sturz des kurmainzischen Ministers von Boineburg 1664 mitgetheilt — wo der Verfasser in der Einleitung den seltsamen, ich möchte sagen: zweydeutigen und unstatthaften Ausdruck gebraucht: »Das erste Buch ist — dem Sturze B. gewidmet.« Diese Erzählung mußte, zum bessern Verständnisse des Folgenden, nothwendig vorangeschickt werden.

Das zweyte Buch gibt uns Aufschluß über die Stellung des großen Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, Frankreich gegenüber, seit dem Kriege Ludwig XIV. gegen die spanischen Niederlande, und die Folge desselben auf das Reich und die deutschen Stände.

Schon der Inhalt dieser beyden Bücher läßt es deutlich ersehen, daß sich das historische Werk keineswegs auf einen einzigen Jahrgang beschränkt, wornach wir mit dem Recensenten in der Bibliothek für Geschichte und Politik gar nicht begreifen können, wie der Verfasser einen so unpassenden Titel: Kur-Mainz in der Epoche von 1672, habe wählen können, sey es auch, daß

der historische Wendepunkt, die Katastrophe des Angeführten, in die bezeichnete Jahresepoche zu setzen ist.

Das dritte Buch theilt uns Leibnitzens Project über die Eroberung Aegyptens mit, macht uns mit den Unterhandlungen bekannt, welche von Boineburg darüber geführt, thut Meldung von Leibnitzens geheimer Sendung an den französischen Hof und von den Propositionen, welche der Kurfürst von Mainz selber an Ludwig XIV. in Betreff der Eroberung Aegyptens und der Pacification mit Holland gemacht hat.

In diesem Buche liegt der eigentliche Kern des ganzen Werkes, und wir können nicht umhin, wenigstens eine der wichtigsten Stellen herauszuheben, die wir S. 280—281 finden: »Keine Macht in der Welt war fähig gewesen, den Krieg gegen Holland zu verhindern. Den 7. April 1672 wird Ludwigs XIV. Kriegserklärung gegen diese Republik bekannt gemacht. Vorher schon waren die Feindseligkeiten ausgebrochen; ein englisches Geschwader griff (23 März) die von der Levante heimkehrende holländische Flotte an, und nahm ihr eine Anzahl Schiffe. Der Feldzug Ludwig XIV. zu Lande im May bis zu Ende Juny 1672 glich einem Triumphzuge, den 15. May bemächtigte sich der Marquis de Chamilly der Stadt Maseik, und befestigte sie. Den 24. May setzte Ludwig XIV. an der Spitze von 100,000 Mann über die Maas, einen Theil (40,000 Mann) behielt er selbst, den übrigen Theil befehligten der Prinz von Condé und der Marschall von Crequi. Den 3. Juny übergab sich dem Könige die Stadt Orsoy, drey Tage nach Eröffnung der Laufgräben; den folgenden Tag nahm Turenne Burech, der Prinz von Condé, Wesel. Sechs Plätze wurden in drey Tagen genommen. Die Bestürzung war außerordentlich, und nach dem so gerühmten Uebergange des Königs über den Rhein (12. Juny 1672) schien nichts den Lauf seines Sieges aufhalten zu können. Mitten unter diesen Triumphen, umringt von seinen Ministern und Feldherrn im Lager von Emmerich und nachher von Doesburg war es, wo Ludwig XIV. von Seiten des Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp, die Aufforderung zur Unternehmung eines Kreuzzuges gegen die Türken und zur Eroberung von Aegypten, nach dem Frieden mit den Holländern, durch das Organ seines eigenen Gesandten bey dem Kurfürsten erhielt. — — — — — — Und in einem besonders stipulirten Artikel des zwischen dem König von Frankreich und der holländischen Republik zu schließenden Friedens sollte die letztere gehalten seyn, »ihre Flotte nebst Subsidien mit der französischen Flotte zur Eroberung von Aegypten zu vereinigen.« Wenn Ludwig XIV. diesem Vorschlage Beyfall

gäbe, dann wollte der Kurfürst sich in persönlichen Briefwechsel mit ihm darüber setzen.

Das vierte Buch endlich handelt von den Versuchen, die der edle und große Kurfürst von Mainz macht, um den holländischen Krieg zu beendigen, von dessen Hintritte und von dem Vorschlage, welchen nunmehr Leibnitz dem Herzog Johann Friedrich von Hannover thut in Betreff der Eroberung Aegyptens durch die Franzosen.

Wir ersehen aus dem Gesagten hinlänglich, welch ein schätzbarer historischer Beytrag zur Geschichte der angeführten Zeitperiode uns mit diesem Werke geboten worden ist, und können nicht umhin, gegen den verdienstvollen Verfasser unsern wärmsten Dank dafür auszusprechen. Dieselbe beyfällige Anerkennung hat er bereits in mehreren kritischen Blättern gefunden, wodurch er sich um so mehr gedrungen fühlen wird, auf seiner eingeschlagenen Bahn mit gleich regsamem Eifer und unter gleich günstigen Auspicien des Gelingens fortzuwandeln. Wir sehen jedem Produkte einer solchen Feder mit gespannter Sehnsucht entgegen, denn es heißt bey Euripides: Ἐξ ἑνὸς τὰ πάνθ᾽ ὅρα.

Auch die Verlagshandlung mag für die würdige Ausstattung dieses historischen Juwels unsern wohlverdienten Lobspruch hinnehmen. 5.

Art. IV. Die Sprichwörter und Sinnreden des deutschen Volkes in alter und neuer Zeit. Zum ersten Male aus den Quellen geschöpft, erläutert und mit Einleitung versehen von J. Eiselein, weiland Oberbibliothekar der Universität Heidelberg. Freyburg 1840, Friedr. Wagner'sche Buchhandlung.

Es fehlt uns noch immer eine erschöpfende Definition des Sprichwortes, indem sie nach der Verschiedenheit des Begriffes, den sich der eine wie der andere Gelehrte davon macht, bald zu eng, bald wieder zu weit ausfällt. Das Sprichwort enthält wohl auch, wie die Maxime, die Sentenz und der Sinnspruch, eine practische Lebensregel, doch bedarf es, um seiner eigentlichen Begriffsstellung möglich zu entsprechen, die Sanction einer gewissen Volksthümlichkeit und einer traditionellen Erbschaft. Die Franzosen definiren es ungemein mangelhaft, wo sie von dem Proverbe sagen: Maxime populaire, ou façon de parler sententieuse, qui est dans la bouche de toutes sortes de personnes. Viel richtiger sagt Aristoteles: »Die παροιμιαι, d. i. Sprichwörter, sind Ueberbleibsel, welche sich wegen ihrer Kürze und Tüchtigkeit aus dem Verfalle und den Trümmern der alten practischen Weisheit gerettet haben.« Andere nennen aber die Parömie eine practische Lebensregel, die unter einer nicht allzu

dunklen Hülle viel Nützliches enthält — also eine Wahrheit in einer tropischen Verblümung, wie die lateinische Definition aussagt: Proverbium est sermo rem manifestam obscuritate tegens — wodurch sich ein Sprichwort wenig von einem Räthsel unterscheiden würde.

Unser Verf. führt auch eine alte vaterländische Definition an, wie sie Frank von Woerd mit den Worten macht: »Bey den Alten ist und heißt Sprichwort eine kurze, weise Klugred, die Summ' eines ganzen Handels, Gesetz oder langen Sentenz: als der Kern, in ein enges Sprüchlin und verborgen Griflin gefaßt, da mehr etwas anders verstanden als geredet wird.«

Sonach wäre das Sprichwort abermals irgend ein Tropus, und könnte ohne eine gewisse Schminke kein eigentliches Sprichwort genannt werden. Dem zu Folge könnten also die Sätze: Jung gewohnt alt gethan — Ende gut Alles gut — Gute Arbeit ist des Lohnes werth ꝛc., gar nicht den Anspruch auf den Ehrennamen von Sprichwörtern machen? Das hält nicht Stich, ein Sprichwort muß auch in der nackten und eigentlichen Grundbedeutung der Wörter ein Sprichwort seyn können, wenn es eine objectiv gültige Lebensregel als gesunden, schmackhaften Kern in sich verschließt. Der gelehrte Erasmus sagt: Paroemia est celebre dictum scita quapiam novitate insigne — was wieder nicht die Wesenheit und den eigentlichen Begriff eines Sprichwortes erschöpft, da in der Definition durchaus nicht die volksthümliche und traditionelle Sanction fehlen darf. Unser Verf. sagt in der Einleitung p. IX: »Die Form und der Inhalt können es nicht seyn, die einen Satz zum Sprichworte machen; denn die Form der Sprichwörter ist so mannigfaltig, daß sie von der allereinfachsten und schmucklosesten Manier durch alle Arten und Stufen des bildlichen oder figürlichen Ausdruckes wandert, von der Kürze eines oder zweyer Worte bis zur Ausdehnung eines vielgestaltigen Satzes, aus der nüchternsten Prosa bis zum kühnsten Ausdruck der Poesie. Noch viel mannigfaltiger darf der Inhalt seyn: schmutzig, zotenhaft, schlüpfrig, gottlos, possenhaft, spöttisch, schalkhaft; so wie das gerade Gegentheil hievon. Allermeistens freylich ist die Form der Sprichwörter bildlich oder figürlich, und angenehm oder überraschend; so wie der Inhalt lehrreich, klug oder nützlich.«

Aus dem Umstande, daß es bisher schon vielen Gelehrten offenbar mißlungen ist, von dem Sprichworte im Allgemeinen eine erschöpfende Definition zu geben, und es dadurch von dem verwandten Lehrsatze, der Maxime, dem Sinnspruche und der logischen Sentenz abzugränzen, läßt es sich erachten, daß diese Definition viel schwieriger ist, als es von vorn herein bedünken

möchte. Unser Verf. gibt sie S. X mit den Worten: »Das Sprichwort ist ein mit öffentlichem Gepräge ausgemünzter Satz, der seinen Curs und anerkannten Werth unter dem Volke hat.« — Wir würden diese Begriffsbestimmung als eine völlig zureichende annehmen, wenn sie nicht eine metaphorische, folglich eine logisch widrige wäre. Warum sollte man nicht geradezu mit platten, unverblümten Worten sagen: Das Sprichwort ist eine traditionelle, objectiv gültige, d. i. volksthümliche Sinnrede. Ist diese dem Inhalte und Zwecke nach geringfügig, so ist sie bloß ein Denkspruch, der sich um seiner Form, z. B. eines Wortspieles willen forterbt; enthält sie aber eine practische Lebensregel von edlerem Gehalte, ist sie ein schmackhafter Kern in der Schale des Wortes, und auch für andere Zeiten und Sprachen verwendbar und nützlich, so ist sie ein Abzug eines höheren Gedankens, ein Orakelspruch tiefer Lebensweisheit, und ein pilgernder Lehrer durch alle Zeiten und Räume.

Sonach hätte man gar nicht unrecht, das Sprichwort geradezu eine volksthümliche Redensart zu nennen, welche einmal unter dem Volke selbst theils durch rationelle Beobachtung der Welt und des Menschen, und theils auch durch bloße Zufälligkeit entstanden ist, das andermal aber aus faßlichen Schriften oder von dem Stuhle mündlicher Doctrin sich zum Gemeingute einer Nation gemacht hat. Die gediegenste Gattung von Sprichwörtern ist unstreitig jene, welche der Verf. die »historische« nennt, und deren Ursprung und allmäliches Erwachsen aus Vorfällen, Begebenheiten und Ereignissen im Großen oder Kleinen, in Schimpf, Ernst oder Unglimpf herzuleiten ist.

Die ältesten Sprichwörter sind vielleicht jene (sagt Gervinus in seiner Geschichte der Poesie), welche Zustände und Eigenschaften der Thiere auf Menschen anwenden, und solche Sprichwörter finden sich unter allen Nationen gleich häufig — bey unserem Volke in großer Menge.

Gleichwie es erweislich ist, daß viele Kernsätze von Shakespeare, von Tasso und Ariosto, von Calderon und Lopez ꝛc. auf ihre Völker übergegangen sind, eben so hat auch die deutsche Nation von ihren Minne- und Meistersängern, noch mehr aber von gediegenen Moralisten Sinnreden und Sentenzen angenommen, selbe durch Adoption theils unverändert, theils verändert zu Sprichwörtern gemacht, und als Eigenthum behalten. Der Spanier Balthasar Gratian hat in dieser Hinsicht ungemein auf seine Zeit eingewirkt, indem er z. B. durch seinen Hofmann, welcher ganz von inhaltschweren Sentenzen wimmelt, lange Zeit allgemein der beliebteste Volksschriftsteller geworden, und vielfach in die alltägliche Conversation übergegangen ist. Friedrich

v. Schlegel sagt in seiner Literaturgeschichte: »Derjenige Autor gewinnt den größten Einfluß auf seine Zeit, der wo möglich in lauter solchen Sätzen schreibt, die als Sprichwörter gelten und fortbestehen können.« Auf ähnliche Weise schrieb Young, und gewiß hätte er einen viel größeren Einfluß auf seine Nation gehabt, wären seine gehaltvollen, sinnreichen und markigen Sätze auch hinlänglich verständlich und faßbar.

Demgemäß sagt unser Verf. ganz richtig (S. XII): »Eine gar irrige Vorstellung vom Wesen des Sprichwortes bilden sich diejenigen, welche, wie einige Franzosen, die Sprichwörter bloß für ein Erzeugniß des gemeinen Volkes oder Pöbels halten, und sie als die Maximen desselben ansehen (wie wir oben angedeutet haben), während die sublimer geachteten Sprüche à la Rochefoucauld als die Sprichwörter der feinen Welt bezeichnet werden.«

»Nicht das gemeine Volk ist es (fährt er fort), welches die Sprichwörter schuf, oder welches sie als solche adoptirte, sondern der Kern der Nation von Jahrhundert zu Jahrhundert, von dem sie das gemeine Volk erst gleichsam zu Lehen empfängt. Höhe des Standes und angebliche Feinheit der Bildung kommen hier nicht in Betracht; es gilt bloß Verstand, richtiges Urtheil, treffende Bezeichnung und Witz, welche in der Regel bey den allzu verfeinerten Ständen nicht angetroffen werden. Erfinden ist dabey nicht die Hauptsache, sondern die Erfindung prüfen, und wenn sie für gut, nützlich oder angenehm erachtet wird, weiter verbreiten. Das Mitgefühl, ein Sinn für Wahrheit und ein Takt für das Richtige, wohnt jedem bey, wenn er auch nicht Erfinder seyn kann.«

Wir geben es unserm Verf. unbedingt zu, daß ein kernhaftes Sprichwort, wenn es einmal ziemlich breite Wurzeln geschlagen hat, wie so manch ein Baum beständig in jugendlicher Frische fortgrünen werde; allein in der Ansicht, daß jetzt in Deutschland zu den bestehenden sprichwörtlichen Redensarten keine neuen mehr ankeimen werden, können wir ihm unmöglich beypflichten. Es verhält sich unbestreitbar mit Sprichwörtern auf eine ähnliche Weise, wie es sich überhaupt mit Wörtern und ihren Schicksalen verhält, von denen Horaz sagt (Brief an die Pisonen v. 60—63):

Ut sylvae foliis pronos mutantur in annos;
Prima cadunt; ita verborum vetus interit aetas,
Et juvenum ritu florent modo nata, vigentque.

Einer gleichen Meinung mit uns ist auch Gervinus, ja, wir glauben nicht bloß, sondern wir haben unzweydeutige Spuren, daß aus beliebten Volksschriftstellern, besonders Volks-

dichtern des gegenwärtigen Jahrhunderts, viele sprichwörtliche Ausdrücke, Sentenzen und Denkreime auf das gemeinere Volk übergegangen sind, was sich für die Gegenwart um so leichter erklärt, da die Volksschulen bis auf einen gewissen Grad der geschäftigen Presse allen Vorschub leisten. Man erwäge nur, welchen Einfluß in dieser Hinsicht die tausend sogenannten Volksbücher, die Jugendschriften, die dialectischen Volkslieder, die Localtheater u. s. w. auf die populäre Conversation haben, und wie viele Redensarten da adoptirt werden, welche einst nach obiger Erklärung die Sanction eines Sprichwortes erhalten. Wahrlich, Gellert, Gleim, Hagedorn, Bürger und selbst Goethe und Schiller werden einst nebst vielen beliebten Schriftstellern splitterweise unvermerkt in das Fleisch und Blut der gesammten deutschen Nation übergehen, sey es auch, daß man das Entlehnte nach einer langen Reihe von Jahren kaum wieder zu erkennen und auf den wahren Urquell zurückzuführen vermag, indem das Eine dem Sinne nach, das Andere aber in der Form umgebildet und dialectisch wird gestaltet werden.

Unser Verf. gibt dem Sprichworte eine sehr weite Ausdehnung, denn er sagt (S. XIII): »Verwandt mit den Sprichwörtern sind der Sinnspruch, Denkspruch, Wahlspruch, Waidspruch, Kernspruch, Lehrspruch, Sittenspruch; ferner die ehemaligen Biwort, Beriwort, Mezwort, Spiliwort und Seeltwort ꝛc., so zwar, daß diese sämmtlich, in sofern sie kurz und bündig sind, Sprichwörter seyn könnten, wenn ihnen die Aufnahme in den Volksmund zu Theil würde; gleichwie hinwieder die Sprichwörter jede Art der angeführten Sprüche in sich schließen.«

Was er nun von dem combinirten Sprichworte oder der Sprichwortreihe spricht, welche ein Aggregat von sprichwörtlichen Redensarten ist, gibt dem Begriffe und dem Felde des Sprichwortes eine noch weit größere Ausdehnung, welche uns jedoch als unzuläßig bedünken will, da wir der Meinung sind, ein Sprichwort soll in Rücksicht des sprachlichen Umfangs denselben kleinen Körperbau haben, welchen Martialis für ein gutes Epigramm vorschreibt:

Omne epigramma sit instar apis, sit aculeus illi,
Sint sua mella, sit et corporis exigui.

Das folgende Beyspiel in gebundener Rede, welches er zu dieser Gattung zählt, besteht allerdings aus sprichwörtlichen Redensarten, ist aber darum selbst kein sogenanntes combinirtes Sprichwort, sondern ein didactisches Bruchstück:

Kleine Wasser machen nieman rich;
Groß' Fische man fahet in großem Tich;

Halte die Rechnung für gewiß:
Das Houpt si edler als die Füß';
Und man genieß' bi großen Heren
Des Guotes me und ouch der Eren;
Wer sich mit niedern Filzen hudelt,
Von Schimpf und Schande wird besudelt;
Und wer sich menget unter die Klüwen,
Der wird gefreßen von den Süwen.

Eine große Anzahl von Sprichwörtern sind verschiedenen Zeitaltern und verschiedenen Völkerschaften gemein, da sie der Sohn vom Vater, der Enkel vom Ahnherrn, der Nachbar vom Nachbar und endlich der Uebersetzer aus irgend einer Urschrift borgt, nach den Umständen und Bedingungen des Sprachgenius, der Zeit und Nationalität, der Räumlichkeit, Sitten, Gebräuche und Bedürfnisse ummodelt, und als vollgültige Münze von Mund zu Mund in Curs bringt. So holten die Griechen und Römer ihre *Παροιμια*, Adagia und Proverbia von all jenen Völkern zusammen, mit denen sie in Berührung kamen, und die neueren Völker schöpften wieder aus diesem reichhaltigen Quell, vorzüglich aber auch aus dem Born der heiligen Schrift, da die gesammte Christenheit mit dieser zunächst in beständigem moralischen Verkehr steht. Wir machten z. B. aus dem Griech. *Γλαῦκας εἰς Ἀθηνας* Wasser in die Donau tragen; aus *Μηδὲν ἄγαν* machten die Lateiner Omne quod nimium, vertitur in vitium, und wir sagen: All zu viel ist ungesund, oder auch: Zu wenig und zu viel ist aller Narren Ziel. Nach dem Lateinischen: Nil juvat amisso claudere septa grege, bildeten die Engländer ihr: When the steed is stolen, to shut the stable-door, wo wir zu sagen pflegen: Ist die Kuh gestohlen, macht man erst die Thüre zu.

Unser Verf. sagt (S. XXV): »Der Schatz unserer Sprichwörter liegt hauptsächlich in unserer ältern Nationalliteratur und im Volksmunde verwahrt; doch reiner in den Schriften, als im wandelbaren Worte.« — Er schöpft auch vornehmlich aus den ältern Autoren deutscher Nation, und macht fast überall die Urquelle namhaft. Wie schon oben bemerkt, lieferten die Minnesänger und Fabeldichter des Mittelalters eine große Ausbeute, noch mehr aber die Spruchgedichte: »wie z. B. in Fridanks Bescheidenheit und im Renner des Hugo von Trimberg; ferner in Thomasins wälschem Gast, im Tristan des Gotfrid von Straßburg und Uriberg; im Liedersaale des Freyherrn von Laßberg, im Reineke Fuchs und andern.«

Außerdem schöpfte er auch vieles aus Seb. Brand, Geiler von Kaisersperg, Pauli, Luther und andern des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, doch wenig nur aus den späteren

Zeitalter, indem er sagt: »Weit mindern Reichthum gewähren hierin die literarischen Producte der zwey letzten Jahrhunderte, weil die Sprache derselben an Volksthümlichkeit und an conventionellen Redensarten immer mehr abgenommen hat.«

Johann Agricola (eigentlich J. Schnitter) hat die erste namhafte Sammlung deutscher Sprichwörter veranstaltet, und 1528 in Octav zu Magdeburg in niedersächsischer Mundart verfaßt unter dem Titel herausgegeben: »300 gemeine Sprickwörde, der wy Düdschen uns gebrucken, unde doch nit weten, woher se kamen.« Später sind sie vermehrt in hochdeutscher Mundart und in mehreren Ausgaben erschienen. Sein Vorgänger war (in lateinischer Sprache) der gelehrte Erasmus, und wie schon Ebert in seinem bibliographischen Lexicon angegeben hat: Heinrich Bebelius, den unser Verf. fast auf jeder Blattseite citirt, aus dem er nebst einer Unzahl von sprichwörtlichen Redensarten auch so manche ergötzliche Anecdote beyfügt, und von dem nur zu bedauern ist, daß er sich gar so gerne im Zotenhaften und Unflätigen gefallen hat.

So wenig unser Autor mit Agricola's Sammlung, welche 750 deutsche Sprichwörter enthält, zufrieden ist, eben so ungünstig äußert er sich über die nachfolgenden Compilatoren, welche nirgends die eigentliche Quelle angeben, nirgends dunkle Ausdrücke beleuchten, und sagt (S. XXXIII), nachdem er den Freyhart, Eyring, Lehmann, Schottel, Pistorius, Schelhorn, Mayer, Eisenhart, Körte u. s. w. für mangelhaft erklärt: »Die sämmtlichen Verfasser unserer deutschen Wörterbücher, von Dasypodius oder Rauchfuß und von Pictorius oder Maaler an, bis auf den neuesten, Herrn Heyse, haben den Sprichwörtern so geringe Aufmerksamkeit geschenkt, daß aus allen kaum einige hundert, und obendrein nur die allergewöhnlichsten aufzusammeln sind.«

Es dringt sich uns nunmehr die Frage auf, ob unser Verf. die gerügten Mängel seiner Vorgänger wirklich überall verbessert, und in diesem Zweige der Literatur einen bedeutsamen Fortschritt gemacht habe? Wir entgegnen hierauf, daß er seine vorliegende Sammlung über alle derley vorhandenen schätzbar gemacht, und einen Fleiß darin entwickelt hat, der nicht sobald wieder seines Gleichen finden dürfte. Die Sammlung ist vor allem schätzbar, denn sie ist aus den Quellen selber, aus den schriftstellerischen Werken unserer Väter geschöpft, und durchaus mit der möglich ältesten Gewährschaft versehen. Sonach ist sie eine Anthologie und zugleich ein historischer Sprachschatz aus den Gefilden unserer Literatur, eine Chrestomathie, worin aus den Schachten der Weisheit vergangener Jahrhunderte die edlen Steine und

Stufen gleichsam systematisch aufgestellt sind, da das Ganze in alphabetischer Ordnung fortläuft, und somit ein Lexicon von Schlagwörtern bildet. Er schrieb alles, was er für seinen Zweck vorfand, in der jedesmaligen Ursprache nieder, und bemerkt (S. XXXV) ganz wohl: »Der alterthümliche Rost oder die Aerugo nobilis von fünf- bis achthundert Jahren, welche man häufig an heutzutage noch im Schwang gehenden Sprichwörtern vorweisen kann, ist keine so unwichtige Autorität für deren erprobten Werth und Nationalcharakter.«

Vieles ist geradezu nur aus dem Munde des Volkes genommen, und hier eingereiht, da sich natürlich für jeden gangbaren sprichwörtlichen Ausdruck, für jede volksthümliche Maxime und Sinnrede keine Schriftquelle auffinden ließ. Ist der Ausdruck veraltet oder ein Idiotismus, so befindet sich dabey jedesmal eine Erklärung in nuce, um ihn dadurch zum allgemeinen Verständnisse zu bringen. Diese zweckmäßige Commentirung erhöht natürlich die Brauchbarkeit und den Werth des Buches um ein nicht Geringes, nur sind wir der Meinung, daß er sich für Laien doch nicht überall genugsam verständlich gemacht habe; er war vielleicht zu ängstlich besorgt, in den Fehler der Weitschweifigkeit zu gerathen, den er mit Recht an Erasmus und vielen andern deutschen Autoren tadelt, und so ist er bey seinem allzugroßen Streben nach Kürze, wie Horaz, in den Fehler der Dunkelheit verfallen. Er rechtfertigt sich mit den Worten: »Ich müßte der Zahl der deutschen Sprichwörter nach, die ich liefere, zwey Folianten anfüllen, wollte ich sie in Erasmus Manier vom Stapel laufen lassen.«

Wir wollen unsere Rüge durch einige Citaten rechtfertigen. So lesen wir:

S. 13. Nieman äret noh sat, noh niht insnidet. (Graff).
S. 24. Wer alten Hund in lannen leit,
Verliuset michel arebeit. (Fridank.)
S. 26. Vil wola er berichte ein iegelich Ambahte. (Diut.)
S. 45. Inre weinten ane Luogen
Die Ougen ihrs Herzen tougen. (Klage.)
S. 75. Betwungen Magetuom vor Got hât keinen Ruom. (Fridank)
S. 94. Swa brinnet mines Geburen Wand,
Da fürcht' ich Schaden za se Hand. (Gliers.)
S. 112. Es seissent alle Degene, und sind geliche niht gemuoht. (Nibel.)
S. 179. Es wird vil wol versünet,
Swas ich iuw han getan!
Wand ich san wol erfunden,
Daß du kanst frowen Meister sin! (Nibel.)

S. 225. Besser zwiro gemessen,
Als lüzel vergessen. (Agric.)
S. 363. Geschiht das, so will ich dir den häsinen Käs geben. (Geiler.)
S. 473. Der wola jesenda Most niet Unreines ne dolet hinter imo belieben. (Willir.)
S. 511. Viel Pfruonden gent friß Rouch im Hus. (Brand.)
S. 515. Das ist Ewa nidi Wissagon! (Tatian.)

Unsere Rüge geht ferner dahin, daß viele angeführte Sätze zu kurz und mangelhaft sind, um vollständige Redesätze (mit Subject und Prädicat) genannt werden zu können, und somit verständlich zu seyn; dann aber auch dahin, daß wir weder diese Splittersätze, noch auch viele andere, die übrigens alle erforderlichen Bestandtheile in sich hätten, als annehmbare Sprichwörter und Sinnreden gelten lassen können. Corrumpirte und mangelhafte Sätze findet man z. B.:

S. 7. Hab' acht! — Achtung! (Volkm.)
S. 12. Affenschmalz. (Brand.)
S. 15. Alamangukus. (Geiler)
S. 70. Schöner Besen! (Burschensprache.)
S. 123. Dräsinen reiten. (Volkm.)
S. 284. Es hat ihn. (Volkm.)
S. 412. Das Ding hekt Läuse. (Frisch.)
S. 446. Es ist Mann als Roß. (Agric.)
S. 478. Allen Musen zum Trotz. (Volkm.)
S. 514. Possen! nichts als Possen! (Volkm.)
S. ×. Richtig. (Rees.) u. s. w.

Uns ist es keineswegs bewußt, wie dem Hrn. Verf., daß die folgenden Sätze sprichwörtlich von Mund zu Munde gehen; auch hätten sie offenbar zu wenig Gehalt und Klang, um vielfach anwendbar, beliebt und gebräuchlich zu seyn.

Man betrachte aus Vielen nur diese Wenigen:

S. 16. Da ist mir allgeleiche. (Eneidt.)
S. 16. Man kanns nit allen treffen. (Volkm.)
S. 18. Wol ihm, der hie alten soll. (Liedersf.)
S. 27. Der Anblick erzeuget die Liebe. (Agric.)
S. 36. Das ist verloren arebeit. (Nibel.)
S. 118. Der verliuset all sine Arebeit. (Reinmar d. A.)
S. 215. Entweder gehn, oder auskleiden. (Badregel.)
S. 296. Daß du nit lau wärest. (Volkm.)
S. 396. Es geht zu wie im Krieg. (Luther.)
S. 418. Leid vur Lieb haben. (Notker.)
S. 493. Immer was Neues. (Volkm.) u. s. w.

Wollte man derley Sätze aus alten und neuen Schriftstellern sammeln, wie viele dickleibige Folianten ließen sich da nicht füllen! Während wir nun diese nicht als echte Sprichwörter oder Sinnreden erkennen, und geradezu für überflüssig erklären, bemerken wir, daß in dieser so voluminösen und wahrhaft reichhaltigen Sammlung doch manche gediegene und vielfach verbreitete Sprichwörter entweder gänzlich fehlen, oder nach der lexicographischen Reihe der Schlagwörter nicht aufzufinden sind. Andere hingegen sind uns wiederholt zwey- und dreymal zu Gesichte gekommen. In Parallele gestellt finden wir sehr viele lateinische und griechische Sprichwörter, doch letztere durchaus ohne gehörige Accentzeichen, was Auge und Geist nicht wenig beleidigt. Aus dem Englischen sind ebenfalls viele beygefügt, doch nur wenige aus den übrigen fremden Sprachen, da doch z. B. die italienische, spanische und russische eine ungemein reiche Ausbeute der Art zuließen.

Unsere schärfste Rüge endlich, die der Verf. hinzunehmen hat, trifft die gar zu vielen rohen, muthwilligen und lasciven Ausdrücke, welche es geradezu unmöglich machen, das übrigens so lehrreiche und schätzbare Buch in die Hand junger Leute zu geben. Warum hat er da nicht gewissenhaft den lateinischen Kernspruch beachtet: »Ahmet die Alten nach, aber nicht ihre Fehler!« Unsere Väter waren als Schriftsteller häufig wie Kinder, sie sagten und schrieben nieder, was sie dachten, allein eben darin passen sie für wirkliche Kinder nicht. Wie schätzbar wäre uns nicht eine castigirte Ausgabe gewesen!

Im Uebrigen ist das Buch correct und nett ausgestattet.

5.

Art. V. Dr. J. C. A. Heyse's ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache. Neu bearbeitet von Dr. K. W. L. Heyse, Professor der Universität zu Berlin. Erster Band. Hannover 1838, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. — Auch unter dem Titel: Theoretisch-practische deutsche Grammatik, oder Lehrbuch zum reinen und richtigen Sprechen, Lesen und Schreiben der deutschen Sprache, nebst einer kurzen Geschichte und Verslehre derselben. Zunächst zum Gebrauche für Lehrer und zum Selbstunterricht. Von Dr. Joh. Christ. Aug. Heyse, weil. Schuldirector zu Magdeburg und Mitglied der Gelehrtenvereine für deutsche Sprache zu Berlin und Frankfurt am Main. Fünfte umgearbeitete und vermehrte Ausgabe.

Es hieße wirklich Eulen nach Athen tragen, wollten wir über den innern Werth und die Brauchbarkeit dieser Sprachlehre noch ein langes und breites Wort sprechen, nachdem sie seit ihrem ersten Erscheinen im J. 1814 so viele kritische Federn in Bewe-

gung gesetzt, und ihre Gemeinnützlichkeit durch die mehreren Auflagen bewährt hat, die sie trotz der beständig lebhaften Concurrenz mit so vielen Namensschwestern, namentlich mit den Grammatiken eines Adelung, Grimm, Becker, Schmitthener, Götzinger u. A. erlebte. Wir wollen hier nur untersuchen und angeben, wie sich diese neue fünfte Auflage zu den früheren verhalte, was hier vermehrt worden, und welchen Fortschritt sie in der Linguistik gethan — hier erblicken wir ja die Hand eines Sohnes, welche an dem Werke des Vaters gearbeitet, und müssen uns überzeugen, ob er hiezu nicht bloß durch sein natürliches Erbrecht, sondern auch durch einen hinlänglichen Vorrath von Kenntnissen berufen worden sey.

Er schreibt in seiner Vorrede S. XIV: »Darin schon lag für mich, dem die Verwaltung seines (des Vaters) literarischen Nachlasses zunächst anheim fiel, Aufforderung genug, mich derselben mit gewissenhafter Sorgfalt anzunehmen, hätten auch nicht sonstige Verhältnisse mir dieß zur heiligen Pflicht gemacht.« Und S. XV sagt er von der gegenwärtigen Schrift: »Hier konnte ich bey bloßer Nachbesserung im Einzelnen nicht stehen bleiben; die Beschaffenheit des Buches selbst und die gegenwärtige Höhe der Wissenschaft, wie die Nationalbildung forderte unabweislich eine durchgreifende Umgestaltung und wesentliche Erweiterung des Ganzen.«

Die vierte Auflage, welche der Vater noch bey seinen Lebzeiten besorgt, ist im J. 1827 erschienen, und ein Decennium ist in sprachlicher Hinsicht kein großer Zeitraum zu nennen, während dessen sich in der Volksbildung viel ändern könnte; indeß ist die Wissenschaft selbst unerschöpflich, und weder an ein Jahrzehend, noch an ein Jahrtausend gebunden, und die vorliegende Grammatik ist nicht geradezu für den Gebrauch der Normalschulen geschrieben, sondern wissenschaftlich gehalten, und an der Hand der Geschichte unserer Sprache pragmatisch durchgeführt. Somit konnte der Zweck dieser neuen Ausgabe kein anderer seyn, als die Ausbeute neuer Forschungen durch höhere und edlere Organe, als die gewöhnlichen Volksschulen sind, ins practische Leben einzuführen, und die Bildung der Nation zu fördern.

Der Verf. schreibt S. XVI: »Indem ich eine zeitgemäße Umgestaltung des ganzen Werkes unternahm, fühlte ich wohl die Schwierigkeit der Aufgabe, glaubte jedoch anfangs, dabey mehr ordnend und ergänzend, als völlig neu schaffend verfahren, und daher diese Arbeit in kürzerer Zeit vollenden zu können. Es zeigte sich jedoch bald, daß ich, um ein den gerechten Forderungen der Gegenwart entsprechendes Ganzes herzustellen, das

Buch, wie es vorlag, nur als Material zu einem selbstständig aufzuführenden Neubau betrachten und benützen durfte.«

Worin unterscheidet sich also hauptsächlich dieser Neubau des Sohnes von dem Werke des Vaters, das sich durch so viele Jahre als ein brauchbares didaktisches Buch allenthalben verbreitet und beliebt gemacht hat? Die Antwort lautet nach den Worten des Verfassers dahin, daß er dieser neuen Ausgabe eine mehr practisch-populäre Richtung und Bestimmung gegeben habe, um ihr durch eine möglichst faßliche Form und practische Gestaltung noch mehr Eingang und Theilnahme zu verschaffen.

Wir stellen demnach ein kurzes Schema dieses Buches vor Augen, um uns und den Lesern die kritische Beleuchtung desselben dadurch zu erleichtern, daß wir uns an gegebene Punkte festhalten können.

Die Einleitung zerfällt in drey Abschnitte; der erste enthält Bemerkungen über Sprache und Sprachlehre überhaupt; der zweyte deutsche Sprache und ihre Bildungsgeschichte, mit einem Anhange; der dritte allgemeine Sprachgesetze. Der eigentliche Körper zerfällt in zwey Bücher, und diese sind wieder in Abtheilungen und Abschnitte untergetheilt. Das erste Buch enthält die Laut- und Schriftlehre, d. i. die Elementar-Grammatik, worin die Sprache nur nach ihrer sinnlichen oder körperlichen Seite dargestellt wird; sonach wird hier 1) von den Sprachlauten und der richtigen Aussprache, und 2) von der Rechtschreibung oder Orthographie gehandelt. Das zweyte Buch faßt unsere Muttersprache von ihrer geistigen oder logischen Seite auf, behandelt also unter der Aufschrift Wortlehre einen viel umfassenderen und wichtigeren Gegenstand, und zerfällt wieder in zwey Abtheilungen, wovon die erste den allgemeinen, die zweyte aber den besonderen Theil der Wortlehre in allen erforderlichen Beziehungen bespricht, auf positive Gesetze zurückführt und mit Beyspielen belegt.

Valentin Ickelsamer, von dem wir (aus den Zeiten Luthers) die erste gedruckte Grammatik oder vielmehr deutsche Sprach-Fibel haben, hat auch für unser Zeitalter kein unwahres und ein lehrreiches Wort geredet, wo er in seiner Art sagt: »Ja billich ist es allen Teutschen ain schand vnnd spott, das sy anderen sprachen meister wöllen sein, vnd haben jre aigne angeborne muttersprach noch nye gelernet oder verstanden.«

Diesem Winke gemäß tritt nun auch unser Verf. als Arzt auf, um die vielen Uebel und Gebrechen an unserer Muttersprache möglichst zu heilen, und, wenn ich schon in dieser Metaphora fortfahren soll, zu ihrem Gebrauche die gehörige Diät vorzuschreiben, vermöge welcher sich das edle, reine, kräftige

deutsche Wort vor aller Berührung und Ansteckung mit dem ausländischen Worte sorgfältig verwahren, und sich nur mit der eigenen üppigen Wurzel ergänzen, verjüngen, fortbilden und erweitern soll.

Der erste Abschnitt in der Einleitung, wo von Sprache und Sprachbildung überhaupt gehandelt wird, enthält wohl nichts, was wir nicht umfassender und erschöpfender in Jak. Grimm, Schmitthener, Rinne und Andern gelesen hätten, doch ist hier das Gesagte wirklich mehr von der practischen Seite aufgefaßt, und für eine allgemeine Nutzanwendnug berechnet. Der zweyte Abschnitt ist der deutschen Sprache insbesondere und ihrer Bildungsgeschichte gewidmet. Auch hier finden wir, wie vielfach schon in früheren linguistischen Werken, die Annahme von fünf Sprachenfamilien, in welche der große indisch-germanische Sprachstamm zerfällt, und welche einst unstreitig demselben Mutterschooße entsprossen, folglich schwesterlich unter sich verwandt sind.

Die genannten fünf Sprachenfamilien sind: 1) Das Sanscrit oder Altindische, nebst den davon herstammenden Sprachen Vorderindiens (nach Grimm, Schlegel, Bopp, Rinne rc.). 2) Das Medisch-Persische, dessen älteste und reinste Mundart das Zend (nach Sacy, Hammer rc.). 3) Das Griechische und Lateinische, wobey wir keineswegs die Ansicht unsers Verfassers theilen, der da sagt: Das Lateinische sey keineswegs von dem Griechischen abgeleitet, was doch schon Wachter, Frisch, Adelung, Jenisch und sehr viele Neuere evident genug erwiesen haben. 4) Das Slavische, dessen Fortbildung und Verzweigung hinlänglich bekannt ist. 5) Das Germanische oder Deutsche, welches sich (was der Verf. unbesprochen läßt) zweifelsohne aus dem großen Stamme der celto-scythischen Sprache gebildet, und nachmals selbstständig gemacht hat. Die Sprachgruppen, in welche der Erd- und Völkerkunde nach die deutschen Sprachen zerfallen, als a) in die scandinavischen, b) niederdeutschen und c) oberdeutschen Sprachen oder vielmehr Mundarten; ferner die Bildungsgeschichte unsers deutschen Wortes, die sich wie die Volksgeschichte der Deutschen am füglichsten in sieben Zeiträume fassen läßt, hat unser Verf. auf eine ähnliche Weise in Kürze dargestellt, wie wir sie bereits in mehreren historischen und linguistischen Werken, namentlich bey Wachler, Walter, Grimm, Rinne, Künzel, Horn u. s. w., ausführlich vorfinden.

An der Identität der Namen Arminius und Hermann zweifeln wir keinen Augenblick, glauben aber dabey auch fest, daß Arminius eine ältere Mundart sey, und dieselbe mythische Per-

son, wie der orientalische Ariman, bedeute, wie noch kürzlich ein Philolog recht scharfsinnig und treffend ermirt hat.

Bey den Nomenclaturen der bedeutsameren Schriftsteller neuerer und neuester Zeit vermissen wir so manchen gefeyerten Namen aus unserer heimischen Zone, und erblicken dagegen andere, die weit füglicher hätten wegbleiben können. Wir suchten S. 83 u. s. w. vergebens nach einem Zach. Werner (den wir allerdings den unsrigen nennen dürfen, da er so lange in Oesterreich gelebt); nach einem Fr. Grillparzer, von dem es scheint, daß ihm Deutschland erst in kommenden Decennien, wo es ihn vielleicht besser verstehen und würdigen wird, Recht werde widerfahren lassen; nach so manch einem preiswürdigen Lyriker, die ich nicht namentlich anzuführen brauche, und wobey es auffallend ist, daß man nur zwey österreichische Frauen (C. Pichler und Joh. v. Weissenthurn) die Ehre angethan, und unter die gelehrten und schöngeistigen Schriftstellerinnen aufgenommen hat. Sollte nicht unser Höfer, unser Hammer ꝛc. unter den Linguisten, unser Vierthaler und Milde unter den Pädagogen, unser Mailath unter den Historikern u. s. w. ein Ehrenplätzchen verdient haben? Doch was sollen wir da unnöthig Worte verlieren, und einen eitlen Hader, den Unbilligkeit und hämische Weise angefangen, weiter fortsetzen? Der biedere Oesterreicher spreche wie bisher lieber mit Thaten, und denke von dem Wort- und Meinungsstreite mit andern: Ἀνίκητος εἶναι δύνασαι, ἐὰν εἰς μηδένα ἀγῶνα καταβαίνῃς, ὃν οὐκ ἐπὶ σοὶ νικῆσαι.

Am meisten unterscheidet sich die vorliegende Auflage zu ihrem Vortheile vor den früheren in der umfassenden und gründlichen Lehre von der Wortbildung, denn sie ist in der That neu, und mit möglichst erschöpfender Ausführlichkeit gearbeitet, obwohl der Verfasser selbst nicht in Abrede stellen und läugnen wird, daß eben der Gang der Auffassung und Darstellung nicht durchaus sein Werk, sondern schon durch andere, namentlich durch Grimm, Schmittheuer, Götzinger, Ziemann und Rinne, vorgearbeitet ist. Warum hat er die lateinischen Ausdrücke: Rection, Tempora, Modi, Casus, Infinitive, Participien u. s. w. nicht lieber in deutscher Sprache gegeben, da er doch eine deutsche Sprachlehre geschrieben hat, und vor allen gehalten gewesen wäre, dem echten reinen deutschen Worte sein gebührendes Recht zu verschaffen, und es in Schutz zu nehmen gegen jeden fremdländischen Ausdruck?

Am Schlusse der Vorrede verspricht uns der Verf. auch den zweyten Band, welcher die Satzlehre und die Verslehre enthalten wird, in Kürze zu liefern; worauf wir ihm entgegnen, daß wir dem Erscheinen desselben um so sehnsuchtsvoller entgegen

sehen, als wir durch diesen ersten Theil im Allgemeinen ganz zufrieden gestellt sind, und aus ihm, wie aus gegebenen Prämissen, den Schluß ziehen zu dürfen glauben, daß auch das kommende Werk seinen Meister loben werde.

Die Verlagshandlung ist bey der äußern Ausstattung des Buches ihrer Verpflichtung getreu nachgekommen, und wird dafür auch allenthalben lobende Anerkennung finden.

Jos. Moshamer.

Art. VI. Die deutschen Päpste. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen verfaßt von Constantin Höfler. Erste und zweyte Abtheilung. Regensburg 1839. Verlag von G. Joseph Manz.

Wenn auch in Deutschland Kunst, Poesie und Philosophie der Entkräftung, mit Ausnahme der Leistungen Weniger, anheim gefallen, oder in gesteigerter Entfesselung des individuellen Geistes von allen höheren gemeinsamen Gesetzen brausend in farblosen Strömen des bürgerlichen industriellen Daseyns überfluthen, so bietet nur die Geschichte, vor allen die vaterländische, einen erfreulicheren Anblick dar. Nach allen Richtungen hin ward sie mit Fleiß und oft großem Talente bearbeitet, selbst beschränktere Ereignisse erfuhren kunstvolle Behandlung. Besonders aber galt dieß dem Mittelalter. In einem Zeitraume von kaum zwanzig Jahren ist die Geschichte desselben wie durch einen Zauberschlag zu verjüngter Gestalt emporgestiegen, um im Vereine eben so mit dem Studium altdeutscher Kunst und Poesie jene nüchterne und leblose Darstellung germanischen Lebens, ein treues Bild des dahinsterbenden Reiches, die widrige Karrikatur desselben, mehr als je Zeichen unseres Verfalles, vergessen zu machen, und für wahre deutsche Nationalität von Neuem zu begeistern. An dieses schöne Bestreben schließt sich der Verfasser des oben genannten Werkes würdig an, und wenn bisher vorzugsweise die weltlichen und politischen Verhältnisse deutscher Vergangenheit behandelt wurden, so hat derselbe mit Hurter das Verdienst, den Zeitgenossen auch die kirchliche Seite zu höchst lebendiger Anschauung gebracht zu haben. Oft schon erhöht die Wahl des Gegenstandes das Interesse eines historischen Werkes, und erwirkt für den Verfasser ein günstiges Vorurtheil. Hier ist dieß gewiß der Fall, wo der originelle Gedanke durchgeführt ward, eine Geschichte der Päpste deutscher Nation darzustellen, und ihren Einfluß auf die bedeutendsten Weltbegebenheiten der Vergangenheit damit in Verbindung zu setzen.

Ueberdieß, da die beyden jetzt vorliegenden Theile die Geschichte der deutschen Päpste des zehnten und eilften Jahrhun-

derts beschreiben, ist zugleich eine Lücke ausgefüllt, welche schmerzlich gefühlt ward. Des Verfassers Leistungen stehen zwischen Bredow's und Ideler's Forschungen über das Leben Carl's des Großen und seiner Zeit und Stenzel's fränkischen Kaisern in der Mitte; wir besitzen daher mit Raumer's Hohenstaufen und Hurter's Innocenz III. eine Folgereihe historischer Darstellungen, welche einen wichtigen Theil germanischer mittelalterlicher Zustände, Anfang und weitere Entwicklung derselben, und zwar in den Hauptländern des Abendlandes, Frankreich, Deutschland und Italien, höchst vollständig umfassen. Denn je mehr jeder dieser Geschichtschreiber sich nur einen bestimmten Abschnitt der Geschichte zum Gegenstande nahm, und seine ganze Thätigkeit und Begeisterung dafür aufwandte, um so größere Vollendung erhielt ihre Arbeit. Zugleich reihen sich alle einzelnen so glücklich an einander, daß sie den Anfang einer zusammenhängenden, von einzelner Hand nie so vollkommen zu erreichenden deutschen, ja man kann sagen einer europäischen Geschichte darbieten.

Zuvörderst nun wollen wir darauf aufmerksam machen, daß auch das vorliegende Werk sich durch eine höchst gründliche Bearbeitung auszeichnet. Wie der Verfasser selbst in der Vorrede zum ersten Theile bemerkt, so legte die Kargheit der Quellen, welche gerade die Epoche des zehnten und eilften Jahrhunderts auszeichnet, seinen Leistungen die größten Hindernisse in den Weg. Ohne, wie späterhin der Fall ist, einige leitende, umfassende, gewisserweise selbst schon mit historischem Talente abgefaßte Werke zur Seite zu haben, war er genöthigt, aus unzähligen, überall zerstreuten Details, die mit der größten Mühsamkeit aufgesucht und gesichtet werden mußten, wobey selbst die Zeitbestimmungen die höchste Schwierigkeit verursachten, sein Werk wie eine Mosaik zusammenzusetzen.

Luitprand's und Richer's gallische Geschichten, letztere erst ganz neuerdings in Perz's Monnumenta Germaniae historica aufgenommen, und vom Verfasser noch handschriftlich benützt, waren die einzigen größeren Werke, die sich ihm zur Benützung darboten, da alle übrigen sonstigen Schriftsteller, wie bekannt, erst zu Heinrich's IV. Zeiten historisches Interesse gewinnen. Daher Lebensbeschreibungen der Heiligen damaliger Zeit, dürftige Klosterchroniken, Urkunden, Concilienbeschlüsse, ganz vereinzelte briefliche und handschriftliche Nachrichten die Grundlage waren, auf denen er aufbauen mußte. Und wären nicht hochbedeutende literärische Hülfsmittel schon vorhanden, wie z. B. die Werke Mabillon's, Muratori's, Baronius's, Cenni's, d'Acheri's, du Chene's, Martene's, Bouquet's, eben so Urkunden- und Concilien-Sammlungen, welche durch die neuesten, höchst umfassen-

den kritischen Ausgaben und Zusammenstellungen alter Chroniken in Deutschland wie Frankreich den weitesten Umfang gewannen, so wäre es unmöglich, eine Geschichte, wie die vorliegende, zu verfassen. Um so mehr verdient daher der Fleiß des Verfassers, der gleichsam eine unfruchtbare Steppe in einen blühenden Garten umzuwandeln vermochte, die lebendigste Anerkennung. Doch auch die historische Darstellung oder diejenige Kunst, den vorhandenen Stoff zu einem wahrhaft geistigen Leben zu verbinden, eine Eigenthümlichkeit, welche dem Geschichtschreiber, dem Dichter ähnlich, nicht mangeln darf, zeichnet das vorliegende Werk nicht weniger aus. Allerdings tritt, was die Jugend des Verfassers entschuldigt, jene gereifte und großartige Weise der Darstellung, wie sie einem vollendeten Geschichtschreiber wohl geziemt, und selbst die neuere Zeit davon Zeugniß gibt, in seinem Werke nicht überall hervor, denn öfter verfällt der Verfasser in einen bloß referirenden Ton, welcher den künstlerischen Effect schwächt: auch sind die einzelnen Theile nicht immer zu einer wahren höheren Einheit verbunden. Niemand wird indeß dasselbe lesen, ohne von einem tiefen Eindruck ergriffen zu seyn. Besonders tritt eine gewisse Kindlichkeit und Unschuld zu Tage, die ganz in der Individualität des Verfassers begründet, mehr noch als oft die höhere Kunstfertigkeit historischer Composition fesselt, und unbewußt ein bleibendes Interesse abgewinnt.

Wie die Darstellung des Dichters uns Handlungen und Personen so nahe führt, daß wir nur mit Schmerz von ihnen, wir Lebenden, scheiden, so hat diese Innigkeit auch hier den Verfasser mit dem historischen Stoffe zu verweben gewußt, und dadurch einen Vorzug vor manchen vollendeteren Geschichtswerken errungen.

Durch diese so natürliche Behandlung, die jede Absichtlichkeit ausschließt, ist freylich von selbst die historische Wahrheit und Einfalt der Gesinnung gerettet.

Allerdings steht der Verfasser auf einem entschiedenen kirchlichen Standpunkte, allein wir wüßten nicht, wie ein vorzugsweiser kirchlicher Gegenstand in anderer Weise behandelt werden könnte. Im Gegentheile, ohne in sich des kirchlichen und religiösen Elements bewußt zu seyn, wird man nur zu schiefer Auffassung der Thatsachen und zu den verkehrtesten Folgerungen verleitet werden.

Haben ja doch oft darum neuere Schriftsteller die Zustände der alten Welt zur höchsten Anschaulichkeit gebracht, und gleichsam von Neuem aufleben lassen, weil sie ihr ganzes geistiges Wesen, ihre innerste Lebensrichtung, selbst mit Darangabe christlichen Denkens und Fühlens, dem antiken Elemente zugewandt,

in gewisser Weise römisch oder griechisch geworden waren Ein Standpunkt, den z. B. Niebuhr und mehrere andere bedeutende protestantische Gelehrte einnahmen, der freylich zur Behandlung und Beurtheilung germanischer und christlicher Gegenstände ganz oder theilweise unfähig macht. Hieraus ergibt sich von selbst, wie jene Ansicht am wenigsten eine parteyische genannt werden kann. Im Gegentheil bezeichnet sie nur die innigste Beziehung zur Sache, eine geistige Verwandtschaft zu dem zu behandelnden Gegenstande, und es gehört daher die ganze Verwirrung der Zeit dazu, die Unparteylichkeit bey denjenigen zu suchen, die draußen stehen, oder wohl gar in feindlichen Gegensätzen befangen sind Eine Stellung, die man wohl damit bezeichnet hat, über allen Parteyen zu stehen, obgleich von gar keiner Partey die Rede ist, sondern von der richtigen Erkenntniß historischer Thatsachen. Wie verkehrt werden nicht häufig nationale Zustände von Fremden, z. B. französische von Deutschen, oder umgekehrt deutsche von Franzosen betrachtet, und dessen ungeachtet glaubt man, ein noch weit geistigeres und eigenthümlicheres Verhältniß, wie das religiöse und kirchliche, außerhalb dem Standpunkte desselben beurtheilen zu können. Im Gegentheile, das Verharren in solcher ist das erste und Grunderforderniß, sodann folgt die Gerechtigkeit und Unparteylichkeit als etwas, das sich jeder selbst geben kann und soll. Fehlt jener Standpunkt, dann ist auch das Verfahren eines künstlichen Ab- und Zuwiegens der Gegensätze, welches neuere Historiker mit großem Beyfalle vieler Zeitgenossen auf die Bühne brachten, und worin die kirchliche Anschauung und ihre Negation gleichberechtigt gegenüber stehen, nur eine um so verletzendere Entstellung der Wahrheit. Nichts ist geeigneter, als diese künstliche Falschmünzerey, jede geschichtliche Realität und die davon abhängige geistige Ausbildung des Geschlechts zu corrumpiren.

Man kann daher dem Verfasser, noch mehr aber der Wissenschaft, Glück wünschen, daß er sich von solcher Weise einer überraffinirten Reflexion fern gehalten hat.

Was nun noch den Plan des Werkes im Allgemeinen betrifft, so soll es mit drey Theilen abgeschlossen seyn, von denen die zwey ersten, als die jetzt vorliegen, die deutschen Päpste des Mittelalters, der dritte aber die Geschichte des letzten deutschen Papstes Hadrian und diejenige seiner Zeit darstellen.

Die erste Entwicklung des christlichen Lebens des Abendlandes, so wie die gänzliche Entfaltung seiner geistigen Kraft, in so weit dieselbe vorzugsweise durch das religiöse Element bestimmt worden, sind hier also gleichzeitig geschildert. Schon hieraus geht die ganze Wichtigkeit der Aufgabe des Verfassers hervor.

Diese Bemerkungen glaubten wir der Beurtheilung dieses Werkes nothwendig voranschicken zu müssen.

Gehen wir jetzt zu dem Inhalte desselben über, doch mehr um zu zeigen, welche Resultate und Wahrheiten das historische Wissen durch diese neuen Forschungen wahrhaft gewonnen hat, nicht, was man füglich dem Leser selbst überlassen kann, den bloßen materiellen Stoff wiederzugeben.

Drey Gegenstände ziehen hier unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich, zuerst eine bisher noch wenig oder gar nicht gegebene geschichtliche Darlegung der abendländischen Zustände nach dem Verfalle der carolingischen Herrschaft.

Zweytens die damaligen Verhältnisse des Kaiserthums zu der Kirche und was damit zusammenhängt, und wir schon oben berührten; der von Deutschland ausgehende Einfluß auf die Stellung der Päpste.

Drittens alle übrigen Beziehungen und Einwirkungen des römischen Stuhls auf die derzeitige abendländische wie morgenländische Christenheit.

Die Geschichte des Abendlandes seit der Völkerwanderung bietet namentlich im Anfange des neuen germanischen Lebens einen wunderbaren Wechsel bald geordneter, bald wieder in eine chaotische Verwirrung aus einander fliehender Zustände dar. Man würde indeß irren, wollte man die letztere als positiv schlecht und übel bezeichnen, im Gegentheil sind sie häufig nur Entwicklungen zu einer höheren Ordnung der Dinge, und unterscheiden dadurch recht eigentlich die Geschichte des stets geistig bewegten Occidents von dem in dem Einerley der Naturanschauung und der Materie befangenen Orient. Das Abendland erneuert und gestaltet sich unaufhörlich, der Orient wird von physischen Stoßkräften aufgeregt; dort ein steter Kampf und Entwicklung der Intelligenzen, hier unaufhörlicher Wechsel äußerer Umwälzungen, welche die geistigen Zustände beynahe unverändert belassen. Ein solcher Entwicklungsprozeß nun war auch jener scheinbar anarchische Zustand nach dem Aussterben des carolingischen Stammes. Zuvörderst galt es die äußere Einheit der germanischen Völker unter ein und demselben Fürstenhause gleich einer großen europäischen Familie zu festigen, um dieselben nachher durch das weit innigere Band der kirchlichen, d. h. der höchsten geistigen Einheit, die es geben kann, zu verbinden. Ein fortdauerndes großes fränkisches Kaiserthum hätte Europa in die ertödtende Stellung einer Universalmonarchie und eines abendländischen Chalifats geworfen, die anscheinende Auflösung hingegen, die nach dem Aussterben der Carolinger erfolgte, entwickelte so die Selbstständigkeit der einzelnen Theile, als noch

mehr jene geistige Einheit, welches letztere es besonders ist, was das vorliegende Werk zur lebendigen Anschauung mehr als je gebracht hat.

Das äußere Verschwinden einer höchsten Autorität, welche alle Völker längere Zeit zu verehren gewohnt gewesen waren, gab zwar allerdings Ursache zu Ausschweifungen und Uebergriffen Einzelner, und selbst der römische Stuhl mußte die betrübtesten Folgen hievon in großen Scandalen empfinden, gleichwie Simonie und Concubinat zur grassirenden Seuche unter den übrigen Kirchenvorstehern wurden. Nichts ist indeß gedankenloser, als deßhalb die höhere göttliche Institution des Papstthums und der Kirche verdächtigen oder gar verneinen zu wollen, wozu eben jene Ereignisse so häufig gemißbraucht werden. Unser Verfasser bethätigte hier seine historische Wahrheitsliebe ganz besonders, denn nirgends findet man wohl schärfer und ohne alle Beschönigung das damalige Verderbniß geistlicher Vorsteher und derer auf dem päpstlichen Stuhle bezeichnet. Indeß entwickelt er auch eben so klar die Ursachen jener Uebelstände, die rein in der weltlicher Seits gänzlich zu Boden getretenen kirchlichen Ordnung ihren Grund hatten. Der päpstliche Stuhl, von keiner höheren äußerlichen Autorität gestützt, gerieth in die Gewalt zügelloser römischer Großen, die nach Wohlgefallen Verwandte und ihre Kreaturen zu den höchsten kirchlichen Würden ernannten. Nicht also der Kirche, als solcher, fallen diese beklagenswerthen Uebelstände zur Last, sondern eben, daß weltliche Gewalt die kirchlichen Institutionen auf das frevelhafteste umstieß.

Seit der Gründung der Kirche im Abendlande, oder vielmehr seit der christliche Staat an die Stelle des heidnischen trat, gehen Beschützung der Kirche durch weltliche Autorität und Selbstständigkeit derselben zur Erfüllung ihrer göttlichen Mission stets Hand in Hand, und das eine ohne das andere ward immer die Ursache großer Leiden der christlichen Welt. So auch hier, nachdem die schlechterrn Elemente der Gesellschaft sich von der oberen Aufsicht des Kaiserthums befreyt sahen, bemächtigten sie sich der wehrlosen Kirche, und überpflanzten in sie alle ihre Verderbtheit mit Gewalt oder mit List. Rechnet man hiezu noch die Einfälle barbarischer und heidnischer Völker in allen Theilen des fränkischen Reichs, die selbst Unteritalien plünderten und beraubten, endlich die unter den einzelnen frey gewordenen Großen mit gleicher Grausamkeit und Erbitterung geführten Fehden, die in Oberitalien im Streite um die Kaiser- und die Königskrone aller Verruchtheit und Lastern Bahn brach, so ist es kein Wunder, wenn schändliche Weiber, wie Marozia und ihre Töchter, ihre eigenen Söhne und Buhlen auf den päpstlichen Thron setzten.

Darauf nur kömmt es an, ob die Kirche sich in eigener geistiger Kraft aus aller dieser ihr nicht gehörenden schrecklichen Verunstaltung wieder neu erhoben, und jenen Schmutz und Schlamm siegreich zu Boden treten konnte. Dieß aber ist es, was in wahrhafter übernatürlicher und wunderbarer Weise geschah und unser Werk musterhaft entwickelt. Es handelte sich nicht sowohl um eine innerliche Verderbniß, welche selbst die Wurzel zerstört hatte, sondern nur um eine äußere Verkommenheit. Selbst in Rom, so wie nur jene lasterhafte Gewalt der Großen durch irgend einen Umstand gebrochen wurde, nahmen sofort nach dem Tode Johann XI. vier tugendhafte Päpste den römischen Stuhl ein. Vor allem aber hatte mitten in jener Verderbniß die neue Regeneration in einzelnen großen Männern ihren Anfang genommen, welche, die christliche und göttliche Idee gleichsam an ihrem Leibe selbst anschaulich machend, aus der Stille und Verlassenheit der Wüste heraus in beynahe übermenschlicher Tugend der Welt eine neue Morgenröthe verkündeten. Der heilige Berno und der heilige Odo, Gründer und Stifter der berühmten Abtey Clugny, haben das nicht hoch genug anzuschlagende Verdienst dieser neuen Wiederherstellung der großen christlichen Gemeinde. Der Ruhm des heiligen Odo, sagt der Verfasser, wetteiferte mit dem des heiligen Benedict; in den Hunderten, ja Tausenden, die von Clugny in alle Länder des Abendlandes ausgingen, gewann die Kirche wieder einen Stamm gottbegeisterter Männer, voll apostolischen Sinnes, kindlicher Demuth, unerschütterlichen Glaubens und von glühendem Eifer für die Ausbreitung des Evangeliums. Zwey Jahrhunderte hindurch wurde der Orden von Clugny einer der Grundpfeiler des gesammten christlichen Lebens, die geistige Wiedergeburt des Abendlandes im zehnten und eilften Jahrhundert durch Ascese und Wissenschaft ging aus ihm hervor, fast jede bedeutende kirchliche Erscheinung bis zu den Zeiten des heiligen Bernard steht in unmittelbarer Verbindung mit ihm.

So aufgefaßt, wird endlich Wesen und Bedeutung christlicher Einsiedler und Mönche einleuchtend werden, und abgesehen von den rohen Vorstellungen der Reformatoren, selbst was neuere Historiker eingestanden, Verdienste um Wissenschaft und Landeskultur, nur als untergeordnete Momente erscheinen. Wie der h. Thodoros in seiner Kirchengeschichte von Simeon Nikites erzählt, daß er von seiner Säule herab wie von einem großen Leuchtthurme die Schaaren der zu ihm eilenden Völker erleuchtete, so auch hier. Doch noch von einer andern Seite her erhielt die Regeneration des Abendlandes einen besonderen Umschwung, nämlich von Deutschland und der deutschen, in ihrer jugendlichen Unschuld bewahrten Kirche. Dieß ist der glückliche, höchst

fruchtbare Gedanke, welcher dem Verfasser Grundlage seines Werkes ward. »Ohne innerem Kriege ganz entgangen zu seyn,« heißt es S. 3 erste Abtheilung, »war dieses Land dennoch jenen entsetzlichen Gräueln nicht anheim gefallen, welche Frankreich, England und Italien heimgesucht haben. Selbst als die Magyaren ihre Verheerungszüge gegen Deutschland unternahmen, und die germanischen Völker der ihnen eigenthümliche Hang, sich gegen einander abzuschließen, beynahe vermocht hätte, das erschütterte gemeinsame Band vollends zu lösen, war gegen beydes baldige Abwehr getroffen worden. Der Kriege ungeachtet hatte sich, wenn auch der Klerus theilweise verwilderte, die Zucht der Klöster erhalten, und aus den Schulen daselbst ergoß sich fortwährend christliches Leben und christliche Wissenschaft über alle Theile des Reiches. Ehe König Heinrich mit den Ungern stritt, gelobte er, die Simonie auszurotten, wenn der Sieg seine Fahnen begleiten würde; er erfocht den Sieg, und erfüllte sein Gelübde. Diese That war es vor Allem, welche unter König Heinrich und seinem Geschlechte nicht nur das deutsche Episcopat in herkömmlicher Reinheit, Macht und Würde, sondern auch das ganze Reich in der ihm gebührenden Stellung erhielt, so daß die Ausbreitung der katholischen Kirche durch Frieden, Ordnung und Gerechtigkeit im Innern, nach außen durch Kriege gegen die nie ruhenden Feinde des Glaubens wieder das Hauptaugenmerk weltlicher und geistlicher Fürsten, wie der Grund der Größe des sächsischen Königshauses und der Erhebung deutscher Nation über alle Völker des Abendlandes wurde.«

Von diesem Lande und Volke aus erneute sich daher die seit dem Aussterben des carolingischen Namens erloschene Schirmherrschaft über die Kirche, und entsprang gewisser Weise eine neue geistige Regeneration. Durch wunderbare Fügung erwarb vor allen übrigen germanischen Stämmen der König der Deutschen die Kaiserkrone und die Herrschaft über die Lombardey. Seine erste That war die Absetzung jenes scheußlichen Eindringlings, Johann XII., und Herstellung der früheren canonischen Wahlordnung und geistlicher Selbstständigkeit des heiligen Stuhles. Doch erst mit Otto dem Dritten, einige dreyßig Jahre nachdem das Kaiserthum von dem ersten Otto erworben, fing jene Reihe deutscher Päpste an, wodurch nunmehr auch der höchste geistliche Würdenträger von den deutschen Stämmen ausgehen, und die Kirche von hieraus Bildung und Einfluß gewinnen sollte. Ein Ereigniß, das zugleich die Einheit des großen kirchlichen Körpers bezeigte, indem, wenn, wie hier, ein Theil desselben leidet, und sich in tödtlicher Krankheit überlassen ver-

loren gehen würde, der Beystand des gesunden und kräftigeren sofort von der göttlichen Vorsehung herbeygeführt wird.

So endigte jene Anarchie, welche das Aussterben des carolingischen Stammes hervorrief Bis jetzt häufig ganz irrig aufgefaßt Denn weit mehr ist dieselbe nur als ein Scheidungsprozeß des Guten und Bösen zu betrachten, aus welchem das erstere zum Heil der europäischen Menschheit und zur weiteren Fortbildung des in ihr niedergelegten christlichen Elements siegreich hervorging.

Wir kommen zu dem zweyten der obengedachten Gegenstände, das Verhältniß des Kaiserthums zu der damaligen Kirche und vor allem zu dem päpstlichen Stuhle, wobey das, was wir so eben berührten, der Einfluß des deutschen Elements, ganz besonders hervorleuchtet. Glücklicher Weise sind jene trivialen und geistlosen Ansichten, wonach, ähnlich etwa, wie die Kreuzzüge die Erschöpfung des Abendlandes herbeygeführt haben sollen, das Verhältniß Deutschlands zu Italien im Mittelalter als ein beyden Ländern höchst verderbliches betrachtet wurde, durch neuere Geschichtswerke verdrängt. Nicht aber der Kulturgang Europas allein, oder die Entwicklung des geistigen Lebens im Allgemeinen, stellte sich nothwendig der starren Isolirtheit beyder Länder entgegen, noch vielmehr oder hauptsächlich die Ausbildung der christlichen Kirche im Süden und Westen empfingen das Christenthum aus dem römischen Reiche durch unmittelbare Tradition. Der Norden und Osten sollte es durch eine, mit dem höchsten Pontificat in Verbindung gebrachte religiös geheiligte weltliche Macht erhalten und bewahren. Dieß war die Aufgabe des deutschen Kaiserthums, wie die Geschichte selbst es augenscheinlich bekundet. Die Hauptbisthümer des nördlichen Deutschlands bis Hamburg und Bremen hin wurden, wie bekannt, von Otto dem Ersten gewissermaßen durch seine weltliche Autorität gestiftet, und die päpstliche Bestätigung trat erst demnächst hinzu. Etwas ähnliches fand auch bey seinen Nachfolgern, wie bey Otto dem Dritten und Heinrich dem Zweyten Statt, und die nachher in verderbten Zeiten freylich angefochtene Besetzung der bischöflichen Stühle und Abteyen durch kaiserliche Machtvollkommenheit von den Päpsten selbst als prisca consuetudo anerkannt, und erst späterhin zum Mißbrauch entartet, war nur eine Ausbildung jenes Grundprinzips der Mittheilnahme des Kaiserthums an dem christlichen Apostolat. Wie gerade diese Ansicht des Mittelalters leitete, zeigen am deutlichsten die in jener Zeit Statt findenden heiligen Gebräuche bey der Kaiserkrönung. Der zum Kaiser zu Krönende ward beynahe mit allen zum geistlichen Ornate gehörigen Kleidungsstücken bekleidet.

Man legte ihm Amikt, Stole und Cingulum, endlich von der Hand des Papstes selbst Tunica, Dalmatica, Pluvial, Mitra und Sandalen an. Von vorne herein ist es daher ein falscher, verkehrter Gesichtspunkt, das deutsche Kaiserthum als etwas Isolirtes, als eine irdische, nur auf reinen nationellen Interessen gegründete Macht anzusehen. Seine Stellung und Bedeutung selbst wies es nach Rom und Italien hin, oder drückte vielmehr das durch die christliche Religion zuerst entwickelte Gesetz der gegenseitigen Harmonie der weltlichen und geistlichen Gewalt aus. Daher stets jene so gefährliche Bewegung für die ganze Christenheit, wenn die Kaiser, wie die Hohenstaufen, bloß die nationellen irdischen Interessen im Auge behaltend, die Kirche und das Papstthum als ein ihnen bloß untergeordnetes Element, oder gar für eine ihre Macht beschränkende feindliche Opposition ansahen.

Diesen Gesichtspunkt nun hat auch der Verfasser im Auge, oder vielmehr, daß von ihm dargestellte faktische Verhältniß des deutschen Kaiserthums zu den Päpsten in seinen primitiven Anfängen stellt solches ganz evident heraus. Der Eid, welchen Otto dem obgleich hülflosen und bedrängten und von ihm befreyten Johann XII. leistete, zeigt genau die ganze Beziehung des künftigen Kaisers zu der Kirche, ihrem Oberhaupte, und den Einwohnern von Rom an. »Dir, dem Herrn Papst Johannes,« so lautete er, »schwöre ich bey Gott dem Vater, dem Sohne und »dem heiligen Geiste, daß ich mit der Verheißung Gottes in Rom »angelangt, die h. römische Kirche und ihren Hirten nach Kräf»ten erheben werde. Und nie wirst Du mit meinem Willen oder »mit meiner Zustimmung oder auf meinen Antrieb Leben oder »Glieder oder gar die Würde, die Du hast, verlieren, und ich »werde ohne Deine Zustimmung kein Gericht halten, noch über »irgend etwas eine Verordnung machen, was Dich und die Rö»mer betrifft, und was von dem Gebiete des h. Petrus in unsere »Gewalt kömmt, werde ich Dir zurückstellen. Wem ich immer »das italienische Reich übergeben werde, den werde ich schwören »lassen, daß er nach seinen Kräften Dein Helfer sey, das Land »des h. Petrus zu vertheidigen.«

Durchaus richtig sagt nun der Verfasser S. 36. 1. Abth.: »So wurde 162 Jahre nach der Krönung Carls des Großen, acht und dreyßig nach dem Tode des letzten carolingischen Kaisers, nach so vielen Drangsalen die diese Zwischenzeit ausfüllten, das Kaiserthum im Abendlande wieder erneut. Obwohl aber Kaiser Otto I. in seiner berühmten Schenkungsurkunde sich nach carolingischer Weise noch König der Franken und nicht der Deutschen nannte, so war doch bey aller äußeren Aehnlichkeit ein nicht

geringer Unterschied zwischen dem durch Papst Leo III. im J. 800 und dem von Papst Johann XII. im J. 962 zum Kaiser erhobenen Frankenfürsten. Die Erhebung Kaiser Carls des Großen war Werk eines entscheidenden Augenblicks, in welchem alle Bedenklichkeiten, welche mit einem so erfolgreichen Schritte verbunden seyn mußten, vor der Tüchtigkeit des Wählenden wie des Erwählten verschwanden. Carls des Großen und seiner Ahnen Verdienste um die Kirche bürgten genug, daß der neue Kaiser die ihm ertheilte Würde als das betrachten würde, was sie wirklich war, das ehrenvolle Amt, die Kirche Gottes zu schützen und zu erheben. Was bey ihm als oberster Grundsatz seines Lebens angenommen werden durfte, beschwor er als Kaiser, beschworen seine Nachfolger, welche fortwährend die freye Wahl der Päpste und des römischen Volkes zu der höchsten weltlichen Würde der Christenheit erhob, vor ihrer Krönung, und zwar um so bestimmter und ausdrücklicher, je mehr Bewerber um die hohe Ehre sich eingefunden hatten. So wurde denn der Eid, welchen König Otto dem P. Johann XII. schwur, dessen Vater und Vorgänger die Ansprüche König Hugo's und K. Otto's auf die Kaiserkrone vereitelt hatten, und welcher selbst nur durch besonders Umstände veranlaßt den deutschen König zu der Kaiserkrone berief, bey Otto I. wie bey allen seinen Nachfolgern in der kaiserlichen Würde sowohl die Bedingung zur Erlangung dieser Würde, als vor allem die Grundlage ihres persönlichen Verhältnisses zu der Kirche und deren Oberhaupte, so wie Richtschnur und Gericht, welchem sich der jedesmalige Kaiser vor Gegenwart und Nachwelt selbst unterwarf. Durch die Wiederernennung des Kaiserthums schien aber endlich das Mittel gefunden zu seyn, wodurch den Uebeln ein Ziel gesetzt werden konnte, welche die Kirche seit dem Verfalle des Carolingenstammes zu keinem Gedeihen mehr hatte kommen lassen. Was Ordensstifter nicht vermocht, woran die Thatkraft einzelner Päpste gescheitert war, Herstellung der Kirche in die ihr gebührende Stellung über alle weltliche Größe, deren Recht nur in ihr sich begründet, Sicherung der von Gott stammenden Dinge gegen willkürliche Eingriffe der Mächtigen der Erde, Freyheit der Einzelnen, da einer dem andern untergeordnet ward, Friede für Alle schienen aufs Neue wieder zu blühen, seit es P. Johann gelungen, den mächtigsten Fürsten zum Schutzherrn der römischen Kirche umzuwandeln, den Frömmsten der Herrscher mit dem höchsten irdischen Glanze zu bekleiden. Nach den Tagen schweren Leidens versprach die Morgenröthe einer schönen Zukunft anzubrechen.«

Also wie man sieht ein gegenseitiges Verhältniß zweyer von göttlicher Macht eingesetzten Autoritäten, einer geistlichen und

einer weltlichen, wodurch die letztere selbst Heil und höheres Leben von jener empfangend, dieses ihr Heils- und Lebensprinzip nach allen Kräften schützen und befördern will. Bey der Absetzung des Johann tritt, wie der Verfasser entwickelt, dieses Grundverhältniß noch deutlicher hervor. Allerdings übten die ersten Kaiser einen gewissen Einfluß auf die Papstwahl, in sofern ohne ihre Kenntnißnahme so leicht nicht zur Wahl geschritten, ja öfter selbst auf Bitten der römischen Gesandten irgend ein würdiger Geistlicher zur Wahl dargestellt wurde. Auch waren es die oberherrlichen Lehensverhältnisse über Rom und die den Päpsten zustehenden Landschaften, welche sich damals noch geltend machten, und wie früher die griechischen, so auch die deutschen Kaiser gewisse weltliche Rechte über die Päpste ausüben ließen, welche bey oberflächlicher Betrachtung leicht zu einer ganz unrichtigen Würdigung der stets freyen geistlichen Stellung führen. Am wenigsten ward hierdurch die eigentliche kanonische freye Wahl nach der damals herkömmlichen Weise gehindert. Nur ein gänzliches Unverständniß der damaligen Zeit kann hieraus eine etwaige directe Einsetzung des Papstes Seitens des Kaisers entnehmen wollen.

Bestimmte persönliche Eigenschaften, z. B. große Frömmigkeit, Ergebenheit gegen die römische Kirche, bewirkten oft außergewöhnliche Beziehungen der Kaiser zu den Päpsten, wie dieß die berühmte Wahlbulle Papst Nicolaus II. ausdrücklich bemerkt: Salvo debito honore et reverentia dilecti filii nostri Henrici — et (uti) jam sibi concessimus sicut successoribus illius qui ab hac apostolica sede *personaliter* hoc jus impetraverant. Es ist aber ganz falsch, was etwa hinsichts Carls des Großen und bey den sächsischen Kaisern, so wie unter Conrad und Heinrich III. als kirchliche Wohlthat angenommen und begehrt ward, als wirkliches Recht ansprechen zu wollen, wie es Heinrich IV. und V. wollten, und heut zu Tage beynahe allgemein behauptet wird. Im Gegentheil kömmt es lediglich auf das Prinzip an. Sind beyde Gewalten selbstständig, Priesterthum wie Kaiserthum, beyde freylich für ein und denselben Zweck geordnet, so liegt schon eine solche directe Einwirkung des Kaiserthums auf jenes, die gleichsam willkürlich über sein substantielles Bestehen verfügte, außerhalb der Möglichkeit, indem jenes Prinzip dadurch vernichtet würde. — Dieses letztere, was man sich nicht genug wiederholen kann, lag aber der Vorstellung des ganzen Mittelalters durchaus zum Grunde, und selbst dem römischen Stuhle feindselig gesinnte Kaiser erkannten in dem Priesterthume eine in gleicher, selbst noch in höherer Art, wie die ihrige, begründete göttliche Autorität. Am wenigsten aber läßt

sich hieran bey den ersten deutschen Kaisern zweifeln, welche in ihren eigenen Ländern den Bischöfen eine so große Gewalt einräumten, daß beynahe nichts ohne ihr Zuthun und ohne ihren Rath unternommen ward, wo die Wahl des Königs vorzugsweise von dem geistlichen Primas des Reichs abhing; die, wie Otto III., Heinrich II. und Heinrich III., die höchste äußerliche Devotion unter dem Priesterthume kund gaben. Nur daß man die heutigen Doctrinen von der Omnipotenz des Staates, so wie auch die factischen Zustände der Gegenwart, zur Norm alter Geschichtsanschauung bewußt oder unbewußt erhebt, hat hier jene gangbare Ansicht von Uebergriffen der Päpste, entgegen den wohlbegründeten Rechten der Kaiser, in Umlauf gesetzt *).

Wie der Verfasser ganz in diesem Sinne jene Zeit erkannte, zeigt folgende Stelle S. 93, erste Abtheilung. »Es besteht aber der Vorzug des sächsischen Kaiserhauses vor den fürstlichen Geschlechtern jener Zeit gerade darin, sich von so allgemein verbreiteten Uebeln unbefleckt erhalten zu haben, und durch Macht und Ansehen ein Vorbild Aller, es auch in untadelicher Sitte, in Gehorsam und freywilliger Unterwerfung unter die höhere Ordnung gewesen zu seyn. Die Könige von Deutschland versuchten keine solchen Scenen der Erniedrigung des kirchlichen Ansehens, wie sie in Frankreich auf der Rheimser Synode Statt gefunden hatten; vor ihnen flüchtete kein Adalbert von seinem Bischofssitze; es erfolgten aber auch über sie nicht die Strafgerichte, die wenige Jahre nachher über ihre östlichen und westlichen Nachbarn ergingen, und während die Vorsehung weder dem staatsklugen König Hugo, noch seinem Sohne, dem König Robert, die Gewalt ertheilte, der verwaisten Kirche ein Oberhaupt zu geben, ward diese ruhmvolle Aufgabe, die noch keinem abendländischen Fürsten geworden war, dem Sprößlinge der sächsischen Kaiser, dem sechzehnjährigen Könige der Deutschen zu Theil.« Eben so weiter: »In diesem gemeinsamen Zusammenwirken des Papstes wie des Kaisers, welches alle Verhältnisse dieser Zeit durchdringt, haben spätere Zeiten, welche nur in dem feindlichen Streben der weltlichen Macht gegen die geistliche erhabene Größe, nur in der

*) Hiedurch ist sogar jene ganz unwahre Behauptung in die meisten neueren Geschichtswerke übergegangen, als seyen die Päpste zur Kaiserkrönung verpflichtet gewesen, und man hat sich dabey wohl ein Napoleonisches Verhältniß gedacht. Wie ganz unwürdig aber ein solcher Gedanke ist, leuchtet von selbst ein, und der Verfasser hat sich ein großes Verdienst erworben, wenn er in einer eigenen Beylage zur ersten Abtheilung seines Werkes aus mehrfachen Stellen damaliger Geschichtschreiber das ganz Unhaltbare jener Meinung nachweist.

Unterdrückung des geistlichen Standes Förderung des Heils der Menschheit sahen, eine erniedrigende Nachgiebigkeit des Papstes, ein Ueberwiegen des kaiserlichen Ansehens erblickt, und daraus Folgerungen gezogen, welche eben so den Zeugnissen der Geschichte, als dem Wesen der Kirche und dem Geiste der damaligen Zeit widersprechen. Eines Kaisers Sohn, in Purpur geboren und zu der Kaiserwürde erzogen, konnte und durfte Otto III. das höchste Ziel seines Strebens in nichts anderem erblicken, als in der Erhebung und Förderung der Kirche, von welcher er selbst das andere Haupt war; durch die Entscheidung des Königs und die Wahl des römischen Volkes wider alles Vermuthen zum Papste erhoben, waren für Bruno seit dem Empfange der Consecration und der Veränderung seines Namens zwar jene Bande gelöst, welche ihn seiner Geburt nach an den deutschen König gefesselt hatten, aber auch P. Gregorius durfte nicht aufhören, in dem Kaiser den von Gott gegebenen Herrn aller weltlichen Macht zu verehren. Diese gegenseitige Unterwerfung der obersten Gewalten der Christenheit versprach allein derselben den Frieden, so wie Hebung jener Uebel, welche die Kirche zu zerreißen gedroht hatten, und schon damals aus der ungebührenden Erhebung der einen Gewalt über die andere hervorgegangen waren, beruhen aber ihrem Wesen nach auf den ursprünglichen Verhältnissen der römischen Kirche zu den christlichen Beherrschern des römischen Reichs und einem die germanischen Reiche an Alter weit überragenden Herkommen, das sich durch die gegenseitige Stellung des Papstes und des Kaisers in Rom selbst am deutlichsten beurkundet.«

In dieser Weise durchaus gegenseitiger Hülfe und Unterstützung zweyer von gleicher göttlicher Autorität eingesetzter Regenten der ganzen großen Christenheit spiegelt sich nun das Wirken der deutschen Kaiser und der eben aus deutschem Stamme durch ihren Einfluß auf den heiligen Stuhl gelangten geistlichen Würdenträger ab, wie sie uns der Verfasser in Gregor V., Clemens II. und Damasus II., Leo IX., Victor II., Stephan II., endlich Nicolaus II. vorführt. Ihre Regierung fällt in den Zeitraum von 996 bis 1061, umfaßt also freylich einen bedeutenden Zwischenraum, nach dem Tode Gregor V. abgerechnet, in welchem indeß deutscher Einfluß sich gleichfalls geltend machte, eine ziemlich bedeutende Zeit. In sofern ist daher die wohlthätige Wirkung des noch in seiner jugendlichen Unschuld und Einfalt befindlichen germanischen Lebens auf die in jener Epoche in so wilde Verwirrung gerathenen italienischen Verhältnisse und auf die höchsten Lebenspunkte der Kirche nicht hoch genug anzuschlagen, und muß als integrirender Theil des göttlichen Planes zur Entfaltung und

Erhaltung der christlichen Kirche angesehen werden. Denn durch dieses gemeinsame Wirken jener beyden höchsten Autoritäten von einer Sinnesart und gleicher Abstammung, welche eben den Widerstreit nationeller Verschiedenheit beseitigte, ward die Grundlage der ganzen Zukunft Europas gelegt. Gewiß hätten die nachher einbrechenden Stürme Kirche und Staat unrettbar verloren machen, wäre nicht so lange Zeit hindurch mit sicherer und kräftiger Hand, und eben so im Geiste christlicher Frömmigkeit, weltliches wie geistliches Regiment geführt worden.

Auch war dieß von keiner andern Seite damals möglich, als gerade von Deutschland her, welches von allen Ländern der carolingischen Herrschaft einen geordneteren innern Zustand darbot. Frankreich, an das vielleicht die gleiche Aufgabe gestellt werden konnte, erschien dazu durch seine eigene innere Zerrüttung aus den Kampf der Barone gegen die königliche Macht durchaus unfähig. Noch mehr aber war, wie in allen romanischen Ländern, das kirchliche Leben nicht mehr in seiner ursprünglichen Reinheit verblieben, sondern wie die mannigfach dort und in Italien auftauchenden Irrlehren zeigen, zu denen noch das allgemein verbreitete Laster der Simonie und fleischlicher Lüste hinzukamen, bedeutend in Abnahme gerathen. Von wie hohem Werthe aber jene deutschen Einwirkungen auf die Kirche und den heiligen Stuhl waren, tritt erst recht hervor, wenn man sie eben mit ähnlichen Ereignissen vergleicht, als fast drey Jahrhunderte später von Frankreich aus und durch französische Päpste der heilige Stuhl geleitet wurde. Hier zeigt sich recht eigentlich statt jener nur das Wohl der christlichen Welt bezweckenden kirchlichen Schirmherrschaft von den deutschen Kaisern ausgeübt, jene eigennützige Staatspolitik, welche die Kirche und ihr Oberhaupt nur zu ihren selbstsüchtigen Zwecken mißbrauchte. Mußten ja die Päpste sogar Rom ihren naturgemäßen und durch welthistorische Bestimmung dem heiligen Stuhle angewiesenen Sitz verlassen, und nach Avignon hinüber ziehen. Die deutsche Sittenreinheit und Natureinfalt aber, welche unter deutscher Herrschaft Italien regenerirte, nahm dort jene höfische Verderbtheit des französischen Königthums an, so wie die üppige Weichlichkeit, welche in dem südlichen Frankreich zwar die Poesie der Troubadouren, aber keine höheren gesellschaftlichen christlichen Tugenden hervorrief, auf den päpstlichen Hof den schädlichsten Einfluß äußerte.

Doch nicht bloß die beyden Persönlichkeiten des Kaisers und Papstes allein waren es, welche jenen wohlthätigen Einfluß des deutschen Elements auf Italien und die ganze Christenheit ausübten, sondern durch sie wurden noch viele andere deutsche Männer von ausgezeichnetem Verdienste und Tugend nach Italien

und in die höchsten Stellen der geistlichen Regierung berufen. Der Verfasser führt aus Ughelli Italia sacra 47 Bischöfe und Patriarchen, geborne Deutsche, an, welche um diese Zeit in Italien sich befanden. Rechnet man hiezu die verhältnißmäßige Zahl geistlicher Unterbeamten, gleichfalls Deutsche, vorzüglich Mönche, welche jene höheren Würdenträger nothwendig in ihre neuen Verhältnisse mit hinüberführten, endlich hiermit vereint die Masse deutscher, weltlicher, höherer und niederer Beamten, die in dem vollen Glanze des Kaiserthums, wie nie mehr nachher, selbst unter Friedrich II. nicht, in Italien verblieben, so ist diese Epoche deutscher Päpste eine wahre Colonisation des deutschen Elements in jenem Lande zu nennen.

Wenn hier indeß hauptsächlich der moralische und religiöse Einfluß, welche jene Epoche deutscher Päpste äußerte, in Anschlag kömmt, so sind zwey Ursachen hervorzuheben, welche gewisserweise die Restauration der Kirche bewirkten. Diese waren die Bekämpfung der Simonie und des unordentlichen fleischlichen Lebens, welches damals vorzugsweise in den romanischen Ländern überhand genommen hatte. In Frankreich wie in Italien pflanzte sich die alte römische Kultur auf die germanischen Stämme mit hinüber, aber eben so hatten mit derselben auch das Sittenverderbniß der alten Welt, von dem Christenthume nur zurückgedrängt, die neuen Eroberer bald nicht minder schmerzlich ergriffen. Jene beyden Laster des Geizes und der Fleischeslust, rohen Naturen zunächst liegend, machten sich daher dort ganz besonders geltend, und steckten nicht weniger die Geistlichkeit jener Zeiten in hohem Grade an. Bey beyden Völkern, Italienern und Franzosen, war Liebe zum Gelde und Erwerb überdieß wie noch jetzt nationelle Eigenthümlichkeit. Glücklicher hierin gestalteten sich die Verhältnisse Deutschlands. Auf ein durchaus einfaches Naturleben ohne Vermischung mit dem verderbten Elemente des antiken Lebens hingewiesen, entfaltete sich das Christenthum auch dort reiner und einfältiger, und jene Laster übten in den noch unverdorbenen Seelen und Leibern nicht eine so überwiegende Gewalt aus Sie also waren besonders geeignet, diese Gebrechen in geistlichen und weltlichen Kreisen zu beseitigen. In welchem andern Lande hätte es Statt finden können, daß der König selbst, wie Heinrich III., öffentlich gelobte, die Simonie ohne alle Schonung zu vertilgen, und hiebey selbst das Andenken seines Vaters nicht schonte, der davon sich nicht ganz rein gehalten hatte. Daher waren eben so die aus Deutschland entsandten Päpste der Simonie oder dem Erkauf geistlicher Würden durch Geld oder irgend andere Vergeltung fremd, und ihr vorzüglichstes Bestreben, wie der Verfasser insbesondere hervorhebt, unab-

lässig auf Bekämpfung desselben gerichtet. Nicht weniger suchten sie auch den äußerlichen Wandel der Geistlichkeit aus Kräften zu heben, dazu durch vaterländisches Leben und Sitte unterstützt, denn selbst nach dem Zeugnisse italienischer Bischöfe sah man dort die Keuschheit und Reinheit bey weitem mehr beobachtet, als in Italien, wie solches Ratherius, Bischof von Verona, in der in Achery Spicilegium enthaltenen Abhandlung De contemptu canonum bemerkt. Eine Reinheit und sittliche Einfalt, wie sie Leo IX. entfaltet, abgesehen von seiner religiösen Vollkommenheit, machte nur die natürliche Unschuld vaterländischen Lebens möglich. Von welcher Bedeutung aber die Ausrottung jener die Christenheit verderbender Laster war, wird Niemand entgehen. Die Grundlage der ganzen Kirche, die ja auf den feinsten geistigen Elementen allein beruht, bedrohte unvermeidlicher Untergang, so diese materielle Verderbniß allgemein die Geister in die gemeinste irdische und sinnliche Tiefe geworfen hätte. Nur nachdem Deutschland hiegegen so heilsame Mittel spendete, konnte daher späterhin, unter Gregor VII. und seinen Nachfolgern, eine wahrhafte sittliche Restauration erfolgen. Hierdurch zerfallen von selbst alle jene Vorwürfe in Nichts, die man gewohnt ist, Gregor VII. zu machen, wenn er jenes Streben, Simonie und Concubinat in der Geistlichkeit auszurotten, mit der größten Consequenz durchzuführen suchte. Er that nur das, was kurz zuvor das eifrigste Bestreben deutscher Kaiser und eben so deutscher Päpste war. Hiebey nun gar an herrschsüchtige und ehrgeizige Pläne zu denken, um die Priesterschaft der weltlichen Autorität gegenüber unabhängig zu machen, wie jetzt neuerdings wieder Stenzel in seiner Geschichte der fränkischen Kaiser hervorhebt, nachdem schon andere protestantische Geschichtschreiber diese Ansicht abwiesen, zeigt wie wenig man sich gewöhnen kann, eine wahrhaftige Begeisterung für eine höhere Welt in den großartigen Männern jener Zeit zu begreifen, im Gegentheil außergewöhnliche Maßnahmen derselben stets irdischen Triebfedern zuzuschreiben.

Unter allen Umständen bleibt also deutschen Päpsten das große Verdienst, zur sittlichen Regeneration der christlichen abendländischen Welt, vorzüglich in Italien und Frankreich, und zwar eben durch ihre reine unbefleckte deutsche Natur, die erste Grundlage gelegt zu haben, so kurz freylich die Zeit war, in welcher jeder Einzelne von ihnen das römische Pontificat bekleidete.

Werfen wir jetzt noch einen Blick auf die kirchliche Thätigkeit derselben überhaupt, welches wir zum dritten Gegenstande näherer Betrachtung machen wollten.

Auch hier sehen wir jenes Bild vor Augen, welches die Geschichte des römischen Pontificats zu allen Zeiten, ganz besonders aber während des Mittelalters, zu den interessantesten Abschnitten der Weltgeschichte erhebt. Diese Gravitation der verschiedensten Länder des Abendlandes und selbst des Orients nach ein und demselben Mittelpunkte hin, daß von hier aus weltliche und geistliche Interessen so vieler Millionen Anstoß und Bewegung erhalten, ist ein Schauspiel, welches sich nirgend anderweit darbietet, und selbst die Geschichte des alten Roms mit seiner welthistorischen Stellung weit hinter sich läßt. In dieser Zeit umfaßte der Wirkungskreis deutscher Päpste allerdings hauptsächlich nur Italien, Deutschland und Frankreich. Auch darf man jenes so bewegte Leben nicht erwarten, wie die Zeit Innocenz des Dritten es darbot, nachdem schon eine ganz andere Entwicklungsepoche der europäischen Menschheit eingetreten war.

Das zehnte und eilfte Jahrhundert gleicht jenem neuen Aufbau Jerusalems, wo der Grund der Stadt gelegt, zugleich aber die Bauenden mit den Waffen in der Hand stets bereit seyn mußten, sich gegen die feindseligen Horden der Umgegend zu vertheidigen. Daher verläuft die Geschichte dieser Zeit vorzüglich in Stiftung und Gründung, und zwar, da das Christenthum der Zweck von Allem war, von Klöstern, Bisthümern, Stiften und Kirchen. Oder auch galt es die Abwehr entweder räuberischer barbarischer Nationen, oder gewaltthätiger, oft nicht minder grausamer Großen, Könige und weltlicher Herren, welche die neuen geistlichen Stiftungen beschädigten, oder ihr Entstehen und Fortgang behindern wollten. Die mannigfachen Streitigkeiten der verschiedenen geistlichen Genossenschaften unter sich und ihre Schlichtung machen sodann einen andern Gegenstand päpstlicher Thätigkeit aus. Drittens endlich sind es Concilien, um in dem großen Ganzen Zucht und Ordnung und fortwährende Verbindung aller einzelnen Theile unter sich zu erhalten. Eine bey weitem untergeordnetere Rolle, als in den folgenden Zeiten, namentlich zur Zeit Innocenz des Dritten und späterhin, nahmen die Verhandlungen über Irrlehren und Unterdrückung der Ketzerey ein.

Auch hatte sich noch nicht jene mannigfaltige Beziehung des päpstlichen Stuhls zu irdischen und politischen Beziehungen gestaltet, welche nicht sowohl als eine naturwidrige oder gar absichtliche Einmischung desselben in weltliche Verhältnisse anzusehen ist, sondern im Gegentheil die ganze Stärke jener lebendigen Beziehung der sämmtlichen christlichen Nationen zu dem allgemeinen geistlichen Vater bezeichnet, und durch diese allein bedingt, nach dem Aufhören derselben eben so verschwindet.

Alle jene großartigen Thätigkeiten nun sehen wir schon in dem ersten deutschen Papste, welchen uns der Verfasser vorführt, Gregor V., von 996 bis 999, an uns vorüber gehen. Ein Concil zu Rom, welches die Angelegenheit des aus seiner Diöcese vertriebenen, späterhin von den Preußen getödteten h. Adalbert, die gewaltthätige Vertreibung des Erzbischofs von Rheims, ebenfalls Adalberts, zum Gegenstande hatte, sodann die innere Befriedigung Roms gemeinschaftlich mit Kaiser Otto III., wobey der Verfasser höchst schätzbare Nachrichten über das Verhältniß der kaiserlichen und päpstlichen Beamten, also über die beyderseitigen Rechtssphären beybringt. Die Empörung des Crescentius, Flucht des Papstes aus Rom, Wahl eines Gegenpapstes, Concil zu Pisa, Zurückführung des Papstes und Eroberung Roms durch den Kaiser, Hinrichtung des Crescentius, wiederholentliche Concilien zu Rom und zu Ravenna, alles in einem Zeitraume von noch nicht drey Jahren, wo Gregor in der Blüte seiner Jugend von der Welt schied, zeigen, welche Bewegung und Leben die damaligen Zeiten, wo nicht Massen, sondern Individualitäten sich gegenüber standen, in sich schlossen. Höchst anziehend und einen treffenden Blick in die damaligen Rechtsverhältnisse gebend, sind zwey Prozesse gegen und von dem Abte des alten berühmten Klosters Tarfa, von denen der erstere hier in ganzer Vollständigkeit aus Muratori und der Chronik von Tarfa aufgenommen, der andere schon von Schmidt in seiner deutschen Geschichte erwähnt wird. Besonders tritt hier der freylich aus dem überwiegenden Freyheitsgefühl germanischen Lebens entspringende Uebelstand der Verschiedenheit der Rechte hervor, von welcher schon Argobad sagte, daß wenn mehrere Personen über die Straße gingen, gewiß jeder ein besonderes Recht anspreche. Nicht weniger verdient Erwähnung die genaue und wahrhaft poetisch ausgeführte Beschreibung Roms zu jener Zeit, welche höchst glücklich bey Erzählung der Empörung des Crescentius vor der Eroberung der Stadt eingeschaltet wird, und ein würdiges Seitenstück zu Hurters Schilderung Constantinopels im dreyzehnten Jahrhundert in seinem Innocenz III. ist. Der Verfasser hat zugleich in den Beylagen des ersten Bandes den Regionar Roms nach der Handschrift des Klosters Einsiedeln (welcher freylich schon früher bekannt war), so wie einen von ihm im Vatican aufgefundenen Plan Roms aus dem dreyzehnten oder vierzehnten Jahrhundert beygefügt, welcher letztere als ein sehr erwünschter Beytrag zur topographischen Orientirung jener Zeit betrachtet werden muß. Ein Zeitraum von beynahe 46 Jahren verging bis zur Besteigung des päpstlichen Stuhles durch einen anderweitigen deutschen Papst, Clemens II., und ließ, um recht eigentlich

die Nothwendigkeit der innigsten Verbindung Italiens mit Deutschland in damaliger Zeit anschaulich zu machen, so sittliche wie politische Rückschritte gegenüber den von den sächsischen Kaisern und Gregor ausgehenden Bestrebungen hervorbrechen.

Daß der berühmte Gerbert als Sylvester II. des letzteren Nachfolger ward, war noch eine Frucht des durch Gregor begründeten Systems. Als aber auch die Verhältnisse in Deutschland sich verwirrten, und erst mit Heinrich dem Dritten eine starke Hand die italienischen Verhältnisse zu ordnen unternahm, da stiegen Schlechtigkeit der italienischen Großen, Verderbtheit der Geistlichkeit, Verwirrung der Verhältnisse in Rom (die Kirchen zu besuchen machten öffentliche Räuber in der Stadt gefährlich) zu solchem Grade, daß unter der Gewaltherrschaft der Grafen von Tusculum, die von Neuem ihre Kreaturen zum Pontificat erhoben, sich endlich drey Päpste um den heiligen Stuhl stritten, Simonie und Concubinat erfüllten alle Ordnungen der Hierarchie, denn auch Kaiser Conrad hielt sich von der Befleckung jenes ersten Lasters nicht rein. Merkwürdig ist freylich, wie selbst während dieses großen Verderbens die übernatürlichen Kräfte der Kirche sich sogar in schlechten Geistlichen wirksam zeigten; der Bischof Rambold von Fiesole, der Simonie und dem ausschweifenden Leben ergeben, und nächstdem einem schauderhaften Tode verfallen, trieb im Namen Jesu Teufel aus; andere Geistliche ähnlicher Gesinnung verrichteten wunderbare Heilungen. Eben so leuchtete mitten in dieser Finsterniß der heilige Romwald und der h. Odilo von Clugny, endlich jener als Schriftsteller wie strenger Büßer gleich berühmte Petrus Damiani hervor, die den Grund zu der bald folgenden Umwandlung legten, und die unbezweifelte Gewißheit der in der Kirche, und in ihr allein, niedergelegten göttlichen Kraft bezeugten, welche kein irdisches Verderben zu besiegen im Stande war. Eine Thatsache, die ältere wie neueste Gegner bewußt oder unbewußt unberührt lassen, indem sie von den zu Tage liegenden Verbrechen eines rohen und wilden, von äußerer Zucht nicht gehaltenen Geschlechts auf Ohnmacht und Kraftlosigkeit der kirchlichen Institutionen schließen, da vielmehr ein menschliche Kräfte übersteigender Kampf des Guten mit dem Bösen hier sich darstellt.

Jene obengedachten Männer und die große Menge ihrer Genossen bezeugen ein christliches Heldenthum, wogegen selbst die fabelhaften Anstrengungen jener Begründer der Gesittigung des Alterthums, eines Cecrops, Theseus, Orpheus und Herkules, als armselig und unbedeutend erscheinen. Der Verfasser verdient daher besonders Dank, wenn er solch großartiges Wirken gebüh-

rend und mit dem Feuer der Begeisterung der Gegenwart vor Augen führt.

Mit Heinrich dem Dritten ward endlich von Neuem jenes heilsame Bündniß des Kaiserthums und Priesterthums zur Erneuerung der christlichen Welt wieder aufgenommen, und von jetzt an übt das deutsche Element von den beyden höchsten Sitzen der Christenheit aus recht eigentlich seinen wohlthätigen Einfluß aus. Clemens II., Damasus II., Leo IX., Victor II., Stephan IX. und Nicolaus II., sämmtlich deutsche Päpste, folgen unter der kraftvollen Regierung Heinrich III. in ununterbrochener Reihe auf einander.

Das Pontificat Clemens II. und Damasus II., der erstere Suidger, Bischof von Bamberg, aus dem Hause des Herrn von Moresleven, der andere Poppo, Bischof von Brixen, von Geburt ein Bayer, war von kurzer Dauer, jedoch ward schon auf dem Concil zu Rom zur Ausrottung der Simonie mit Hülfe des kaiserlichen Armes höchst erfolgreich gewirkt. Die Krönung Heinrich III. und seiner Gemahlin zu Rom, die einzige des Mittelalters, die uns durch Cenni zugekommen, und welche der Verfasser mit dem übrigen geschichtlichen Stoffe sehr glücklich verwoben hat, bildet eine höchst liebliche und zugleich lehrreiche Episode in dem Leben des Papstes Clemens II. In den Formen dieses höchst erhabenen Ceremoniels drückt sich weit besser, als durch die juristischen Subtilitäten der Zeit das Verhältniß der Kaiser zur Kirche und zum Papste aus; wie das Kaiserthum nicht Erhöhung zu bloß irdischem Glanze, sondern seinem Wesen nach die weltliche Seite der Kirche bildet, um in ihrem Dienste zu ihrem Schutze die höchsten Interessen des Volkes Gottes oder der über die ganze Welt verbreiteten Christenheit wahrzunehmen.

Jenes Krönungsceremoniel erscheint in allen seinen einzelnen Theilen ein wahrhaft sacramentalischer Act, eine Ehe zwischen Staat und Kirche oder ihren beyden Repräsentanten, Kaiser und Papst, geschlossen, in welcher jeder feindliche Gegensatz sich von selbst aufhebt.

Die höchste Glorie des deutschen Pontificats erfüllte sich in Leo IX., früher Bruno, Bischof von Toul, Verwandter des Kaisers Heinrich III., und in besonderer Gunst desselben. Kloster Zesse, Aldorf, Cutri und Wuffenheim waren von ihm gegründet. Von frommen Aeltern entsprossen, stellte er das in dieser Zeit seltene Beyspiel eines Heiligen auf dem päpstlichen Throne dar. Von großem Gewichte ist daher, wenn ein Mann von seiner Gesinnung und Einfluß beym Kaiser seine Erhebung auf den päpstlichen Stuhl nur annehmen wollte, wenn auch die freye canonische Wahl auf ihn falle. Dem deutschen Gemüthe

aber begegnet nichts ansprechender an diesem Manne, als jene ausgezeichnete Demuth, Kindlichkeit und Einfalt, welche den vaterländischen Charakter damaliger Zeit so besonders ausspricht. Als Pilger zog er zu Fuß von seinem Bisthume Toul bis nach Rom in Gesellschaft des mit dem abgesetzten Papste Gregor VI. als Caplan nach Deutschland gekommenen jungen Hildebrand, der, was nicht wenig für diesen spricht, sich der besonderen Zuneigung Leo's erfreute.

Mit aller Kraft erhob sich der neue Oberhirte gegen die Grundgebrechen, welche immerfort die Kirche gefährdeten: die Simonie und das Concubinat. Drey Concilien, zu Rom, zu Rheims und zu Mainz, alle unter seinem eigenen Vorsitze abgehalten, beschäftigten sich ganz besonders damit, jenen Lastern durch die strengsten Anordnungen Einhalt zu thun. Selbst übernatürliche Mächte kamen dem heiligen Kirchenfürsten hier zu Hülfe. Der Bischof von Sutri, welcher durch falsche Zeugen die Rechtmäßigkeit des von ihm besessenen Stuhls beweisen wollte, stürzte, vom Schlage gerührt, ein zweyter Ananias, zu Boden, und gab bald seinen Geist auf. Ein ungeheurer Schrecken ergriff auf dieses alle Schuldigen, und selbst rechtliche Priester, von Gewissenszweifeln bestürmt, verlangten ihrer Würden enthoben zu werden. Eben so auf dem Concil zu Rheims vermochte der Bischof von Besançon, als er die Vertheidigung des höchst verderbten simonistischen Bischofs von Langers übernehmen wollte, wie er nachher öffentlich bekannte, nicht den Mund aufzuthun, weil er durch unsichtbare Macht daran gehindert ward, und auch hier bekannten nunmehr alle ihre Schuld. Endlich ward auf dem Concil zu Mainz dem Bischof Sibico zu Speyer, der sich durch den Genuß des heiligen Abendmals von dem ihm angeschuldigten Verbrechen des Ehebruchs reinigen wollte, die Kinnlade auf einmal gelähmt. Alle simonistischen Priester und Bischöfe wurden abgesetzt, und die strengsten Gesetze über gemeinschaftliches Leben der Priester und Absonderung derselben vom weiblichen Geschlechte gegeben. Die Erhebung der Reliquien des heiligen Remigius und feyerliche Einweihung der Kathedrale zu Rheims, Maßregeln gegen Ketzereyen, Eheangelegenheiten großer Herren, Schlichtung mannigfacher Streitigkeiten, Einweihungen anderer Kirchen und Klöster; so wie Herstellung derselben, wo besonders die wunderbare Herstellung des Klosters Hirschau, nachmaligem Sitze so großer Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, sich auszeichnet, waren mit diesem päpstlichen Aufenthalte in Frankreich und Deutschland verbunden, und stellten ein wahrhaft großartiges, unermüdliches apostolisches Wirken dar, welches an die frühesten Zeiten der Christenheit erinnert. Sehr schön

und wahr sagt daher der Verfasser S. 68, zweyte Abtheilung: »So war es dem Papste in weniger als einem Jahre gelungen, die Kirche nicht nur aus dem drangsalvollsten Stande herauszureißen, sondern sie auch aus tiefer Gesunkenheit auf eine Höhe von Macht und Ansehen emporzuheben, welche noch wenige Monate vorher auch der begeistertste Anhänger göttlicher Verheißungen nicht zu ahnen gewagt hätte. Spaniens lockerer Verband mit der apostolischen Kirche war bekräftigt, in Frankreich der Geist der Widersetzlichkeit des Königs wie der Bischöfe gebrochen, die Kirche in England noch fester mit der römischen verbunden, in Deutschland mannigfaltigen Keimen des Verderbens wirksam gesteuert, in Italien eine völlige Umgestaltung des früheren Zustandes bewirkt, in dem gesammten Abendlande aber der ursprüngliche apostolische Geist der Kirche erneut, die canonischen Satzungen bekräftigt, dem unkirchlichen Sinne ohne Ansehen der Person und des Standes auf das kräftigste entgegnet worden. So groß früher das Verderben in Rom gewesen, um so leuchtender war jetzt das Vorbild, welches von da aus allen Völkern den Weg des Lebens zeigte. Die Göttlichkeit der Stiftung des Primats in der Kirche von Rom hatte sich aufs Neue siegend erprobt, die Fürsten der Erde hatten sich vor dem Nachfolger des h. Petrus gebeugt, die Bischöfe aller Länder und Völker des Abendlandes seine Stimmen wieder vernommen. Viele Bisthümer hatten ihre schlechten Hirten für tüchtige vertauscht, die Mönche und Geistlichen waren zur Zucht, die Laien in die ihnen gebührenden Schranken gewiesen, die Widerspenstigen mit Strafe belegt worden, vor denen selbst der Abgrund zittert. Dieß alles war geschehen ohne Waffen und ohne Gewalt, theilweise mit Widerstreben und unter offener Feindschaft der Machthaber, auf fremden Gebieten, unter dem Lärm des Kriegs, ohne Rathgeber und Helfer, durch einen schwachen, wehrlosen Mann; aber mit ihm war der Geist der Verheißung, der Glaube der Apostel, die sichere Hoffnung steten Schutzes von Oben, und die Liebe, die ihn unaufhaltsam antrieb, sein Leben zu geben für seine Heerde.«

Es schien, als wenn das Leben eines so heiligen Mannes, der einer Leuchte gleich durch die Rohheit des Zeitalters strahlt, und selbst seine äußere Würde durch jenen geistigen Glanz verschwinden macht, auch seine ganze Zeit in Bewegung setzte. Von Neuem nahm das klösterliche Leben, der geheimnißvolle Boden, wo das christliche Prinzip Hand in Hand mit der neuen Kultur Europas seine unzerstörbaren Wurzeln trieb, und wie früher aus dem Dunkel der Katakomben das Heidenthum, von hieraus die Wildheit der germanischen Stämme überwand, einen erstaunenswürdigen Aufschwung. Anfänglich von nur zwölf Jüngern um-

geben, hatte der h. Alfer in abgeschiedener Wildniß, zwischen dem tarentinischen und salernitanischen Meerbusen, bald deren dreytausend um sich versammelt. Eben so in der Kirche von Rom der h. Gualbertus; in Oberitalien der h. Theobald aus der Champagne; endlich in Frankreich Robert von Auvergne, Gründer der Abtey von la Chaise de Dieu, welche in kurzem der Mittelpunkt einer zahlreichen Congregation von Klöstern wurde. Etwas anders aber, was die Zeit Leo's höchst merkwürdig macht, ist jener Wendepunkt, da das Abendland aus seiner bisherigen kindlichen, rohen und thatkräftigen Einfalt in die Periode der geistigen Reflexion eintrat. Bisher war der Glaube auf göttliche Autorität hin einfach und ohne weitere Bestreitung aufgenommen worden, und hatte sich, wie bey allen Naturvölkern, mit der Persönlichkeit identificirt. Jetzt, von der erwachenden Reflexion zur Anschauung und Objectivität gebracht, entwickelte sich jene glanzvolle geistige Periode des Abendlandes, wo auf der einen Seite die göttliche Hinterlage, als dem vernünftigen intellectuellen Prinzipe conform, und Grundlage wie Bürgschaft auch jedes menschlichen Wissens anerkannt, oder von der mit gleichen Ansprüchen auftretenden Ration modificirt und bestritten wurde. Dort also die kirchliche, unveränderliche Doctrin, von der durch sie erleuchteten menschlichen Intelligenz nach allen Seiten hinaus gebildet; hier Glaube und Wissen in fortwährendem Streite, d. h. eine unaufhörliche Folge von Ketzereyen und auf und nieder steigender Vernunftsysteme, in welchen Göttliches und Menschliches, Wahrheit und Irrthum sich wunderbar begegneten. Denn dieß allein ist der Schlüssel jener in der ganzen Weltgeschichte unerhörten geistigen Lebensbewegung des Abendlandes von dem eilften Jahrhundert an bis herab auf unsere Zeiten; nicht zeigt sich hier, wie man fälschlich meint, der Kampf der Vernunft gegen Aberglaube und Beschränktheit, oder eine rein menschliche intellectuelle Entwicklung, wie in der alten heidnischen Welt, welches erstere eine perennirende Bestialität der früheren Geschlechter ausspräche. Im Gegentheile zwey höchst lebendige Kräfte waren immerfort im wechselseitigen Kampfe begriffen, das göttliche geoffenbarte Leben und das menschliche irdische, nicht aber zum Tode, zur Vernichtung des einen durch das andere, wie oben jene irrthümliche Ansicht voraussetzt, sondern zur höchsten gegenseitigen Verschmelzung. Schon in den ersten Anfängen der Scholastik fanden sich jene beyden Richtungen, wo namentlich Duns Scotus, freylich ihm wie auch seinen Zeitgenossen vielleicht unbewußt, die letztere aussprach. Der Mittelpunkt der christlichen Geheimnisse, die Eucharistia, oder die sichtbare Vergegenwärtigung Gottes in der Kirche, ward eben so, wie im Zeitalter grie-

chischer Dialektik die Menschwerdung Gottes zuerst Gegenstand rationeller Zergliederung. Der Verfasser theilt ein höchst interessantes Stück eines im Vatican aufgefundenen Manuscriptes des Duns Scotus über Dionys des Areopagiten Monarchia coelestis mit, worin deutlich eine bloß typische, nicht eine reale Gegenwart der Gottheit im heiligen Abendmahle, ein bloß geistiger Genuß desselben ausgesprochen wird. Ein roher, selbst der wahren Wissenschaft fern stehender Geist, Berengar, Vorsteher der Schule zu Tours, suchte dieser Ansicht, die seiner materiellen Richtung ganz zusagte, thatsächliche Geltung zu verschaffen, und eben zur Zeit Leo's war jener Irrthum durch Schriften und Lehre desselben beynahe durch ganz Frankreich gedrungen. Ein unter dem Vorsitze des Papstes zu Rom gehaltenes Concilium forderte ihn daher zur Verantwortung und Rechtfertigung auf, welcher er indeß nicht Folge leistete, und daher in dem gleichfalls von Leo gehaltenen Concil zu Vercelli, nebst dem Buche des Duns Scotus, verdammt wurde. Leo's apostolische Thätigkeit schien ausfüllen zu wollen, was ein langes Leben oft selbst nicht erreichen läßt. Von neuem eilt er nach Deutschland, überall die Reinigkeit und Besserung der Kirche persönlich betreibend, sodann wieder zurück nach Rom zu einem dritten Concil, sofort zu den Normannen nach Unter-Italien, die durch ihre barbarische Wildheit und Unterdrückung die Unthaten ihrer heidnischen Voraltern zu erneuern schienen, wiederum als Friedensvermittler nach Ungern, wo ein Krieg zwischen dem Kaiser und dem König Andreas ausgebrochen war, zurück nach Deutschland, sodann nach Italien und Rom. Einen neuen, höchst wichtigen Gegenstand kirchlicher Thätigkeit bot der jetzt unter dem herrschsüchtigen Patriarchen Michael Cerularius in weit größerer Stärke auftretende Gegensatz der griechischen Kirche gegen die lateinische dar, indessen, kaum einigermaßen beschwichtigt, wird der Papst abermals nach Unter-Italien berufen, um die Normannen, nachdem alle friedlichen Mittel vergeblich gewesen, und sie auf den unglücklichen Bewohnern Italiens wie eine unerträgliche Geißel lasteten, mit den Waffen in der Hand zu zügeln. Bekannt ist der unglückliche Ausgang dieses Unternehmens, eben so, wie, besiegt und gefangen, die Heiligkeit des Papstes seine Sieger ehrerbietig zu seinen Füßen sieht. Zum ersten Male erhalten wir hier eine genaue und höchst anziehend geschilderte Beschreibung dieser Vorfälle, welche die ganze Originalität und Färbung des Mittelalters zur Schau tragen. Die weiteren Fortschritte der Häresie Berengars, zu deren Unterdrückung der jetzt schon höchst einflußreiche Hildebrand nach Frankreich abgesandt ward, der fernere Streit mit Constantinopel, wo

der Papst, nachdem er noch in seinem funfzigsten Jahre griechisch gelernt, selbst auf dem Felde theologischer Widerlegung einschreitet, füllten die letzte Lebenszeit desselben aus.

Den 19. April 1054 ging dieser große Mann, einer der Glanzpunkte in der Geschichte des h. Stuhles, in die andere Welt hinüber. Wunder, die an seinem Grabe geschahen, und der Schmerz, den Rom, Italien und die ganze Christenheit über sein Hinscheiden äußerte, bezeugten, welche Verdienste er sich um das ganze Abendland erworben.

Gebhard, Bischof von Eichstädt, aus dem Geschlechte der Grafen von Calw, bey Kaiser Heinrich dem Dritten in großer Gunst wegen seiner Weisheit und Einsicht in die verwickelten Geschäfte des Staates, und eben so fromm, ward von den Römern selbst zum Papste erbeten, und als Victor II. Nachfolger Leo's. Glücklicher Weise waren die Streitigkeiten mit der griechischen Kirche, deren Anerkenntniß der Suprematie Roms hier deutlich zu Tage tritt, durch die nach Constantinopel gesandten römischen Legaten, wenigstens einstweilen, geschlichtet worden. Die Zeit seines leider nur kurzen Pontificats konnte daher Victor ganz im Sinne seines Vorgängers anwenden. Auch ihm nämlich blieb Unterdrückung der Simonie und des Priester-Concubinats Hauptaufgabe, wodurch immer deutlicher hervortritt, wie falsch man Gregor VII. beurtheilt, wenn das gleiche Bestreben in ihm als ein rein persönliches Beginnen verdächtigt wird. Ein in seiner Art einziges Ereigniß fand Statt, als Victor, der eben nach Deutschland gekommen war, nach dem plötzlichen Tode Heinrichs mit Zustimmung aller die Zügel auch der Reichsverwaltung, denen er schon früher so weise vorgestanden, ergriff, und alle Anordnungen traf, um während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. der königlichen Gewalt Folge und Achtung zu verschaffen. In diesem Falle, der sich nachher unter Innocenz III. hinsichtlich Friedrichs II. gewissermaßen wiederholte, zeigt sich auf das deutlichste, wie wenig es in der Zeit, wie in dem Willen der Päpste lag, die geistliche Herrschaft auch über Weltliches auszudehnen, was sie ja hier mit dem größten Erfolge hätten thun können. Diejenigen, die sich von dieser beschränkten Idee immer nicht losmachen, verstehen nicht, daß ja eben das Papstthum, wie jede andere Vorsteherschaft der christlichen Kirche, nur in dem geistigen Standpunkte bleibend wurzelt. Gerade in dieser Gleichgültigkeit gegen materiellen Besitz sprach sich die niedrigste Stufe christlicher Weltansicht aus, welche am wenigsten den höchsten Würdenträgern derselben mangeln konnte, ohne den Begriff der Kirche selbst aufzuheb-n. In unserer Zeit freylich, wo materielles Haben und Besitzen zur andern Natur ge-

worden, übersteigt diese Ansicht die Begriffsfähigkeit der meisten. Nach dem leider zu frühen Tode Victor's, der ganz geeignet gewesen war, Reich und Kirche während der hereinbrechenden unheilvollen Zeit unter der Unmündigkeit Heinrichs IV. unversehrt zu erhalten, bestieg Friedrich, geborner Herzog von Lothringen, Abt von Montecassino, den päpstlichen Thron, und zwar ohne irgend einen Einfluß des kaiserlichen Hofes, durch freye Wahl des Clerus und Volkes zu Rom. Dieß war um so bedeutender, als gerade das Lothring'sche Haus sich den fränkischen Kaisern stets sehr feindselig bewiesen hatte, bewies daher recht eigentlich, wie wenig eine wesentliche Einwirkung auf die Papstwahl Seitens des Kaisers anerkannt ward, sondern jeder hiebey ausgeübte Einfluß nur in den gegenseitigen Interessen der beyden höchsten Häupter der Christenheit und in den Lehensberechtigungen, welche die damaligen Kaiser auch über das römische Gebiet ansprachen, ihren Grund hatten. Stephan IX. trat in die Fußstapfen seiner Vorgänger, beynahe mit noch größerer Strenge Simonie und Concubinat verfolgend, was er übrigens besonders dadurch bezeichnete, daß er den strengsten Behaupter der Kirchendisciplin, den berühmten Petrus Damiani, zum Vorsteher des Cardinal-Collegiums ernannte. Papst Stephan starb schon am 29. März 1058, eben so wie sein Vorgänger zum Schmerz und zur Trauer von ganz Rom. Nach einem Interregnum von beynahe einem Jahre folgte Anfangs des Jahres 1059 Nicolaus II., ein geborner Burgunder, bisher Bischof von Florenz, auf den päpstlichen Thron. Sein Pontificat bezeichnet gleichsam einen neuen Zeitabschnitt in der Geschichte der Päpste und der Kirche, indem von jetzt an, wenn auch unter mannigfachen Kämpfen, die Wahl des römischen Papstes, ohne ferneren Einfluß der weltlichen Macht, rein aus dem geistlichen Elemente selbst hervorgehend, erfolgen sollte. Bekanntlich ward in den ersten Jahrhunderten die Wahl der Kirchenvorsteher in niederen wie in höheren Kreisen von der Geistlichkeit mit Zustimmung der gläubigen Gemeinde bewirkt. Als die Kirche unter christlichen Kaisern oder in dem christlichen Staate zugleich mit einer Menge irdischer und politischer Verhältnisse verwebt ward, war jener ursprüngliche Zustand überall verdunkelt und verwirrt worden, und hatte vielen weltlichen Einflüssen auf die Kirche Raum gegeben, welche das nothwendig vorherrschende geistliche Element bey Besetzung geistlicher Würden ganz in den Hintergrund stellten. Vergebens hatten beynahe alle Synoden und Concilien dagegen gekämpft. Im Abendlande war dieses Mißverhältniß bis zum höchsten Grade gestiegen, und machte es unumgänglich nothwendig, daß eine entscheidende Auseinandersetzung

des Irdischen und Geistlichen ein- für allemal erfolge. Aus diesem Prinzipe allein ging der Kampf gegen Simonie und Concubinat, derjenige um freye Wahlen, aus welchem im deutschen Reiche jener fürchterliche Investiturstreit sich entspann, endlich der Kampf für die Integrität der Papstwahl, als dem Höhepunkte aller kirchlichen Interessen, hervor. So erschien jetzt die berühmte Wahlbulle Nicolaus II., welche die freye Wahl des römischen Bischofs der Hauptsache nach von dem römischen Clerus, ohne allen weltlichen Einfluß und Gewalt, als allein gesetzlich und canonisch aussprach. Hierin eine politische Maßregel oder eine Beeinträchtigung der Rechte des Kaiserthums sehen zu wollen, zeigt ein gänzliches Vergessen des unveräußerlichen kirchlichen Prinzips, so wie auch allen früheren historischen Thatbestandes. Daß hiebey freylich mannigfache irdische Interessen verletzt wurden, weil Vermischung des Kirchlichen mit Weltlichem im Laufe der Zeit sich häufig scheinbar zum rechtlichen Anspruch ausbildete, versteht sich von selbst, mußte aber, wenn nicht gänzlicher Ruin der Kirche und des christlichen Elements erfolgen sollte, unbeachtet bleiben, da es ursprünglich nicht allein rechtswidrig, sondern sogar naturwidrig war. Wenn also, wie der Verfasser gleichfalls anführt, protestantische Geschichtschreiber, wie Stenzel, bemerken, Kaiser Heinrich habe den heiligen Leo eingesetzt, und den Cardinälen verdankt die Kirche einen Johann XXIII. und Alexander VI., so ist, abgesehen, daß eine wirkliche Einsetzung des Papstes Seiten des Kaisers eine historische Unwahrheit (eine solche vermochten selbst die späteren byzantinischen Kaiser hinsichtlich des Patriarchen nicht), hierin eine gänzliche Verkennung des christlichen Prinzips ausgesprochen, und seiner ihm gleichsam einwohnenden Natur, jeden überwiegenden weltlichen Einfluß von sich abzuweisen. Auch wird es widerwärtig, von jener Seite stets die Beschuldigung der Verweltlichung der katholischen Kirche zu hören, und gerade den Kampf, den sie nothwendig und siegreich gegen weltliche und irdische Einmischung führen mußte, ihr zum Verbrechen zu machen. Noch ein beynahe eben so wichtiges Ereigniß erfolgte unter Nicolaus II., die Belehnung der normannischen Fürsten mit den von ihnen eroberten Theilen Unter-Italiens. Hierdurch errichteten sich die Päpste eine bleibende Schirm- und Schutzherrschaft sowohl gegen die Gewalt der römischen Großen, als auch gegen widerrechtlichen Andrang der deutschen Kaiser. Für die Freyheit des heiligen Stuhles war dieser Umstand von dem höchsten Belange, indem gewisser Weise auf Jahrhunderte hinaus jene durch das Wahldecret getroffene Anordnung erst zur Wahrheit geworden. Denn so der Treue und Anhänglichkeit Unter-Italiens versichert,

in Ober-Italien aber von einer Kette freyer, mächtiger Stadtverfassungen umgeben, die ihr eigenes Interesse zu dem päpstlichen Stuhle hinzog, fand sich der heilige Stuhl mitten in der steten wilden Bewegung jener Zeiten durch wunderbare Fügung der göttlichen Vorsehung in eine wahrhaftige Unverletzbarkeit gesetzt. Mit Nicolaus II., dem letzten Papste deutschen Stammes, kann man daher den Anfang der höheren Entwicklung des kirchlichen und christlichen Prinzips gegenüber der gleichfalls in dieser Zeit beginnenden Entfaltung des politischen und gesellschaftlichen Lebens bezeichnen. Sollte die Kirche ihrer Sendung gemäß jetzt Allen alles werden, sollte sie mit dieser neuen, in den weitesten Kreis von Mannigfaltigkeiten nach dem Bruche der kaiserlichen Centralmacht getheilten Welt in Verbindung und Beziehung treten, so war dieß nur in höchster Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, namentlich ihres Centralpunktes, des heiligen Stuhles, möglich. Auch diesen so wichtigen Gesichtspunkt haben neuere Schriftsteller ganz aus den Augen gelassen, und obwohl überall diese Zeit rühmend als der Anfang jenes in unendlicher Verschiedenheit der Individualitäten sich aufbildenden europäischen Lebens gedacht wird, so mochten doch das christliche und kirchliche Element, die nothwendige Grundlage alles übrigen, in seiner Kraft- und Machtlosigkeit verharren. Fürsten, Grafen und Herren, Communen, Städte rc. emancipiren sich von der kaiserlichen Gewalt, und legen dadurch den Grund zu der Blüthe und höheren Cultur des Abendlandes; der Kirche aber und ihren Trägern wird es als Uebergriff zugerechnet, wenn sie an dieser allgemeinen Evolution naturgemäß gleichmäßig Theil nehmen. Selbst auch dem räumlichen Umkreise nach hatte sich in dieser Zeit der Wirkungskreis der Kirche erweitert. Unter dem Pontificat des Nicolaus fand zuerst, durch die Bemühungen des Erzbischofs Albert von Bremen, die kirchliche Organisation der nordischen Länder Dänemark, Schweden und Norwegen Statt, und bald war nun das ganze europäische Festland zu einer und derselben großen christlichen Gemeinde vereinigt. Höchst bedeutungsvoll schließt also mit Nicolaus, der schon ein Vorbild erscheint jenes großen, in alle Lebensverhältnisse tief eingreifenden Statthalters Christi, wie Innocenz III., die Reihe der deutschen Päpste. Dessen weiteres Wirken wollen wir nicht näher berühren, weil auch er nur was seine Vorgänger begonnen fortsetzte. Zum Schlusse aber fügen wir die Worte des Verfassers in der Vorrede zum zweyten Theile S. IV hinzu, welche Tendenz und Gedanken seines Werkes so schön als treffend, wenn auch vielleicht nicht mit dem Beyfalle des Tages, bezeichnen.

»Die Beschützung des römischen Stuhles, des Mittelpunktes der gesammten Christenheit, vor der Tyranney der Römer hatte die Erhebung des ersten Deutschen auf den Thron des Apostelfürsten nothwendig gemacht; die Tilgung eines Schisma und die Heilung der dadurch entstandenen Wunden veranlaßte die Erhebung von sieben andern von gleicher Abkunft und Gesinnung. In nicht mehr als vierzehn Jahren gelingt es diesen, ihrem Berufe vollkommen zu genügen, und eine neue Aera zu begründen. Kaum ist aber der letzte von ihnen ins Grab gesunken, so hat der römische Stuhl keine heftigeren Gegner, als eben jene, die ein Jahrhundert lang keine höhere Aufgabe gekannt hatten, als ihn gegen sträfliche Willkür zu vertheidigen. Die Mitte des eilften Jahrhunderts zählt sieben deutsche Päpste, kein volles Jahrhundert vergeht, und eine gleiche Anzahl von Gegenpäpsten, die aus demselben Volke hervorgegangen sind, tritt uns entgegen. So hat denn auch Deutschland die Zeit seiner Heimsuchung nicht erkannt. Den verderblichen Mißgriff ihrer Landsleute nicht getheilt, und im entscheidenden Augenblicke die Kirche von den Banden befreyt zu haben, welche sie, ihrer Grundlage entgegen, zum Dienste eines einzigen Volkes herabzuwürdigen strebten, ist das große Verdienst der letzten Päpste aus deutschem Stamme. Ihnen dankt es die Nachwelt, daß fürstliche Willkür und der Neid der Prälaten, der schon die Tage Papst Leo's IX. getrübt hatte, sich nicht eher zum verderblichen Kampfe gegen das Palladium der Menschheit, die Kirche, zu vereinigen wagten, als bis diese in sich selbst gereinigt, auch Kraft genug gewonnen hatte, den Kampf mit ihren entarteten Söhnen aufzunehmen, und die Tyrannen zu bändigen, die nun von Deutschland aus die Welt in ihren eisernen Willen schmieden wollten. Welche Größe die Deutschen durch ihre Aufopferung für das allgemeine Wohl der Christenheit, welche Höhe dadurch der römische Stuhl erlangt, zeigen die ersten fünf Bücher dieser Geschichten; welche Schmach für sie durch fruchtlosen Kampf, welche Verwirrung in dem christlichen Erdkreise entstand, als sie ihrem Berufe abtrünnig wurden, wie lange es dauerte, bis wieder ein Deutscher zur rechtmäßigen Ehre des Papstthums gelangte, und aus welchen Gründen der apostolische Stuhl gleichsam das Eigenthum Einer Nation wurde, wird, so Gott will, den Inhalt eines andern Bandes bilden.«

Art. VII. Geschichte der osmanischen Dichtkunst bis auf unsere Zeit, mit einer Blüthenlese aus zweytausend zweyhundert Dichtern, von Hammer-Purgstall. Pesth, bey Hartleben. Vier Bände. Erster Band: Von der Regierung Sultan Osman's I. bis zu der Sultan Suleiman's 1300—1521. 327 Seiten (1836). Zweyter Band: Von der Regierung Sultan Suleiman's des Gesetzgebers bis zu der Murad's III. 1521—1574. 577 Seiten (1837). Dritter Band: Von der Regierung Sultan Murad's III. bis zu Ende der Regierung Sultan Mohammed's IV. 1574—1687. 632 Seiten (1837). Vierter Band: Von der Regierung Sultan Suleiman's II. bis auf unsere Zeit 1687—1838. 633 Seiten (1838).

Der berühmte Name, den dieses höchst umfangreiche Werk an der Stirne trägt, ist längst von der Gesammtliteratur des Orientes unzertrennlich, mit der orientalischen Literatur Oesterreichs aber identisch geworden. Unternähme es eine gelehrte und berufene Feder, die Geschichte der Sprachen des Ostens in Oesterreich, dieser Pforte der Pforte, zu schildern, der Name Hammer-Purgstall wäre der rothe Faden, der ununterbrochen sich durch das ganze literarische Gewebe schlänge. Von den prophetischen Worten des ersten Geschichtsforschers der Deutschen bis zu den lobpreisenden Zeilen des größten der Dichter — von der einst zur rechten Zeit schmetternden Posaune des heiligen Krieges bis zum süßesten aller Mährchen von Rose und Nachtigall — von Hafisens berauschenden Liedern bis zum nüchternen Jagdbuch osmanischen Hofstaates, welch eine Reihe der mannigfachsten Resultate unermüdlicher, allseitiger Thätigkeit!

So früh einer der Ersten gewesen zu seyn, und so spät unter so vielen der Erste zu bleiben, ist eine seltene, wohl beneidenswerthe Erscheinung. Er wurde so des Orientes, in heiliger Dreyzahl, dreyfach dreymaliger Repräsentant für Arabiens, Persiens und der Osmanen Stämme — in Geschichte, Wissenschaft und Kunst — ein Entdecker, Uebersetzer und Herausgeber; und theilt nun schon manch Andrer mit ihm die Ehre, als friedlicher Bote über die Fluth deutscher Literatur Rosenblätter aus Persien und Palmenblätter Arabiens gebracht zu haben, so blieb doch er allein der Dolmetsch osmanischen Wissens und osmanischer Kunst.

Diese unglaubliche, allseitige, bis ins Technische des Einführens neuer Typen gehende Thätigkeit des berühmten Orientalisten scheint uns, fast einer gesetzmäßigen Naturerscheinung gleich, bedingt zu seyn in innerer organischer Nothwendigkeit; denn nach der Vollendung eines Riesenwerkes, wie die osmanische Geschichte, klingt es fast naiv, wenn der Verfasser versichert,

nicht genug gethan zu haben, und in der vollendeten Arbeit nur eine Verpflichtung sieht, eine neue zu beginnen, der Geschichte osmanischer Politik nämlich, die der Dichtkunst folgen zu lassen.

Es ist aber diese innere Nöthigung Resultat einer vollendeten Kenntniß und vollkommen geistigen Durchdringung orientalischen Lebens und Völkercharakters. Denn nirgends ist die Kunst des geschriebenen Wortes so innig verwebt mit dem ganzen politischen und socialen Leben, wie bey den Nationen moslimischen Glaubens, ja die Poesie des Wortes hat sich hier auf eine Höhe gestellt, daß ihr alles Uebrige untergeordnet, alles von ihr absorbirt erscheint.

Ueppig wuchernd und in wundervolle und wunderliche Blüthen ausbrechend, umschlingt die Poesie des Wortes diesen dreyfachen Völkerorganismus, und dringt in alle Falten seines reichen Lebens. Liegt dieß wohl darin, daß vollkommen poetische Grundcharaktere mit einer poetischen Religion zusammentrafen?

Gänzlich verschieden sind in Bau und Abstammung die drey Stammsprachen der muselmanischen Völker, wie diese Völker selbst in ihrer Herkunft, Geschichte und Denkweise; aber ein mächtiges Band vereinigt sie, auf eine durch die unglaublichste Raschheit des Erfolges wundervolle Weise: der Glaube und dessen Sohn: das glühende begeisterte Wort.

Der feurige pathetische Sohn der Wüste, der Beduine, — der Sprosse des asiatischen Hochlandes, der geistreiche, feine, bewegliche Perser, — das Kind der Steppen, von Chinas Gränzen hergewandert, der Türke, — sie schreiben alle eine Schrift, sie glauben alle einen Gott, sie richten alle nach einem Gesetze, sie beten alle in einer Sprache, aber sie denken und fühlen jeder in einer andern. Dieser strenge Unterschied einer-, und diese innige Verknüpfung anderseits, durch so Wesentliches, wie Religion, heiligen und profanen Ritus (Gebet und Gesetz) und Schrift, haben die merkwürdigsten Erscheinungen zu Tage gefördert. Uralte Erinnerungen und neue Ideen, Angestammtes und Erworbenes, Leben auf Leben gepfropft wurde zu einem weithin schattenden Baume, wovon manche Zweige voll berauschenden Blüthenduftes und würziger Früchte in unsere Gärten gepflanzt, mit gehörig kühlem Enthusiasmus occidentalischer Nüchternheit gehegt und gepflegt wurden.

Jenes angestammte Ursprüngliche aber, es ist ein Uraltes wohl, aber kein Ursprüngliches, dem Auge des rückwärts gekehrten Propheten. Als uralter dunkler Hintergrund alles Völker- und Geistesfluthens, als erstes Wort zur Erinnerung in dem Tagebuche des Menschengeschlechtes, seit es fähig gewor-

den, ein Tagebuch zu führen, steht Indien. Sein glänzendes Haupt in den Wolken bergend, seine Füße im Ocean badend, breitete es seine Arme nach Ost und West aus, an den Ufern des Nils und den Quellen des Amur wurzelten seine Gedanken, während im Norden vor den Blicken seines Auges die ewigen Flammen Baku's aus dem Boden schlugen, die finstere Nacht des geistigen Chaos erleuchtend. An Aegyptens Pyramiden, als frohnende Arbeiter, haben semitische, an Chinas Mauer, als besoldete Wächter, türkische Stämme gelagert; jenen hat das heilige Volk des Nils seine Hymnen, diesen das skurrile Volk der Mitte sein Schattenspiel auf die Reise mitgegeben, an Persiens Naphtaquellen reifte eine saftigere Frucht, und so scheint es, Indien, das lyrik-, epos- und dramenreiche, habe an Aegypten die Kultur heiliger Lyrik, an Persien die des Epos, an China die des Drama verliehen.

So sagt der Verfasser in der Einleitung, die für sich allein schon eine wahre Fundgrube für Geschichte und Literatur der orientalischen Poesie ist:

»Die Poesie des Orients, im Gegensatze mit der klassischen, zerfällt in die *chinesische*, *indische*, *altpersische*, *hebräische*, *arabische*, *neupersische* und *türkische*. Jene drey ersten können als die antiken betrachtet werden, im Gegensatze der drey letzten, und die Gränzscheide zwischen der antiken und modernen ist der Islam, denn, wiewohl es Dichter vor Mohammed gegeben, so reicht der erste Flor arabischer Poesie derselben kaum ein halbes Jahrhundert vor dem Islam hinauf. Die obige Reihenfolge ist keine unzusammenhängende, wo die einzelnen Glieder zufällig wie Korallen an einem Faden gereiht sind, sondern eine mit historischem Organismus gegliederte, deren beyde Aeußerste noch obendrein auf eine bisher noch ganz unbekannte und höchst überraschende Weise mit einander verbunden sind, während in der Mitte die hebräische Poesie mit der ältesten arabischen ganz und gar zusammenfließt. Die engste Verwandtschaft der Sprache und des Stammes der Hebräer und der Araber spricht sich auch in ihrer Poesie aus; beyden ist der höchst eigenthümliche Stämpel eines ernsthaften, religiösen, großen Volkscharakters aufgeprägt, in beyden fehlt der Mythos, welcher das Gebiet der indischen Poesie, wie das der klassischen der Griechen mit Göttern bevölkert, es fehlt die Heldensage (*Antar* ist eine spätere Erscheinung), welche in der persischen so üppig sproßt. Das Hebräische und das Arabische ist eine gemeinsame, vor allen Sprachen der Welt durch die Kraft, womit sie ihre Wurzeln beugt und bricht und gliedert, einzige Prophetensprache, welche, in sich abgeschlossen, nichts Fremdartiges duldet, und

das ihr durch die Nothwendigkeit der Umstände und des Verkehrs Aufgedrungene so lange radebricht, bis daß es bis zur Unkenntlichkeit hebräisirt oder arabisirt worden. Die höchste Poesie der Hebräer haucht in ihren Propheten, und das Werk des arabischen Propheten, der Koran, ist die höchste Poesie des Arabers, welcher vor Mohammed den an der Kaaba aufgehangenen Gedichten göttliche Verehrung erwies. Außer den Psalmen, den Propheten und der gnomischen Poesie des Buches Sirach hat die hebräische Poesie nur zwey Riesensäulen, als Boas und Joakim im hohen Liede und im Buche Hiob aufzuweisen; jenes ein Kranz der sinnigsten Ghaselen, dieses die herrlichste Kaßidet, nur von größerem Umfange als die Moallakat und die anderer großer arabischer Dichter, vor Mohammed oder seiner Zeitgenossen. Lobpreis, Weisheitsspruch und Naturbeschreibung sind die Elemente der hebräischen wie der arabischen Poesie, welche nur lyrisch, didaktisch oder beschreibend, dem Epos und Drama gleich fremd.«

Denn es waren die vereinzelten Völkerstämme Arabiens ohne wahre Nationalreligion, geleitet durch die verschiedensten Interessen, ohne Geschichte, nur verbunden durch den Nationalcharakter, den glühenden, trockenen und erhabenen, gleich der Wüste selbst, das Band nun schuf der Sohn jenes Stammes, dem das Wächteramt an der Kaaba vom berauschten Schließer für einen Schlauch Weines wurde: Mohammed. (Konnte er, beyläufig gesagt, wohl einen triftigeren Grund für das Verbot des Weintrinkens haben, als die Erinnerung an diese Nationalschmach, um so eher, da sie ihm Vortheil brachte.)

Ein solches Nationalband fehlte aber nicht den Persern; eine ungeheure Geschichte hinter sich, die durch das Dunkel verworrener unglücklicher Zeiten mythisch hereindämmerte, trugen sie alte und neue Zeit zusammen, altpersische Mythe und Geschichte, indisches Wissen und Bildung verschmolzen merkwürdig mit einander, und entwickelten die zweyte wesentliche Form des poetischen, das Epos, zur höchsten Stufe.

Die Einleitung fährt daher unmittelbar weiter fort:

»Nicht so die persische, in welcher sich schon vor dem Islam das Epos in allen seinen Zweigen, sowohl in dem Thier-Epos (die Apologe Bidpai's), als in dem romantischen (Wamik und Asra, das schon unter den Sasaniden in Pehlewi gedichtet war), als in dem heroischen (das Bastanname, wenn gleich in Prosa) reich entfaltete; die persische, in welcher der schönste Mythos der Minne, der der Liebe der Rose und Nachtigall, als hundertblättrige Rose aufblühte, als tausendstimmige Nachtigall aufscholl, die persische, in welcher die Mährchen wucherten, wi-

der welche Mohammed sein Volk im Koran gewarnt; es ist also ein großer Irrthum, zu sagen (wie Rosenkranz nach Goethe), daß der Koran das geistige Prinzip der modernen orientalischen (vorderasiatischen) Poesie enthalte, daß die Poesie von den Arabern ausgegangen, und die der Perser erst durch diese angeregt worden, während umgekehrt die persische Poesie bey weitem die reichste, blühendste, üppigste, die Schatzkammer der Stoffe, aus welcher die Araber, als sie an der Kultur der Besiegten die ihrige ausbildeten, geschöpft.«

Und sofort gilt dieß auch wieder, ja noch mehr, von den Türken; abermals entstand aus, ja eigentlich auf der vorhandenen Kultur eine neue, und die früher genannten Elemente finden sich bey ihnen in ihrer größten Breite, wenn auch nicht in ihrer größten Tiefe entwickelt; Land und Leute, Wissenschaft und Kunst wurden erobert, und so beginnt ihre poetische Literatur eigentlich von rückwärts mit dem mystischen Epos (der Flammenpyramide orientalischer Kunst aus den drey Strahlen: Poesie, Religion und Philosophie), wird dann lyrisch, und verliert sich endlich in den Sand der Chronogramme; denn als die Zeit keine Dichter mehr machte, machte man bloß Zeitgedichte, jedes gleichsam ein Leichenstein der gestorbenen Poesie mit der Jahreszahl ihres wiederholten Begräbnisses.

Das hier Gesagte gilt hauptsächlich von dem einen Hauptstamme türkischer Nation, dem osmanischen, auch west- oder neutürkischer genannt, als Gegensatz zum alt- oder osttürkischen, tschagataischen oder uigurischen, dessen Literatur und Poesie eine ganz verschiedene.

Was über den Ursprung jenes Stammes gesagt wird, ist zu wichtig, um nicht mit den Worten des berühmten Verfassers und Entdeckers dieser höchst bedeutenden und oben schon angedeuten Thatsache gegeben zu werden:

»Der älteste Stamm der westlichen Türken ist der vielnamige der Oghusen, Ghusen, Usen, Polowzer (Poluzen), d. i. Feldusen, Turkmanen, Kumanen, Valvi, Walbi, Valani, Qualani, Chwalinen, Chwalisier, d. i. der Falben oder Fahlen, von den Armeniern Berzilier oder Berisilier genannt, die sich selbst Kunen nannten, von den Byzantinern Unen genannt wurden. Unter diesen sechzehn Namen hat dieser Stamm der westlichen Türken Asien von der chinesischen Gränze an bis an die Ufer des Bosporos überschwemmt, und unter ihrem eigenthümlichen, der Kunen oder Kumanen, sich bis in Ungern angesiedelt. Eine bisher gar nicht beachtete Stelle der ältesten türkischen geschichtlichen Urkunden über ihren eigenen Ursprung lehrt uns, daß die Kunen ursprünglich an der chinesischen Gränze saßen,

von wo sie vertrieben, ganz Asien erobernd und herrschend überflutheten. Diese höchst wichtige Kunde erklärt das bisher von großen Sprachforschern wohl aufgestörte, aber selbst von Abel Remusat nicht erklärte Räthsel der Aehnlichkeit türkischer und chinesischer Grammatik, türkischer und chinesischer Sitte. Hager hat zwar die Aehnlichkeiten des Türkischen und Chinesischen schon berührt, über den chinesischen Ursprung der Charaktere des türkischen, mit Recht chinesisch genannten Schattenspiels sind einige Winke gegeben worden, und Abel Remusat hat den weit regelmäßigeren Bau, welchen das Westtürkische vor dem Osttürkischen voraus hat, angestaunt, ohne die Ursache davon in der durch die Auswanderung von der chinesischen Gränze her historisch begründeten Einwirkung der Chinesen auf die Sprache ihrer Gränzwächter nachzuweisen. Die ältesten Denkmale der Sprache der Westtürken tragen schon das Gepräge dieser größeren, durch chinesischen Verkehr bewirkten Ausbildung in sich, wovon in der Sprache der Osttürken, welche im Uighurischen doch eine eigene Literatur hatten, nicht anzutreffen ist. Diese aus der grauesten Zeit asiatischer Völkerwanderung sich herschreibende Verbindung der Ghusen oder Kunen mit den Chinesen, denen sie als Gränzwächter steuerpflichtig dienten, bildet die Kette, wodurch sich die beyden äußersten Enden Asiens in den Chinesen und Osmanen berühren, so daß die obige Reihenfolge der Chinesen, Inder, Altperser, Hebräer, Araber, Neuperser und Türken (wie schon oben gesagt worden) eine organisch gegliederte, indem der Uebergang und die nächste Verwandtschaft der einzelnen und durch das oben Gesagte die Berührung der beyden äußersten Punkte in die Augen springt.«

Diesen, von Chinas Gränzen her wandernden Stämmen sangen ihre Sänger: Usen, die Weisheitsprüche ihrer Väter, das Buch des Oghas, derbe realistische Sprüche eines Wandervolkes.

Als sie das seldschukische Reich in Kleinasien gründeten, ließen sie uns zwey Denkmale, ein paarhundert Distichen und ein Werk über die Falkenjagd.

Das osmanische Reich endlich, auf den Trümmern des seldschukischen sich erhebend, tritt fast plötzlich mit einer fertigen Literatur auf, und Aaschik Pascha eröffnet den mystischen Reigen der osmanischen Poesie mit einem mystischen Epos, gleich allen späteren, Nachahmung des Persischen, und das älteste Sprachdenkmal der eigentlichen Osmanen (älter selbst als das seldschukische, und ganz gleich ihm in der Sprache). Nun sprossen, wie nach einem üppigen tropischen Regen, aus dem osmanischen Boden, aus persischem und arabischem Samen die üppigsten

poetischen Blüthen und zahllos Unkraut, vom Anfange des vierzehnten Jahrhunderts bis zum Anfange des gänzlichen Verfalles, dem Frieden von Keinartsche und der Einwirkung Rußlands, — über zweytausend Dichter; vom Sultan bis zum Lastträger ist kein Stand, der nicht seinen Repräsentanten zum großen poetischen Convente sendete. Aber nicht die eigentliche Poesie ist es, sondern vielmehr die Poetik, die Stylistik der Poesie, wenn man so sagen darf, die diesen Gesammtkörper charakterisirt, denn die poetische Form wurde gleichsam zum offiziellen Kanzleystyle im Diwan der Musen.

Und mit dieser Osmanenzeit haben wir nun genau den eigentlichen Gegenstand des vorliegenden enormen Werkes angegeben, das allein ein Leben zur Vollendung zu erfordern scheint; denn welche Mühe, Zeit und welcher Aufwand ward nur allein für die Auffindung der Quellen erforderlich, von denen die meisten vorher unbekannt, die wenigsten im Besitze von Bibliotheken waren. Und dennoch ist dies Werk nur Eines aus der hier abermals bedeutend erscheinenden Neunzahl, mit welcher seit zweymal drey Jahren ungefähr (und so lange ist auch des Verfassers in diesen Blättern nicht erwähnt worden) die gelehrte Welt des berühmten Orientalisten Thätigkeit beschenkte. Mit ihm würdig den Reigen eröffnend, indem wir die übrigen chronologisch sofort nachfolgen lassen werden, haben wir begonnen, und gehen zum eigentlichen Inhalt desselben über, wobey wir noch bemerken, daß, da die osmanische Literatur in sämmtlichen Zweigen überreich, dieß auch die Literatur der Literatur ist. Es sind nicht weniger als zehn Werke über Dichterbiographien und drey große Blüthenlesen, dann sieben und zwanzig andere biographische und Geschichtswerke, welche zusammen die oben erwähnten Quellen für die Ausarbeitung des vorliegenden Riesenwerkes geliefert haben.

Ein breiter melodischer Strom wallt die osmanische Poesie, doch wie jene Ströme nicht, die aus heitern Höhen in freundlichen Quellen zu Tage eilen; es wölbt, einem höheren Dome gleich, sich in heiliger, mystischer Nacht, über die melodisch brausende Fluth, die also gleich mit vollem Schwalle sich ergießt. Ist's ein Grabmal, ist's ein Felsendom, aus dem sie hervorstürzt? Auf den Wogen tanzt in geheimnißvollem Wiederschein das Siebengestirn, und die Strahlen Anahid's zittern wie einer Lyra Saiten. Tönt der mystischen Trommel leises, fernes Wirbeln? Ist es das Wirbeln der Nachtigall? Haucht die Derwischflöte süße Töne, ist's der glühenden Rose Hauch? Wankende Cypressen rauschen im Kreise rings, oder ist's ein mystischer Reigen, sich

drehend auf dem dunklen Dom? Gleich Sternen glänzt daran der Name Dschelaleddin, und feyerlich durch die Stille tönt es Bakra baku. — Nun aber rauscht im hellen Sonnenlichte der Strom hervor, die üppigste Wildniß blühet rings umher, Lustschiffe gleiten prachtvoll mit osmanischer Flagge, Persiens und Arabiens Liebespaare tragend, und wie süße Mährchen klingt der goldenen Ruder rhythmischer Schlag, hell glüht die Rose und der Sprosser jubelt laut; hier am Ufer rankt die Rebe, schwankend hin und her, sich an; mit ihren Blätterfingern birgt sie den verbotenen Saft; vor Hafisens Grabmal beugt sie wankend ihr schweres Traubenhaupt, und hoch oben tanzt in der Luft weintriefend der Betteppich als rothe Flagge der Lust; dort am andern aber wankt, selbst einem Theriaki ähnlich, auf fahlem, dünnen Stengel des Mohnes turbangleiches dickes Haupt; wüste Gestalten füllen Schatten gleich die Luft, schamloses Gelächter tönt zu frechen Tänzen rings umher. Es wird der Strom nun breiter, die Ufer flach und öde rings umher. Aus dürrem Sande wachsen dürre Zahlen nur empor, und im trockenen Saatfeld einer neuen Kultur wirbeln Champagnerkorke statt der Lerchen in die Luft, und statt der Rosen wiegen rothe Mützen sich.

So wandelbar wandelt vor unserem Blicke das Bild der osmanischen Poesie, und aus dem tausendstimmigen Gesange möge einiges Wenige hier anklingen, wie des Uebersetzers Meisterhand es gab, zur Charakteristik der sieben Zeiträume, welche die Geschichte der osmanischen Dichtkunst umfaßt. In der ersten Periode stimmte vor Allen, wie schon früher erwähnt, Aaschik Pascha seinen mystischen Gesang an. In den zehn Büchern dieses ältesten, höchst seltenen Werkes ist stets die Zahl des Buches ein heiliges Natursymbol. So im ersten die Einheit; im zehnten kehrt die Jahrzahl gegen Ende zur Einheit wieder zurück, und endet:

Alle Welten sind ein Zeichen
Von geheimnißvollen Reichen,
Die kein Auge je gesehen,
Die kein Herz je kann verstehen,
Die kein Ohr je hat vernommen,
Die in keinen Sinn gekommen,
Die Gedanken nicht erreichet,
Deren Namen keinem gleichet;
Dieses ist das Reich der Einheit,
Das entsprang aus seiner Reinheit.

Die Poetik der Zahlen tritt in Ssalaheddin als ein Kalendergedicht auf. »Außer den zerstreuten Philosophemen der Lichtlehre der Ssofi enthält das ganze weite Reich türkischer Poesie für den wissenschaftlichen Forscher nichts merkwürdigeres

als dieses Kalendergedicht, in welchem das ganze vorderasiatische Kalenderwesen systematisch durchgeführt ist.« Der Verfasser dieser literarischen Seltenheit war Arzt. So steht die Zahl an der Quelle osmanischer Poesie, auf eine bedeutungsvolle Weise an ein ähnliches, doch unpoetisches Ende erinnernd.

Zur höchsten Weite des Begriffes, wenn auch nicht zu bedeutender Höhe künstlerischer Vollendung, steigt das Epos als romantisches in seinem ersten Dichter Ahmedi, dessen Iskendername (Alexanderbuch) von grandiosester Conception zeigt; es ist »ein Pantheon der Poesie, welches nicht nur die Geschichte Alexanders, sondern die des ganzen Morgenlandes vor und nach Alexander, mit Rückblick bis zum ersten Könige Persiens, mit Vorblick bis zur Zeit des Verfassers, die ganze Philosophie und Theologie des Islams in großartigen Umrissen nicht ohne dichterische Farbe enthält.«

Im Eingange singt der Dichter begeistert sein eigenes Lob, seine Glut, seinen Schmerz:

Es rührt das Herz der Schmerzbegabten Stöhnen,
Wer duften will, muß sich an Glut gewöhnen:
Nur weil sie brennet, rührt der Flöte Schall,
Glaub' nicht, ihr Seufzen sey nur luftiger Hall.
Es kömmt mein Wort aus Innerstem der Seele,
Indem wie Rauchfaß ich verhauch' die Seele.

Sodann aber:

O schmäh mich nicht, daß ich mich selber lobe,
Ich preise nur das Wort in meinem Lobe.
Es liegt der Menschen Unterschied im Worte,
Das Wort ist Schmuck der beyden Weltenhorte,
Das Wort ist Stamm, die Dinge sind nur Ast;
Von Adel ist, wer diesen Stamm umfaßt.

Der hohe Geist und die mystische Stimmung des Dichters, mit der glänzendsten Phantasie im Bunde, gestaltet dann ein überschwänglich reiches und abenteuerliches Leben seines Helden; das Gedicht endet mit seinem Tode und dem klagenden Nachrufe von funfzehn Weisen. — Die Kühnheit des Mannes steht der des Dichters zur Seite; denn als Timur der Welteroberer ihn fragte: Wie hoch schätzest du mich wohl? »Achtzig Aspern,« war die Antwort. Wie so, Ahmedi? sagte Timur, es ist ja die Badschürze allein achtzig Aspern werth. »Das ist's eben,« sagte Ahmedi, »was ich geschätzt, denn außer derselben bist du nicht zwey Pfennige werth.«

Ein Schüler des Genannten war Scheichi, seine Schirin ist durch die Bearbeitung Hammer-Purgstall's weltbekannt geworden.

»Scheichi sang Chosrew und Schirin zu Brusa, auf den Höhen des Olympos, unter dem Gesäusel von Pinien, das in seiner Dichtung weht, unter dem Gemurmel der reinen Bergwasser, das in seinen klaren Reimen wiederhallt.« — »Die Liebe Schirin's mit Chosrew und Ferhad ist die zärtlichste und schönste der dichterischen Sagen persischer Romantik, in dessen Behandlung sowohl durch Nisami als durch Scheichi, den süßesten, saftigsten Pfirsich eoischen Fruchthains, der mystische Anhauch als Flaum deckt.«

Scheichi war Augenarzt, und litt selbst an kranken Augen. »Ein Augenkranker, welcher von ihm um einen Asper Augensalbe gekauft, begehrte noch um einen Asper, und machte dann damit dem Augendoctor selbst ein Geschenk, seine eigenen triefenden Augen zu heilen.«

»Der große Scheich Ak Schemseddin, Mohammed's II. Gefährte bey der Eroberung Constantinopels, und Auffinder des Grabes Ejub's, des Fahnenträgers des Propheten, sann eines Tages, in tiefe Betrachtung versenkt, immer vor sich hin: »Ey Kermian! Ey Kermian!« Die Jünger fragten, was das bedeute, und er sagte, daß ihm die Bewunderung des folgenden Verses des großen Dichters aus Kermian diesen Ausruf der Bewunderung abgedrungen, den er bey sich wiederholte:

Wie kann Vernunft je von den Karawanen
Der Allmacht Gottes wahre Kund' erlangen,
Kaum kann zu ihrem Ohr auf ihren Bahnen
Der Karawanenglocke Schall gelangen.«

Es gruppiren sich um die Genannten verschiedene Lyriker. Durch die erhabene Innerlichkeit seiner Worte und seines Charakters vor Allen gewaltig ist Seidi Nesimi; seine kühnen Gedanken und seine Lehre, daß sich die von der Liebe Gottes durchdrungene Seele mit demselben wie der Regen mit dem Meere vermische, kostete ihm das Leben:

Mit Liebchen würde sich die Seele mischen,
Wenn nicht des Körpers Schleyer wär' dazwischen.
Der Schah, den weder Zeit noch Raum beenget,
Hat sein Gezelt in Wüsten aufgehänget.

»Der fanatische Mufti, welcher das Todesurtheil gesprochen, und der Vollziehung desselben beywohnte, wickelte sich die Hände ein, damit ihn ja kein Tropfen Blut anspritze, weil, sagte er, jedes von dem Blute solch eines Freygeistes bespritzte Glied nothwendig abgeschnitten werden müßte. Trotz der Vorsicht des Mufti ward sein nicht genug eingewickelter Mittelfinger mit einem Blutstropfen seines Schlachtopfers bespritzt, den er sich abzuwischen begnügte. Einer der gegenwärtigen Sofi sagte ihm:

»Nach eurem Fetwa müßt ihr euch den Finger haben abschneiden lassen.« »Das war nur sinnbildlich gesprochen,« sagte der Mufti, »nach dem Gesetze ist dieß nicht erforderlich.« Der unglückliche Mesimi hatte noch Geist und Kraft genug, mit halbgeschundener Haut aus dem Stegreife den Vers herzusagen:

Einen Finger soll Strenggläub'ger geben,
Sieh, er kehrt das Wort um, das er spricht;
Schaut den Liebenden, den Armen,
Der geschunden, weinet nicht.«

Es erstreckt sich diese Periode von der Regierung Urchans bis zur Eroberung Constantinopels.

Die Dichtkunst schwang sich zugleich mit dem Reiche empor, und der zweyte Zeitraum geht von der genannten Eroberung bis zu Suleiman dem Gesetzgeber.

Vielfacher wird die Anzahl der Epiker und Lyriker nun. Vor Allen nennt die zweyte Periode Sultan Mohammed II, den Eroberer Constantinopels selbst, den Freund aller Dichter und Gelehrten, mit dem Dichternamen Auni. Unter den angeführten Ghaselen trefflich ist folgendes, mit gewaltigen Worten beginnende:

Liebesfürst, des Grames Wüste
Ist uns Länderey genug,
Und das Feuer meiner Seufzer
Ist mir Flamm' und Fahn' genug.
Wenn im Nest der Liebesschmerzen
Herzensfalke hemmt den Flug,
Lasse los den Lockenfalken,
Der für deine Jagd genug.
Durch die Wimpern sind die Herzen
Wie am jüngsten Tag zerstreut,
Sie zu sammeln zum Gerichte
Ist des Haares Band genug.
Willst du beyde Welten sehen,
Abgespiegelt in dem Krug,
Ist als Alexanders Spiegel
Und Dschem's Becher er genug;
Wenn dein Leib durch Liebesflammen,
Auni, ward zum Aschenkrug,
Ist zu bergen Liebesfeuer,
Asche in demselben g'nug.

Jusuf und Suleicha besang vor allen osmanischen Dichtern am »tadellosesten und geschmackvollsten« Hamdi, ein rascher, unzufriedener, aber auch unglücklicher Mann; er hatte sein Gedicht »schon S. Majestät II« gewidmet, als er, weil die Aufnahme seiner Erwartung nicht entsprach, den freyen Muth hatte, die Zueignung wieder auszustreichen. Bey seinem Leben wenig

geachtet und noch weniger belohnt, verkaufte er die Exemplare Jusuf's und Suleicha's von seiner eigenen Schrift.«

In seinem »Leila und Medschnun« klagt er über die wenige Aufmunterung seiner Zeit:

Wenn jetzt Verdienst sich zeigt der Welt,
Sind's Perlen, ausgestreut in Wüsten;
Wenn Nisami jetzt Fünfer sänge,
Gäb' Niemand einen Deut dafür,
Und Niemand gäbe einen Heller
Jetzt für das Schahname Firdewsi's;
Es ist Gewohnheit schon in Rum,
Hintanzusetzen Dichterruhm;
Der Werth des Wissens ist entflogen,
Der Kenntniß Rolle aufgerollt,
Wie viel Talente Einer hat,
Wird durch dieselben er nicht satt,
Ein Jeder suchet nur das Geld,
Und Wissenschaft dem Staub gleich hält.«

Glaubt man nicht einen Dichter unserer Tage zu hören? Und aus seiner gereimten Physiognomik klingt es mißwollend und menschenfeindlich:

Die rothe Färb' zeigt Blut und Eile,
Die braune reife Urtheilskraft;
Wer kleine Ohren hat, wie Katzen,
Versteht sich trefflich auf das Mausen;
Der Schielende ist ein Tyrann,
Der dir abläugnet, was du sagst;
Aus einem schiefen, krummen Mund
Wird dir die Wahrheit nimmer kund.
Ein langer Bart ist allzumal
Bey Männern wahrer Eselsstall.
Nicht leicht es sich mit jenem spricht,
Deß Bart ist wohlgenährt und dicht.
Die guten Zeichen sind verschwunden,
Es werden böse nur gefunden,
Und wer sich auch als Jusuf zeigt,
Deßhalb sich doch zum Bösen neigt.

Eine psychologische Merkwürdigkeit ist Sultan Selim, unter den Sultanen-Poeten der größte von allen, ein Wütherich und Mystiker. Vor allen merkwürdig ist aus dem Gedichte an Gott:

Du, den der Schleyer der Nacht verhüllet, als Fahne der Einheit,
Niemand ist Dir gleich in dem alleinzigen Reich.

Du bist im Schleyer verhüllt, Dein Licht strahlt über die Welten,
Offen ist Dein Gesicht, wenn gleich verborgen der Reiz.

Ohne Deinen Befehl kann keiner der Sclaven befehlen,
Nur auf Deinen Befehl thue ich, was Du befiehlst.

Eine Hand voll Staub ist alles menschliche Daseyn,
 Eine Hand voll Staub's, welchen verstreute die Huld.

Dein Befehl erging aus dem Lande des ewigen Nichtseyns,
 Und den Tag, die Nacht sandtest als Boten Du uns.

Liebende harren Dein wohl hundert, wie Moses am Berge,
 Stummer Zunge, verwirrt und mit Gebrechen befleckt.

Wer begeist'rungsvoll sich füget Deinem Gebote,
 Thut auf Tugend Verzicht und auf die Herrschaft des Reichs.

Ahmedpascha und Nedschali glänzen als bedeutendste Lyriker dieses Zeitraumes; eines von des letzteren berühmt gewordenen Dreyghaselen endet:

Aus Gram, daß deinen Mund der Becher küßt,
 Sich drehend, drehend,
Ist Braten worden an der Glut mein Herz,
 Sich drehend, drehend,
Was ist zu thun, als mich zum Ring zu krümmen,
 Und flehend, flehend,
Als Gürtel mich um meinen Leib zu schlingen,
 Mich drehend, drehend,
Da meine Augen nur der Compaß sind,
 Erspähend, spähend,
Was Wunder, daß sie stets nach deiner Thür
 Sich drehen drehend.

Wir wollen noch bloß aus dem reichen poetischen Kranze dieses Zeitraumes einiges Wenige berühren. Berühmt ist Hariri's Distichon:

Himmel, der du krumm stets meinen Wünschen entgegen,
 Was nun jetzt, wo ich wünsch', nimmer erhöret zu seyn?

Witzig das von Haider-Tschelebi:

Haider, wenn du bist gescheut,
Laß dich doch das Glas nicht reuen,
Weil dich sonsten, was dich reut,
Daß es dich gereut, wird reuen.«

Derb und köstlich übersetzt ist Hamdi's II:

Trunk'ner, halte dich nicht an
An des Mönches Talisman,
Denn es hat, trotz schwarzem Glanz,
Scorpion das Gift im Schwanz.

Die zwey berühmten Dichterinnen Seineb und Mihri, erste von freyem Wandel, die zweyte von hoher Tugend, bloß namentlich anführend, erwähnen wir zum Schlusse nur noch Firdewsi's; er ward der Lange genannt, zum Unterschiede des großen persischen Namensbruders, »ein Beyname, den er sowohl seiner langen Statur, als der unglaublichen Länge seines Suleiman-

name, d. i. das Buch Salomon's, danken mag. Dieses schrieb er auf Befehl Bajesid's II, und spann den Roman auf nicht weniger als 360 Bände aus; als er denselben dem Sultan darbrachte, wählte dieser achtzig oder neunzig Bände aus, und ließ die übrigen verbrennen. Diese 360 Bände enthielten 1836 Erzählungen, 720 Hymnen der Einheit Gottes und Kaßideten. Unzufrieden mit des Sultans Autodafé, rächte sich der lange Firdewsi an Bajesid, wie der große an Mahmud dem Ghasnewiden, durch satyrische Verse, und ging dann nach Persien. Aus diesem Suleimanname sind fünf Bände im Rosenöhl ausgezogen worden, jenem Buche, das fürwahr die duftende Quintessenz des Sagenrosenbeetes des Orients ist.

In dem dritten Zeitraume, unter des großen Suleiman's des Gesetzgebers Regierung, entfaltet der Flor der osmanischen Poesie sich zur höchsten Höhe, das Epos wie die Lyrik in ihren lieblichsten, reichsten und glühendsten Gestaltungen. Um Lamii, Fasli und Baki reihen sich über funfzig wahre, ächte Dichter, nicht weniger aber als fünfhundert werden aufgezählt, und Ali Wasi, der unsterbliche Verfasser des Humajunname, hat zu derselben Zeit das unübertroffene Meisterstück der farbigsten und glänzendsten Prosa geliefert.

Den Reigen beginnt Sultan Suleiman selbst, groß als Herrscher und nicht klein als Dichter; sein Dichtername war Muhibbi. Wie schön und groß klingt das Distichon eines Sultans:

Es bleibt die Welt zuletzt Niemandem unterthan,
Muhibbi bild' dir ein, du seyest Suleiman.

Mehr als ein Drittheil des zweyten Bandes, der den dritten Zeitraum enthält, umfaßt die Auseinandersetzung der Werke Lamii's (und fürwahr, dafür allein schon müßte unserm Verfasser der nie endende Dank aller Poeten und der ganzen poetisch gesinnten Welt werden). Einen deutlichen Begriff von dem wundervollen Epos Wamik und Asra, dem herrlichen von Weise und Ramin und der mystischen Männerliebe von Absal und Selman kann nur das Nachlesen in unserm Werke selbst geben. — Lamii ist aus allen uns bekannten morgenländischen Dichtern der einzige, welcher sieben romantische Gedichte hinterlassen; sie umfassen, die zwey berühmtesten: Jusuf und Suleicha und Leila und Medschnum, ausgenommen, den Cyklus der vorzüglichsten Stoffe der romantischen Dichter des Morgenlandes, nämlich: 1) Die Liebe Ferhad's und Schirin's, unter dem Titel Ferhadname; 2) Heft Peiker, d. i. die sieben Schönheiten, nach Dschami's bekanntem romantischen Gedichte dieses Titels; 3) Kui u Tschewgan, d. i. der Ballen und der Schlägel;

4) Schemi u Perwane, d. i. die Kerze und der Schmetterling — und die genannten drey.

Da wir den großen Dichter Fasli später besonders zu besprechen haben, und dessen Epos von der Rose und Nachtigall in Conception und Configuration an Lamii's Kerze und Schmetterling sich anreiht, obgleich es diese an Lieblichkeit weit übertrifft; so mag hier der Inhalt des letzteren Gedichts mit den Worten unseres Verfassers eine nähere Erkenntniß der Eigenthümlichkeiten dieser Art Poesie einleiten.

»Kerze stellt in eitler Nacht eine Gesellschaft an, bey welcher alle ihre Vertrauten und guten Freunde erscheinen, darunter die Flasche und der Becher, welche mitsammen in Streit gerathen, indem jene diesem bittere Worte zuwirft. Der Becher seinerseits gibt ihr stolze Reden zurück, und der Streit wird nur durch den Mittler Wein versöhnt, welcher zwischen beyden den Frieden schließt, so daß die Flasche dem Becher Entschuldigung macht, und sie die besten Freunde werden. Die Kerze feyert ein Tulpenfest, es wird der Frühling beschrieben, und ein als unvergleichlich überschriebenes Ghasel eingemischt; hierüber verliert die Kerze alle Haltung. — — —

»Nun erscheint der liebessehnsüchtige Schmetterling beym Feste, der sich beym ersten Anblicke der Kerze sterblich in sie verliebt. — — — — —

»Einer der beyden Diener der Kerze, nämlich Ambra der Vorhanghalter, d. i. der Kämmerer, schilt den Schmetterling aus, der deßhalb sich flehend an die Kerze wendet; diese schlägt auf einen Augenblick den Vorhang oder Schleyer der Leuchte zurück, und zeigt sich in voller Schönheit. Es wird Morgen; die Kerze zieht sich aus dem Rosenhaine zurück, und der Gärtner Ostwind kommt, dieselbe zu warten. — — — — Der Gärtner Ostwind stattet über diesen Zustand des Rosenhaines dem Sultane Frühling Bericht ab, und dieser befiehlt den Emir Wetterstrahl, als Vollzieher seiner Zorngebote, zu holen. Es geht nicht Ostwind der Gärtner, sondern Sturmwind der grobe Thorwärter, den Wetterstrahl zu holen. Dieser war eben auf der Jagd tief ins Gebirge gegangen, wo er lustwandelte. Sobald er den Befehl des Schahs vernommen, steckt er Roßschweif und die rothe Fahne des Blitzes aus, und verfügt sich in den Hain, denselben für die vorgefallene Unordnung des nächtlichen Gelages zu strafen. Schmetterling, der dieses vernimmt, fleht in seiner Angst zu Gott dem Herrn, das Donnerwetter zieht vorüber, und Kerze stellt ein neues Gelage an, zu welchem Vorhanghalter Ambra den Schmetterling aufzusuchen geht. Ein abgesungenes Ghasel erhöht die Lust des Festes, zu welchem sich Kerze

in vollem Schmucke aufputzt. Ambra schickt seinen Collegen Moschus, den Schmetterling zu suchen, der ihn in einem gefährlichen Passe findet; der kalte Kampher empfängt den heißen Schmetterling ungemein kalt. Diesem Streite zwischen Ambra und Moschus macht die Ankunft eines lichten Greises, eines mystischen Geisterrathes und Leiters auf dem Wege der Vollkommenheit ein Ende. — — —

»Schmetterling fleht nun zum Scheich Licht Gottes (Nurallah), welcher den kalten Kampher zu sich ladet, und diesem die Geheimnisse der verborgenen, mystischen Liebe erklärt. Schmetterling seufzt und klagt über Trennung; endlich stellt Kampher auf Befehl seiner Herrin, der Kerze, wieder ein nächtliches Fest an, bey welchem ihr und allen geladenen Mondgesichtern ganz warm wird. Nun folgt ein Wettstreit des Leuchters und des Rauchfasses im selben Geschmacke, wie der oben gegebene des Kamphers und der Ambra. Der Kampher, welchen der Scheich Licht Gottes für die geistige Liebe gewonnen, trägt der Kerze die des armen Schmetterling vor, und kündet diesem, daß ihm Kerze den Genuß des Anschauens von Angesicht zu Angesicht gewähren wolle; Kampher führt den Schmetterling bey dem Feste der Kerze ein, sobald er aber dieselbe erblickt, gibt er den Geist auf, worüber die Kerze tief schwermüthig große Thränen weint, bis sie am Morgen, ganz erschöpft, ebenfalls den Geist aufgibt.«

Lamii's Lieblichkeit ist nicht minder groß in seinen Ghaselen, an denen er nicht weniger fruchtbar ist.

Herz, bist nicht närrisch verliebt in den Schönen,
Bist du es nicht?
Bist nicht geschmähet, beschimpfet von allen,
Bist du es nicht?
Sage, o Seele, wie wäre das Herz mir
Enge denn nicht?
Bist du nicht Götze voll lieblicher Reize,
Bist du es nicht?
Zaub're die Schönen zur strahlenden Fahne von
Deinem Gesicht,
Bist du nicht höher als alle die anderen,
Bist du es nicht?
Bin ich Medschnun nicht gefesselt in Banden,
Bin ich es nicht?
Bist du nicht Leila, die thronet in Schönheit,
Bist du es nicht?
Herz! Daß der Staub an den Saum des Geliebten
Lege sich nicht!
Bist du nicht Träger des Wassers durch Thränen,
Bist du es nicht?
Ihm zu entsagen, o gleißender Frommer!
Rathe mir nicht.

Bist du verliebt nicht in Güter der Erde,
Bist du es nicht?
Lamii! Lasse die Erde den Hunden,
Kränke dich nicht.
Wurdest du nicht als das Weltmeer gegeben?
Bist du es nicht?

Nimm dich in Acht vor der Thränen, o nimm dich in Acht!
Blutige Ströme sind selbe, o nimm dich in Acht!
Hab' ich mich gleich zu dem Staube des Weges gemacht,
Brennet das Herz doch als Feuer, o nimm dich in Acht!
Tödte mich nicht! Aus dem Blute der Rächer erwacht,
Und er beruhigt sich nimmer, o nimm dich in Acht!
Seufzer sind Drachen, die sprühen das Feuer mit Macht,
Heben empor sich zum Himmel, o nimm dich in Acht!
Ehe, o Herz, dir die Lippen den Teriak gebracht,
Haben dich Schlangen vergiftet, o nimm dich in Acht!
Lamii, da du nur einzig auf Lieder bedacht,
Denke nicht weiter an Rettung, nimm dich in Acht!

Einer der merkwürdigsten Männer dieses Zeitraumes war Ghasali, Deli Burader, der närrische Bruder, genannt, der witzigste Kopf und ausgelassenste Dichter, der fröhlichste Gesellschafter, Meister aller Künste, schrieb eine schöne Hand, trieb Musik, verstand die Arzneykunde, baute eine Moschee, hielt ein liederliches Badhaus, verkaufte Essig und sott Früchte ein, war unerschöpflich an Räthseln und scandalösen Anecdoten. Als er eines Tages mitten im Kreise seiner Freunde war, schloß er die Augen auf eine kurze Zeit, dankte Gott, als er sie öffnete, daß er so eben sein Leben bereut, und schloß dieselben dann auf immer. Er liegt zu Mekka im Vorhofe seiner Moschee begraben. Seine Ghasele sind wenig geschätzt, aber desto mehr seine scherzhaften (sotadischen) Gedichte, in denen er mit Obeid Sakani, dem persischen Dichter, wetteifert. — — — —

Als Vertrauter Sultans Korkud nahm Deli Burader sich, eines Tages betrunken, solche Freyheiten heraus, daß Korkud einem seiner Kämmerer die Hinrichtung des Dichterwitzboldes befahl. »Freund,« sagte Deli Burader zu diesem, als er im Begriffe war, seinen Auftrag zu vollziehen, »wenn du auf das Wort des betrunkenen Prinzen mir den Kopf abschlägst, wird zum Lohne solchen Gehorsams bald dein eigener Schädel mit Stroh ausgestopft prangen.« Der Kapidschi meinte, der närrische Bruder möge wohl Recht haben, und schonte des Lebens desselben. Als der Prinz nach ausgeschlafenem Rausche um Deli Burader fragte, und vom Kapidschibaschi die Antwort erhielt, daß er aus dem Wege geräumt worden, stürzte er wuthschäumend mit gezücktem Dolche auf den Kämmerer los, der so glück-

lich war, durch den geretteten Kopf des Dichters seinen eigenen gerettet zu haben. — — — —

Auch den großen Dichter Chiali ließ er nicht ungeschoren:

Chiali sagte Verse laut, recht laut;
Ich sagte ihm in's Ohr ganz leise, leise:
Sind die Ghaselen dein gelobt im Kreise?
Wenn ohne Sinn, so sagt er leise, leise.

Eines seiner Ghaselen endet mit:

Des Ghaselensingens ist Ghasali müde,
Doch Gasellen gaben ihm nicht Ruh und Friede.

Reich ist dieser Zeitraum überhaupt an witzigen, geistreichen, ja übermüthigen Dichtern. Des großen Mufti Kemalpaschasade, des berühmten Dichters von Jusuf und Schuleicha, schönes Wort mag hier stehen:

»Als auf dem Marsche durch Karaman sich häufige Wirbelwinde erhoben, fragte ihn der Sultan, was denn wohl daran Ursache seyn möge: »Dieß ist Karaman,« sagte Kemalpaschasade, »wo zu Konia der große Dschelaleddin Rumi ruht; was Wunder, wenn hier, von seinem lichtvollen Staube begeistert, Berg und Thal, Stein und Erde den Reigen der Mewlewi tanzen.«

Tufuli, d. i. der Uebermüthige, singt mit demüthigem Stolze von sich selbst:

Da ich geboren bin zu Kerbela,
So müssen meine Verse Achtung verdienen,
Sie sind nicht Gold, nicht Perlen, nicht Rubinen,
Sie sind nur Staub, doch Staub von Kerbela.

Sein berühmtes Gedicht ist Beng und Bade, d. i. Opium und Wein; sämmtliche berauschende Getränke treten hier als handelnde Personen auf, zuletzt wird dem Ganzen ein mystischer Schlüssel angehängt. Dieß wohl nur den Frommen zur Sühnung, denn daß er sich auf die Trunkenheit verstand, bezeugt ein Ghasel:

So betrunken bin ich, daß ich nicht begreif',
 Was die Welt ist,
Nicht begreife, wer ich bin und wer die Theile,
 Was der Wein ist.
Zwar begehrt' ich von dem Freunde stets Erhörung
 Meines Wunsches,
Wenn mich der Geliebte fragte, wüßt' ich nimmer
 Was der Wunsch ist.
Vielen Liebenden gewährt Genuß schon
 Liebchens Ankunft.
Auf den Liebenden so zu verzichten, sage
 Möglich ob's ist?

Kund'ger ist nicht, wer die Welt kennt, und wer kennt
Was darin ist;
Kund'ger ist, wer sie nicht kennet, und nicht kennet
Was darin ist.

Der Großmeister osmanischer Lyrik aber überhaupt lebte in dieser Periode, Baki, d. i. der Dauerhafte, und sein Ruhm wird dauern, so lange die Sprache dauert, in der er schrieb; er ist zur Genüge bekannt durch die vor funfzehn Jahren erschienene Uebersetzung unsers Verfassers, doch geht hier deutlich hervor, daß damals nur die Hälfte jener herrlichen Gedichte bekannt war; es folgen die Kaßideten wenigstens, alle. Von den Ghaselen bleiben noch dreyhundert über. Ihr glühender Charakter und erhobener Schwung ist bekannt genug, wir wenden uns daher zu einem anderen Dichter, Usri, dessen meisterlich übersetztes Ghasel wir nicht vorenthalten können:

Wange sey Staub an der Schwelle des Wirthes!
Machet die Seelen und Herzen zum Himmel!
Waschet die Kleider des Geist's, die verschlissen,
Trunken — von Sinnen — den Kragen zerrissen!
In den Moscheen ist Platz nicht für Sclaven,
Aber an Schenken, da mögen sie stehen,
Willst du, sind Heere des Grames zerrissen!
Trunken — von Sinnen — den Kragen zerrissen.
Lasset uns trinken, die Gläser umdrehend!
Herzen! (die krank sind, die Heilung erflehend)
Sein wir dieselben zu füllen beflissen!
Trunken — von Sinnen — den Kragen zerrissen!
Reiche die Hand mir, ich falle zu Füßen,
Wollest mit Huldglas das Herz uns versüßen,
Weg mit dem Gram, laßt den Rest uns genießen,
Trunken — von Sinnen — den Kragen zerrissen!
Laßt uns im Winkel der Lieb' uns verirren!
Laßt uns in Schenken als Sultan regieren,
Lachen, wie Rose, wenn Knospe zerrissen.
Trunken — von Sinnen — den Kragen zerrissen!
Baue nicht Herz auf die Kaaba des Himmels,
Viel ist hienieden des Leidengewimmels,
Willst du von Usri was nöthig sey wissen? —
Trunken — von Sinnen — den Kragen zerrissen!

Wir geben für diesen Zeitraum noch die derben Satyren Kjasimi's:

Klausner! wollst uns Mährchen nicht aufbürden,
Wir sind Söhne der Chalifen,
Nicht entsprossen aus den Tiefen,
Sclavenstand ist unter unsren Würden.

Ferner:

Diese Heuchler würden nie
Gott gehorchet haben,
Harrten sie in Eden nicht
Auf Huri und Knaben

Dieses Distichons wegen wurde er eingesperrt. — Dann die leichtsinnigen Verse Mesihi's II.:

Nachtigallen wirbeln wieder,
Flötend, schmetternd süße Lieder,
Halb in Vers und halb in Prose,
Weil unaufgeblüht die Rose;
Frommer mag zur Kaaba wandern,
In die Schenke gehn wir Andern,
Sprichwort dient uns zum Belege,
Jedes Ding geht seine Wege.

Und das baroke Bild Kjeschfi's III.:

Seit der Neumond deine Augenbrauen sah,
Ging die Eifersucht darüber ihm so nah,
Daß er anschwoll von dem Kopfe zu den Sohlen,
Und ein ganzes Monat braucht sich zu erholen.

Wir schließen diese Periode, indem wir eines Mannes erwähnen, dem der Ruhm des Gelehrtesten und Gerechtesten ward. Es ist der größte der Mufti's, Ebusund el Amadi, den Goethe verewigte. Einer der seltensten Männer, ein wahrhaft frommer Gelehrter, ein toleranter Priester, ein gerechter Gesetzlehrer. Wir geben hier das wörtlich angeführte, so berühmt gewordene Fetwa über Hafis: »Die Gedichte Hafisens enthalten viele ausgemachte und unumstößliche Wahrheiten, aber hie und da finden sich auch Kleinigkeiten, die wirklich außer den Gränzen des Gesetzes liegen. Das Sicherste ist, diese Verse wohl von einander zu unterscheiden, Schlangengift nicht für Theriak anzunehmen, sich nur der reinen Wollust guter Handlungen zu überlassen, und vor jener, welche ewige Pein nach sich zieht, zu verwahren. Dieß schrieb der arme Ebusund, dem Gott seine Sünden verzeihen wolle.«

»Durch dieses Fetwa hat sich der größte Mufti des osmanischen Reiches zugleich als der toleranteste Censor bewährt, ein nachahmenswerthes Musterbild für Censoren und Mufti.«

»Heiliger Ebusund, hast's getroffen.«

Ist Ebusund auch als Dichter nicht groß, so fühlt er doch tief und poetisch, wie die Kaßidet auf den Tod eines seiner Söhne beweist:

Komm, gut Geeigenschafteter,
O Engelschöner, komm!
Der Schmerz um dich raubt mir die Kraft,
Sie aufzufrischen komm!
Ich hoffte dir vorauszugeh'n,
Zu lassen dich zurück;
Unmöglich ward was ich gedacht,
Was ich gehofft, o komm!

Durch dich, o Liebster, ward das Reich
Des Leib's erst angebaut,
Nun aber liegt es im Ruin,
Verwüstet bin ich, komm!
Eiskalter Strom der Thränen stürzt
Hinab in's Auge fromm,
O laß uns weinen mit einander,
O laß uns weinen, komm!
Dein Bitten ist vergebens, Herz!
Vergebens all dein Fleh'n,
Da jener Freund zu mir nicht kommt,
Lass' gehen uns, o komm!

Die sechs Sultane des vierten Zeitraumes sind sämmtlich Dichter, die Mufti dichten, die Pascha reimen und die diplomatischen Schreiben werden in Versen abgefaßt. Murad IV. tritt mit seinem Großwesir in einen poetischen Wettstreit, und merkwürdig genug, er besiegt ihn in Wahrheit. — Die bis zur Unverständlichkeit getriebene Mystik dieses Sultans ist nicht ohne Einfluß auf den Gang der ganzen Kunst, und der Verfall naht nun immer mehr und mehr unter denselben Zeichen, unter denen die Blüthe eintrat. Die ersten Dichter liefert in dieser Periode der Derwischorden der Mewlewi. Dichterbiographien entstehen mehrere, die bedeutendste von Nasmi, der selbst als Dichter bedeutend; seine Blüthenlese ist sowohl ihrem Inhalt, als dem Umfange nach die erste und wichtigste aller türkischen poetischen Anthologien, und ist bis jetzt keinem europäischen Orientalisten, selbst nicht dem Namen nach, bekannt gewesen. Nasmi war sehr verliebter Natur und sehr jähe; als er eines Tages in der Moschee predigte, und seinem Geliebten sich ein Nebenbuhler nahte, sprang er von der Kanzel, trieb den Nebenbuhler mit gezogenem Messer hinaus, und predigte dann weiter. — Latifi schrieb ebenfalls Denkwürdigkeiten osmanischer Dichter, doch seine Vorliebe für seine Landsleute läßt ihn diese Dutzendweise als Dichter anführen. Dieß erinnert ein wenig an den Erlanger Musenalmanach.

Wir beginnen mit Sultan Murad III. Zu einem einzigen seiner Ghaselen hat Scheich Omer einen Commentar, neunzehn Quartblätter stark, geschrieben. Es beginnt dieses mystische Ghasel mit den Versen:

Die Welt in meiner Phantasie
Ist Phantasie auf Phantasie;

und endet:

Wie kann ein Anderer verstehen,
Daß ich den Einen, ihn, kann sehen!

Schön sind Alewi's III. Verse:

Des Todes Schwinge windet sich
Um meines Lebens Baum,
Tief liegt die Seel' als Nachtigall
Im Nest des Leib's im Traum.

Wir finden überhaupt in dieser Periode spruchreiche Dichter. So sagt Bakaji III.:

Wer an der Schwelle wacht,
Macht zwar den Stein zum Kissen,
Doch wird er alle Nacht
Mit Hunden schlafen müssen.

Großartiger aber und weltweiser kaum ein anderer als Haleti V:

Du sagst: O wär' ich doch am Weg ein Stein,
Es würde Ruhe mir gegeben seyn!
Du wiss', wenn Unruh' ist Bestimmung dein,
So legt das Loos dich in die Schleuder ein!

Haleti ist überhaupt einer der größten Dichter dieses Zeitraumes, und der Titel eines Dichterkönigs wird ihm nicht abgesprochen. Sein Buch des Schenken enthält die schönen Verse:

Mich hat die Widerwärtigkeit der Welt
Als eine leere Trommel durchgegällt.
Dein Zustand böses Herz mit bösen Trieben
Ist wie der Rauch Geheimniß nicht geblieben;
Hast einen Tag der Ruhe mir gegeben?
Ist jede Woche nicht ein Körperleben?

Mustafa Tschelebi aus Kallipolis mit dem Dichternamen Aali (der Hohe) ist einer der fruchtbarsten Schriftsteller dieser Periode, sowohl Geschichtschreiber als Dichter, besonders aber als ersterer seiner Freymüthigkeit wegen höchst schätzbar. Es drängt sich hier überhaupt der Gedanke an das Berühren beyder Extreme auf. Kaum ist die Freyheit, ja Frechheit des Wortes je weiter getrieben worden als dort, wo die eiserne Hand der Willkür auf Allen lastet. Das fortwährende Bestehen der Gefahr, scheint es, macht gleichgültig gegen dieselbe, und wo überhaupt kein Kopf fest steht auf seinem Halse, hat Niemand erst noch besonders Acht, sich nicht darum zu reden.

Poetischer und naiver hat wohl kaum jemand um sein Amt gebettelt, als unser freymüthiger Aali in folgendem Ghasel:

Daß die Fluth der Huld mich mit Staub beregnet,
Kann es nicht seyn?
Daß ich weinen möge nicht aus Kummer,
Wann Du regierst,
Daß Du mir nach Wunsch ein Amt verleihest,
Kann es nicht seyn?

Daß Du mich den Dichter als Minister
Würdig bedenkst,
Daß Du mein Verdienst belohnend schmückest,
Kann es nicht seyn?
Gott, der Herr, hat in des Korans Versen
Dichter geehrt,
Daß deßgleichen Du sie ehren mögest,
Kann es nicht seyn? u. s. w.

Jene Zügellosigkeit des Wortes hat in Omer Efendi, mit dem Dichternamen Nefii ihren Gipfel erlangt; den Ruhm, einer der größten Satyriker zu seyn, mußte er mit dem Leben bezahlen. Murad IV. las eben seine berühmte Satyre: Die Schicksalspfeile, als der Blitz zu seinen Füßen niederfiel; hierin ein Zeichen des Himmels sehend, zerriß der Sultan die Satyre, und verbannte den Dichter. Doch kam er wieder zu Gnaden, aber eine Satyre wider den Minister brach ihm den Hals. Nefii wurde der Holzstätte des Serails zugeführt; der Henker sagte zu ihm: Komm, Nefii, wir gehen ins Holz, aus dem du Schicksalspfeile schnitzen kannst. — Verfluchter Türke, sagte Nefii, willst du Knüppel auch witzig seyn? Er wurde erwürgt, und ins Meer geworfen.

O weh dem Reiche, wo Gesetzes Mund
Ein Esel, eingefleischt in einen Hund!
O Hülf! Es gehet Osman's Reich zu Grund!
O weh! durch einen unglücksschwangern Hund!
O wehe! daß des Großwesires Bund
Sitzt auf dem Kopf von einem solchen Hund!

Wir wollen nun eines Dichters erwähnen, der von den gleichzeitigen Dichterbiographen gänzlich mit Stillschweigen übergangen wird. Ein Beweis für den noch ungeheuren Ueberfluß dieser Periode an poetischen Werken. Sein großes Gedicht Chorschid und Chawer ist durch und durch poetisch; das Geschick des Liebespaares selbst (Sonne und Orient) beginnt im Frühling, und mit dem Herbste endet Liebe, Leben und Gedicht. Wir führen zur Probe die Stelle an, wo die wunderbar schöne Chorschid eines Nachts beym Mondenscheine das Grab des aus Liebe zu ihr im Wahnsinne gestorbenen Gärtners findet:

Der Pfau der Sonne flog davon,
Und Raben füllten nun die Welt,
Des Himmels Plan aus Elfenbein
Ward mit Kohol der Nacht geschwärzt.
Ihr Negerangesicht erschien
Im blassen Glanz des Mond's noch schwärzer;
Die Nacht war finster wie der Traum,
Und finsterer als Harz und Pech,
Doch als erschien des Mondes Leuchte,

Da wachte halb der Himmel auf,
Der Mond stieg auf und geht die Ströme
Des Lichts wie Lebenswasser aus,
Da brannte hell der Leitung Kerze,
Das Aug' des Glückes wachte auf,
Und auf des Goldpallastes Fenster
Sah hellen Aug's Chorschid hinaus.
Ihr Blick durchlief die Mondscheingegend,
Und fiel auf eine Grabesstätte,
Da wandelt ihrer Seele Vogel
Die Lust an, dieses Grab zu sehen;
Zu eng ward ihr des Herzens Knospe,
Sie wollte sehen dieses Grab.
Sogleich verwandelt sich die Schöne,
Perien ähnlich, die Gestalt;
Sie hüllte sich in ein Gewand,
Und schwankte fort wie die Cypressen.
Die Ammen und die Zofen sprachen:
O Edens Vogel, laß den Flug!
Sie aber schwankte sonder Ruhe,
Bis sie an's Grab gekommen war.
Als sie's gesehen, sagte sie:
Es ruhe sanft der hier Entschlaf'ne!
Doch auf dem Grabe steht geschrieben:
Ermordet von Chorschid Banu
Alsbald sie diese Schrift gelesen,
Entfuhr ein heißer Seufzer ihr,
Sie, die wie Cedern eh' geschwankt,
Sie zitterte nun wie die Weide;
Sie fiel auf's Grab wie Mondenschimmer,
Sich mit dem Staube zu vermählen,
Es drückten sich die Brauen ab
Im Staub als Bogen über's Grab.
Das Kleid zerreißet sie wie Knospen,
Verstreut die Haare in den Staub,
Gehüllt in ihre schwarzen Haare,
Ging sie als Klagfrau bey der Bahre;
Es floß der blut'ge Nil der Augen,
Wie die Rubinen Selsebil's;
Sie nahm den Finger in den Mund,
Und biß ihn aus Verwirrung wund,
Sie schlug die Fäuste auf das Knie,
Und biß sich wieder in den Finger;
Sie goß die Thränen auf den Weg,
Der wie vom Regen sich erweichte;
Es schien, als wollte sie den Stein
Durchbohren mit der Augen Wimpern;
Sie weinte und sie klagte so,
Daß Ammen und die Zofen staunten,
Was sie ertrugen, trugen sie,
Dem Haar die Hand entwanden sie,
Umarmen sie und küssen sie,
Und nehmen in die Mitte sie,

Und führen fort sie wie der Wind
Die Ros' in's Rosenbeet geschwind,
Dort trauerte dieß Schönheitslicht,
Mit Klagen trübend ihr Gesicht;
Sie löste ihre Haare auf,
Ließ ihren Schmerzen freyen Lauf,
Es fielen Thränen von den Augen,
Wie Regen auf der Schönheit Frühling.
Sie sprach zum Aug': Verdammte Hexe!
Ich will dich noch ganz blutig färben.
Sie sprach zum Schmeichlerblick: Du bist
Ein Räuber, der das Haus verheeret!
Sie sprach zum Haare: Trinke Thränen!
Zum Munde: Du vergeh' in nichts!
Zu dem Rubin der Lippen sprach sie:
Ihr seyd mir blutige Verräther!
Ihr habet, sagte sie den Locken,
So vieles Unheil angerichtet!
Hilf Himmel mir vom Cederwuchse,
Hilf mir von diesen Rosenwangen,
Hilf wider dieser Augen Hexen,
Hilf wider Blickeszaubereyen!
O sehet mich, mit solcher Schönheit
Vergoß ich dieses Jünglings Blut!
Beging ich solche große Sünde,
O Gott! wohin kam es mit mir! u. s. w.

Noch führen wir zwey wahrhaft poetische Bilder an, jenes Chosrewi's des Närrischen, schön auch für occidentalischen Geschmack:

Das Rosenbeet ist die Moschee,
Cypressen sind die Minarete,
Die Nachtigallen in der Höh',
Die rufen Gläub'ge zum Gebete.

und das ächt orientalische Hadri's III.:

Der Frühlingssultan übt das Recht der Majestät,
Die Rose münzt und Nachtigall sagt das Gebet.

Wenn dieser Zeitraum mit dem Sultan, dem berühmten Mystiker, begann, enden wir ihn mit dem gänzlich obscuren Derwisch Baba Kaigusis, dessen Lebensumstände gänzlich unbekannt, und dessen Buch der Abdale, rein mystischen Inhaltes, als ein Lehrgedicht der Ssofi wahrhaft beachtenswerth:

Der Körper ist die Welt, ich bin die Seele,
Ich bin der Welten Seel' und Seel' der Seele;
Für einen Menschen gilt zwar die Gestalt:
Doch ist sie nur ein Gottes-Attribut.
In allen Dingen bin ich Wahrheitsquelle,
Und tose als des Weisheitsmeeres Welle. —
Die Welt ist Muschel und die Perle ich,
Des ganzen Weltenalls Register ich!

Das Nahe und das Ferne ist in mir,
Das Wenig und das Viel ist all' in mir.
Gedankt sey Gott, daß Wahrheit offenbar,
Der Schleyer fiel, die Seele steht nun klar.
In meinem Sonnenstaub' ward Sonn' entdeckt,
In meinem Tropfen ward das Meer versteckt. —
Wer ist es, der da spricht in meinem Ich?
Ich ich die Perle, bin die Muschel ich?
O Herr! bin in dem Leibe ich die Seele?
Bin in dem Schachte ich wohl die Juwele? —
Als Leib nicht war im Seelen Rosenflor,
War ich nicht Sklav', stand ich als Schah empor.
Als Leib nicht war im Seelen-Rosenhain,
Da lachte mir des Rosenbeetes Schein.
Als meine Seel' von Ewigkeit begann,
Da kam auch meine Narrheit auf die Bahn. —
Da ich Geheimniß bin, das fremd der Welt,
Warum hab' ich die Menschenform gewählt? —
Besiehst du es genau, ist alles Wesen
Kein Attribut, nur Alles wahres Wesen.
Ich war's, mein Vorsatz war der Welten Flur,
Und spurenlos ließ ich von mir die Spur! —
O Herr! wo bin ich denn, in welchem Raum,
Was für ein Vorsatz dieß und welch ein Traum? —

Der fünfte Zeitraum, eine sturmbewegte Zeit für das osmanische Reich, umfaßt ein halbes Jahrhundert, von der Regierung Sultan Ibrahim's nämlich bis zum Thronsturze Mohammed's IV. Er ist der unfruchtbarste für die Poesie. Charakteristisch sind für diese Zeit die Janitscharendichter; tief stets eingreifend in das kriegerische und politische Leben der Osmanen, wirkten nun auch die Janitscharen auf die Kunst als Volksdichter; diese sangen theils geistliche, theils Kriegs-, theils Liebeslieder. Hier hat unser Verfasser, so »sonderbar glücklich im Finden,« abermals einen glücklichen Fund gethan: die Entdeckung des Ursprungs von Koxakia (Name der neugriechischen Liebeslieder; es ist nämlich das türkische Korschatsch, welches Umarmung und zugleich ein rein sinnliches Liebeslied bedeutet. Maana aber heißen die zarteren; und dieß ist auch der Name der Blumensprache, keineswegs aber Selam.

Wenn auch die großen Dichter immer seltener werden, so weht doch fortwährend das Panier der Gedankenhöhe über der Schaar der Mystiker, dieser Hauptabtheilung des osmanischen Dichterheeres. Unter dieselbe gehört der Scheich Ssubuhidede. Als er zu Damask war, liebte er, sich in Wäldern und Feldern im Umgang mit Vögeln und andern Thieren zu ergötzen. Die Scheiche der Stadt, welche glaubten, daß es mit ihm nicht ganz richtig, gingen hinaus in die Wüste, waren aber ganz

erstaunt, ihn wie einen zweyten Medschnun mitten unter den Vögeln des Feldes und unter den Thieren des Waldes in Betrachtung versunken zu finden. Er holte tiefen Seufzer, und sagte den Vers:

Glaub' nicht, o Vogel und o wildes Thier,
Du habest den Medschnun in mir vor dir;
Es schwingt aus einem and'ren Bergrevier
Der Funken meiner Seufzer das Panier.

Kelim singt witzig:

Es zeigt das Bild der Welt der Phantasie Laterne,
Brennt d'rin des Herzens Licht, so sieht man's in der Ferne.

Thali IV geistvoll:

Wenn du des Herzens Spiegel
Zehntausendfach zerstückest,
Du doch in jedem Stücke
Dich selber nur erblickest.

Sari III poetisch stolz, religiös:

Es wird das Kapital der Dichter nicht verschüttet,
Es wird zwar einst die Welt, die Dichtung nicht verschüttet.

Und Chaili II sterbend:

Dir Herz gefiele wohl der Aufenthalt,
Allein die Karavane macht nicht Halt!
Des Tod's Ausrufer schrein mit großer Hast:
Fort! Fort! Die Karavane macht nicht Rast!

Mohammed Tschelebi:

Komm, laß zerstören uns das Herz
Durch Thränenströme von Grund aus,
Wir werden unter den Ruinen
Von Schätzen manche dort finden.

Wir beginnen den sechsten Zeitraum mit den gewichtigen Worten unseres Verfassers: »Wenn die wichtigsten Epochen des Flores und des Sinkens der Reiche mit dem der Literatur immer gleichen Schritt hielten, so würde dieser Zeitraum nur zwölf Jahre umfassen, oder der vorhergehende hätte mit dem Frieden von Carlowicz schließen müssen, welcher der Gränzstein der Größe des osmanischen Reiches als eines erobernden, einer der wichtigsten Epochen seiner Geschichte; allein da der Aufschwung der Literatur oft unabhängig von dem der politischen Macht und Größe, da das Sinken derselben nicht immer gleichzeitig mit dem Verfalle politischer Größe und Macht, dieser, wenn auch gewiß, doch oft erst nach längerer Zeit nachfolgt (weil die Katastrophe der Reiche durch unglückliche Kriege oder innere Umwälzungen

oft schnell entscheidend, die großen Männer aber der Wissenschaft und Literatur andere, als die Staatsmänner und Feldherren sind), so dehnt sich auch der gegenwärtige Zeitraum noch dreyßig Jahre über den Frieden von Carlowicz hinaus, 43 Jahre umfassend, nämlich von der Thronbesteigung Suleiman's II. (1687) bis zu der Mahmud's I. (1730). Ahmed III. Regierung ist eine eben so langwierige, als wenigstens theilsweise glänzende, indem das Reich durch Eroberungen vergrößert worden.«

»Was der Großwesir Husein Köprili und der Reis Efendi Rami, der erste Bevollmächtigte des Carlowiczer Friedens, am Reiche durch denselben verwirkten, sühnten sie durch die Literatur durch ihren Dichtern und Gelehrten gewährten Schutz. Durch die persischen Eroberungen verbreitete sich zu Constantinopel mit den Schätzen persischer Bibliotheken (die seitdem wieder nach Persien, Bochara und Aegypten ausgewandert) der Geschmack und die Liebe persischer Literatur; aber die Errichtung der Druckerey hatte auf die Dichtkunst keinen Einfluß, da noch ein Jahrhundert verfließen sollte, ehe ein türkisches poetisches Werk gedruckt ward. Dieß ist der letzte Zeitraum des Flores osmanischer Poesie, welche in dem folgenden siebenten nur einige Spätlinge treibt.«

Der Dichterkönig dieser Periode und ein wahrer Dichter überhaupt ist Nabi. Von allen Derwischdichtern ist der größte Niasi. Unter den fünfhundert Poeten dieser Zeit sind Mufti und Wesire, aber unter allen den genannten ist kein Epiker mehr. Auch zwey Dichterinnen schrieben: Ssidki und Ani, doch waren sie nicht so berühmt, wie ihre früheren Dichterschwestern.

Abdi XI, Sohn und Schüler des großen Scheich Himmetsade, hinterließ einen vollständig geordneten Diwan.

Mond und Sterne, die erleuchten
Diese Erde Tag und Nacht,
Sind für mich nur zwey Laternen,
Welche brennen Tag und Nacht.
Mond und Sterne sind Gewichte
An der Uhr von Gottes Macht,
Eines steigt, das and're sinket
Immerfort bey Tag und Nacht.
Mond und Sterne sind zwey Tafeln,
Silberner und gold'ner Pracht,
Auf denselben werden Hymnen
Lob's geschrieben Tag und Nacht.
Mond und Sterne sind zwey Kerzen,
Uns zu leiten angefacht,
Die als Schmetterling umkreisen
Ew'ges Licht bey Tag und Nacht.

Sultan Mohammed fragte eines Tages den Dichter Fenni III., ob es denn ein Vergnügen gäbe, dessen die Sultane nicht genießen könnten; ja wohl, erwiederte Fenni, da sie nur Sclavinnen und keine Frauen haben, so entbehren sie des köstlichsten Genusses der Welt, sich von vier rechtmäßigen Frauen auf einmal zu scheiden.

Vom Grund aus habe ich zerstört
Das Haus der Frömmigkeit,
Und mit dem Schutt davon hab' ich
Des Rausches Haus erneut.

Kjami VII singt heiter und genußreich:

Sey das Glas gebrochen,
Wenn nur bleibt die Flasche ganz!
Sey die Hand zerstochen,
Faßt sie nur den Becher ganz!
Bringe mir den Becher,
Schenke, angefüllt mit Wein,
Frey sey es dem Zecher,
Mit der Rebe frey zu seyn.
Zünd den Docht der Herzen
Vor dem Schrein der Schönheit an,
Daß sie dir als Kerzen
Leuchten auf der Liebesbahn.

Sehida, d. i. der Irre, ruft erhaben schmerzlich:

Hat nach Orient und Occident der Himmel Lust,
Nimmt er jedesmal die Heeresstraß' durch uns're Brust.

Wir enden mit des Dichterkönigs Nabi Kaßidet-Anfange zum Lobe Sultan Ahmed's:

Als eines Nachts die Leuchte der Vernunft
Das Köschk von meinem Hirn erhellte,
Da rollte des Verborg'nen Vorhang auf,
Und Formen reihten sich dem inn'ren Auge:
Die Feder, das Papier, das Tintenzeug,
Der Sinn, Gehalt und blumenreicher Styl.
Es sprachen diese sechs: Du alter Dichter,
Juwelenhändler aus dem Schatz des Wortes,
Seit langem ruhet schon das alte Meer
Der Phantasie, nicht weiter Perlen schäumend,
Was ist's, was stehest und bewahrest du,
Was hältst du die Juwelen karg zurück?
Vor funzig Jahren warst du auf dem Polster
Der Rede, du der Scheich der Dichterzunft,
Dir war des Wortes Herrschaft übergeben,
Und gibt der Baum des Worts auch wenig Früchte,
So haben sie so süßeren Geschmack u. s. w.

Der siebente Zeitraum, von der Thronbesteigung Mahmud I. bis auf die neueste Zeit, fruchtbar an den entscheidend-

sten Begebenheiten für das Schicksal des osmanischen Reichs, unfruchtbar an wahren Dichtern, hat doch wieder einen bedeutenden zu nennen: Ghalib. — Den größten Platz nehmen die Chronogrammenschreiber ein, und fürwahr, die Tage der Poesie waren gezählt! Im Jahre 1833 wurden von der Druckerey in Konstantinopel die vier Diwane der Dichter Wehbi, Sururi, Kjani und Ghalib angekündigt, aber aus Mangel an Subscribenten erschienen sie nicht. Der Diwan aber eines der jüngsten, neuesten Dichter, Iset Molla, war 1837 unter der Presse. Fethi Ahmed Pascha, der als außerordentlicher Botschafter jüngst nach Wien gesandte Divisionär der Leibwachen, schließt den überreichen Kranz.

So haben wir versucht, einen schwachen Abriß dieses enormen Werkes, dieses Riesendiwans von Diwanen zu geben, und haben kaum die Enden des wundervollen Teppichs aufgerollt, auf dessen fast unübersehbarer Fläche die glänzenden Gestalten osmanischer Dichtkunst prangen. Nicht ohne Bedeutung hat der Prophet einst seinen Mantel zum Danke um die Schultern des Dichters geworfen. Der einfache Mantel ist zur glänzendsten überreichen Hülle geworden, in deren Falten sich der ganze stoffarme poetische Occident füglich bergen könnte. Im Namen dieses letzteren dem berühmten Verfasser dankend, schließen wir, Goethe's Worte über denselben in den Noten zum Diwan hieher beziehend. Gewiß besitzen wir nun ein Fundament, worauf die türkische Literatur herrlich und übersehbar aufgebaut werden kann — und das geheimnißvolle Bild der heiligen Sphinx, welches das Titelblatt dieses von innen und von außen so reich und schön ausgestatteten Werkes bedeutungsvoll ziert, hat von nun an nicht mehr das Recht, sich an die Pforte des Tempels der osmanischen Dichtkunst vorwurfsvoll zu lagern. Wenn das riesige Antlitz aber das colossale, nun erst aufgedeckte Monument osmanischer Dichtkunst selbst bedeuten sollte, so möchten die zweytausend hier vorgeführten Werke osmanischer Dichter als sprossenreiche, zur höchsten Höhe hinanführende Leiter anzusehen seyn.

Art. VIII. Gül u. Bülbül, das ist Rose und Nachtigall, von Fasli. Ein romantisches Gedicht, türkisch herausgegeben und deutsch übersetzt durch Joseph von Hammer. Pest und Leipzig, in Commission bey C. A. Hartleben, 1834. Deutscher Text sammt Erläuterungen 79 Seiten, türkischer Text 66 Blätter.

Wir haben oben in dem dritten glanzvollsten Zeitraume osmanischer Poesie des Dichters Fasli bloß namentlich erwähnt,

und auf ihn als einen später besonders zu besprechenden hingewiesen; das hier genannte Werk nun, jenes Dichters letzter und schönster Gesang, ist eines der herrlichsten Juwele in der überreichen Schatzkammer der osmanischen Poesie, und kann daher, obgleich vor der Geschichte der osmanischen Dichtkunst erschienen, erst genauer gewürdigt werden, nachdem wir früher den ganzen kostbaren Juwelenschmuck mit freudigem Auge durchmustert haben. Denn jeder Organismus, er sey der Kunst oder der Natur entsprossen, ist selbstständig, wohl aber nicht alleinstehend, er hat die Erklärung seiner Existenz nicht bloß in sich, er hat sie auch in dem, was ihm voranging und was nach ihm, aus ihm ward; er ist die Sprosse jener Leiter, auf die wir nur gelangen, wenn wir die frühere berührt haben, über der wir nur stehen können, wenn wir die spätere erreichen.

»Die Nachtigall im Rosenbeet der Mährchen.« Mohammed Fasli, mit dem Beynamen Kara Fasli (der schwarze Fasli), war eines Sattlers Sohn von Konstantinopel. Er trat als Jüngling in den Derwischorden der Chalweti; seine Neigung zur Dichtkunst trieb ihn als Schüler zu dem großen Lyriker und Hofdichter Sati. Als einst Sultan Suleiman der Gesetzgeber, der große Gönner und Kenner aller Wissenschaft und Kunst, die Beschneidung seiner drey Söhne mit öffentlichen körperlichen und geistigen Wettkämpfen festlich feyerte, bat Sati um die Erlaubniß, ein von seinem Schüler Fasli verfaßtes Festgedicht vorlesen zu dürfen. Hier wurde dem Talente die erste öffentliche Anerkennung zu Theil, die besondere seines Fürsten ward ihm in der Verleihung eines öffentlichen Amtes bald darauf. Fasli schwang sich bis zum Staatssekretär empor, und starb als solcher im Alter von beyläufig funfzig Jahren. Die Werke unseres Dichters, außer einem vollständigen Diwan, einer besonderen Sammlung von tausend vierzeiligen Strophen und seinen Staatsschreiben, den Mustern einer zierlichen Feder, sind: Humai u Humajun (Augustus und Augusta), wohl eine Nachahmung des persischen Gedichtes desselben Namens. — Ludschetul-esrar, Meeresabgrund der Geheimnisse, eine Nachahmung von Nisami's Aufgange der Lichter. — Nachlistan, Palmenhain, eine Nachahmung von Saadi's Rosenhain; — endlich Gül u Bülbül, Rose und Nachtigall, die Krone seiner Werke, sein Meister- und Schwanengesang, 1560, zwey Jahre vor seinem Tode, vollendet.

Die orientalische Poesie hat, wie jede vollendete Kunst, ihre stehenden Typen, ihre entschiedenen Formen, ihren durchwaltenden umfassenden Styl, in welche das reiche Dichtergemüth den gewaltigen Schwall der eigenen originellen Begeisterung künst-

lerisch nothwendig und geistig frey ausgießt. Hierin ist der dreyfache Strahlenkreis der östlichen Poesie, so verschieden sonst in allem andern, der plastischen Kunst der Alten vollkommen ähnlich.

Die uralte persische Mythe aber von der Liebe der Rose und Nachtigall, sonst ein stehender, tausendfach verschieden benützter Vergleichstypus in Fabel-, Erzählung- und lyrischer Form ist episch von unserem Dichter zuerst, und von ihm allein behandelt worden. Es ist dies Gedicht auch das erste poetische osmanische Werk, das zugleich mit dem Texte in Europa, die Türkey selbst nicht ausgenommen, erscheint. Auch die höchst zierliche Nestaalikschrift ist hier gänzlich neu, und von dem berühmten Uebersetzer auf eigene Kosten veranlaßt worden.

Es beginnt das Gedicht mit der Anrufung Gottes, dem: Bismillah er-rahman er-rahim (im Namen Gottes des Allmilden, Allerbarmenden). Der Dichter besingt das heilige Wort selbst, und hier heißt es fürwahr:

Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen;

denn dem durch seltenes Kosten orientalischer poetischer Früchte nicht entwickelten occidentalischen Gaumen dürfte es kaum zusagen, wenn unser Dichter die einzelnen Buchstaben des Bismillah besingt. Von den Buchstaben und ihren Punkten sagt der Dichter:

Die Punkte sind die Tropfen Thaues
Auf Tulpen, Veilchen und auf Rosen.

Wir wollen nun die sechs Decaden (sechzig Gesänge) dieser reizenden Dichtung in ihrer Folgereihe übersichtlich durchgehen.

2. Lob Gottes, der Einheit Gottes und seiner Wunder.

3. Anrufung Gottes des Allverleihers um Heiligung und Reinigung in Wahrheit und Klarheit

Wir geben so theilweise die oft naiven, oft poetischen Ueberschriften der einzelnen Gesänge wörtlich wieder.

Dieser dritte, so wie mancher nachfolgende Gesang dürfte solchen kaum genießbar seyn, denen eines der Grundelemente der orientalischen Poesie, die mystische Anschauungsweise, nicht geläufig ist. Zwey Elemente besonders herrschen in dem dreyfachen Völkergebiete der östlichen Dichtkunst, ja beherrschen die osmanische vor den anderen: ein erhabenes, ethisch-religiöses — die Mystik, und ein sinnlich-niedriges, corruptes — die Männerliebe, welche wieder mystisch sublimirt sich als mannigfaches Symbol der Liebe, zuletzt als der des Menschen zum Herrn der Welt darstellt. Wie beyde dies Gedicht durchschlingen, wird zuletzt anschaulich werden. Wir kehren nach dieser Digression zu unserem mystischen Kapitel zurück:

Nur leerer Wahn ist Weltenseyn,
Es ist nur Spiegelwiederschein,
Die Dinge sind Object der Namen,
Wodurch zum Seyn dieselben kamen. —
Ich bin der Leidenschaft verfallen,
Verzeihe Herr dem, der gefallen.
Eins sind o Herr vor deiner Stärke
Die guten und die bösen Werke. —
Du zeige mir die Einheitspfade,
Wo ich mich meiner selbst entlade.
Vernichtet sey der Seele Seyn,
So daß ihr Eins sey Ja und Nein.

4. Hymne an den Propheten.
5. Beschreibung der Himmelfahrt.
Als der Prophet vor Gott stand:

Verschwunden war sein eig'nes Seyn,
Denn dorten ist nur Gottes Seyn;
Verschwunden Gränzen, Richtungen,
Dort, wo nur Eigenschaften sind,
Des Wesens Licht dort schleyerlos,
Geschauter schauender nur Eins.

6. Bitte um die Fürsprache des Propheten und Gruß seinen heiligen Gefährten.

7. Was Anlaß zu dem Gedichte gab. Ein alter Freund besucht den Dichter, und tadelt sein langes Stillschweigen, dieser entschuldigt sich mit Nahrungssorgen, worauf jener:

Ist nicht die Nachtigall gewöhnt,
Im Kerker selbst ihr Weh zu klagen?

Er fordert den Dichter im Namen des gelehrten und Gelehrte schätzenden Schahes auf zu besingen:

Die Sage von der Rose Schönheit,
Und von der Liebe des Bülbül.

8. Lob des Schahes, seiner Gerechtigkeit und Güte:

Zu Deiner Zeiten seufzen Klage
Verliebte nur bey Nacht und Tage;
Es liegt im Hintergrund kein Räuber,
Wenn nicht das Haar der schönen Weiber;
Aus Leid schlägt Niemand sich die Brust,
Die Hand schlägt Trommeln nur aus Lust.

9. Anfang der bezaubernden Erzählung und der herzraubenden Fabel.

Der Dichter sagt zu sich selber:

Sprich, Nachtigall, die Worte schmückt,
Und die Geheimnisse erschließt.
Du kennest die Bedeutungen,

Im Rosenbeet des innern Sinnes
Warst lang wie eine Knospe stumm ꝛc.
— — — — — — — —
Die Nachtigall im Gülistan
Der Mährchen so ihr Lied begann:

Es war einmal in vorigen Tagen ein erhabener, gütiger Schah, ein weltbeglückender, Schah Frühling war sein Name; er streute überall Glück und Segen aus:

Man hörte keine andern Klagen,
Als die so Nachtigallen schlagen;
Das Schwert zog Niemand aus der Scheide,
Wenn nicht Schwertlilie auf der Heide;
Es stachen and're Nadeln nicht,
Nur Dornen des Bülbül Gesicht;
Es raubte keiner and're Kronen,
Wenn nicht der Ostwind Tulpenkronen;
Es deckt sein Heer von Pflanzenseelen
Die Erde, und ist nicht zu zählen;
Als goldbehaubte Wachen standen
Narcissen in zahllosen Banden;
Die Lilien sind als Wach bewehrt,
Im grünen Stahl mit blankem Schwert.

Die Tochter des Schahes Frühling ist die Schönste aller Schönen, die liebliche Rose.

10. Beschreibung der Schönheit der einzelnen Glieder der Rose, wobey nichts übergangen wird.

11. Schah Frühling läßt die zartwangige Rose unterrichten, sie kennt das Gülistan, Bostan, Beharistan.

12. Der Schah schenkt der schönen Rose ein festes Schloß von grüner Farbe, Rosenbeet genannt, und die Stadt Rosenhain. Rose nimmt den Thron ein, und durchhaucht die Welt mit dem Dufte ihrer Gerechtigkeit.

13. Rose erwählt sich aus ihrer Umgebung Diener und Vertraute; Thau wird Sorbetbewahrer, Tulpe mit dem Kelche wird Mundschenk, Schwertlilie wird Waffenträger, Cypresse ist Thürhüter, Ostwind Bote, Fluß wird Spiegelhalter u. s. w.

14. Rose sieht sich mit Erstaunen im Spiegel des Flusses, und wird über die eigene Schönheit entzückt. Im Taumel der Bewunderung ihrer selbst ruft sie den Boten Ostwind, und befiehlt ihm, alle Welt zu durchstreifen:

Im Occident, im Orient,
Wo Abend dunkelt, Morgen brennt,
Ob es wohl Schön're gebe, schau,
Wer mir in Lieb' ergeben, schau,
Ob etwas mir an Schönheit gleiche,
Und an Vollendung mich erreiche ꝛc.

Ostwind eilt davon, und durchstreift nun alle Welt.

15. Höchst poetisch wird nun der Sprosser eingeführt, als ein Wesen, dessen Wesen Liebe, dessen Leben Sehnsucht, dessen Bestimmung melodische Klage:

Es war ein armer, irrer Mann,
Dem Lieb' viel Leides angethan,
Den Busen wund, das Herz nicht frisch,
Ein kuttentragender Derwisch.
Sein ganzes Wesen war nur Liebe,
Er unterlag der Macht der Liebe,
Am Tage der Bestimmung ward
Sein Staub mit Lieb' geknetet hart 2c.

Bote Ost hört den sehnsüchtig Klagenden auf seinem Fluge, und frägt ihn um sein Leid. Sprosser erklärt sein in Liebe aufgehendes Wesen und gegenstandloses Liebessehnen. — Ost setzt nun sein Wesen, das blumenumkosende, aus purer Begier und Lust bestehende, dem des armen, grauen, sehnsuchtsvollen, liebe- und schmerzenreichen Derwisches Sprosser entgegen; er erzählt von Rosenhain und Rose, bey der Beschreibung dieser Schönheit wird es hell in des Sprossers Seele, der Flammenbrand seiner Liebe beleuchtet der Rose Bild, er weiß nun für wen er glüht.

16. Der Ostwind wird impertinent, zankt Nachtigall über die Anmaßung aus, sich in die Rose zu verlieben. Der Sprosser beweist, daß Liebe fessellos, aller Rücksichten baar:

Durch Liebe bin ich unabhängig,
Mir gilt der Bettler gleich dem König.

Auch sey, sagt er, Liebe zuletzt sich selbst genug, und wir lernen die Philosophie der entsagenden Liebenden kennen:

Wenn nicht Erwied'rung lohnt die Triebe,
So ist genug mir schon die Liebe,
Wer kennt der Liebe Harmonieen,
Wird Trennung dem Genuß vorziehen,
Denn wer da lebt im Vollgenuß,
Befürchtet daß er fliehen muß,
Wer aber mit der Flucht vertraut,
Der Hoffnung froh entgegenschaut.
Die Trennung ist mir lieb und werth,
Wenn mir auch nicht Genuß beschert,
Ich leb' im Schmerzenüberfluß,
Hiemit verzichtend auf Genuß.

Ost sieht, der Arme sey nicht zu retten, er verläßt ihn, und kehrt zurück nach Rosenhain:

Beschreibt haarklein der Rose schön,
Was er gehöret und gesehn.
Wiewohl gereist in vielen Reichen,
Sah ich nicht Schönheit deines Gleichen.

17. Wie der klagende Sprosser nach dem Gaue der Geliebten wandert, und wem er begegnet:

Erniedrigt und schlecht angethan,
Trat er den Weg zur Freundin an.

Er wandert rüstig zu, und die Sehnsucht leitet ihn geradezu nach Rosenhain:

Dießseits des Rosenbeets Gehägen
Kam fleißig ihm ein Freund entgegen,
Ein Reisender, der unverweilt
Durch diesen Hain dem Meer zueilt:
Der reine Fluß mit hellem Sinn,
Der weltbeschauend pilgert hin.

Fluß frägt den ihn begrüßenden Sprosser aus, und dieser singt ein Lied von der Glut seiner Liebe und der Rose Schönheit. Fluß verspricht ihn nach Rosenhain zu führen, und ihn seinem Freunde Cypresse, Thorhüter am Schlosse Rosenbeet, zu empfehlen:

So sprach der Freund der Reinigkeit,
Und zeigt den Weg zur Rosenau,
Und hinter ihm der Sprosser geht,
So kommen sie zum Rosenbeet.

18. Sprosser erkennt in Cypresse einen Sclaven seines Vaters, einen, der ihn genährt und auf den Händen getragen. Cypresse bietet sich zu allen Diensten an, und Gül (Rose) zu Ehren singt vor Cypresse nun Bülbül:

So Tag und Nacht mir Gülgülgül.

19.

In einer Nacht, die wie das Loos
Verliebter, finster, freudenlos,

ist Sprosser schlaflos; laut wirbelt er seine Liebesschmerzen durch die Nacht in die Luft hin, doch die Nacht will nicht enden.

20. Er klagt und weint, verwünscht seine Geburt und die allzulange Nacht:

Als er so ließ den Klagen Lauf,
Da ging der Mond auf einmal auf.

21. Der Sprosser, schmerzbefangen, redet in dieser Nacht mit Bangen den leuchtenden Mond an. Er bittet ihn zum Liebchen zu führen, da erscheint der Morgen.

22. Er spricht den Morgen an, und bittet um seine Huld:

Indem er sprach auf diese Weise,
Stand gäh' die Sonn' am Himmelskreise.

23. Der trostlose Sprosser redet die weltenschmückende Sonne an, indem sein Inneres in Glut aufflammt.

24. Der irre Sprosser wendet von der Sonne sich zu Gott, und bittet um Erbarmen und Erhörung.

25. Rose erwacht aus dem Schlafe von dem wundervollen Gesange, und sendet den Späher Narciß auf Kundschaft nach dem unbekannten Sänger aus. Narciß findet ihn mit Cypresse Hand in Hand, er erfährt seine Geschichte, und berichtet sie. Rose, innerlich entzückt, stellt sich sehr erzürnt; sie befiehlt Narciß, ihn auszuschelten und ihm Stillschweigen zu gebieten.

26. Sprosser sinkt darüber vor Schmerz zu Boden:

Er schweigt und klaget weiter nicht,
Kein Mensch erfährt was ihm gebricht.

Er geht in die Wüste, und verbringt in Seelenqualen und stumm seine Tage.

27.

An einem Morgen, als die Nacht
Dem Licht des Tages Platz gemacht,
Als aufgeschlagen sie den Flor,
Und Sonnenantlitz trat hervor,
Als Sonne ihre Schönheit zeigte,
Und ihr die ganze Welt sich neigte,
Saß Sprosser, der beklagenswerthe,
Ein armer Fremdling dieser Erde,
Von Klagen und von Schmerzen wund,
Betrübet mit verschloss'nem Mund.

Als unversehens der Ostwind vorüberfährt. Erbarmen fesselt ihn beym Anblicke des Leidenden, der ihm der Rose Unbarmherzigkeit klagt.

28. Ost eilt, sich der Rose zu Füßen zu werfen, und schildert ihr des Sprossers Leiden; wir lernen nun die Philosophie der Schönen und Geliebten kennen:

Die Rose sprach, als sie's gehöret:
Geh' zu dem Bettler, der verstöret,
Sag' ihm, wenn er aufrichtig liebt,
Und sich aufrichtig mir ergibt,
So soll er warten meiner Hulden,
Und treu ausharrend sich gedulden; —
Wem wahre Liebeskost beschieden,
Der wünschet sich nicht Heil und Frieden,
Durch Trennung wird vollkommen Liebe,
Durch den Genuß entnommen Liebe.

Die grausam gütige Antwort überbringt Ost dem Sprosser, der darüber die Besinnung verliert, und von Neuem seine Klagen beginnt.

29. Beschreibung eines Morgens, Rose hält Gesellschaft und gibt ein Fest:

Die Hyacinthe läßt die Haare,
Beut Moschus aus als Festeswaare,
Die Lilien strecken aus die Zungen,
Damit das Fest sey vielbesungen,
Erstaunet über's Fest und stumm
Steht Veilchen mit dem Halse krumm,
Es rennet sinnenlos der Bach,
Als er es schaut, dem Feste nach.

Sprosser sieht das Fest von ferne, und klagt und flötet:

Die Rose war in ihrem Glücke,
Bülbül in seinem Mißgeschicke,
Die Rose trank mit ihren Trauten,
Bülbül verging in Schmerzenslauten,
Und so vergingen manche Tage
In Rosenlust und Sprosserklage.

30. Der herumschweifende Sprosser findet kein Mittel für seinen Schmerz, und schreibt zuletzt einen Brief, seinen Zustand kund zu thun.

31. Der Sprosser sendet durch den den Kopf hochtragenden Jasmin (Sanbak) seinen aus vollem Herzen geschriebenen Brief ab. Jasmin übergibt ihn richtig. Rose liest ihn, ist sehr gerührt, und beschließt zu antworten.

32. Rose sendet das Antwortschreiben durch Jasmin an Sprosser, sie verspricht darin Lohn der treuen Liebe:

Erfreue dich, Gram ist zu Ende,
Genussestage sind gekommen.

Sprosser wird vor Freude ohnmächtig, jeder Buchstabe des Briefes wird ihm ein hohes Symbol, und das ganze Alphabet wird besungen.

33. In einer Nacht, wo der glückhoffende Sprosser nun der Sehnsucht süßen Freudenschall ertönen ließ:

In dieser Nacht ging Hyacinthe,
Die Listige, voll Trug und Finte,
Mit dunklem Schlafrock angethan,
Spazieren durch das Gulistan,

als sie den liebegirrenden Sprosser hört, und im Wechselgespräch seine Liebe erfährt, zürnt sie ihm, und sinnt auf Ränke.

34. Hyacinth verschwärzt den Sprosser bey der Rose Ehrenwächter, dem harten Dorn; dieser stößt den Armen zum Haine hinaus.

35. Der herzzerreißende Ehrenwächter Dorn gibt der zartwangigen Rose Rath. Er tadelt ihr Benehmen, Rose ist unwillig, und befiehlt ihm, den Sprosser gütig zu behandeln.

36. Dorn, darüber erboßt, verklagt den Sprosser bey dem Schah Frühling, dieser schickt Jäger aus, um ihn einzufangen.

37.

Zu jener Zeit, wo dem Bülbül
Die Brust zerriß des Dorns Gewühl,
Entfernt er sich vom Gulistan,
Durchstreifend Feld und Wiesenplan.

Verborgen in einem Winkel findet er einen Armen, schwach, gebückt von Gram, gedrückt der Wuchs, trauervoll in blau gehüllt, stumm und einsam, Veilchen ist's. Verliebt in die Rose, stumm, unfähig sein Leid zu schildern, vergeht es hier in Schmerz und Liebe, ein schöner poetischer Gegensatz des die Welt mit seiner Liebe durchtönenden Sprossers. Während sie mit einander sprechen, wird Sprosser von den ausgesandten Jägern eingefangen, und in einen Käfig gesperrt, wo er wieder weint und klagt.

38. Im Osten erscheint Schah August:

Die Welt ergreifend wie ein Brand,
Wirft Flammen seine grimme Hand.

Er erobert und verheert die Erde.

39. König August befiehlt seinem Heerführer Glühwind, nach Rosenhain zu ziehen, und Schah Frühling zur Unterwürfigkeit aufzufordern:

Da dieses Wort vernahm Samum,
Da stürmt er heftig um und um,
Er zündet alles rasend an,
Und kommt so in das Gulistan.

40. Der Samum kommt in die Stadt Rosenhain, und gibt dem Schah Frühling von dem Grimme Schah August's Kunde. Schah Frühling lacht der Worte.

41. König August sendet die Sonne als Feldherrn in die Stadt Rosenhain. Frühling rüstet sich zur Gegenwehr:

Das Veilchen krümmte sich zum Bogen,
Die Zweige gaben Pfeile her,
Es zog der Fluß den Panzer an,
Gewässert, von dem feinsten Stahl,
Gleich Janitscharen hielten Pflanzen
In ihren Händen Spieß und Lanzen,
Die Keule schulterten die Knospen,
Und Rosen nahmen vor das Schild.

Feldherr Sonne aber erobert Rosenhain auf einen Schuß, Schah Frühling nahm die Rose und entfloh:

Er zog sogleich nach einer Alpe,
Nach einer hohen milden Alpe,
Er nahm sein ganz' Gefolg mit sich,
Mit Blumen füllt Bergwiese sich;

Er ruhte auf dem Gipfel aus,
Und lebte dort in Saus und Braus,
Die Alpe ward zum grünen Plan,
Mit Glück und Freuden angethan.

42. Nachdem Schah August Rosenhain verheert hatte, schickte er den Feldherrn Sonne dem Schah Frühling in die Berge nach, dieser nimmt die Rose und verläßt das Land:

Vom Frühling sah man keine Spur,
Die Rose war nicht auf der Flur,
Sie waren beyde unsichtbar,
Wohin sie gingen Keinem klar.

43. Schah August hat das verheerte Rosenhain wieder verlassen, und von Norden kommt Schah Herbst:

Sein Thun war nichts als Gold zu streun.

Er hört, Rosenhain sey zerstört, und schickt einen Spion auf Kundschaft aus.

44. Schah Herbst schickt den Späher Herbstwind, Blattpflücker genannt, aus. Dieser bringt schnelle Kunde zurück. Schah Herbst zieht aus und besetzt Rosenhain:

Er hat der Gnaden viel zur Hand,
Womit er überströmt das Land.
Er gibt des Golds so viel zum Raube,
Daß es am Fuß klebt gleich dem Staube.

Obgleich Schah Herbst so viel Blattgold ausstreut, so wird er doch bald grimmig und wild, er zieht alle Hainbewohner nackt aus, und schlägt Alles nieder.

45. König Winter erscheint, und die Welt empfindet seinen Grimm.

46. Rosenhain kömmt zur Sprache, König Winter sendet den Feldherrn Schnee, den Schah Herbst zu vertreiben, und Rosenhain einzunehmen. König Winter herrscht nun mit großer Tyranney, aber:

Trotz Winters großer Tyranney,
War er freygebig doch dabey,
Großmüthig streut er aus das Silber,
Versenkt die ganze Welt in Silber,
Zieht Cedern silbernen Kaftan
Und Silberschmuck dem Garten an.
Den Flüssen, welche gehn in Lumpen,
Verschenkt er ganze Silberklumpen.

47. Als König Frühling vertrieben worden war, hatte er sich nach Süden begeben zum König Newrus (Neujahr, im Frühlingsanfange bey den Orientalen fallend):

Der Frühling war ihm wohlbekannt,
Er war ihm stamm- und wahlverwandt.

Dieser erzählt, wie August, Herbst und Winter nach einander Rosenhain verheert. Newrus verspricht ihn wieder in sein Reich einzusetzen. Sie ziehen sofort aus.

48. Schah Newrus erobert Rosenhain, besiegt den Schah Winter:

Die Niederlage macht ihm warm,
Der Schnee, berührt vom Frühlingsoden,
Verkroch beschämt sich in den Boden.

Er macht den Schah Frühling siegreich:

Er nahm Besitz von seinem Thron,
Und Schah Newrus ging dann davon.

49. Schah Frühling besteigt abermal seinen Thron, streut Glück aus, bekleidet die Hainbewohner mit grünen Ehrenkleidern, und Rose gibt Feste.

50.

Die Ros' erinnert sich einmal
Bey solchem Fest an Nachtigall.
Sie sprach: Wo ist der arme Narr,
Der Liebesweinberauschter war?
Es ist von ihm kein Laut zu hören,
Wie kann ihn denn der Hain entbehren,
Wie geht es denn dem Mann der Zähren,
Was konnte seine Lieder stören?
Ward seine Brust dem Schmerz zum Raube,
Ward er vielleicht aus Gram zu Staube?

Man erzählt ihr, daß er eingekerkert; sie trägt Ost auf, ihn sogleich zu trösten, und Hoffnung einzureden.

51. Der kranke Sprosser kümmert sich im Käfig des Grames ab, und wendet sich zu Gott; der gnädige Ostwind kommt, und erkundigt sich mit guter Manier nach dessen Befinden.

52. Der irre Sprosser antwortet dem geistreichen Ostwind, welcher dem Kranken von der schmucken Rose Gruß bringt. Ost kehrt zur Rose zurück, und erzählt, wie von Liebe, Gram und Sehnsucht der Sprosser abgezehrt, schwach und krank ist.

53. Rose beschließt mitleidig, den kranken Sprosser in seinem Kerker zu besuchen. Als dieser sie erblickt, fällt er vor Entzücken besinnungslos zu Boden. Rose betrachtet ihn huldvoll:

Es weicht die Huld der Majestät,
Indessen er sehnsüchtig fleht,
Die Rose streut Juwelen aus,
Es streut Bülbül die Seele aus,
Es fleht Bülbül, es horcht die Rose,
Von beyden Seiten traut Gekose.

Rose begibt sich nach Hause, und Sprosser klagt wieder, indem er geträumt zu haben glaubt.

54. Die schmucke Rose sendet den herzeröffnenden Ostwind, um den Sprosser zu befreyen, zum Frühlingsschah, welcher denselben auch frey nach der Stadt Rosenhain sendet:

Es ging ein Paar von den Getreuen,
Bülbül den Armen zu befreyen,
Sie nahmen aus dem Käfig ihn,
Und brachten ihn zum Schahe hin,
Als nun der himmelhohe Schah
Gestalt und Kraft des Armen sah,
Ein Wesen dünn und schwach und fein,
An welchem nichts als Haut und Bein:

frug er ihn aus, und Bülbül beginnt sein Wesen in den wundervollsten Melodieen kund zu geben. Der Schah:

Er sprach: Dergleichen Virtuosen
Sind da, um von Genuß zu kosen,
Um diesen Armen ist es Schade,
Daß Kerker ihm entziehe Gnade,
Was ist's, wenn er im Rosenbeet
Der Ros' als Freund zur Seite steht,
Sobald der Bettler ist ein Weiser
Schickt er zum Umgang sich für Kaiser.

55.

Zur Rose kam der Ost geflogen,
Ein Pfeil, der abfliegt von dem Bogen,
Und sprach zu ihr mit frohem Munde:
O Rose, lache! gute Kunde!
Den Sprosser hat der Schah befreyt.

Großer Jubel der Rose.

56.

An einem Morgen, wo der Tag
Der Welt wie Rosen offen lag,
Wo Tage des Genusses hell,
Der Welt Gesicht ein Rosenquell,
Wo Welt eröffnet sich wie Rosen,
Die Menschen wie die Sprosser kosen,
Da schmückte sich im Gulistan
Die Ros' in goldenem Kaftan,
Von Außen und von Innen roth,
Und auch der Turban hohes Roth,
Sie schmücket sich mit Lust und Ruhm,
Wirft einen grünen Mantel um.

Und befiehlt, ein großes Fest zu bereiten. Alles unterhält sich:

Die Rose trinket liebehold
Ein Glas voll Wein aus lauterm Gold,

Als sie getrunken ein Paarmal,
Da denket sie an Nachtigall.

Sie sieht ihn einsam und verlassen stehen, und befiehlt dem Ost, ihn an ihre Seite zu führen:

Als dieß vernahm Bülbül der Kranke,
Kehrt er sich erst zu Gott mit Danke,
Verstandberaubt war er aus Lust,
Bald sein bewußt, bald unbewußt.

Rose erweiset ihm viele Ehren, sie fühlt tiefes Erbarmen mit ihm, und entschuldigt ihre Härte und gelobt ihm Treue:

Er sprach: Was von dir kommt ist gut,
Die Härte und die Treu' ist gut,
Was du mir thust, ist wohlgethan,
Denn Alles steht der Freundin an.
Ich habe dir geweiht mein Blut,
Wenn du mich tödtest, ist es gut.
Für dich nur haucht im Leib die Seele,
Die Trennung wie Genuß ich wähle.
Es waren Nachtigall und Rose
So mit einander im Gekose,
Dann fingen sie an Wein zu trinken,
Hochrosenroth die Becher blinken.
Bülbül stimmt helle Lieder an,
Die schmettern durch das Gulistan,
Bald flötet er wie süße Lauten,
Bald brennet er in Trillern lauten,
Er sieht beständig an die Rose,
Und schmilzt aus Sehnsucht im Gekose. —
Die Becher füllen gold'ne Flüsse,
Der Trinker Zucker waren Küsse.
Der Sprosser fing an Wein zu nippen.

Er wird nun kühner, raubt einen Kuß, die Herzen werden weich, und Arme und Trinker und Gläser taumeln im Kreise.

57. Den nächsten Abend neues Festgelage:

Sobald am Himmel sich die Sterne
Versammelten beym Schah, dem Mond,
Und Sterne wie die Schmetterlinge
Sich sammelten am Hof des Monds,
Versammelten sich auch die Großen,
Die Freunde und die Trinkgenossen,
Es sehnte sich die Rose wieder,
Und Sprosser sang die schönsten Lieder,
Narcissen brannten Lampen an,
Beleuchtend hell den Wiesenplan. —
Die Blumen standen Reihn an Reihn,
Die Rosen bliesen, Knospen paukten,
Die Veilchen selber musicirten,
Indeß die Lerchen trillirten.

Allgemeiner Jubel, vollkommener Verein der Liebenden und bis an den Morgen nicht ermüdender Liebestanz.

58. Dem Leben der Welt ist zuletzt Verderben bestimmt, und es hat nicht Festigkeit und Dauer:

Auf diese Art hielt manche Tage
Die Rose mit Bülbül Gelage,
Bis daß des Looses wilde Härte
Die Lieb' in Grausamkeit verkehrte.
Die Rose ward dem Wind zum Raub',
Der Sprosser stürzte in den Staub,
Auch ihnen setzt des Looses Lauf
Den Becher des Verderbens auf.
Wem gäbe Dauer denn das Loos,
Den es nicht endlich gäbe bloß,
Mit Lust und Trug und Ränken hält
Uns hin betrügerisch die Welt,
Wer blieb in diesem Hause froh,
Aus welchem der Prophet entfloh?
Da Er in diesem nicht geblieben,
Denkst du vielleicht, dir sey's verschrieben?
Herberg, o Fasli, ist die Welt,
Wo Karavane kurz anhält,
O glaube nicht auf ihre Dauer,
Verderben ist stets auf der Lauer,
Vertrau ihr nicht, sie ist nicht fest,
Läßt den, der sich auf sie verläßt.

59. Erklärung des geheimen Sinnes, welcher in dieser trauervollen Geschichte und kläglichen Erzählung für den Mystiker liegt:

Der Schah, des Frühlings Majestät,
Ist die Vernunft, die stets besteht;
Die Rose, die des Schahs Erzeugte,
Ist Geist, den die Vernunft erzeugte;
Die Stadt, der Rosenhain genannt,
Ist Leib als Lotterbett bekannt;
Der Sprosser in dem Rosenbeet
Ist Herz, das nach dem Geist sich sehnt:
Das Herz vollendet sich durch Geist,
Deßhalb ist es in ihm verliebt;
Der Ostwind ist die Leidenschaft,
Die zwischen Leib und Seele geht.

Narciß ist Sehkraft; — Tulpe Freundlichkeit; — Cypresse Geradheit; — der Bach die Reinigkeit der Seele, worin sich die Geliebte spiegelt; — Lilie ist Tapferkeit — Veilchen Bescheidenheit; — Hyacinthe der Neid; — der Dorn der Zorn, der entzweyt; — Sommer und Herbst sind die zwey Leidenschaften, die den Leib Rosenhain verheeren, der glühende Sommer ist der heiße Zorn, Herbst ist die Geschlechtsliebe:

Wenn Zorn und Lust sich übernehmen,
So wird dadurch der Leib zum Schemen.

Die Natur welkt, und Schah Winter nimmt den Platz ein. Schah Newrus aber ist Licht und Heil, befreyt den Geist von Körperbanden:

Und Geist und Herz vereint im Kuß,
Sind Ros' und Sprosser im Genuß.

60. Der Sänger schließt sein Buch, dankt Gott für die Vollendung, und bittet ihn vor schlechten Kritikern und schlechten Abschreibern zu bewahren, und stellt es dem Leser so ziemlich frey, sein Mährchen symbolisch zu betrachten.

Betrachten wir nun das liebliche Mährchen, so müssen wir wohl sagen, daß wenn man ihm den mystischen Kopf und Schwanz abhackte, dann erst ein reizendes, dem occidentalischen Auge als vollkommenes Ganze erscheinendes Bild übrig bliebe; aber nicht nur das mystische Element allein, auch jenes zweyte, früher genannte, durchschlingt diese Dichtung; Gül und Bülbül sind nicht, wie in der Uebersetzung, verschiedenen Geschlechtes, sondern beyde als dem männlichen angehörend gegeben, und so müssen wir denn unausweichlich, um den Dichter für uns zu retten, in das Gebiet der Mystik flüchten (obgleich der Dichter selbst eine leise Ironie hie und da nicht verbergen kann). — Ist aber ein Mystisches stets ein vielfach Deutbares (ist nicht auch die Rose ein festwurzelnder Sprosser, dessen Sehnsucht in süßen Düften verklingt; ist nicht der Sprosser eine geflügelte Blüthe, die die Nacht mit süßen sehnsüchtigen Klängen durchduftet?), so sey es uns erlaubt, in der Nachtigall den Dichter selbst zu sehen, »die Nachtigall im Rosenbeet der Mährchen,« dem der poetische Gedanke als hundertblättriger Gül reich und glänzend entgegenblüht.

Dr. Ludw. Aug. Frankl.

Art. IX. Heinrich Heine über Ludwig Börne. Hamburg, bey Hoffmann und Campe, 1840. 376 S. kl. 8.

Die Intention, welche der Verfasser dieses Buches bey der Herausgabe hatte, spricht er am Ende desselben S. 335 aus: »Ich liefere,« sagt er, »weder eine Apologie, noch eine Kritik des Mannes, womit sich diese Blätter beschäftigen. Ich zeichne nur sein Bild, mit genauer Angabe des Ortes und der Zeit, wo er mir saß. Zugleich verhehle ich nicht, welche günstige oder ungünstige Stimmung mich während der Sitzung beherrschte. Ich liefere dadurch den besten Maßstab für den Glauben, den meine Angaben verdienen.«

Die Betrachtung der Art und Weise, wie der Verfasser seinen Vorsatz durchführte, zeigt, daß er mitunter einseitig, und im Gefühl einer, durch mehrere, gegen ihn gerichtete Aufsätze Börne's erregten Indignation zu Werke ging. Es werden zwar hin und wieder Anmerkungen der persönlichen und schriftstellerischen Eigenheiten Börne's ausgesprochen, zumeist aber geht aus allen fünf Büchern, aus welchen das vorliegende Werk besteht, eine feindliche Tendenz hervor, welche besonders darum gerügt werden muß, weil sie nicht selten in Persönlichkeit übergeht. Die Richtung der Börne'schen Intention kann keine Zeit in Schutz nehmen, er hat ihr beharrliches Verfolgen mit der bittersten Selbstqual gebüßt; dessen ungeachtet kann ein Verkleinern seiner Persönlichkeit um so weniger verziehen werden, als es zu den eigentlichen Krebsschäden unserer Literatur gehört, und hier von Börne auch auf manche seiner, der Literatur nicht angehörige, Umgebung überging.

Zum Belege des Gesagten citiren wir nur die Stelle S. 148: »Es war im Herbste 1831, ein Jahr nach der Julisrevolution, als ich zu Paris den Doktor Ludwig Börne wieder sah. Ich besuchte ihn im Gasthofe Hôtel de Castille, und nicht wenig wunderte ich mich über die Veränderung, die sich in seinem ganzen Wesen aussprach. Das bischen Fleisch, das ich früher an seinem Leibe bemerkt hatte, war jetzt ganz verschwunden, vielleicht geschmolzen von den Strahlen der Julirssonne, die ihm leider auch ins Hirn gedrungen. Aus seinen Augen leuchteten bedenkliche Funken. Er saß oder vielmehr er wohnte in einem großen buntseidenen Schlafrocke, wie eine Schildkröte in ihrer Schale, und wenn er manchmal argwöhnisch sein dünnes Köpfchen hervorbeugte, ward mir unheimlich zu Muthe. Aber das Mitleid überwog, wenn er aus dem weiten Aermel die arme abgemagerte Hand zum Gruße oder zum freundschaftlichen Händedruck ausstreckte. In seiner Stimme zitterte eine gewisse Kränklichkeit und auf seinen Wangen grinsten schon die schwindsüchtig rothen Streiflichter. Das schneidende Mißtrauen, das in allen seinen Zügen und Bewegungen lauerte, war vielleicht eine Folge der Schwerhörigkeit, woran er früher schon litt, die aber seitdem immer zunahm, und nicht wenig dazu beytrug, mir seine Conversation zu verleiden.«

Dessen ungeachtet ist das vorliegende Buch durch vielfache Erkenntnisse und Bemerkungen des Verfassers im hohen Grade merkwürdig

Wir rechnen hieher besonders die Briefe aus Helgoland: »Ich bin müde und lechze nach Ruhe,« schreibt der Verfasser. »Wenn ich nur wüßte, wo ich jetzt mein Haupt niederlegen könnte.«

— — — »Soll ich nach Amerika, nach diesem ungeheuren Freyheitsgefängnisse, wo der widerwärtigste aller Tyrannen, der Pöbel, seine rohe Herrschaft ausübt! Du weißt, wie ich über dieses gottverfluchte Land denke, das ich einst liebte, als ich es nicht kannte. . Und doch muß ich es öffentlich loben und preisen aus Metierpflicht. . . Ihr lieben deutschen Bauern! geht nach Amerika! Dort gibt es weder Fürsten noch Adel, alle Menschen sind dort gleich, gleiche Flegel . . . mit Ausnahme freylich einiger Millionen, die eine schwarze oder braune Haut haben, und wie die Hunde behandelt werden! Die eigentliche Sclaverey, die in den meisten nordamerikanischen Provinzen abgeschafft ist, empört mich nicht so sehr, wie die Brutalität, womit dort die freyen Schwarzen und die Mulatten behandelt werden. Wer auch nur im entferntesten Grade von einem Negerstamme, und wenn auch nicht mehr in der Farbe, sondern nur in der Gesichtsbildung, eine solche Abstammung verräth, muß die größten Kränkungen erdulden, Kränkungen, die uns in Europa fabelhaft dünken. Dabey machen diese Amerikaner großes Wesen von ihrem Christenthume, und sind die eifrigsten Kirchengänger. Solche Heucheley haben sie von den Engländern gelernt, die ihnen übrigens ihre schlechtesten Eigenschaften zurückließen. Der weltliche Nutzen ist ihre eigentliche Religion und das Geld ist ihr Gott, ihr einziger, allmächtiger Gott. Freylich, manches edle Herz mag dort im Stillen die allgemeine Selbstsucht und Ungerechtigkeit bejammern. Will es aber gar dagegen ankämpfen, so harret seiner ein Martyrthum, das alle europäischen Begriffe übersteigt. Ich glaube, es war in Newyork, wo ein protestantischer Prediger über die Mißhandlung der farbigen Menschen so empört war, daß er, dem grausamen Vorurtheile trotzend, seine eigene Tochter einem Neger verheiratete. Sobald diese wahrhaft christliche That bekannt wurde, stürmte das Volk nach dem Hause des Predigers, der nur durch die Flucht dem Tode entrann; aber das Haus ward demolirt, und die Tochter des Predigers, das arme Opfer, ward vom Pöbel ergriffen, und mußte seine Wuth entgelten. She was flinshed, d. h. sie ward splitternackt ausgekleidet, mit Theer bestrichen, in den aufgeschnittenen Federbetten herumgewälzt, in solcher anklebenden Federhülle durch die ganze Stadt geschleift und verhöhnt...

»O Freyheit! Du bist ein böser Traum!«

Dann seine Ansichten über die Bibel: »Welch ein Buch! Groß und weit wie die Welt, wurzelnd in die Abgründe der Schöpfung und hinaufragend in die blauen Geheimnisse des Himmels. . . Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, Verheißung und Erfüllung, Geburt und Tod. . Das ganze Drama der Mensch-

heit, Alles ist in diesem Buche... Es ist das Buch der Bücher, Biblia. Die Juden sollten sich leicht trösten, daß sie Jerusalem und den Tempel und die Bundeslade und die goldenen Geräthe und Kleinodien Salomonis eingebüßt haben... solcher Verlust ist doch nur geringfügig in Vergleichung mit der Bibel, dem unzerstörbaren Schatze, den sie gerettet. Wenn ich nicht irre, war es Mahomet, welcher die Juden »das Volk des Buches« nannte, ein Name, der ihnen bis heutigen Tag im Orient verblieben und tiefsinnig bezeichnend ist. Ein Buch ist ihr Vaterland, ihr Besitz, ihr Herrscher, ihr Glück und ihr Unglück. Sie leben in den umfriedeten Marken dieses Buches, hier üben sie ihr unveräußerliches Bürgerrecht, hier kann man sie nicht verjagen, nicht verachten, hier sind sie stark und bewunderungswürdig. Versenkt in der Lektüre dieses Buches, merkten sie wenig von den Veränderungen, die um sie her in der wirklichen Welt vorfielen; Völker erhoben sich und schwanden, Staaten blühten empor und erloschen, Revolutionen stürmten über den Erdboden... sie aber, die Juden, lagen gebeugt über ihrem Buche, und merkten nichts von der wilden Jagd der Zeit, die über ihre Häupter dahinzog!«

»Wie der Prophet des Morgenlandes sie »das Volk des Buches« nannte, so hat sie der Prophet des Abendlandes in seiner Philosophie der Geschichte als »das Volk des Geistes« bezeichnet. Schon in ihren frühesten Anfängen, wie wir im Pentateuch bemerken, bekunden die Juden ihre Vorneigung für das Abstrakte, und ihre ganze Religion ist nichts als ein Akt der Dialektik, wodurch Materie und Geist getrennt, und das Absolute nur in der alleinigen Form des Geistes anerkannt wird. Welche schauerlich isolirte Stellung mußten sie einnehmen unter den Völkern des Alterthums, die dem freudigsten Naturdienste ergeben, den Geist vielmehr in den Erscheinungen der Materie, in Bild und Symbole begriffen! Welche entsetzliche Opposition bildeten sie deßhalb gegen das buntgefärbte, hieroglyphenwimmelnde Aegypten, gegen Phönizien, den großen Freudentempel der Astarte, oder gar gegen die schöne Sünderin, das holde, süßduftige Babylon, und endlich gar gegen Griechenland, die blühende Heimat der Kunst!« . . .

»Welche süße Gestalt dieser Gottmensch! Wie bornirt erscheint, in Vergleichung mit ihm, der Heros des alten Testaments! Moses liebt sein Volk mit einer rührenden Innigkeit; wie eine Mutter sorgt er für die Zukunft dieses Volkes. Christus liebt die Menschheit, jene Sonne umflammte die ganze Erde mit den wärmenden Strahlen seiner Liebe. Welch ein lindernder Balsam für alle Wunden dieser Welt sind seine Worte! Welch

ein Heilquell für alle Leidenden war das Blut, welches auf Golgotha floß! . . . Die weißen marmornen Griechengötter wurden bespritzt von diesem Blute, und erkrankten vor innerem Grauen, und konnten nimmermehr genesen! Die meisten freylich trugen schon längst in sich das verzehrende Siechthum, und nur der Schreck beschleunigte ihren Tod. Zuerst starb Pan. Kennst du die Sage, wie Plutarch sie erzählt? Diese Schiffersage des Alterthums ist höchst merkwürdig. — Sie lautet folgendermaßen:

»Zur Zeit des Tiberius fuhr ein Schiff nahe an den Inseln Pará, welche an der Küste von Aetolien liegen, des Abends vorüber. Die Leute, die sich darauf befanden, waren noch nicht schlafen gegangen, und viele saßen nach dem Nachtessen beym Trinken, als man auf einmal von der Küste her eine Stimme vernahm, welche den Namen des Thamus (so hieß nämlich der Steuermann) so laut rief, daß Alle in die größte Verwunderung geriethen. Beym ersten und zweyten Rufe schwieg Thamus, beym dritten antwortete er; worauf dann die Stimme mit noch verstärktem Tone diese Worte zu ihm sagte: »Wenn du auf der Höhe von Palodes anlangst, so verkündige, daß der große Pan gestorben ist!« Als er nun diese Höhe erreichte, vollzog Thamus den Auftrag, und rief vom Hintertheil des Schiffes nach dem Lande hin: »Der große Pan ist todt!« Auf diesen Ruf erfolgten von dorther die sonderbarsten Klagetöne, ein Gemisch von Seufzen und Geschrey der Verwunderung, und wie von vielen zugleich erhoben. Die Augenzeugen erzählten dies Ereigniß in Rom, wo man die wunderlichsten Meinungen darüber äußerte. Tiberius ließ die Sache näher untersuchen, und zweifelte nicht an der Wahrheit.«

»Ich habe wieder im alten Testamente gelesen. Welch ein großes Buch! Merkwürdiger noch, als der Inhalt, ist für mich diese Darstellung, wo das Wort gleichsam ein Naturprodukt ist, wie ein Baum, wie eine Blume, wie das Meer, wie die Sterne, wie der Mensch selbst. Das sproßt, das fließt, das funkelt, das lächelt, man weiß nicht wie, man weiß nicht warum, man findet alles ganz natürlich. Das ist wirklich das Wort Gottes, statt daß andere Bücher nur von Menschenwitz zeugen. Im Homer, dem anderen großen Buche, ist die Darstellung ein Produkt der Kunst, und wenn auch der Stoff immer, eben so wie in der Bibel, aus der Realität aufgegriffen ist, so gestaltet er sich doch zu einem poetischen Gebilde, gleichsam umgeschmolzen im Tiegel des menschlichen Geistes; er wird geläutert durch einen geistigen Prozeß, welchen wir die Kunst nennen. In der Bibel erscheint auch keine Spur von Kunst; das ist der Styl eines Notizenbuches, worin der absolute Geist, gleichsam ohne alle

individuelle menschliche Beyhülfe, die Tagesvorfälle eingezeichnet, ungefähr mit derselben thatsächlichen Treue, womit wir unsere Waschzettel schreiben. Ueber diesen Styl läßt sich gar kein Urtheil aussprechen, man kann nur seine Wirkung auf unser Gemüth konstatiren, und nicht wenig mußten die griechischen Grammatiker in Verlegenheit gerathen, als sie manche frappante Schönheiten in der Bibel nach hergebrachten Kunstbegriffen definiren sollten. Longinus spricht von Erhabenheit, neuere Aesthetiker sprechen von Naivetät. Ach! wie gesagt, hier fehlen alle Maßstäbe der Beurtheilung... Die Bibel ist das Wort Gottes.«

»Nur bey einem einzigen Schriftsteller finde ich etwas, was an jenen unmittelbaren Styl der Bibel erinnert, das ist Shakespeare. Auch bey ihm tritt das Wort manchmal in jener schauerlichen Nacktheit hervor, die uns erschreckt und erschüttert; in den Shakespear'schen Werken sehen wir manchmal die leibhaftige Wahrheit ohne Kunstgewand. Aber das geschieht nur in einzelnen Momenten; der Genius der Kunst, vielleicht seine Ohnmacht fühlend, überließ hier der Natur sein Amt auf einige Augenblicke, und behauptet hernach um so eifersüchtiger seine Herrschaft in der plastischen Gestaltung und in der witzigen Verknüpfung des Drama. Shakespeare ist zu gleicher Zeit Jude und Grieche, oder vielmehr beyde Elemente, der Spiritualismus und die Kunst, haben sich in ihm versöhnungsvoll durchdrungen, und zu einem höheren Ganzen entfaltet.«

Diese Briefe geben Kunde von der Stimmung, in welcher der Verfasser im Jahre 1830 sich befand, und dienen in gegenwärtigem Buche als vermittelnde Brücke zwischen dem ersten und dritten Buche.

Vortrefflich sind die Worte über das, was man Charakter nennt, im letzten Buche:

»Charakter hat derjenige, der in den bestimmten Kreisen einer bestimmten Lebensanschauung lebt und waltet, sich gleichsam mit welcher identifizirt, und nie in Widerspruch geräth mit seinem Denken und Fühlen. Bey ganz ausgezeichneten, über ihr Zeitalter hinausragenden Geistern kann daher die Menge nie wissen, ob sie Charakter haben oder nicht, denn die große Menge hat nicht Weitblick genug, um die Kreise zu überschauen, innerhalb derselben sich jene hohen Geister bewegen. Ja, indem die Menge nicht die Gränzen des Wollens und Dürfens jener hohen Geister kennt, kann es ihr leicht begegnen, in den Handlungen derselben weder Befugniß noch Nothwendigkeit zu sehen, und die geistig Blöden und Kurzsichtigen klagen dann über Willkür, Inkonsequenz, Charakterlosigkeit. Minder begabte Menschen, deren oberflächlichere und engere Lebensanschauung leichter

ergründet und überschaut wird, und die gleichsam ihr Lebensprogramm in populärer Sprache ein für alle Mal auf öffentlichem Markte proklamirt haben, diese kann das verehrungswürdige Publikum immer im Zusammenhange begreifen, es besitzt einen Maßstab für jede ihrer Handlungen, es freut sich dabey über seine eigene Intelligenz, wie bey einer aufgelösten Charade, und jubelt: »Seht, das ist ein Charakter!«

»Es ist immer ein Zeichen von Bornirtheit, wenn man von der bornirten Menge leicht begriffen, und ausdrücklich als Charakter gefeyert wird. Bey Schriftstellern ist dieß noch bedenklicher, da ihre Thaten eigentlich in Worten bestehen, und was das Publikum als Charakter in ihren Schriften verehrt, ist am Ende nichts anderes, als knechtische Hingebung an den Moment, als Mangel an Bildnerruhe, an Kunst.«

»Der Grundsatz, daß man den Charakter eines Schriftstellers aus seiner Schreibweise erkenne, ist nicht unbedingt richtig; er ist bloß anwendbar bey jener Masse von Autoren, denen beym Schreiben nur die augenblickliche Inspiration die Feder führt, und die mehr dem Worte gehorchen als befehlen. Bey Artisten ist jener Grundsatz unzuläßlich, denn diese sind Meister des Wortes, handhaben es zu jedem beliebigen Zwecke, prägen es nach Willkür, schreiben objektiv, und ihr Charakter verräth sich nicht in ihrem Style.«

Art. X. Alexander Puschkin's Dichtungen. Aus dem Russischen übersetzt von Dr. Robert Lippert. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, 1840. Zwey Theile. 8. Erster Theil 315 Seiten, zweyter Theil 260 Seiten.

Wir haben es hier mit einem wahrhaften Dichter neuester Zeit zu thun, dem es vorbehalten war, die immer lebendiger sich entfaltende Blume russischer Dichtkunst dem üppigsten Gedeihen zuzuführen.

Was vorzugsweise an den vorliegenden Gedichten lobend erkannt werden muß, ist die eigenthümliche nationale Färbung derselben. Es spiegelt sich in den meisten nicht bloß der Charakter eines Dichters überhaupt, sondern auch der der Nation, welcher der Verfasser angehört, ab. Dieser versuchte sich in allen Dichtungsformen, der lyrischen, didaktischen, epischen und dramatischen, mit vorherrschender Anlage zum Episch-Lyrischen.

Die Gedichtsammlung eröffnet ein Gedicht in zwey Gesängen: »Der Gefangene im Kaukasus.« Düster und voll eigenthümlichen Colorits, ausgezeichnet durch Schilderungen socialer Verhältnisse, welche immer dem Verfasser vorzugsweise

gelingen. Den Beleg davon liefern gleich einige Stellen im zweyten Gedichte: »Die Zigeuner«:

Ein tobender Zigeunerhauf
Hat Bessarabien durchzogen,
Und schlägt jetzt an des Dniesters Wogen
Zerfetzte Nachtgezelte auf.
Wie ist so fröhlich ihr Getümmel, —
Die Freyheit — ihre Lagerstatt —
Wie friedlich unter'm freyen Himmel
Der Schlummer sie umfangen hat! —
Inmitten ihrer Räderkarren,
Nur halb mit Teppichen verdeckt,
Um's Feuer rund herum gestreckt
Sie auf das Abendessen harren.
Die Rosse grasen rings umher
Im grünen Feld, — ein zahmer Bär
Liegt hinter den Gezelten frey. —
Es lebt die ganze Wüstenev:
Der Horde friedlich stilles Sorgen
Zur Reise fertig seit dem Morgen,
Geschrey der Kinder, Weibersang,
Der Reiseschmiede heller Klang —
Bis das Nomadenlager schnell
Des Schlafes Schweigen überfallen,
Gewieher hört man und Gebell
Nur durch die Steppenstille schallen.
Die Feuer sind verlöscht im Kreise,
Rings tiefe Ruh' — der Mond allein
Vollendet seine Himmelsreise,
Bestrahlt den stillen Lagerreih'n.
Ein Greis nur schlummert nicht im Zelte,
Er kauert vor der Kohlenglut;
Noch wärmte sie das träge Blut,
Indeß sie Blicke matt erhellte,
Die auf die fernen Felder fallen,
Wo nächt'ge Nebelstreifen wallen.
Die jugendfrische Tochter war
Hinaus in's öde Feld gegangen,
Sie kennet Freyheit und Gefahr,
Und vor der Rückkehr ist kein Bangen.
Doch in des Himmels Wolkenschacht
Versinkt der Mond — schon wird es Nacht —
Noch kommt Semphira nicht — des Alten
Einfaches Nachtmahl wird erkalten.

Die seltene Anschaulichkeit dieser Stelle wird vielleicht noch von der folgenden übertroffen:

Hell ist's — von Schweigen noch umfangen
Das Zelt, das still der Greis umschleicht:
»Die Sonne, Kind, ist aufgegangen —
Wach' auf, mein Gast, die Zeit verstreicht —

Verschaft mir schnell das weiche Bette!«
Da stürmt das Volk heraus, — befreyt
Von Zelten wird die Lagerstätte.
Zum Aufbruch sind die Karr'n bereit.
Hin durch die Steppenfläche brach
Die Horde auf, zu Fuß und Wagen,
In leichten Doppelkörben tragen
Die Esel munt're Kinder nach.
Die Männer, Frauen, Schwestern, Brüder,
Und Jung und Alt im Knäul verwirrt,
Geschrey, Getös, Zigeunerlieder,
Der Bär, der mit der Kette klirrt:
Der Lumpen Flitterpracht, so hell,
Die nackten Kinder, nackten Greise,
Der Hunde Heulen und Gebell,
Des Dudelsack's einförm'ge Weise,
Der Karren Rasseln weit und breit, —
Das Alles — ärmlich, wild und toll,
Unruhig, bunt und lebensvoll,
Fremd uns'rer todten Weichlichkeit,
Dem Leben, das so träge schleicht, —
Und dem Gesang der Bettler gleicht.

Das Gedicht geht später mit Glück ins Dramatische über, obgleich nur der Form nach.

Das Drama selbst wird seiner vollen Bedeutung nach vom Dichter mehr erfaßt als zur Anschauung gebracht. »Boris Godunoff« ist ein gut angelegtes, aber nicht wirksam durchgeführtes dramatisches Gedicht.

Am Mindesten gelingt unserm Verfasser der Scherz, obgleich in den Gedichten, wobey es darauf abgesehen ist, wie z. B. im Graf Nulin, alles Beschreibende meisterhaft genannt werden muß.

Ein vortreffliches Gedicht unter den »Romantisch« überschriebenen, aus welchem zugleich die eigentliche Geistes- und Gefühlsrichtung Puschkin's klar wird, ist das: »Der Feldherr.«

Eine Riesenhalle dehnt sich in der Pfalz des nord'schen Zaaren,
Wo sich Sammt und seid'ne Stoffe nicht mit lauter'm Golde paaren,
Nicht krystall'ne Glocken bergen hier das köstliche Gepränge
Diamantner Kronen — denn im Kreis umher nach ganzer Länge
Und von Unten bis nach Oben mit dem Pinsel leicht und mächtig
Hat's der Künstler schnellen Auges ausgeschmückt so wunderprächtig;
Nicht jungfräuliche Madonnen, Waldesnymphen, heit're Musen,
Satyrn, Faunen nicht mit Bechern, üpp'ge Frau'n mit vollem Busen,
Jagd und Spiele nicht, — nur einzig weite Mäntel, lange Degen,
Ernste kriegerische Blicke, siegsgewärtig und verwegen . . .
Hier in dichtem Reihen hat des Künstlers Hand so vielgestaltig
Aufgestellt der nord'schen Völker Kampfesführer allgewaltig.

Eines wunderbaren Feldzugs ruhmbeschattetes Vermächtniß,
Und verkettet mit des zwölften Jahres ewigem Gedächtniß. —
Häufig mit gemess'nem Schritte wandelt sinnend hier der Dichter
Mitten unter ihnen, schauet in bekannte Kampfgesichter —
Und er glaubt im Geist den Donner ihres Schlachtrufs zu vernehmen —
Viele der gewalt'gen Riesen wurden längst zu luft'gen Schemen,
And're, die aus bunter Leinwand noch so jung herniederblicken,
Sind schon altersgrau geworden, und in träger Stille nicken
Sie jetzt unter Lorberdecken ein... In ihrem düstern Reigen
Scheint des Dichters Blick sich Einem unter Allen zuzuneigen,
Und mit anderen Gefühlen immer Jenem zuzufliehen,
Nie vermag er seine Augen von dem Helden abzuziehen —
Doch je länger er ihn schaute, desto schwerer fühlt er Qualen.
— Auf dem lebensgroßen Bilde, wie ein nackter Schädel, strahlen
Seiner hohen Stirne Flächen, ihre Falten geben Kunde,
Wie dort tiefes Leid gelagert... Dichter Nebel in der Runde —
Hinter ihm die Kriegeslager... Düster, doch voll Selbstvertrauen,
Scheint der Feldherr mit Verachtung sinnend vor sich hinzuschauen —
War's vielleicht des großen Meisters eigenthümlicher Gedanke,
Als er die erhob'nen Blicke schloß in seine enge Schranke,
Mocht' es ihn wohl unwillkürlich mit Begeisterung durchziehen —
Doch hat Dow den edlen Zügen diesen Ausdruck hier geliehen! —
Unglücksreicher Feldherr! Wie dein Schicksal dich so karg bedachte, —
Ob dein Herz dem fremden Lande Alles gleich zum Opfer brachte,
Haben jenes frechen Pöbels Blicke nimmer dich durchdrungen,
Da mit mächtigem Gedanken einsam schweigend du gerungen;
Abgeneigt in nied'rer Seele deines Namens fremden Tönen,
Sie vermaßen sich im Wahnwitz, mit Geschrey dich zu verhöhnen,
Jenes Volk, dem du zur Rettung von der Schande auserseh'n,
Wagt im frechen Uebermuth dein heilig Greisenhaupt zu schmähen!
Ja, sogar Er, dessen Scharfblick deinen kühnen Plan verstanden,
Macht, um jenen zu gefallen, listig deinen Ruhm zu Schanden!
Fest durch mächt'ge Ueberzeugung, die dein Genius gespendet,
Du allein bliebst unerschüttert, ob sie Alle gleich verblendet. —
Und du mußtest schweigend endlich noch auf halbem Weg verzichten
Auf den Lorber, deine Größe — mit den tiefen Plänen flüchten
Einsam in des Heeres Reihen — dort, wie and're junge Krieger,
Auf der Pfeife erste Töne horchte der ergraute Sieger,
Und er stürzte sich in's Feuer, gierig nach dem Tode lechzend,
Doch — umsonst! — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— Klägliches Geschlecht, nur würdig, daß man es beklagt und höhnet,
Das dem Augenblicke opfert, dem Gelingen einzig fröhnet —
O wie oft ist nicht ein Edler deinem Blick vorbeygegangen,
Den dein freches Wort gelästert, in Verblendung tief befangen!
Doch in heil'gem Mitgefühle solch ein Bild erfaßt der Dichter,
Er bewahrt es in Begeist'rung — und die Nachwelt wird zum Richter! —

Den zweyten Band eröffnet ein Gedicht: »Gespräch zwischen Buchhändler und Dichter.« Es enthält eine ironisch-poetische Gegenüberstellung künstlerischer und merkantilischer Intentionen in Goethe'scher Weise.

Den größten Theil füllt ein Gedicht: »Eugen Onägin,« welches der Verfasser einen Roman nennt, und in acht Bücher abtheilt. Wir halten ihn, sehr gelungener Einzelnheiten ungeachtet, für den mindest bedeutenden Theil der Sammlung.

Meisterhaft dagegen angelegt und durchgeführt ist »der steinerne Gast,« aus des Dichters Nachlaß. In concentrirterer Kraft sind hochgelungene Charakterschilderungen selten ins Leben getreten. Besonders sind die Weiber Laura und Anna vortrefflich skizzirt. Aus diesem Belege läßt sich mit Grund annehmen, daß das Drama durch den Tod des Dichters empfindlich verlor. Wie sehr seine Bestimmung ihn wie unwillkürlich auf diese Bahn wies, geht daraus hervor, daß fast die meisten seiner Dichtungen in die dramatische Form übergehen.

Die Kunst überhaupt, so wie die Nation, der Puschkin angehörte, haben durch den frühen Tod des Dichters bedeutenden Verlust erlitten. Den poetischen Charakter sprechen seine Gedichte aus. Wie viel davon durch seine sonstigen Eigenthümlichkeiten angeregt und modificirt würde, mag aus dem Schreiben Wassili Joukovski's, eines hochbedeutenden und mit Recht hochgeachteten Mannes unserer Zeit, an Puschkin's Vater erkannt werden:

»Ich hatte das Herz nicht, Dir zu schreiben, armer Sergei Lewowitsch! Was vermochte ich Dir zu sagen, der Du von unserer Aller Unglück getroffen worden, wie von einem Fels, der über uns hereinbrach, um uns zu zerschmettern? Unser Puschkin ist nicht mehr! Leider ist es allzuwahr, und doch scheint es uns noch unglaublich. Der Gedanke, daß er nicht mehr sey, ist außerhalb der Reihe aller gewöhnlichen und alltäglichen Ideen. Noch suchen wir ihn gewohnter Weise, noch ist es uns so natürlich, ihn zur verabredeten Stunde beym Stelldichein zu treffen; noch scheint es, als mische sich seine Stimme in unser Gespräch, als erschalle sein kindlich frohes Gelächter unter uns. Dort, wo er täglich weilte, ist Alles unverändert, nichts deutet auf den schweren Verlust. Alles ist in dem gewohnten Geleise, Alles an seiner Stelle — nur er ist dahin auf — ewig! In einem Augenblicke verging dies starke kräftige Leben, diese Fülle von Genie, von leuchtenden Hoffnungen! Ich spreche nicht von Dir, Du armer, morscher Greis — nicht von uns, seinen trauernden Freunden. Das Vaterland hat seinen Sänger, seinen Liebling verloren. Es hat ihn verloren in dem Augenblicke, wo seine Reife zur Vollendung gediehen war; es verlor ihn, als er den Wendepunkt erreicht, wo der Menschengeist ein Lebewohl sagt der glühenden und oft regellosen Kraft der Jugend, die nur vom Genius bewegt wird; wo er sich hingibt der ruhi-

geren und bildnerischeren Kraft des reifen Mannesalters — nicht minder frisch, als die erstere, vielleicht nur minder brausend, doch unendlich schöpferischer. Welchem Sohne Rußlands wurde durch seinen Tod nicht etwas Verwandtes vom Herzen gerissen? Der Ruhm der jetzigen Regierung verlor in ihm seinen Sänger, der ihm angehörte, wie Derjävin dem Ruhme Katharinens, Karamsin dem Alexanders!«

»Die ersten Minuten Deines Schmerzes sind vorüber, jetzt kannst Du mir zuhören und weinen. Ich werde Dir Alles schildern, was sich in den letzten Augenblicken Deines Sohnes zutrug, was ich selbst gesehen und was mir von Augenzeugen erzählt worden.«

»Mittwoch am 27. Januar um zehn Uhr Abends fuhr ich zum Fürsten Wäsemski. Dort sagt man mir, er sey mit der Fürstin bey Puschkin; und Walujeff, zu dem ich hierauf eilte, kommt mir mit den Worten entgegen: »Haben Sie ein Briefchen von dem Fürsten erhalten? Es ist schon lange, daß man nach Ihnen geschickt hat, — fahren Sie zu Puschkin — er stirbt!« — Ich war bey diesen Worten wie vom Donner gerührt, ich flog die Stufen hinab, und kam bey Puschkin an. Im Vorzimmer, an der Thüre seines Kabinettes, fand ich die Aerzte Arendt und Spasski, die Fürsten Wäsemski und Meschtscherski. Auf meine Frage: »Wie befindet er sich? — antwortete Arendt: »Ganz schlecht, sein Tod ist unvermeidlich!« — Dieß ist, was man mir erzählte: Um sechs Uhr Nachmittags ward Puschkin von seinem ehemaligen Schulkameraden, dem Oberst Dansas, in diesem verzweifelten Zustande nach Hause gebracht. Der Kammerdiener hob ihn aus dem Wagen, und trug ihn auf seinen Armen die Treppe hinauf. »Es wird dir wohl sehr schwer, mich zu tragen?« fragte Puschkin. Man brachte ihn in sein Kabinet. Er befahl selbst, ihm reine Wäsche zu bringen, hierauf zog er sich aus, und legte sich auf den Diwan. Als man ihn zu Bette brachte, wollte seine Frau, die von nichts wußte, ins Zimmer treten. »N'entrez pas, il y a du monde chez moi« — rief er ihr mit lauter Stimme entgegen. Er fürchtete, sie zu erschrecken. Seine Frau durfte erst dann zu ihm hereintreten, als er schon völlig angekleidet war. Man schickte nach Aerzten, und bald darauf erschienen Scholz und Sadler, Arendt hatte man nicht finden können. Puschkin hieß alle Anderen aus dem Zimmer gehen (bey ihm waren zu dieser Zeit Dansas und Pletneff). »Es steht schlecht mit mir!« sprach er, und reichte Scholz die Hand. Man untersuchte ihn, und Sadler ging weg, die nöthigen Instrumente herbeyzuholen. Mit Scholz allein geblieben, fragte Puschkin: »Was halten Sie von meinem Zustande? aber

aufrichtig gesprochen!« — »»Ich kann Ihnen nicht verhehlen, Sie sind in Gefahr!«« — »Sagen Sie lieber, daß ich sterben muß.« — »»Meine Pflicht gebietet mir, Ihnen auch das nicht zu bergen. Doch wir werden sehen, was Arendt und Salomon sagen, nach denen geschickt worden.«« — »Je vous remercie, vous avez agi en honnête homme envers moi,« sagte Puschkin, sich die Stirne reibend, und setzte dann hinzu: »Il faut, que j'arrange ma maison.« — »»Wünschen Sie nicht Jemanden von Ihren Freunden zu sehen?«« fragte Scholz. »Lebt wohl, theure Freunde!« erwiederte P., und wendete den Blick nach seiner Bibliothek. Wem er in dieser Minute ein Lebewohl zurief, seinen lebenden Freunden oder den entschlafenen, weiß ich nicht. Ueber eine Weile fragte er wieder: »Meinen Sie, daß ich keine Stunde mehr leben werde?« — »»Verhüte der Himmel! Aber ich glaubte, es würde Ihnen angenehmer seyn, Jemand von den Ihrigen hier zu sehen. Herr Pletneff ist hier.«« — »Gut, — ich wünschte auch Joukowsky zu sehen. Geben Sie mir Wasser, mir wird übel.« — Scholz fühlte ihm den Puls, und fand seine Hand kalt, den Puls aber schwach und befördert. Er ließ ihm Wasser geben und schickte nach mir. Man hätte mich um diese Zeit zu Hause angetroffen, doch ich weiß nicht, wie es geschah, niemand kam zu mir. Unterdessen langten Sadler und Salomon an. Scholz verließ den Kranken, welcher ihm freundlich die Hand drückte, ohne ein Wort zu sagen. Bald darauf erschien Arendt. Beym ersten Blick auf den Kranken erkannte er, daß keine Hoffnung mehr da sey. Man legte Kompressen mit Eis auf den Unterleib des Kranken, und gab ihm kühlende Getränke. Dieß brachte die gewünschte Wirkung hervor. Der Kranke wurde etwas ruhiger. Vor dem Weggehen Arendt's sagte er zu demselben: »Bitten Sie den Kaiser, er möge mir verzeihen.« — Arendt fuhr weg, nachdem er Puschkin seinem Hausarzte Spasski übergeben hatte. Dieser wich die ganze Nacht nicht von seinem Bette. »Es geht schlecht mit mir,« sagte der Kranke, als Spasski zu ihm trat. Spasski suchte ihn zu beruhigen, doch Puschkin winkte abwehrend mit der Hand. Von jetzt an dachte er nicht mehr an sich, sondern beschäftigte sich allein mit dem Loose seiner Frau. »Machen Sie ihr keine vergeblichen Hoffnungen,« — sagte er zu Spasski, — »verbergen Sie ihr nicht, wie es um mich steht; Sie wissen recht gut, daß sie keine Verstellung liebt. Uebrigens machen Sie mit mir, was Sie wollen, ich willige in alles und bin zu allem bereit.« Um diese Zeit fanden sich der Fürst Wäsemsky nebst seiner Gemahlin, Turgenieff, Graf Wielgorsky und ich allmälich ein. Die Fürstin blieb bey Puschkin's Gemahlin, die sich in

einem unbeschreiblichen Zustande befand. Von Zeit zu Zeit schlich sie, wie ein Gespenst, in das Zimmer, wo der Sterbende sich befand. Er konnte sie nicht sehen, denn er lag auf dem Diwan, das Gesicht von Fenster und Thür abgekehrt, doch jedesmal, wenn sie hereintrat, oder bloß an der Thüre lauschte, bemerkte er ihre Gegenwart. — »Ist meine Frau hier?« sagte er, »führt sie weg.« — Er wollte sie nicht an sein Lager treten lassen, und befürchtete, sie möchte Zeugin seiner Schmerzen seyn, die er mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit ertrug. »Was macht meine Frau?« fragte er Spaßki: »Die Arme leidet unschuldig. Ach, die Welt wird über sie herfallen!« — Bis zum Ende seiner Leiden verließ ihn jene Seelenstärke nicht, ausgenommen zwey bis drey Stunden der ersten Nacht, in welchen seine Qualen das Maß menschlicher Leiden überstiegen. — »»Ich habe dreyßig Schlachten beygewohnt,«« — sagte Arendt, — »»und viele Sterbende gesehen, aber noch keinen ähnlichen.«« — Bemerkenswerth ist, daß er in den letzten Stunden seines Lebens ein ganz anderer Mensch geworden zu seyn schien. Das Feuer der Leidenschaft, welches vor einigen Stunden in seinem Herzen brannte, war verlöscht, und ließ kein Zeichen, keine Erinnerung an das Geschehene zurück. Hier ist ein rührender Zug seiner Seele: Tags zuvor erhielt er eine Einladung zum Begräbniß von Gretsch's Sohne. Er erinnerte sich derselben inmitten seiner Leiden, und sprach zu Spaßki: »Wenn Sie Gretsch sehen sollten, sagen Sie ihm, daß ich an seinem Verluste innigen Antheil nehme.« — Man fragte ihn, ob er beichten und das heilige Abendmahl nehmen wolle? Er willigte ein, und man beschloß, den Priester am Morgen holen zu lassen. Um Mitternacht kam Arendt zurück. Alles, was der Sterbende von ihm vernahm, erfreute, beruhigte und stärkte sein Herz. — Sein sehnliches Verlangen ward erfüllt, und mit rührendem Eifer sprach er sich über sein Schicksal auch jenseits des Grabes aus, worauf er beichtete und das heilige Mysterium empfing. Bis fünf Uhr Morgens war in seinem Zustande keine Aenderung vorgegangen. Nach fünf Uhr wurden seine Leibschmerzen unerträglich, und ihre Gewalt besiegte seine Seelenkraft, er fing an zu stöhnen, und man schickte wieder nach Arendt. Dieser verordnete ein Lavement, was aber keine Linderung hervorbrachte, und nur seine Qualen verstärkte. Sie erreichten den höchsten Grad, und währten bis sieben Uhr. Was würde sein armes Weib geworden seyn, wenn sie im Verlaufe dieser zwey ewigen Stunden sein Stöhnen vernommen hätte! Ich bin überzeugt, ihr Verstand hätte diese Herzensfolter nicht ertragen können. Doch, was geschah? Sie lag in völliger Abspannung im Gastzimmer,

an der Thüre, die sie allein vom Lager ihres Mannes schied. Bey dem ersten furchtbaren Schrey, den er ausstieß, warf sich die Fürstin Wäsemska, die bey ihr im Zimmer war, auf sie, denn dieselbe befürchtete, es möchte der Leidenden etwas zustoßen. Doch sie lag regungslos da, obgleich sie vor einer Minute noch gesprochen hatte; ein schwerer Schlummer hatte sich ihrer bemächtigt, und dieser Schlummer, wie von Oben gesandt, ging zu Ende, als man das letzte Stöhnen im Nebenzimmer vernahm. Aber in diesen Augenblicken der härtesten Prüfung zeigten sich, wie Spasski und Arendt sagten, die ganze Kraft und Standhaftigkeit des Sterbenden. Jeder Andere in seiner Lage hätte laut aufgeschrieen, er hielt die Ausbrüche seines Schmerzes aus zarter Schonung für seine Frau zurück. Gegen sieben Uhr spürte er einige Linderung. Noch ist zu bemerken, daß während dieser Zeit und bis zu seinem Ende seine Gedanken hell blieben, und das Gedächtniß nichts von seiner Frische verlor. Noch vor Beginn der heftigen Schmerzen rief er Spasski zu sich, ließ sich ein von ihm beschriebenes Papier bringen, und bat ihn, es zu verbrennen. Hierauf verlangte er Dansas, und diktirte ihm ein Verzeichniß einiger Schulden. Dieß erschöpfte ihn jedoch, und er war nicht im Stande, andere Anordnungen zu treffen. Als am Morgen seine heftigen Schmerzen etwas nachließen, sagte er zu Spasski: »Meine Frau... Rufen Sie meine Frau!« — Diese Abschiedsminute vermag ich Dir nicht zu schildern. — Hierauf wünschte er seine Kinder zu sehen. Sie schliefen, und man führte sie halbschläferig zu ihm. Er wandte schweigend jedem derselben einen Blick zu, legte die Hand auf ihre Häupter, segnete sie, und deutete darauf durch eine Handbewegung an, sie wegzutragen. — »Wer ist bey mir?« fragte er Spasski; man nannte mich und Wäsemski. »Ruft sie, sprach er mit schwacher Stimme. Ich trat an sein Lager, nahm seine erkaltende Hand, die er mir entgegenstreckte, und küßte sie — ich vermochte ihm nichts zu sagen, er winkte mir mit der Hand, und ich ging hinweg. Bald darauf rief er mich wieder zu sich »Sage dem Kaiser« — flisterte er — »daß ich ungern sterbe; ich würde mich ganz seinem Dienste geweiht haben. Sage ihm, daß ich ihm eine lange, lange Regierung und Glück in seinem Sohne wie in seinem Rußland wünsche.« Diese Worte sprach er schwach und gebrochen, doch vernehmlich. Hierauf sagte er Wäsemski Lebewohl. Zu gleicher Zeit trat Graf Wielgorski ins Zimmer und an sein Bett, er war einer der letzten, dem Puschkin im Leben die Hand drückte. Es war augenscheinlich, daß er sich beeilte, seine Rechnung mit der Welt zu machen, als ob er die Schritte des herannahenden Todes schon vernähme. Spasski fühlte ihm

den Puls, und Puschkin sprach leise zu ihm: »Der Tod naht!« — Als Turgenieff sich ihm näherte, blickte er zweymal unverwandt nach ihm, und drückte ihm die Hand; er schien etwas sagen zu wollen, doch winkte er mit der Hand und flisterte nur: »Die Karamsin!« — Sie war nicht zugegen, man schickte ungesäumt zu ihr, und sie kam auch sogleich. Ihr Beysammenseyn war nur von minutenlanger Dauer, doch als Katharina Andreevna sich vom Bette entfernte, rief er sie zurück und sprach: »Segnen Sie mich!« — worauf er ihr die Hand küßte. — Unterdessen hatte ihn die Dosis Opium, welche ihm verabreicht worden, ein wenig beruhigt, auch legte man ihm statt der kalten erweichende Kompressen auf den Unterleib; dieß that dem Leidenden wohl, und er fing an, ohne Widerspruch die ärztlichen Vorschriften zu erfüllen, die er früher hartnäckig von sich gewiesen, als er noch vor der Fortdauer seiner Leiden zurückbebte, und sehnsüchtig durch den Tod erlöst zu werden wünschte. Aber jetzt wurde er geduldig wie ein Kind; er legte sich selbst Kompressen auf den Unterleib, und half denen, die für ihn Sorge trugen. Kurz, es wurde ihm augenscheinlich um vieles leichter. In diesem Zustande fand ihn Doktor Dahl, der gegen zwey Uhr zu ihm kam. »Es geht mir schlecht, Bruder,« sagte Puschkin zu Dahl und lächelte. Dahl, der wirklich mehr Hoffnung hatte, als alle Anderen, antwortete: »»Wir alle haben Hoffnung, verzweifle auch Du nicht!«« — »Nein,« — entgegnete Puschkin, — »hier ist meines Bleibens nicht; ich werde sterben; doch es sollte so seyn.« — Zu dieser Zeit wurde sein Puls voller und stärker, und es begann ein allgemeiner, obgleich schwacher Schweiß auszubrechen. Man setzte ihm Blutigel, der Puls wurde gleichförmiger, langsamer und um Vieles leichter. — »»Ich hielt mich«« — sprach Dahl, — »»wie ein Ertrinkender an einem Strohhalme fest, ich sprach mit schüchterner Stimme das Wort — Hoffnung — aus, und hätte fast mich selbst wie die Andern getäuscht.«« Als Puschkin bemerkte, daß Dahl muthiger geworden war, ergriff er ihn bey der Hand und fragte: »Ist Niemand hier?« — »»Niemand,«« war die Antwort. »Dahl,« sage mir die Wahrheit,« fuhr er fort, — »werde ich bald sterben?« — »»Wir hoffen für Dein Leben, Puschkin, gewiß, wir haben große Hoffnung.«« — »Habe Dank.« — Doch dem Anscheine nach tröstete er sich nur dieß eine Mal mit dieser Hoffnung, weder vorher noch später hat er derselben wieder geglaubt. Fast die ganze Nacht (vom 28sten auf den 29sten, in welcher Dahl keinen Augenblick von seinem Schmerzenslager wich) hielt er Dahl's Hand fest, nahm oft einen Theelöffel voll Wasser oder ein wenig Eis, und that Alles selbst, er griff nach dem neben

ihm stehenden Glase, rieb sich selbst die Schläfe mit Eis, legte sich warme Kompressen auf den Unterleib, wechselte sie u. s. w. Auch wurde er weniger von Schmerzen, als von einer ungeheuren Angst gefoltert. »Ach, welche Angst!« rief er wiederholt aus, und schlug die Hände über den Kopf zusammen, — »mein Herz bricht!« — Dann bat er, daß man ihn aufhebe, oder auf die Seite verwende und das Kissen zurecht lege, doch ließ er es nie geschehen, und unterbrach dies Alles gewöhnlich mit den Worten: »Nun — so, so, — recht gut; so ist's vortrefflich — schon genug; jetzt ist's gut,« — oder: »Halt, — nicht nöthig, — zieh' mich nur bey der Hand, — nun ist's gut!« — (Alles buchstäblich seine Ausdrücke.) Im Allgemeinen — bemerkte Dahl, — zeigte er sich gegen mich äußerst nachgiebig und fügsam wie ein Kind, ja, er that Alles, was ich wünschte. Einmal fragte er Dahl: »Wer ist bey meiner Frau?« Dahl antwortete ihm: »»Viele gute Menschen nehmen Antheil an Deinem Loose. Saal und Vorzimmer sind vom Morgen bis in die Nacht mit Menschen angefüllt.«« — »Nun, ich danke,« — fuhr Puschkin fort, — »so geh' zu meiner Frau, und sage ihr, daß Gott sey Dank alles besser geht: man schwatzt ihr dort vielleicht etwas vor.« Dahl hatte ihm die Wahrheit gesagt. Seit dem 28sten Morgens, wo sich die Nachricht in der Stadt verbreitete, daß Puschkin auf dem Todbette liege, stand sein Vorzimmer von Besuchern nicht leer. Viele schickten ihre Diener, um Erkundigungen einzuziehen, Andere — und zwar Leute aus allen Ständen, Bekannte wie Unbekannte, — kamen selbst. Ein rührendes Gefühl der allgemeinen Trauer sprach sich in diesem Zudrange aus. Die Zahl der Besucher war zuletzt so groß, daß die Eingangsthüre (welche an das Kabinet stieß, wo der Sterbende lag) unaufhörlich auf und zu ging; dieß beunruhigte den Kranken, und wir beschlossen endlich, diese Thüre zu sperren; wir schoben einen Kasten aus dem Vorzimmer vor die Thüre, und öffneten statt derselben eine Seitenthüre, die gerade von der Treppe ins Büffet führte; das Gastzimmer, in welchem sich Puschkin's Frau befand, trennten wir noch vom Speisezimmer durch eine spanische Wand. Von Stund an war das Büffet unaufhörlich voll Menschen; ins Speisezimmer ließ man nur die Bekannten eintreten. In Aller Blicken drückte sich die herzlichste Theilnahme aus, Viele weinten. Diese Aeußerungen des allgemeinen Schmerzes rührten mich tief; von Seiten der Russen, denen der Ruhm ihres Vaterlandes am Herzen liegt, war dieß jedoch nicht zu verwundern; die Theilnahme der Ausländer aber war für mich eine unerwartete Herzstärkung. — Wir verloren das Unserige, — sollten wir nicht klagen? Doch was bewegte sie so tief? Die

Antwort ist leicht zu finden. Das Genie ist ein Gemeingut, seine Verehrung ist für alle Nationen ein gemeinschaftliches Band, und wenn das Genie zu früh die Erde verläßt, so begleiten Alle es mit einem brüderlichen Schmerze. Puschkin gehörte durch seinen Genius nicht Rußland allein, sondern ganz Europa. Deßhalb traten so viele Fremde in das Sterbehaus mit dem eigenen Schmerze, und trauerten um unsern Puschkin, als wäre es der Ihrige. — Doch ich kehre zu meiner Schilderung zurück. Als er Dahl abschickte, seiner Frau Hoffnung einzuflößen, hatte Puschkin selbst keine mehr. Erst fragte er, welche Zeit es sey, und auf Dahl's Antwort fuhr er mit gebrochener Stimme fort: »Werde ich lange noch... mich... quälen? Ach... schneller!« Dieß wiederholte er einige Male, und sprach dann: »Wird's bald endigen?« und immer setzte er hinzu: »Ach schneller!« — Doch im Ganzen (ausgenommen während der zweystündigen Qualen der ersten Nacht) zeigte er eine bewundernswerthe Standhaftigkeit. Wenn ihn Angst oder Schmerz überwältigten, so winkte er mit der Hand oder stöhnte leise und kaum vernehmlich. »»Du mußt aushalten, Bruder,«« — sagte Dahl — »Nichts zu machen: aber schäme Dich Deiner Schmerzen nicht, — stöhne, es wird Dir leichter um's Herz werden.«« — »Nein,« — erwiederte Puschkin mit gebrochener Stimme: — »nein... nicht gut... stöhnen... Frau... hören... lächerlich... was ist das... Kleinigkeit für mich... bezwingen... will nicht.« — Ich verließ ihn um fünf Uhr Morgens, und kehrte nach zwey Stunden zurück. Die Nacht war ihm ruhig vergangen, und ich eilte voll Hoffnung nach Hause. Als ich aber zurückkam, fand ich es anders. Arendt sagte mir mit Bestimmtheit, daß Alles vorüber sey, und daß der Kranke den Tag nicht überleben könne. Wirklich wurde der Puls schwächer und fiel zusehends, die Hände fingen an zu erkalten, er lag mit geschlossenen Augen da, und erhob nur von Zeit zu Zeit die Hand, um Eis zu nehmen, und sich damit die Schläfe zu reiben. Es schlug zwey Uhr (Nachmittags), Puschkin konnte nur noch drey Viertelstunden leben. Er öffnete die Augen, und verlangte ein wenig eingemachte Himbeeren. Man brachte sie ihm, und er sprach mit lauter Stimme: »Ruft meine Frau — sie soll mich füttern.« Sie kam, kniete neben seinem Kissen nieder, reichte ihm ein Löffelchen Himbeeren, und schmiegte ihr Gesicht an das seinige. Puschkin streichelte ihr den Kopf und sagte: »Nun, nun, 's ist nichts; Gott sey Dank, Alles ist gut, geh' nur.« — Der ruhige Ausdruck seiner Züge und die Festigkeit seiner Stimme täuschten die arme Frau, sie ging wie strahlend vor Freude hinweg. »Nun sehen Sie« — sagte sie zu Spasski, — »er wird leben, er stirbt mir nicht.« —

In demselben Augenblicke begann bereits der letzte Lebensprozeß. Ich stand nebst dem Grafen Wielgorski zu Häupten des Bettes, an der Seite Turgenieff. Dahl flisterte mir zu: »Er stirbt!« — Seine Gedanken wären jedoch noch hell, selten trübte sie ein schlafähnliches Selbstvergessen. Einmal reichte er Dahl die Hand, drückte sie und sagte: »Nun, heb' mich doch auf . . . komm!... höher, höher... komm doch!« Er kam bald wieder zu sich, und fuhr fort: »Es kam mir vor, als ob ich mit Dir zwischen diesen Büchern und Regalen herumkröche! hoch... und der Kopf drehte sich mir....« — Nach kurzer Zeit suchte er wieder Dahl's Hand, ohne die Augen aufzuschlagen, zog sie an sich und flisterte: »Nun, laß uns gehen, ich bitte, aber zusammen.« — Dahl willfahrte seinem Bitten, nahm ihn unter den Achseln auf, und richtete ihn in die Höhe; plötzlich, als ob er erwachte, schlug er schnell die Augen auf, sein Gesicht verklärte sich, und er rief: »Es ist zu Ende mit dem Leben!« — Dahl, welcher ihn nicht verstanden, erwiederte: »»Ja, 's ist zu Ende, wir haben Dich umgewendet.«« — — »Mit dem Leben ist's zu Ende,« — wiederholte er laut und bestimmt. »Mir fehlt der Athem, ich ersticke!« waren seine letzten Worte. Ich verwendete kein Auge von ihm, und bemerkte in diesem Augenblicke, daß die Bewegung seiner Brust, die bis dahin ruhig gewesen, heftiger wurde. Allein sie hörte bald auf. Ich schaute aufmerksam nach ihm, und erwartete den letzten Seufzer, doch ich nahm nichts wahr. Die Stille, die ihn beherrschte, erschien mir als eine augenblickliche Beruhigung, aber er war schon nicht mehr. Alle umstanden ihn schweigend. Nach zwey Minuten fragte ich: »Was ist mit ihm?« — »»Er ist verschieden!«« antwortete Dahl (am 29. Januar drey Viertel auf drey Uhr Nachmittags). So sanft, so ruhig war seine Seele entschwunden. Lange standen wir da schweigend, ohne uns zu rühren, und wagten nicht, die Ruhe des Todes zu unterbrechen, welche sich in all' ihrer ergreifenden Heiligkeit uns offenbarte. Als Alle weggingen, setzte ich mich allein zu ihm, und schaute ihm lange in's Angesicht. Ich hatte nie in diesen Zügen etwas Aehnliches gesehen, als sich in dem ersten Augenblicke des Todes in ihnen offenbarte. Sein Haupt war nur ein wenig seitwärts gebeugt, die Hände, in denen noch vor Minuten ein fieberisches Zucken war, lagen ruhig ausgestreckt, als ob sie herabgesunken, um nach der schweren Arbeit auszuruhen. Welch ein Ausdruck in seinen Blicken lag, vermag ich nicht mit Worten zu schildern. Es war für mich so neu und zugleich doch so bekannt. Das war weder Schlaf noch Ruhe, auch war es nicht jener geistvolle Ausdruck, der früher diesen Zügen so eigen war nach der poetischen Begeisterung. Nein!

ein erhabenes und wunderbares Sinnen stieg aus ihnen auf, ein Etwas, das einer Erscheinung glich, oder einem vollkommenen, tief befriedigenden Wissen. Als ich so nach ihm blickte, wollte ich ihn immer fragen: Was erschaust Du, Freund? Was würde er mir geantwortet haben, wäre er in diesem Augenblicke wieder auferwacht! Dieß sind Momente unseres Lebens, die mit vollem Rechte erhaben genannt zu werden verdienen. In dieser Minute, darf ich sagen, sah ich das Antlitz des Todes selbst, göttlich-geheimnißvoll; das Antlitz des Todes unverschleyert. Welch ein Siegel drückte es ihm auf! Wie wunderbar sprachen sich in dem Angesichte des Entschlafenen die Geheimnisse des Todes, wie die des eigenen Herzens aus. Ich versichere Dir, niemals sah ich auf seiner Stirne den Ausdruck eines so tiefen, großen und feyerlichen Gedankens. Wohl lag er auch früher in ihm verborgen, denn er war das Eigenthum seines erhabenen Geistes geworden; doch in solcher Verklärung äußerte er sich nur, als alles Irdische sich von ihm trennte, in der Berührung des Todes. — Dieß war das Ende unseres Puschkin.« —

»Ich schildere Dir noch in wenigen Worten, was nachher geschah. Zum Glück dachte ich bey Zeiten daran, einen Gypsabdruck von seinen Zügen nehmen zu lassen; dieß geschah ungesäumt, ehe noch seine Züge eine Veränderung erlitten hatten. Natürlich dieser erste Ausdruck, den ihm der Tod gegeben, hatte sich in ihnen nicht erhalten, doch immer besitzen wir ein anziehendes, getreues Abbild seines ruhigen, erhabenen Schlummers. Ich vermag nicht zu sagen, was sich mit seiner armen Frau zutrug: bey ihr befanden sich fast ununterbrochen die Fürstin Wäsemska, E. J. Sagräschska, der Graf und die Gräfin Stroganoff. Der Graf übernahm die sämmtlichen Anordnungen des Begräbnisses. — Nachdem ich noch kurze Zeit im Sterbehause verweilt, fuhr ich zum Diner beym Grafen Wielgorski; hier versammelten sich auch alle Anderen, die Zeugen der letzten Augenblicke unseres Puschkin gewesen, auch er war vor drey Tagen zu diesem Diner geladen — meinen Geburtstag zu feyern. Am folgenden Tage legten wir, seine Freunde, ihn selbst in den Sarg, und Tags darauf, in der Abendstunde, geleiteten wir seine sterbliche Hülle zur Kirche. An beyden Tagen war das Zimmer, wo er im Sarge lag, unaufhörlich mit Menschen angefüllt. Gewiß mehr als zehntausend Menschen hatten sich nach und nach herzugedrängt, um ihn noch einmal zu sehen. — Viele weinten, Andere verweilten lange vor ihm, als ob sie sich seine Züge fest einprägen wollten; es lag etwas Düsteres in dieser Unbeweglichkeit mitten in der Bewegung, und etwas Rührend-Geheimnißvolles in den Gebeten, die mitten in dem rauschenden

Getöse, leise und eintönig, von den Lippen widerhallten. Das Todtenamt ward am 1. Februar gehalten; viele der vornehmsten Familien und die Mehrzahl der fremden Minister waren in der Kirche. Wir trugen den Sarg sodann selbst in eine Kammer des Erdgeschosses, wo er bis zum Augenblicke der Weiterschaffung an die Grabstätte bleiben sollte. Am 3. Februar versammelten wir uns zum letzten Male um die irdischen Ueberreste unseres Puschkin, wir begingen sein letztes Todtenamt; dann stellten wir den Kasten mit dem Sarge auf den Schlitten; um Mitternacht fuhr der Schlittenzug ab. Beym Mondlichte verfolgte ich ihn einige Zeit mit den Augen, bald bog er um die Ecke eines Hauses, und Alles, was von ihm auf Erden war, entschwand für immerdar meinen Blicken.«

»W. Joukowsky.«

»Im Swätogorskischen (zum heil. Berge) Kloster, unweit des Dörfleins Michailowska*), wo Puschkin einige Jahre seines poetischen Lebens verbrachte, ward die theure Hülle beygesetzt; seinem ausdrücklichen Wunsche gemäß, an der Seite seiner unlängst verstorbenen Mutter.«

»Man trug den müden Leib zur letzten Ruhestatt vorüber seinem verwaisten Landhäuschen, vorüber jenen drey Lieblingsfichten, die er noch unlängst besungen. Die ganze Nacht grub man sein Grab zu Seiten seiner Mutter. Am Morgen bey Sonnenaufgang senkte man den Sarg hinab in den gemeinschaftlichen Mutterschooß. Seine Bauern waren aus dem nahen Michailowska herbeygeeilt, um ihrem guten Herrn die letzte Ehre zu erweisen; auch Turgenieff stand an seinem Grabe. Der Freund warf die letzte Hand voll Erde auf die irdische Hülle des Freundes, auf daß der Ausspruch der heiligen Schrift wahr werde: »Du sollst wieder zu Erde werden!«

Was die Uebersetzung betrifft, so ist sie correct, fließend und poetisch. Die poetische Natur des Uebersetzers mag aus dem Gedichte »Zueignung« erkannt werden:

Wenn wir an der Wüste Schwellen
Ganz verschmachtend hingesunken,
Haben wir an deinen Quellen
Neue Lebenskraft getrunken;
Rettest uns aus Eiseskläften,
Bettest uns auf grünem Rasen,
Leben misch'st du Todtengrüften,
Uns erfrisch'st du an Oasen.

*) Im Pskow'schen Gouvernement, Bezirk Opotschka.

Hauchest in des Lebens Norden
Deiner Lieder milden Osten,
Gibst uns unter wilden Horden
Hesperidenfrucht zu kosten —
Weilest bey dem Halberstarrten,
Heilest ihn vom Brand der Fesseln,
Trägst ihn zu der Liebe Garten,
Schlägst ihn dort in Rosenfesseln.

Und so hast du uns begleitet
Unter'm fernen nord'schen Himmel,
Stürzten uns, von dir geleitet,
In Poltawa's Schlachtgetümmel;
Flogen hin zum Steppenrande,
Zogen mit Zigeunerhorden,
Sprachen zu der Räuberbande,
Lagen an der Wolga Borden.

Floh'n des Harems Frau'nkabalen
In des Tartarchan's Pallaste,
Gingen bey Tscherkessenmahlen
Fern am Kaukasus zu Gaste —
Stießen von uns böse Träume,
Ließen Stätten rohen Grauses —
Eilten in des Friedens Räume,
Weilten dort im Schutz des Hauses.

Alle Elemente fanden
Wir im Liede des Poeten,
Wo sich Lieb und Haß verbanden,
Gläserklang und Kriegsdrometen —
Reich bedacht mit solchen Dingen,
War's gemacht, uns arme Laien
Allgewaltig zu durchdringen,
Vielgestaltig zu erfreuen.

Und so nehmet's hin, ihr Richter,
Des Gesanges kund'ge Meister, —
Schmähet oder krönt den Dichter,
Der im Lande sel'ger Geister! —
Gehet hin zum deutschen Volke,
Wehet dort, ihr dürft'gen Lieder —
Sänger, schicke aus der Wolke
Beyfallsblicke auf uns nieder! — R. L.

Das schön ausgestattete Buch ist Seiner Kaiserlichen Hoheit, dem Herzoge Max von Leuchtenberg, Fürsten von Eichstädt, zugeeignet.

Art. XI. Richard Savage. Ein Genrebild von Dr. Heinrich Döring. Jena, Druck und Verlag von Friedrich Mauke, 1840. kl. 8. 126 S.

Dieses kleine Buch ist in doppelter Beziehung interessant; es gibt Aufschlüsse über die merkwürdigen Lebensverhältnisse eines bedeutenden Schriftstellers, welche man in allen Nachschlagebüchern früherer und gegenwärtiger Zeit vergeblich aufsucht, und es läßt erklären, wie Gutzkow in seinem vielbesprochenen Trauerspiele Richard Savage's Ueberlieferungen benützt, und den Charakter seines Helden anschaulich gemacht hat.

Die vorliegende biographische Skizze ist hauptsächlich aus dem zweyten Bande von Johnson's Lives of the English Poets geschöpft, und zum Theil eine wörtliche Uebersetzung der dort befindlichen Biographie, die durch ihre Darstellungsweise und durch das vielseitige Interesse des Gegenstandes selbst noch immer von den englischen Literatoren sehr geschätzt wird. Sie hat außerdem das Verdienst völlig zuverläßiger Angaben; denn Johnson war der vertraute Freund des unglücklichen Savage.

Den unmittelbarsten und für des Dichters ganzes Leben nachhaltigsten Einfluß hatte das Verhältniß zu seiner Mutter. Unglücklich waren die Verhältnisse gewesen, in denen die Gräfin Anna von Macclesfield seit längerer Zeit mit ihrem Gemahle gelebt hatte. Es war im Jahre 1697, als sie ein öffentliches Geständniß des Ehebruchs für das leichteste und sicherste Mittel hielt, ihre völlige Freyheit zu erlangen. Sie erklärte daher, das Kind, das sie unter ihrem Herzen trug, sey von dem Grafen Rivers. Ihr Gemahl, wie sich leicht denken läßt, wünschte nun eine Ehescheidung eben so sehr, wie sie selbst, und betrieb sie auf die wirksamste Weise. Statt sich mit seinem Gesuche an die geistlichen Behörden zu wenden, bemühte er sich, vom Parlament eine Akte zu erlangen, wodurch seine Ehe getrennt, der Heiratskontract für völlig nichtig, und das Kind seiner Gemahlin für unehelich erklärt wurde. Nach vorläufiger Berathschlagung erhielt er diese Akte, wiewohl ohne Genehmigung einiger Parlamentsglieder, welche die Ehe als eine, bloß für einen geistlichen Gerichtsstand gehörende Sache betrachteten. So ward er am 3. März 1697 von seiner Frau geschieden. Ihr sehr beträchtliches Vermögen ward ihr zurückgezahlt, und da ihr sowohl, als ihrem Gemahl, völlige Freyheit blieb, eine andere Wahl zu treffen, so vermählte sie sich bald nachher mit dem Obersten Bret.

Während der Graf von Macclesfield jene Angelegenheit betrieb, war seine Gemahlin den 10. Januar 1697 von einem

Sohne entbunden worden, und der Graf Rivers, der ihn wie den seinigen zu betrachten schien, ließ Niemand in Zweifel über die Wahrheit der Erklärung von Seiten der Gräfin. Er vertrat Pathenstelle, und gab dem Kinde seinen Namen, der auf sein Verlangen in das Kirchenbuch des St. Andreas-Kirchspiels in Holburn eingetragen ward. Unglücklicher Weise aber ließ er das Kind in seiner Mutter Händen, wahrscheinlich glaubend, da sie ihren Mann los geworden, werde sie das Kind, das zu diesem erwünschten Resultat beygetragen, mit desto größerer Zärtlichkeit behandeln.

In der That läßt sich auch nicht bestimmen, welche Motive die natürliche Mutterliebe bey ihr überwiegen konnten, oder welche Vortheile sie von der Vernachläßigung und grausamen Behandlung ihres Sohnes erwarten mochte. Die Furcht vor Schande und Armuth, die so manche unglückliche Mutter angetrieben, ihr Kind zu verlassen oder zu tödten, ließ sich nicht voraussetzen bey einer Frau, die ihr Verbrechen selbst eingestanden, die sich muthwillig Vorwürfen Preis gegeben, und der die Milde des Gesetzes ein Vermögen bewilligt hatte, das durch die Kosten für den Unterhalt eines Kindes wenig geschmälert werden konnte. Zu vermuthen war daher nicht, daß sie ohne alle Versuchung pflichtvergessen handeln, ihren Sohn von seiner Geburt an mit Widerwillen und Abscheu betrachten, und, statt ihn zu pflegen, ihre Freude daran haben würde, ihn mit dem Elend kämpfen zu sehen. Zu vermuthen war nicht, daß sie jede Gelegenheit ergreifen würde, sein Unglück zu steigern, ihn aller Hülfsquellen zu berauben, und mit einer unversöhnlichen rastlosen Grausamkeit ihre Verfolgungen fortsetzen, von der ersten Stunde seines Lebens bis zur letzten.

Was sie aber auch hierzu für Gründe gehabt haben mochte, so äußerte sie gleich nach der Geburt ihres Sohnes den Entschluß, ihn nicht für den ihrigen zu erkennen. Sie entfernte ihn bald aus ihren Augen, und übergab ihn der Sorgfalt einer armen Frau, mit dem Auftrage, ihn zu erziehen als ihr eigenes Kind, und ihm seine wahren Aeltern stets zu verbergen.

So begann das Leben Richard Savage's. Durch seine Geburt hatte er rechtmäßige Ansprüche auf Reichthum und Ehre; und gleichwohl ward er in zwey Monaten vom Parlament für unehelich erklärt, von seiner Mutter verläugnet, der Armuth und Verborgenheit preis gegeben, und fortgeschleudert in den weiten Lebensocean, um vom Triebsande verschlungen oder an Klippen zerschmettert zu werden.

Indeß gelang es seiner Mutter doch nicht, Andere mit gleicher Grausamkeit anzustecken. — Da es unmöglich war, die

Nachfragen zu vermeiden, die ihre Verwandten aus Neugier oder Theilnahme nach ihrem Kinde thaten, so sah sie sich genöthigt, ihre getroffenen Maßregeln einigermaßen zu offenbaren. Ihre Mutter, Lady Mason, die entweder ihren Plan genehmigte, oder noch strafbareren Schritten vorbeugen wollte, verstand sich zu Unterhandlungen mit der Pflegemutter Richard's. Sie bezahlte das Kostgeld und führte die Aufsicht über des Kindes Erziehung.

Unterstützt ward sie in dieser liebreichen Fürsorge durch eine Pathin Richard's. Mrs. Loyd nahm, so lange sie lebte, sich seiner mit all der Zärtlichkeit an, welche die grausame Härte seiner Mutter so nöthig machte. Ihr Tod, der in seinem zehnten Jahre erfolgte, war ein neuer Unglücksfall in Richard's Kindheit. Zwar hatte sie ihm ihren Verlust durch ein Vermächtniß von 300 Pfund Sterling zu erleichtern gesucht; allein er hatte Niemand, der sein Recht verfolgte, ihn vor Unterdrückung schützte, oder gerichtliche Hülfe für ihn in Anspruch nahm. So ward ihr letzter Wille von den Vollziehern desselben nicht geachtet, und nie das Mindeste ausgezahlt von jenem Vermächtnisse.

Gänzlich verlassen war Richard indeß noch nicht. Lady Mason sorgte noch immer für ihn. Sie schickte ihn in eine kleine Schule in der Nähe von St. Albans, wo man ihn nach seiner Pflegemutter nannte, ohne zu wissen, daß er auf einen andern Namen Ansprüche machen konnte.

Dort lernte er die ersten Anfangsgründe der Wissenschaften, und ging verschiedene Klassen durch; wie schnell oder rühmlich, weiß man nicht. Da er stets mit Achtung von seinem Lehrer sprach, so ist zu vermuthen, daß der niedere Stand, worin er damals erschien, sein Genie nicht unbemerkt, oder seinen Fleiß unbelohnt gelassen, und wenn ihm in einem so niedern Stande Auszeichnung und Belohnung ward, so verdankte er dieß wohl nur seinem Talente und Fleiße.

Daß der letztere mit seinen Fähigkeiten gleichen Schritt gehalten, ist mit Grund anzunehmen; denn der Grad seiner Bildung stand in keinem Verhältnisse zu den Gelegenheiten, die sich ihm dazu geboten. Hätten sich seine früheren Arbeiten erhalten, so läßt sich kaum bezweifeln, daß in manchen derselben sich schon Spuren des heitern Humors und der glühenden Einbildungskraft gefunden haben würden, durch die sich seine spätern Werke auszeichneten.

Während er so seinen Geist bildete, ward sein Vater, der Graf Rivers, von einer Krankheit befallen, die in Kurzem seinem Leben ein Ziel setzte (den 18. August 1712). Er hatte sich oft nach seinem Sohne erkundigt, und war immer hingehalten

worden mit falschen oder unbestimmten Nachrichten. Als er nun aber auf dem Todesbette lag, hielt er es für seine Pflicht, wie für seine andern natürlichen Kinder, auch für ihn zu sorgen. Er verlangte daher bestimmte Auskunft, mit einem Ungestüme, der sich nicht abweisen und dem sich nicht ausweichen ließ.

Wohl fühlend, daß sie nicht länger eine Antwort verweigern konnte, entschloß sie sich endlich, eine solche zu geben, wodurch ihr Sohn für immer einer Versorgung beraubt ward. Sie erklärte, er sey gestorben. Durch diese Lüge entzog sie ihm eine Unterstützung, die ihm von fremder Hand zugedacht war, und die sie selbst nicht erwarten konnte, wenn sie ihr Kind verlor. Der Graf glaubte nicht, daß es in menschlicher Gestalt eine Mutter geben könne, die ihren eigenen Sohn unglücklich zu machen suche, ohne sich selbst dadurch zu bereichern. Er vermachte daher einem Andern die sechstausend Pfund, die er in seinem Testamente für Savage bestimmt hätte.

Die grausame Härte, die seine Mutter bewog, ihm jene Versorgung zu entziehen, führte sie bald nachher zu einem andern, einer solchen Denkart völlig würdigen Entwurf. Um die Gefahr von sich abzuwenden, jemals mit ihm bekannt zu werden, beschloß sie, ihn heimlich nach den amerikanischen Kolonien zu schicken.

Bekannt ist nicht, durch wessen wohlthätige Vermittlung dieser Anschlag vereitelt, oder durch welch ein Hinderniß sie bewogen worden, jenen Plan wieder aufzugeben. Wahrscheinlich ward sie durch Lady Mason beredet oder genöthigt, davon abzustehen. Vielleicht ward es ihr auch schwer, Gehülfen zu finden, die bösartig genug waren, eine so grausame That zu befördern. Selbst Menschen, die durch eine lange Stufenfolge von Verbrechen ihre Herzen abgehärtet gegen das Gefühl gemeinen Unrechts, machte das Vorhaben einer Mutter empören, die ihren Sohn der Sklaverey und dem Mangel preis geben wollte. Auch fand Savage vielleicht selbst unter Personen, die lange in Verbrechen geübt, und kaum des Mitleids fähig, bey dieser Gelegenheit Gönner und Fürsprecher.

Durch irgend eine Veranlassung verhindert, ihn in ein fremdes Land zu schicken, entwarf seine Mutter bald nachher einen Plan, ihn in seinem eigenen Vaterlande in Armuth und Dunkelheit zu begraben. Wenigstens seine Lage, wenn nicht sein Aufenthalt, sollte ihn immer von ihr entfernen. Richard ward daher zu einem Schuhmacher in Holburn gethan, wo er als Lehrling die bestimmten Jahre aushalten sollte. Dieser Anschlag soll eine Zeit lang geglückt, und Savage das Schuhmacher-

handwerk länger getrieben haben, als er selbst gerne eingestehen mochte.

Der Tod seiner Pflegemutter ward für Savage die nächste Veranlassung, das bisher betriebene Geschäft aufzugeben. Sie hatte ihn immer wie ihren eigenen Sohn behandelt: es war daher natürlich, daß er sich ihres Nachlasses annahm, der, wie er glaubte, durch ihren Tod sein Eigenthum geworden. Er begab sich in ihre Wohnung, öffnete ihre Kasten und Schränke, und durchsuchte ihre Papiere. Unter diesen fand er einige von Lady Mason an sie gerichtete Briefe, aus denen er seine Abkunft und die Ursachen erfuhr, warum dieselbe ihm verheimlicht worden.

Mit seiner Lage war er nun nicht länger zufrieden. Er glaubte ein Recht zu haben, an dem Wohlstande seiner Mutter Theil zu nehmen. Ohne Bedenken wandte er sich daher an sie, als ihr Sohn, sich aller Mittel bedienend, ihr mütterliches Gefühl zu wecken, und sich ihre Achtung zu erwerben. Aber weder seine Briefe, noch die Fürsprache von Freunden, die, gerührt durch sein Unglück, sich seiner annahmen, machten den geringsten Eindruck auf jene lieblose Frau Noch immer schien sie abgeneigt, irgend etwas für ihn zu thun, obgleich sie ihn nun nicht mehr verläugnen konnte.

Vergebens bat er oft, sie besuchen zu dürfen. Sie vermied ihn mit der äußersten Vorsicht, und verbot ihm ihr Haus, wer ihn auch einführen und welche Gründe er auch vorbringen möchte, sie sprechen zu müssen.

Savage war indeß so innig gerührt durch die Entdeckung seiner wahren Mutter, daß er oft an dunkeln Abenden mehrere Stunden lang vor ihrem Hause auf und ab wandelte, in der Hoffnung, sie zu sehen, wenn sie einmal an's Fenster träte oder mit einem Licht in der Hand durch ihr Zimmer ging.

Aber seine Ausdauer und kindliche Liebe blieb wirkungslos. Er konnte weder ihr Herz erweichen, noch ihre Hand zum Wohlthun öffnen, und gerieth in die äußerste Dürftigkeit, während er sich noch immer bemühte, die Zuneigung einer Mutter zu gewinnen. Da er kein Gewerbe hatte, war er bald genöthigt, sich andere Hülfsquellen zu suchen. Die Noth machte ihn zum Autor.

Um jene Zeit hatten die sogenannten bangorischen Streitigkeiten, durch des Bischofs Hoadley Behauptung veranlaßt: daß der Geistlichkeit durchaus keine gerichtliche Gewalt gebühre, die Aufmerksamkeit fast der ganzen gelehrten Welt erregt. Die Pressen waren mit Flugschriften über jene Controversen, die Kaffeehäuser mit streitenden Parteyen angefüllt.

Savage wählte diesen vielbesprochenen Gegenstand zu seinem ersten schriftstellerischen Versuche. Ohne weitere Kenntniß von der Sache, als er gelegentlich im gesellschaftlichen Gespräche erlangt hatte, ließ er ein Gedicht gegen den Bischof Hoadley drucken: Battle of the Pamphlets (Kampf der Flugschriften) betitelt. Ueber den Erfolg und den Werth dieses Gedichtes läßt sich nichts bestimmen. Vermuthlich verlor es sich unter den zahllosen Broschüren, die jene Streitigkeiten veranlaßt hatten. Savage selbst schämte sich jenes Produkts bald nachher. Er suchte es zu unterdrücken, und vernichtete alle Exemplare, deren er habhaft werden konnte.

Er versuchte sich hierauf in einer Art von Schriftstellerey, von der er hoffte, daß sie einträglicher für ihn werden möchte. In seinem achtzehnten Jahre schrieb er ein Lustspiel, dessen Stoff er aus dem Spanischen entlehnt hatte. Die Schauspieler versagen ihm die Aufführung seines Stückes. Er übergab es daher einem gewissen Bullock, der sich mehr dafür interessirte, und es mit einigen Abänderungen unter dem Titel: Woman's a riddle (das Weib ist ein Räthsel) auf die Bühne brachte, dem armen Autor jedoch nichts von der Einnahme gönnte.

Ohne sich dadurch abschrecken zu lassen, schrieb Savage zwey Jahre nachher ein anderes Lustspiel: Love in a veil (Liebe im Schleyer), ebenfalls aus dem Spanischen entlehnt. Der Erfolg war nicht viel besser. Obgleich das Stück angenommen und gespielt ward, warf es ihm doch nur einen sehr mäßigen Gewinn ab. Doch erwarb es ihm einen Freund, der ihn bedauerte und nach seinen Kräften auch unterstützte.

Von nun an finden wir Savage in den mißlichsten, kummervollsten Verhältnissen, vom Nothdürftigsten entblößt, von seiner unnatürlichen Mutter auf das Grausamste verfolgt. Die Hülfe seiner Freunde konnte dem unglücklichen Savage keine hinlängliche und fortwährende Unterstützung gewähren. Noch immer hoffte er auf Verbesserung seiner Umstände durch Erweiterung seiner Bekanntschaften. Er ward dadurch nothwendig an Orte geführt, die einen gewissen Aufwand forderten. Unter solchen Umständen kam ihm im Jahre 1724 der Entschluß, sich noch einmal in der dramatischen Dichtkunst zu versuchen. Er glaubte sich hierzu mehr befähigt durch erweiterte Kenntnisse und längere Beobachtung. Da er im Lustspiel, wenn auch mehr aus Mangel an günstigen Gelegenheiten als an Talent, nicht glücklich gewesen war, so wollte er versuchen, ob es ihm mit einem Trauerspiele nicht vielleicht besser gelingen möchte.

Der Stoff, den er wählte, war die Geschichte des Sir Thomas Overbury, im Allgemeinen wohl geeignet für die

Bühne, doch vielleicht von der damaligen Zeit nicht entfernt genug, um die zur Vollständigkeit des Planes nothwendigen Erdichtungen zu gestatten. — Unser Verstand, von Natur wahrheitsliebend, nimmt immer den größten Anstoß an der Verletzung solcher Wahrheiten, von denen wir völlig überzeugt sind, und natürlich halten wir die Facta für die gewissesten, die sich am nächsten an unser Zeitalter anschließen.

Aus jener Geschichte verfertigte Savage ein Trauerspiel, welches, in Erwägung der Lage, worin er es schrieb, als ein ausgezeichneter Beweis von Geisteskraft, Gemüthsruhe, unzerstörbarer Heiterkeit und schrankenloser Phantasie gelten kann. Während ihn diese dramatische Arbeit beschäftigte, lebte er ohne Wohnung und oft ohne Tisch. Zu seinen Studien hatte er keine weitere Bequemlichkeit, als die ihm das Feld oder die Straße gewährte. Dort pflegte er umherzugehen, und seine Reden in Gedanken zu entwerfen. Dann trat er in irgend einen Kaufmannsladen, bat sich auf ein Paar Augenblicke Feder und Tinte aus, und schrieb, was er verfertigt, auf Papier nieder, das er zufällig aufgesammelt hatte.

War die Arbeit eines so bedrängten Schriftstellers nicht vollkommen, so muß man ihre Fehler unstreitig einer ganz andern Ursache beymessen, als dem Mangel an Genie; sie muß eher Mitleid erregen, als zum Tadel auffordern. Wenn aber jenes Trauerspiel unter so bedrängten Umständen vollendet war, so blieb noch die Schwierigkeit, es auf die Bühne zu bringen. An Fürsprache und Ruhm fehlte es dem Autor gänzlich. Er mußte sich den Schauspielern völlig unterwerfen, und, so ungern er es auch that, sich Cibber's Verbesserungen gefallen lassen. Einen Kunstrichter sehr verschiedener Art fand er an Hill, der ihm mehrmals Beweise seiner Freundschaft gegeben. Nie erwähnte Savage ihn anders als mit der innigsten Liebe und Hochachtung, und sein kurzes Gedicht: Der Freund, schildert mit inniger Wärme seine dankbaren Empfindungen.

Nach allen diesen Hindernissen konnte Savage sein Trauerspiel doch erst im Sommer 1725 auf die Bühne bringen, als die vornehmsten Schauspieler abwesend waren, und die übrigen die Einnahme des Theaters in Pacht hatten. Unter diesen ließ man Savage selbst die Rolle des Sir Thomas Overbury spielen, wodurch er sich aber keinen sonderlichen Ruhm erwarb. Die Schaubühne war ein Wirkungskreis, für den ihn die Natur nicht bestimmt zu haben schien. Weder seine Stimme noch sein Blick und seine Gestikulation waren von der Art, wie man sie auf der Bühne erwartete. Er selbst war beschämt darüber, daß er genöthigt gewesen, als Schauspieler aufzutreten. Immer

strich er seinen Namen aus dem Verzeichnisse, wenn er seinen Freunden einen Abdruck seines Trauerspiels mittheilte.

Mit der Ausgabe seines dramatischen Produkts war er glücklicher. Die Funken des Genies, die durch den Nebel hindurchschimmerten, den die Armuth darüber verbreitet, erwarben ihm die Aufmerksamkeit und Achtung mancher, durch Rang, Tugend und Geist ausgezeichneter Personen. Die Aufführung, der Druck und die Dedication seines Trauerspieles brachten ihm einen reinen Gewinn von hundert Pfund Sie dünkten ihm eine große Summe, denn er hatte bisher noch nie so viel besessen.

Hill's früher bewiesene Großmuth bewährte sich auch ferner. Als Savage später in neue Noth gerieth, beförderte jener die Subscription auf eine Sammlung vermischter Gedichte, und zwar auf eine ungewöhnliche Art, indem er des Verfassers Geschichte in der Zeitschrift The Plain Dealer in einigen gefühlvollen Versen schilderte. Er erklärte dort, Savage habe sie selbst geschrieben wegen der harten Behandlung, die ihm von seiner Mutter zu Theil geworden. Diese Verse und das Blatt, worin sie gedruckt waren, ließen fast auf allen Gemüthern einen tiefen Eindruck zurück, nur nicht auf das Herz seiner Mutter. Ihre unnatürliche Härte war durch jene Verse öffentlich bekannt geworden, und der Widerwille gegen ihren Sohn ward dadurch noch gesteigert.

Hill beförderte nicht nur die Unterzeichnung auf jene Gedichtsammlung, sondern lieferte selbst zahlreiche Beyträge, unter andern das Gedicht: Der glückliche Mann, das er als eine Probe drucken ließ. Diejenigen, die sich dadurch veranlaßt fühlen sollten, einen verdienstvollen Mann zu unterstützen, wurden ersucht, sich auf Bette's Kaffeehause zur Subscription einzufinden. Als Savage nach einigen Tagen sich dorthin begab, ohne irgend einen Erfolg von dieser Aufforderung zu erwarten, fand er zu seiner Verwunderung siebzig Guineen, die für ihn aus dem durch Hill's bewegliche Vorstellung geweckten Mitleid eingesandt worden waren.

Zu diesen Gedichten schrieb er eine Vorrede, worin er die Grausamkeit seiner Mutter mit ungemeinem Humor und mit einer Heiterkeit der Phantasie schilderte, die wesentlich beygetragen haben mag zu dem glücklichen Erfolge der Subscription. Die Dedication der Sammlung ist an die bekannte Lady Worthley Montague gerichtet. »Er schmeichelt ihr,« sagt Johnson, »ohne Rückhalt, und die Wahrheit zu sagen, mit sehr wenig Feinheit. Eben dieß gilt von allen seinen Zuschriften. Seine Complimente sind gezwungen und zudringlich, zusammengehäuft



ohne anmuthige Ordnung und ohne eine passende Einleitung. Er scheint seine Lobreden bloß zum Lesen seiner Gönner geschrieben, und sich eingebildet zu haben, er dürfe nichts weiter thun, als sie durch das derbste Lob feyern. Schmeicheley werde schon den Weg zu ihren Herzen finden, ohne alle Beyhülfe des Geschmacks.«

Bald nachher gab der Tod des Königs Anlaß zu einem allgemeinen poetischen Wettkampfe, den Savage so rühmlich bestand, daß er unter seinen Mitbewerbern den Preis erhielt. Unbekannt ist, ob er durch sein Gedicht, außer der Vermehrung seines Rufes, irgend einen andern Vortheil errungen. Ohne Zweifel verband er weitere Aussichten damit, als er sich in einer Gattung versuchte, deren Stoff längst schon erschöpft, und eben so schwierig war durch die Menge derer, denen er mißlungen, als derer, denen er geglückt war.

Nach herben Leiden, die durch seine Jugend, sein heißes Blut und die rastlosen Verfolgungen seiner Mutter über ihn hereinstürmten, gab er von seinen genauen Bemerkungen über das menschliche Leben eine Probe in einer kleinen Flugschrift: The Author to be let (der Autor zur Miethe) betitelt. Er schilderte darin einen schändlichen Scribler, Ischarioth Hackney, der von seiner Geburt, seiner Erziehung, seinen Neigungen und Sitten, seiner Lebensart und den Maximen seines Verhaltens ausführliche Nachricht ertheilt. Die Einleitung enthielt manche geheime Anecdote von den unbedeutenden Schriftstellern jener Zeit, zuweilen vermischt mit unziemlichem Spott über ihre Geburt und über ihre und der ihrigen Glücksumstände.

Beschuldigt ward Savage, daß er mit einigen Personen, gegen die er seine Satyre richtete, in scheinbar freundschaftlichen Verhältnissen gelebt, und das durch vorgebliches Wohlwollen gewonnene Vertrauen benützt habe, Fehler auszuspähen und zu rügen. Seine Achtung war freylich kein gewisser Besitz, weil er zu einer Zeit eben die Leute durchhechelte, die er zu einer andern Zeit gelobt hatte. Zu seiner Entschuldigung läßt sich vielleicht sagen, daß ein und derselbe Mensch seine Grundsätze ändern, und daß eben der, den man früher nach Verdienst gelobt, mit gleichem Rechte getadelt werden könne; oder daß der Dichter ehemals von dem Scheine der Tugend geblendet gewesen, und nachher den von ihm gepriesenen Mann, den er näher kennen gelernt, der früher ertheilten Lobsprüche unwerth gefunden habe, und daß eben so, wie eine unverdiente Satyre zum Besten dessen, den man dadurch verletzt, widerrufen werden kann, auch unverdientes Lob sich zurücknehmen lasse, damit der Unterschied zwischen Tugend und Laster sich nicht verliere, damit man einem

schlechten Menschen nicht auf den Glauben seines Lobredners hin traue, oder damit Andere nicht durch dieselben Mittel nach gleichem Lobe trachten mögen.

Der Autor zur Miethe ward zuerst als eine einzelne Flugschrift gedruckt, und nachher einer Sammlung von Produkten einverleibt, die auf Pope's Dunciade Bezug hatten. Sie ward dem Grafen von Middlesex gewidmet in einer Dedication, die Savage zu unterzeichnen gebeten ward, obgleich er sie nicht verfaßt. Es kamen einige Behauptnngen darin vor, die der wahre Verfasser vielleicht nicht gern unter seinem Namen gewagt haben mochte. Durch die oben erwähnte Schrift hatte Savage sich übrigens eine Menge von Feinden zugezogen unter denen, die Pope angegriffen hatte. Man hielt ihn für eine Art von Bundesgenossen jenes Dichters, und glaubte, er habe ihm Privat-Anecdoten und geheime Nachrichten mitgetheilt. Daß Savage nicht völlig frey von literärischer Heucheley war, und zuweilen das Gegentheil von dem sagte, was er schrieb, läßt sich nicht läugnen. Er selbst gestand, daß er gerade zu der Zeit, wo er mit Dennis in sehr vertrauten Verhältnissen gelebt, ein beißendes Epigramm gegen ihn geschrieben. Indeß bot er allem Grimm jener Pygmäen von Schriftstellern Trotz, und glaubte, er habe Pope's Freundschaft noch immer wohlfeil genug erkauft, indem er sich vielfachem Tadel und Haß ausgesetzt. Auch fand er keine Ursache, diesen Vorzug zu bereuen, denn er hatte an Pope zeitlebens einen treuen und unveränderlichen Freund.

Ungeachtet seiner anerkannten Neutralität in politischen Angelegenheiten ließ Savage doch ein Lobgedicht auf Sir Robert Walpole drucken, wofür er von ihm mit zwanzig Guineen belohnt ward — eben keine große Summe, wenn man den poetischen Gehalt seines Produkts und den Reichthum seines Gönners erwägt, aber doch größer als die Belohnung, die er späterhin von einer Person noch höheren Ranges erhielt, der es auch noch mehr darum zu thun schien, für einen Beschützer der Literatur zu gelten.

Das Gedicht: Der Wanderer, erschien im Jahre 1729, in der heitersten Periode seines Lebens, als Wohlstand und Ergötzlichkeiten aller Art ihn umgaben. Der Hauptgegenstand jenes Lehrgedichtes war die Wohlthat menschlicher Leiden. Er hielt es immer für sein Meisterstück. Pope, den er um sein Urtheil gebeten hatte, äußerte: er habe sein Gedicht einmal durchgelesen, und es habe ihm nicht mißfallen; beym zweyten Lesen habe es ihm schon mehr Freude gemacht, und beym dritten sey er noch mehr davon ergötzt worden.

Selbst in diesem Gedichte hatte sich Savage nicht enthalten können, die Härte und Grausamkeit seiner Mutter leise zu berühren. So schonend dieß auch geschah, sieht man doch, wie tief jener Eindruck gewesen seyn muß. Den Werth aber, der als Ersatz für manche andere Schönheiten gelten kann, mußten selbst seine Gegner jenem Gedichte zugestehen: daß es keine andern als edle und tugendhafte Zwecke befördern könne, und daß es mit einer sehr innigen Ueberzeugung von der Kraft der Religion geschrieben sey.

Von einem so fleißig gearbeiteten und so glücklich vollendeten Dichterwerke ließ sich wohl mit Recht ein beträchtlicher Vortheil für den Verfasser erwarten, und es läßt sich nicht ohne einen gewissen Unwillen sagen, daß Savage das Mannscript für zehn Guineen verkaufte, von denen er noch zwey wieder zurückgab, damit die beyden letzten Bogen umgedruckt würden, deren Korrektur er in seiner Abwesenheit einem ziemlich nachläßigen und unachtsamen Freunde übertragen hatte.

Eine ängstliche Sorgfalt bey der Durchsicht und Berichtigung des Abdrucks war eine von Savage's Eigenheiten. Sehr oft pflegte er es zu ändern, zu verbessern, seine erste Lesart oder Interpunktion wieder aufzunehmen, und dann wieder die vorige Abänderung beyzubehalten. Er war dabey ohne Ende zweifelhaft und unschlüssig, wie über die wichtigste Sache von der Welt, und doch zuletzt selten befriedigt. Die Einschaltung oder Auslassung eines Comma war hinreichend, ihn außer Fassung zu bringen, und er konnte über den Druckfehler eines einzigen Buchstaben wie über ein großes Unglück klagen. In einem seiner Briefe bemerkt er hinsichtlich des Drucks einiger Verse, daß er sich bey der Korrektur derselben in einer Art von Bezauberung befunden, und wirklich konnte die Aengstlichkeit, womit er bey den unbedeutendsten Kleinigkeiten verweilte, eine Zauberblendung genannt werden.

Daß er ein so schätzbares Produkt um einen so geringen Preis verkauft, war nicht aus Noth oder aus Habsucht des Buchhändlers geschehen. Die Schuld lag allein an seinem übermäßigen Hange zum Wohlleben, und an der gewöhnlichen Weise, wie er seinen Leidenschaften fröhnte, und dadurch in mannigfache Verlegenheiten gerieth.

Das Gedicht war an den Lord Tyrconnel gerichtet, nicht nur in den Anfangsversen, sondern in einer förmlichen Dedication, voll von Lobeserhebungen und Aeußerungen des innigsten Dankgefühls, doch eben nicht ausgezeichnet durch seine Uebergänge oder geschmackvollen Styl. Jene Lobsprüche wünschte er bald nachher wieder zurücknehmen zu können, als er von dem

16 *

Manne, dem er sie ertheilt, verlassen ward, und einsah, daß er sie nicht verdient habe.

Großen Beyfall hatte, als in seinem Verhältnisse zu Lord Tyrconnel noch keine Störung eingetreten war, ein Gelegenheitsgedicht gefunden, das Savage bey der Genesung der Lady Tyrconnel von einer langwierigen Krankheit verfertigt hatte. Es führte den Titel: Triumph der Gesundheit und der Freude, und zeichnete sich nicht bloß aus durch Heiterkeit der Gedanken und Wohlklang der Verse, sondern auch durch den anmuthigen Stoff, der dabey zum Grunde lag. Die Freude, bekümmert wegen der Krankheit ihrer Lieblingsfreundin, nimmt den Flug zu ihrer Schwester, der Gesundheit, die sie auf dem Gipfel eines hohen Berges ruhend findet, unter dem Dufte von Blüthen eines immerwährenden Lenzes, im Spiele der Morgenlüfte um sie her. Auf die Bitten ihrer Schwester, der Freude, verspricht sie willig ihren Beystand, eilt in einer Wolke hinweg, und schenkt den Wassern zu Bath neue Kräfte, wodurch Belindas Krankheit gehoben wird.

Bald darauf zerfiel, halb durch eigene, halb durch die Schuld seines Gönners, Savage mit demselben, und ging aufs Neue trüben Schicksalen entgegen.

Das merkwürdigste Gedicht jener traurigen Epoche ist der Bastard, welches die Härte seiner Mutter ins Leben rief. In dieser Absicht ließ er das eben erwähnte Gedicht drucken, das sich durch sehr lebhafte Gedanken in den Anfangsversen auszeichnete. Er zählte darin die eingebildeten Vortheile niedriger Geburt kraftvoll auf, und schilderte in den gefühlvollen Schlußversen die wirklichen Leiden, die ihn durch das Verbrechen seiner Aeltern getroffen.

Die Kraft und Lebhaftigkeit der Verse, des Dichters persönliche Verhältnisse, die Neuheit des Gegenstandes und die allgemeine Kunde von der Geschichte, auf welche die Anspielungen hindeuteten, verschafften jenem Gedichte eine sehr günstige Aufnahme. Es fand einen bedeutenden Absatz, und mehrere Auflagen folgten ungewöhnlich schnell auf einander.

Ein Umstand kam noch hinzu, den Savage mit vieler Freude zu erzählen pflegte. Seine Mutter, der dies Gedicht »mit schuldiger Ehrerbietung« zugeeignet worden, befand sich damals eben zu Bath, wo sie der allgemeinen Aufmerksamkeit und dem öffentlichen Tadel sich nicht wohl entziehen konnte. Kaum hatte sich der vortheilhafte Ruf des Gedichts verbreitet, als sie überall davon reden hörte. Nie betrat sie die Versammlungszimmer der Badegäste, ohne mit einigen Versen aus jenem Gedichte begrüßt zu werden.

Es war vielleicht das erste Mal, daß sie Gefühl von Schande verrieth, und bey dieser Gelegenheit zeigte sich die Macht des Witzes in vollem Glanze. Die Elende, die kein Bedenken getragen, sich für eine Ehebrecherin zu erklären, die ihren Sohn hatte wollen verhungern, dann fortschaffen und zuletzt hinrichten lassen, war nicht im Stande, die Schilderung ihres Benehmens zu ertragen. Sie verließ Bath in größter Eile, um in dem Gewühle von London ein Asyl zu suchen, und Savage hatte so die Freude, zu sehen, daß er seine Mutter zwar nicht bessern, aber doch bestrafen könne, und daß er nicht immer allein leide.

Das Vergnügen, das ihm dieser neue Zuwachs seines Dichterruhms gewährte, überwog eine Zeit lang das Elend des Mangels, der durch den Absatz seines Gedichts nicht sehr vermindert worden war. Savage hatte es um einen sehr unbedeutenden Preis an einen Buchhändler verkauft, und obgleich es so vielen Anklang fand, daß vier gewiß nicht schwache Auflagen veranstaltet wurden, so dachte jener Mann nicht edel genug, dem unglücklichen Dichter irgend einen Antheil an seinem Gewinne zu gönnen.

Die Verlegenheit, die ihn umdrängte, nahm nun immer zu. Sein ganzes Einkommen bestand in einem sehr geringen Jahrgehalte, den er der Königin verdankte, welcher wohl hingereicht hätte, einen strengen Haushalter vor Mangel zu schützen, aber nicht die Bedürfnisse des Dichters zu befriedigen, den nichts als Mangel an Geld zurückhalten konnte, an jedem Vergnügen, das sich ihm darbot, Antheil zu nehmen.

Die äußerste Noth, in der er sich befand, bestimmte ihn, ein Gedicht an den Prinzen von Wales zu schreiben. Dieser war ein großer Volksfreund, und hatte das Verdienst einiger Schriftsteller, die Savage sich nicht überlegen glaubte, sehr freygebig belohnt. Er entschloß sich daher, ein Gedicht an ihn zu richten. Der Gegenstand desselben konnte nur Personen von dem höchsten Range und dem ansehnlichsten Vermögen interessiren, und war daher geeignet für ein Gedicht, das ihm die Gunst eines Prinzen verschaffen sollte.

Er begab sich auf einige Zeit nach Richmond, um seinen Plan ausführen zu können, ohne durch Versuchungen zum Vergnügen oder durch den Andrang von Gläubigern gestört zu werden. Dort verfertigte er ein Gedicht über den Gemeingeist in Beziehung auf öffentliche Unternehmungen.

Bey all den anmuthigen Ideen und Bildern, welche die Aussicht eines so friedlichen Aufenthalts ihm darbot, vergaß Savage nicht, die Verbrechen, die gewöhnlich von den Entdeckern neuer Länder begangen worden, und den Frevel ernstlich zu rü-

gen, daß man wilde Völkerschaften bekriege, weil sie nicht Widerstand leisten könnten, oder in Länder feindlich eindringe wegen ihrer Fruchtbarkeit; daß man die Schiffahrt bloß weiter ausdehne, um das Laster zu verbreiten, und entfernte Länder bloß besuche, um sie zu verwüsten. Er nahm die natürliche Gleichheit des Menschen in Schutz, und suchte den Stolz zu dämpfen, der den Wahn begünstigt, daß Recht die Folge der Uebermacht sey.

Der Schluß jenes Gedichts verrieth eine merkwürdige, durch die Erfahrung bewirkte Veränderung seiner Meinungen. In einem seiner Jugendgedichte hatte er eine tiefe Verachtung gegen die engherzigen und beschränkten Ansichten des Mittelstandes blicken lassen, und den Entschluß erklärt, entweder gleich der Ceder in die Höhe zu streben, oder gleich der niedern Staude sich mit Füßen treten zu lassen. In diesem Gedichte dagegen, obschon es an einen Prinzen gerichtet war, gedachte er des Mittelstandes als eines Inbegriffs von Menschen, die am meisten Belohnung verdienten, und des Vertrauens der Mächtigen, der Herablassung der Großen vorzüglich werth wären. Auch erklärte er, als er diese Stelle gegen einen seiner Freunde erwähnte, daß, seiner Meinung nach, alle menschliche Tugend im Mittelstande zu finden sey.

Das Gedicht ward gedruckt, und dem Prinzen von Wales zugeeignet. Da aber Savage keinen seiner Freunde dazu vermögen konnte, es ihm zu überreichen, so konnte er die Aufmerksamkeit des Prinzen bloß durch die Bekanntmachung öfterer Ankündigungen auf sich hinlenken. Er erhielt daher keine Belohnung von seinem sonst so großmüthigen Gönner. Dieser vereitelten Hoffnung erwähnte er nie ohne Unmuth, weil er auf irgend eine Art erfahren hatte, daß der Prinz von seiner Dedication unterrichtet gewesen. Auch glaubte er, wenn dieser durch eine, ihm gewährte Auszeichnung irgend etwas an Volksgunst hätte gewinnen können, so würde sein Gedicht weder unbeachtet noch unbelohnt geblieben seyn. Einmal war er Willens, es persönlich zu überreichen, und ließ in dieser Absicht von seinem Verleger ein Exemplar holen. Er änderte jedoch entweder seine Meinung, oder ward muthlos, und fuhr fort zu zürnen über die Vernachläßigung seiner Person, ohne die Aufmerksamkeit auf dieselbe erzwingen zu wollen.

Das Publikum zeigte sich nicht viel günstiger für ihn, als sein Mäcen. Nur zwey und siebzig Exemplare seines Gedichtes wurden verkauft, obgleich es von einigen allgemein anerkannten Kennern sehr empfohlen worden war. Aber Savage versöhnte sich leicht mit dem Publikum, ohne sein Gedicht deß-

halb für fehlerhaft zu halten, weil er glaubte, es sey unglücklicher Weise zwey Tage nach der Vertagung des Parlaments im Druck erschienen, und folglich zu einer Zeit, wo Alle, auf deren Aufmerksamkeit zu rechnen war, mit den Anstalten zu ihrer eiligen Abreise oder mit dem Abschiednehmen von Andern wegen ihrer Lossagung von öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt waren.

Zur Rechtfertigung des Publikums muß indeß zugestanden werden, daß dies Gedicht nicht zu seinen besten Produkten gehörte. War es gleich nicht arm an treffenden Gedanken, an großen und erhabenen Stellen, an richtigen Bemerkungen mancher Art, so schien doch die Sprache im Ganzen nicht sorgfältig genug; den Bildern fehlte es an Lebhaftigkeit und dem Plane an Ordnung.

Unvorsichtigkeit und leidenschaftliche Aeußerungen brachten Savage nun auch um den Verlust jenes Jahrgehalts. Seine drückende Lage nahm immer mehr zu. Nach manchen Hindernissen und Verzögerungen wird endlich für den Hülfsbedürftigen eine Subscription zu Stande gebracht, die nicht ganz funfzig Pfund jährlich betrug. Savage ging, um wohlfeiler leben zu können, von London nach Bristol, und von da späterhin nach Swansea, der Ort, welcher ihm von seinen Unterstützern zum Aufenthalte angewiesen wurde. Hier vollendete er sein Trauerspiel Thomas Overbury, an welchem noch zwey Akte fehlten, als er London verließ. Jetzt wünschte er sich wieder dorthin zurück, um es auf die Bühne zu bringen. Dieser Vorstellung aber widersetzte man sich ernstlich, und rieth ihm, das Manuscript den Herren Thomson und Mallet zu senden, um es für die Vorstellung einzurichten, und die Einnahme durch seine Freunde in Empfang nehmen zu lassen, wenn ihm eine jährliche Pension ausgezahlt werden sollte.

Diesen Vorschlag verwarf er mit der äußersten Verachtung. Er glaubte durchaus nicht, daß die Männer, denen er das Urtheil über sein Trauerspiel überlassen sollte, fähiger dazu wären, als er selbst. Er wollte jetzt, wie er sich ausdrückte, sich nicht mehr am Gängelbande führen lassen, und schien keinen hohen Begriff zu haben von der Wohlthätigkeit dessen, der ihm von dem Gewinne seiner eigenen Arbeiten eine Pension auszahlen wollte.

Er machte in Wales einen Versuch, eine Subscription auf seine Werke zu eröffnen, und wirklich zeigten sich Aussichten eines günstigen Erfolges. Doch nicht lange nachher entschloß er sich, die Gegend zu verlassen, wo er sich nicht länger denen zu Gefallen beschränken lassen wollte, die ihm ein anständiges Einkommen versprachen, und, so wie sie ihn in einen entlegenen

Winkel verbannt, sein Jahrgeld bis zu einer Summe verringerten, die kaum ausreichte für seinen nothdürftigsten Unterhalt.

Sein Unwille über diese, wenigstens seiner Meinung nach, unverdiente Behandlung war so groß, daß er allen Briefwechsel mit den meisten seiner für ihn sorgenden Freunde abbrach, und sie als Verfolger und Unterdrücker zu betrachten schien.

Er ging nach Bristol, wo er eine Zeit lang selbst vom Nothdürftigsten entblößt lebte, und endlich am 1. August 1743 im Schuldengefängnisse starb. Auf Kosten des Gefangenaufsehers wurde er auf dem St. Peterskirchhofe beerdigt.

Savage's Leben war eben so durch Tugenden wie durch Fehler ausgezeichnet; er war durch seine Schwächen wie durch seine Fähigkeiten eine merkwürdige Erscheinung.

»Als Autor,« sagt sein Biograph Johnson, »hat Savage von der streugsten moralischen oder religiösen Censur sehr wenig zu fürchten, wenn man ein einziges Gedicht ausnimmt, das er zu unterdrücken willens war. Und wenn er gleich vor dem Tadel des Kunstrichters nicht völlig sicher seyn kann, so muß man doch gestehen, daß seine Werke die Erzeugnisse eines wahrhaft poetischen Genies sind; daß sie — was mehrere gepriesene Dichter den ihrigen nicht nachrühmen können — ein durchaus originelles Gepräge tragen, daß der Versbau und die Gedanken eine ganz eigenthümliche Wendung haben, die sich nicht leicht mit einigem Erfolge nachahmen läßt. Was bey Savage Natur war, würde bey einem Andern unnatürlicher Zwang seyn.«

»Man muß gestehen, daß seine Beschreibungen treffend, seine Bilder lebendig, seine Dichtungen richtig aufgefaßt und seine Allegorien kunstvoll durchgeführt sind; daß sein Ausdruck edel, nur zuweilen etwas gezwungen ist, und sein Versbau im Ganzen prachtvoll und wohltönend, oft nur etwas hart und schwerfällig. Sein Styl hat viel Würde, doch nicht immer Anmuth genug; seine Gedanken haben die vorherrschende Schönheit der Erhabenheit und die vorherrschenden Fehler der Einförmigkeit.«

»Für sein Leben sowohl, als für seine Schriften wird man, bey Erwägung seiner Glücksumstände, eine Apologie weder für nothwendig noch für schwer halten. War er nicht immer hinlänglich unterrichtet von seinem Gegenstande, so waren doch seine Kenntnisse wenigstens größer, als Andere sie in gleicher Lage würden erworben haben. Waren seine Arbeiten mitunter unvollendet, so darf man wohl strenge Genauigkeit nicht erwarten von einem Manne, der unter dem Drucke des Mangels lebte,

und demselben durch nichts Anderes abhelfen konnte, als durch schleunige Bekanntmachung seiner Werke« *).

»Der Uebermuth und die Rachsucht, deren man ihn beschuldigt, waren nicht leicht zu vermeiden von einem großen Geiste, der durch beständige Widerwärtigkeit gereizt, fast stündlich genöthigt ward, den Spott der Verachtung zu erwiedern, und den Uebermuth der Begüterten von sich abzuhalten. Eitelkeit aber wird man gewiß dem verzeihen, dem das Leben keine andern Freuden gab, als leere Lobsprüche, und das Bewußtseyn, sie zu verdienen.

Art. XII. Commentar zu Johann Ladislaw Pyrker's Werken. In der Form einer Blumenlese aus denselben von Franz Eduard Söller. Augsburg 1840. Verlag der Karl Kollmann'schen Buchhandlung. gr. 8. 399 S.

Die Haupt-Ideen, welche der Verfasser des vorliegenden Werkes durch Herausgabe derselben anschaulich zu machen sucht, sind folgende:

a) Jedes wahrhaft große Ereigniß in der Zeit erscheint uns ohne einen Zusammenhang mit der Ewigkeit nicht begründet, daher unmöglich, und aus dieser Bedingniß folgt die Nothwendigkeit, durch ein Wunderbares im Epos (Maschinerie) das Irdische mit dem Ueberirdischen verklärt zur Anschauung zu bringen. Ein so gestaltetes Gedicht wäre ohne das Wunderbare ein bloß erzählendes, aber kein Epos.

b) Dem ersten aller epischen Gedichte, der Ilias, liegt wahrscheinlich eine alte Sage zum Grunde, die Homer's poetischer Genius weiter ausgeschmückt hatte; bey dem neueren Epos ist es aber eine unerläßliche Bedingniß, daß der Stoff ein welthistorischer oder nationaler sey.

c) Das Epos muß sich durch Einfachheit in der Anlage und Ausführung, durch Objektivität; durch einen möglichst kurzen Zeitraum, in welchem die Handlung vorgeht, durch einen richtig aufgefaßten Typus der handelnden Personen und Völker; durch interessante Charaktere; durch abwechselnd in einander greifende Scenen und Episoden, wobey häufig die dramatische Form zu Hülfe genommen wird; durch ächten poetischen Schmuck in den Bildern und Gleichnissen, und durch die höchste Vollkommenheit der Sprache und des Versbaues auszeichnen. In Hinsicht der Form ist die antike die naturgemäße, deren Schön-

---

*) Die letzte Ausgabe derselben erschien unter dem Titel: The Works of Richard Savage, zu London 1775 in zwey Duodezbänden.

heit aber durch die wohlangebrachte romantische bedeutend erhöht werden kann.

Unter allen Versarten ist der Hexameter, oder Sechsmesser, der brauchbarste für ein solch erzählendes Gedicht, welches, wie Horaz sagt, einen langen Athem fordert. Homer, der Vater der epischen Dichtkunst, hat ihn gewiß vor allen Versformen darum gewählt, weil er ihn am brauchbarsten dazu fand, und er eigentlich nach Beschaffenheit des Augenblicks und des Effekts alle übrigen in sich aufnimmt. In immerwährender Abwechslung der Füße rollt und donnert er bey Beschreibungen erhabener Naturscenen dahin; bewegt die Füße in sanfterem Maße bey lieblichen; hebt sich, wie es Noth thut, in lyrischem Fluge empor, und ermüdet nicht in die Länge, wie auf- und absteigende jambische und trochäische Versformen, wenn sie auch mit den schönsten Endreimen geschmückt wären.

Dagegen behauptet man: es sey jene eine fremde, eine antike Versform, was schon der Name andeute. Diese Behauptung ward schon anderswo widerlegt. In dem kritischen Jahrbuch der Literatur: Hermes, Leipzig bey Brockhaus 1826, S. 273 sagt ein achtbarer Kunstrichter: »Wer unsere Sprache, wie sie im Munde aller Klassen erscheint, einer ernsten Prüfung unterwirft, dem kann es nicht entgehen, daß die Grundform des Hexameters in derselben liegt; daß wir unbewußt im Rhythmus des Hexameters sprechen; daß namentlich der heroische Hexameter seine zweyte oder Wiedergeburt bey uns gefunden hat. Wer sonst nicht ungeübt im Versifiziren ist, versuche es, ein Gespräch in Hexametern zu führen, und er wird überrascht werden, wie leicht sich die Form den Gedanken fügt.«

d) Die deutsche Sprache hat nicht nur den Sechsmesser, sondern auch so manches, was sich für diesen eignet, mit der griechischen gemein: für jede Nüance der Seelenkraft und Thätigkeit ihren besonderen Ausdruck, die zusammengesetzten Wörter u. s. w., und gebraucht häufig, wie jene, die persönlichen Für-, Vor-, Neben- und Hülfszeitwörter &c. &c., deren z. B. die lateinische entbehrt, und sich darum mehr zum oratorischen Pathos hinneigt, wo hingegen die griechische, und nebst ihr die deutsche, sich mitunter im naiven Tone fortbewegt, wie er bey einer längeren epischen Erzählung seine unumgänglich nöthige Anwendbarkeit findet. Und somit ist es außer allem Zweifel, daß der Hexameter nicht nur eine antike, sondern auch eine neuere, in der deutschen Sprache gegründete Versform sey, und da er im Flusse des Gesprächs sich häufig zu den poetisch angewandten sechs Füßen von selber gestaltet, sich folglich für erzählende Gedichte, wie das Epos ist, als die passendste Versform dar-

stellt, er mit Recht der deutsche Sechsmesser genannt werden könne.

Was den Bau desselben in Hinsicht der Abwechslung der Füße und der Cäsur, und Gestaltung der Perioden ꝛc. betrifft, so soll dieß, nebst allen obigen Prämissen, durch Anwendung auf die folgenden Werke ihre volle Gültigkeit erhalten. Dieß sind Dinge, die der Genius eingibt, und die sich durch keine Compendien lehren lassen. Die Anleitungen, die Apel in seiner Metrik, Meineke in seinen beyden Werken: Verskunst der Deutschen und Handwörterbuch der Metrik; dann Heinr. Voß in seiner Zeitmessung der deutschen Sprache, Moriz in seinem Versuch einer deutschen Prosodie u. s. w. dazu gaben, scheinen Pyrker'n nicht befriedigt zu haben; er ging seinen eigenen Weg, und unbestreitbar ist er der Schöpfer des eigentlichen deutschen Sechsmessers. Das Genie formt sich bey der höchsten der poetischen Schöpfungen seine eigene Sprache, die dann zum Muster wird für kommende Zeiten. Das ganze Geheimniß des Baues der Sechsmesser liegt in der Natur der deutschen Sprache selber: der deutsche Sechsmesser muß, in Hinsicht der Wortstellung, wie eine blühende Prosa beym Vorlesen klingen, und nicht auf den Leisten der griechischen oder lateinischen Sprache getrieben werden. Einige Regeln desselben sind schon oben bey den Ausstellungen über Goethe's Verse in Herman und Dorothea, von jenen unsers Dichters abstrahirt, angegeben worden; andere, z. B. daß ihm das beziehende Fürwort (mit Ausnahme des weiblichen, bey Elisionen) für die längste Länge gilt; daß er die langen und die mittelzeitigen Sylben in freyer Stellung oder Position handhabt; daß ihm nicht nur die zusammengesetzten Hauptwörter, als: Kampfschwert, Windschwall ꝛc., sondern auch alle Hauptwörter, die von zwey gleichen Doppellauten getrennt werden, als: Ritter, Hammer, Sessel ꝛc., für vollwichtige Spondeen gelten, daher die deutsche Sprache nicht so arm an solchen, wie vorgegeben wird, erscheint; daß der Hexameter mit keinem Geschlechts-, Neben- oder Bindeworte, auch mit keinem Worte, wie Haupt-e, Hals-e, enden dürfe, da der angehängte Selbstlauter e für sich keine Sylbe ausmacht u. s. w., und ihm die stete Abwechslung der Füße und der Cäsuren, so, daß nicht zwey auf einander folgende Verse sich ähnlich seyen, zur unumstößlichen Regel dient — dieß und noch Einiges soll dem Leser bey der nachfolgenden Erörterung zur klaren Ueberzeugung gebracht werden.

Das epische Gedicht nimmt bey allen Nationen unter den poetischen Erzeugnissen den ersten Platz ein: so bey den Griechen Homer's, bey den Römern Virgil's, Britten Milton's,

Italienern Dante's, Tasso's ꝛc. ꝛc., und da es dadurch, daß der Dichter darin seine ganze Gegenwart, mit Rückblick auf die Vergangenheit, der Nachwelt zur Anschauung bringt, weltumfassend seyn muß, so kann es auch nur durch die höchste poetische Kraft des geweihtesten der Sänger hervorgebracht werden. Pyrker hat zwey große Heldengedichte von romantischem Stoffe: Tunisias und Rudolph von Habsburg, und dann noch neun kleinere biblische Epopöen unter dem Titel: Perlen der heiligen Vorzeit, zu Stande gebracht. Schon eines allein von diesen drey Werken hätte hingereicht, seinen Namen unsterblich zu machen; das letztere ist einzig in seiner Art: denn die Literatur keiner andern Nation hat etwas Aehnliches aufzuweisen. — Seit dem Beginne der neueren deutschen Literatur galt Klopstock's Messias lange für ein Epos, bis sein an dem ganz ungeeigneten Stoffe verunglücktes Streben immer einleuchtender ward, und Novalis, den Deutschen eine hohe Autorität, über ihn absprach wie folgt: »Klopstock's Werke scheinen größtentheils freye Uebersetzungen und Bearbeitungen eines unbekannten Dichters durch einen sehr talentvollen aber unpoetischen Philologen zu seyn.« (Novalis Schriften, herausgegeben von Ludwig Tieck und Fr. Schlegel, II. Theil: Aesthetik.) Der vortreffliche Professor Franz Ficker (s. dessen Aesthetik S. 424) sagt: »daß ein jedes Volk nur eine National-Epopöe haben könne,« und diesen Ruhm hat nur Pyrker's erhabene Muse der Deutschen für immer errungen.

Der Verfasser geht nun zur Beleuchtung der einzelnen Werke Pyrker's über. Den Anfang macht Tunisias. Nach der Inhaltsanzeige der einzelnen Gesänge wurden Auszüge mitgetheilt, welche den Titel des Werkes einer Blumenlese rechtfertigen sollen. Obgleich wir mit dieser Art der poetischen Beweisführung nicht ganz einverstanden seyn können, da die Großartigkeit der Pyrker'schen Epopöen keine Zerstücklung und Sonderung verträgt, und fast Alles als ein Organisch-Gegliedertes durch sein unmittelbares Verhältniß zum Ganzen seine volle Bedeutung erhält, so muß man doch die Wahl als eine von Verstand und Geschmack geleitete anerkennen.

In ähnlicher Weise wird das Heldengedicht Rudolph von Habsburg vorübergeführt. Ueber die Entstehung und die Bedeutenheit dieses großen Werkes sagt der Verfasser Folgendes: Einen Wendepunkt in der Geschichte der Deutschen bietet uns die Besteigung des Kaiserthrones durch Rudolph Grafen von Habsburg dar (1273). Außer Karl dem Großen steht kein anderer als Mensch, Held und Regent höher als er. Von der Vorsehung ausersehen, den seit dem Tode Friedrich's II. durch

eine zwey und zwanzigjährige Ungebundenheit in dem deutschen Reiche entstandenen Unordnungen ein Ende zu machen, war er früher, noch als Ritter und Graf von Habsburg, wegen seiner persönlichen Eigenschaften und seiner Handlungsweise der Gegenstand allgemeiner Verehrung geworden. Fromm aus ächter Gottesfurcht, glühend für Wahrheit und Recht, als Gatte und Vater musterhaft, bieder, treu und verläßig, voll Klugheit und Scharfsinn, übte er schon dort eine große Herrschaft über die Gemüther aus. Kein Dürftiger ermangelte seiner Spende, kein Nichtwissender seines Rathes und kein Bedrängter der Hülfe seines tapferen Armes, und so war er ein ächter deutscher Ritter im schönsten Sinne des Wortes, was er auch als Kaiser fort und fort bis zu seinem Tode geblieben ist. — Romantischer mag allerdings so Manchen, im poetischen Aufschwung ihres Geistes, an welchem vielleicht Goethe's Götz von Berlichingen seinen Zauber übte, der Zeitraum dünken, in welchem die gewaltigen Herren und Ritter aus ihren felsigen Horsten herab auf vorüberwandernde Kaufleute herfielen, und sie nach dem edlen Faustrechte beraubten, als der folgende, wo dieser wahrhaft große Kaiser am Rhein, in Schwaben und Thüringen mehr als hundert solcher Raubnester gebrochen, und ihre Bewohner dadurch gezwungen hat, als Bewohner der Städte der nöthigen Civilisation entgegen zu gehen. Diese erfordert Ruhe und Sicherheit der Person und des Eigenthums; darum hatte Rudolph während seiner achtzehnjährigen Regierung nichts Angelegentlicheres, als den Landfrieden zu handhaben, ihn auf seinen häufigen Kreisbereisungen und abgehaltenen Reichstagen durch die Fürsten beschwören zu lassen, und wo es Widerspänstige gab, wie z. B. die Grafen Eberhard von Würtemberg und Mömpelgard, auch mit Waffengewalt dazu zu verhalten. Allenthalben führte er eine bessere Rechtspflege, so auch zum Geschäftsstyl die deutsche Sprache ein, und suchte dem Reiche die ihm gewaltthätig entrissenen Lehen und Besitzthümer wieder zu verschaffen. Dieß geschah dann auch hinsichtlich Oesterreichs und der damit verbundenen Länder, Steyermark, Kärnthen und Krain. Sein unversöhnlicher Gegner Ottokar II., König von Böhmen, der vor ihm Kaiser zu werden hoffte, weigerte sich wiederholt, jene von ihm zu Lehen zu nehmen, und veranlaßte endlich die berühmte Marchfelder Schlacht, 26. August 1278, in welcher Ottokar die Krone und das Leben verlor. Der Schluß dieses blutigen Drama war die Gründung des österreichischen Herrscherhauses, welches dem deutschen Reiche viele ausgezeichnete und durchaus mild und rechtlich gesinnte Kaiser gab, und noch das erste unter den deutschen Fürstenhäusern, über dreyßig Millionen Menschen, die

ihres Glückes froh sind, eine weise und gerechte Herrschaft führt. Diesen großen Segen hat Rudolph's Muth und Tapferkeit noch der späten Nachwelt errungen: denn ein Held, dem Glück und Kriegskunde zu Gebote stand, war er von Jugend auf, so, daß er, den die Bescheidenheit, nebst so vielen anderen Tugenden, zierte, von seinem Heere sagte: »Man gebe ihm vierzigtausend erlesenes deutsches Fußvolk und viertausend Reiter, so getraue er sich mit ihnen all überall in der Welt die zahlreichsten Gegner anzugreifen« (Alb. Argentin. p. 104). Er starb zu Germersheim im drey und siebzigsten Jahre seines Alters (1291, 15. July).

Diesen Helden, die Marchfelder Schlacht und nach ihr die Gründung des österreichischen Kaiserthrones hat Pyrker zum Gegenstande seines zweyten großen epischen Gedichtes: Rudolph von Habsburg, gewählt, und behandelt ihn mit all der patriotischen Liebe, die ihn für sein Vaterland erfüllt. Läßt ja Schiller durch seinen Wallenstein sagen:

Der Oesterreicher hat ein Vaterland,
Und liebt's, und hat auch Ursach es zu lieben.
(Wallenst. Tod. 1. Aufzug. 5. Auftritt.)

Zu einem deutschen Epos konnte es keinen geeigneteren Stoff geben, als diesen; nur die Gründung des Habsburger Regentenhauses ist dabey von österreichischem Interesse — der Kampf selber ging ganz Deutschland an, indem ihn der Kaiser gegen einen widerspänstigen Reichsfürsten, größtentheils mit den Kerntruppen, die er aus dem Reiche bezogen, ausfocht. Von dem Schauplatze dieses Kampfes, dem Marchfelde, ziehen sich die Strahlen nach allen Seiten des Landes, in welchem der Dichter recht eigentlich zu Hause war. Von den Lilienfelder Alpen erblicken wir ganz Unter- und Oberösterreich mit dem angränzenden Ungern und Mähren; das Schlachtfeld zeigt er uns mit allen Details, die ihm durch eigenes Anschauen bekannt seyn mußten; endlich die Hauptstadt selber, mit ihren Marktplätzen, Straßen, Thoren, Flüssen und Umgebungen. Das Nationale von dem benachbarten Ungern wird uns in einer nächtlichen Lagerscene vorgeführt (III. Ges.). Sitten, Sprache, Charaktere u. s. w. athmen im Werke den Zuschnitt jener Zeit. Es war ein schweres Unternehmen nach der Tunisias, noch ein zweytes Epos von so großem Umfange zu schreiben, welches nach dem Urtheile Vieler jenes an Werth noch übertreffen soll. Denn von diesem Werke sagt der große Literator B. Merian: »So haben wir denn endlich, Gottlob, ein deutsches Epos, dessen sich, außer dem griechischen, kein anderes Volk rühmen kann. Ich setze Pyrker'n weit über Virgilius, das heißt, ich glaube, daß Pyrker dem

Homer viel näher stehe, als Virgil. Ja, der hat's vollbracht, und Alles überflügelt, was nach Homeros gekommen!« (Wiener Zeitschrift für Kunst, Lit. ꝛc.) Wir führen diese Stelle nochmal an, damit die Nachwelt davon die Gewähr ihres eigenen Urtheils finde. — Die Handlung der Tunisias spielt unter einem südlichen Himmel von Spanien bis nach Afrika hin, dessen Glanz auf sie selber, auf Sprache, Bilder, Gleichnisse und Beschreibungen sich ergießt; im Rudolph von Habsburg stehen wir unter einem ernsteren Horizont, unter welchem sich eine einfache, ruhige Würde verbreitet, und doch weht in diesem Werke, trotz des tiefsten Tragischen, mehr Humor und Heiterkeit, als in jenem. Dadurch beurkundete unser Dichter sein großes Genie, daß er zwey so große Werke schrieb, die sich wohl nach der Form ähnlich, im Totalausdruck aber ganz von einander verschieden sind. Obgleich die Sprache in diesem eben so klassisch ist, wie in jenem, so trägt sie doch großen Theils das eigenthümliche Gepräge der älteren mittelalterlichen in sich, und eignet sich so ganz besonders zum Reichthume seines epischen Gehaltes. In dem Werkchen: Ueber das Heldengedicht Rudolph von Habsburg ꝛc. Bamberg, bey J. C. Dresch, 1827, S. 20, heißt es: »So wie alles, was in dieser Rudolphias leibt und lebt, in Bezug auf Deutschland, so ächt deutsch ist, so ist es auch die Sprache, die es schildert, und dabey, wie jener Kunstrichter (Wiener Zeitschrift für Kunst, Lit. Nr. 48, 1825) sagte, durchaus gebildet und ungezwungen; sie verhält sich im Ganzen zu den Gedanken, wie das zarte Gewand zu dem schönen Körper, dessen Umrisse sie durchscheinen läßt. Auf jedem Blatte kann man die Beweise davon finden.« — Weniger bilderreich, als die Tunisias, ist dieses Werk in seiner Vollendung wie aus einem Gusse gerathen. Ein Gesang reihet sich an den anderen voll Schönheit so, daß es schwer wäre, sich für einen mehr wie den anderen zu entscheiden. Da überrascht uns aus Gesichten der Zukunft eine treffende Charakterschilderung einer Reihe von Regenten, die Beschreibung einer weiten Alpenaussicht und eines mächtigen Wasserfalls, und dort magyarischer Tänze, eines Turniers, einer Todtenfeyer u. s. f.

Was die Quelle betrifft, welche bey der Marchfelder Schlacht vom Dichter benützt wurde, so war die vorzüglichste ein altes, poetisch-historisches Werk, die berühmte Reimchronik, die zuerst von dem gelehrten Benediktiner von Melk, Hieronymus Pez, im J. 1745 zum Druck befördert ward. — Lazius, Comment. Geneal. p. Austr. 233, hat dem Verfasser derselben, Ottacher (Ottokar), den er sich selber R. Chr. Cap. 177 beylegt, unbekannt aus welcher Quelle, auch den von Horneck, aufgefunden.

Er lebte zu Rudolph I. und Albrecht I. Zeiten, war zu Steyermark geboren, hatte den berühmten Meistersänger Kunrad von Rotenberg, der vorher an Manfred's Hofe lebte, zum Lehrmeister, stand, man weiß nicht in welcher Eigenschaft, im Gefolge Ulrich und Otto Lichtenstein's, wohnte der Marchfelder Schlacht im Jahre 1278 bey, und starb erst nach dem Jahre 1309, da er noch von dem Aufruhre einiger aus dem Adel und der Wiener Bürger gegen Friedrich den Schönen spricht, und damit sein Werk beschließt. Die Reimchronik Horneck's, die mit dem Tode Friedrich II. röm. Kaisers beginnt, und um das Jahr 1309, der Regierung Friedrich des Schönen, endet, enthält über 83,000 kurze gereimte Verse in 830 Kapiteln. — Ein anderes noch ungedrucktes Werk Horneck's: Von den Monarchen und Kaisern der Welt bis auf Friedrich II. röm. Kaiser, in ähnlichen Versen verfaßt, ist im Besitze der k. k. Hofbibliothek in Wien. (S. die Vorerinnerungen des Hieronymus Pez zu Horneck's Reimchronik in seinem Werke: Scriptores rerum Austriacarum, III. Band, und das treffliche Werk: Aus und über Ottokar's von Horneck Reimchronik von Th. Schacht, Mainz 1821.)

Den Schluß machen die Bemerkungen über die Perlen der heiligen Vorzeit.

Es ist darüber gestritten worden, ob die, unter obigem Titel vereinten neun Gedichte biblischen Inhalts: Abraham, Moses, Samuel, Elias, Elisäus, dann die Makkabäer: Mathathias, Eleazar, die Mutter der sieben Söhne und Judas Makkabäus, der epischen oder idyllischen Gattung angehören; wir glauben aber nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß sie wegen ihrer Eigenthümlichkeit zu beyden gerechnet werden können. Dieser einfache, ländliche Ton, der in Abraham, Samuel, Elisäus, Eleazar und der Mutter der Sieben vorherrscht, wird von dem episch-ernsten in Moses, Helias, Mathathias und Judas Makkabäus überwogen, und wir bewundern um so mehr das Genie des Dichters, der auf einem so ganz eigenen Felde beydes mit einer so großen Meisterschaft zu verschmelzen, und in allen diesen herrlichen Schöpfungen die antike und romantische Poesie sogar mit unbeschreiblicher Anmuth zu vereinigen wußte. Etwas ähnliches, wie diese Perlen der heiligen Vorzeit sind, hat, wie wir bereits erinnerten, die poetische Literatur keiner anderen Nation aufzuweisen: sie stehen einzig in ihrer originellen Form da. Treffend hat sich ein Rec. der sämmtl. Werke unseres Dichters bey Gelegenheit der bey J. G. Cotta in Stuttgart in den Jahren 1833 u. 1834 erschienenen neuen Auflage derselben, insbesondere über dieses letztere Werk (nach der Tunisias und Rudolphias) ausgesprochen, wie folgt:

»Es scheint dieses Werk als ganz verschieden von jenen beyden nach Stoff und Form, in Motiven und Kunstmitteln, und doch ist es immer noch, oder man kann es wenigstens als mit jenen zusammenhängend, ergänzend und abschließend sich vorstellen. Denkt man sich nämlich die Tunisias und die Rudolphias wie zwey kolossale vaterländische Baudenkmale, so baut sich das letztere Werk als heiliger Dom inmitten hinein, in dessen einzelnen Kapellen ein Cyclus religiöser Bilder dem Beschauer zur Belehrung und Erhebung vorgehalten wird. Darum erscheint auch der Dichter hier und dort als derselbe und als nicht derselbe, und die epische Behandlung mußte sich gleich und anders gestalten. In jenen beyden Heldengedichten, die jedes für sich ein einiges großes Gemälde bilden, entwickelt sich die Handlung rein poetisch und von Innen heraus; in diesen cyclischen Bildern liegt aber die Einheit, welche sie zusammenhält, im Stoffe, oder vielmehr in der Einen, großen, religiösen Idee, welche über den einzelnen Geschichten wie der Geist Gottes über den Gewässern schwebt. Dort mußte die Fabel, die Geschichte, meistens erfunden, die verschiedenen Charaktere, die friedlichen und feindlichen Prinzipien, die Motive einzelner Ereignisse und Handlungen, sie mußten und konnten von der Phantasie selbst ersonnen, entwickelt und zusammengestellt werden. Hier war schon alles gegeben: Geschichte, Charakter und Motiv; die Freyheit der Erfindung war vielseitig bedingt, die Treue in der Erzählung streng geboten, und es galt hier weniger zu dichten, als zu überdichten, d. h. das, was die Geschichte in ihrer Art und Weise einfach gegeben, für die dichterische Beschauung und zu hoher Begeisterung auszumalen, die einzelnen Partien, je nachdem es der Stoff erforderte und erlaubte, näher zusammen zu rücken oder weiter aus einander zu halten, und Licht und Schatten, und Farbe und Ton gehörig zu vertheilen, zu mildern oder zu verstärken. Diese Ueberdichtung, deren Kunst wir allerdings hoch anschlagen, ist dem Verfasser im hohen Grade gelungen.« (Blatt für Literatur in den Bayerischen Annalen Nr. LXVI, August 1833, unterzeichnet L. A.) — Dann sagt er auch noch, auf welche geistreiche und originelle Weise der Dichter diese Bruchstücke aus der alttestamentarischen Geschichte zu einem Ganzen zusammengefügt, und die einzelnen Bilder zu einem vollständigen Cyclus verbunden habe. Denn um jene, in der Geschichte weit von einander entlegenen Partien (Abraham, Moses, Samuel, Helias, Elisäus und die Makkabäer) in eine nahe Verbindung und Berührung zu setzen, dazu wählte er die Idee des Christenthums selbst, das in jenen historischen Typen ohnehin hervortritt, und die Begriffe, die aus jener ausfließen,

ließ er als eben so viele Strahlen über die einzelnen Gesänge Licht verbreiten, und dieselben durchdringen. So ergibt sich dann eine Reihenfolge von Aufschriften, welche zugleich den Geist der Gesänge andeuten, und ihren innersten Zusammenhang erklären: Abraham in einem Gesange; Verheißung; Moses, in drey Gesängen: Gott, Erlösung, Auferstehung; Samuel, in einem Gesange: Gericht; Helias, in drey Gesängen: Glaube, Hoffnung, Liebe; Elisäus, in zwey Gesängen: Tod, Unsterblichkeit; Makkabäer, in vier Gesängen: a. Mathathias: Trost; b. c. Eleazar und die Mutter der sieben Söhne: Hingebung; und d Judas Makkabäus: Sieg.

So urtheilten über dieses Meisterwerk der edle Matthäus Collin in diesen Jahrb. XVII. Band; so ein tüchtiger Recensent in dem Würzburger Kirchenkorrespondenten im Märzheft 1828; so jener in dem Literaturblatte Nr. 95 des Morgenblattes für gebildete Stände Nr. 284; so in den Blättern für liter. Unterhaltung Nr. 142, J. 1827; so die Zeitschrift Isis und fast alle literarischen Blätter Deutschlands. Es ist ein wahres Volks- und Erbauungsbuch zugleich, und verdiente in Jedermanns Händen zu seyn; so wie es auch schon häufig zu Geschenken in Schulen, und wegen der vielen ergreifenden schönen Stellen darin zu deklamatorischen Uebungen verwendet wird.

Aus dem ganzen Werke geht ein genaues Erkennen und tiefes Fühlen der Großartigkeit und Schönheit der Werke unseres gefeyerten Klassikers hervor, und es gereicht uns zum wahren Vergnügen, darauf aufmerksam zu machen.

Art. XIII. Historische Volkslieder aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, nach den, in der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München vorhandenen fliegenden Blättern gesammelt und herausgegeben von Ph. Max Körner. Mit einem Vorworte von J. A. Schmeller. Stuttgart, verlegt von Ebner und Seubert, 1840. 8. 342 S.

Diese interessante Sammlung verdankt ihre Entstehung den Schätzen der königl. Hof- und Staatsbibliothek in München, in deren Dienste der Herausgeber steht. Jene Bibliothek bietet in Betreff deutscher Volkslieder eine große Ausbeute und Auswahl. Die Berücksichtigung des Interesses der Geschichte deutscher Volkspoesie bestimmte den Herausgeber zur Sammlung historischer Lieder, die sprachgetreu nach durchaus urkundlichem Texte von fliegenden Blättern gegeben ist, was bey den früheren Herausgaben mehr oder weniger vermißt wird.

Vorzüglich muß gelobt werden, daß aus dem Schatze der gedachten Bibliothek nur das Bessere, bis jetzt Unbekannte genommen wurde, um Lieder, die in früheren Sammlungen richtig enthalten sind, nicht wiederholt zu geben, und den Umfang des Buches nicht zu sehr zu vergrößern. Auch dürfte eine Vermehrung der vorliegenden Sammlung, die allerdings zu wünschen ist, wohl von dem Antheile abhängen, welchen das Publikum daran nimmt. Zugleich wollte der Verfasser, seiner Aeußerung nach, nur Volkslieder nach fliegenden Blättern aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert aufnehmen, weil gerade dieser Zeitraum das eigentliche Streben deutscher Volkspoesie in seinen letzten Zuckungen aufnimmt, und mit dem dreyßigjährigen Kriege die sonst so hell flackernde Flamme erlischt. Offenbar ist diese Sammlung auch eine Vermehrung des deutschen Liederschatzes, und nur zu wünschen, daß sie auch für andere Freunde solcher poetischen Ergüsse ein Sporn seyn möge, ähnliche Vermehrung in Zukunft zu liefern, damit die Idee, eine vollständige Bibliothek deutscher Volkslieder von ihrem Entstehen, so fern sie noch aus den entschwundenen Jahrhunderten gerettet sind, bis auf den Beginn des dreyßigjährigen Krieges, oder auch bis auf den heutigen Tag zu besitzen, immer tiefer und umfassender ins Leben zu greifen vermöge; denn eben die Poesie ist zu allen Zeiten der erste Repräsentant der Volksempfindungen und Gefühle. Die große Kette der Volksgeschichte wird durch die allmälich sich vergrößernde Verwirklichung obiger Idee nur neue Glieder erhalten, und dem Geschichtschreiber das reiche Bild vergangener Ereignisse in genaueren und ausgeprägteren Gestaltungen vorführen, zur Vervollständigung seines eigenen, für unsere und kommende Zeiten höchst wichtigen Zweckes.

Die Dichter, von welchen Lieder mitgetheilt werden, sind Samuel Dilbaum, Hieronymus Ell, Martin Meyer, Simon Reutinger, Hanns Sachs, Martin Schlecht, Andre Summer, Caspar Suter, Veit Weber, Lorenz Wessel, Hanns Witzstat.

Von gemeldeten Dichtern werden folgende vierzig Gedichte mitgetheilt.

1. Ein hüpsch lied von vrsprung der Eydgnoschaft, vn dem ersten Eydgnossen Wilhelm Thell genannt.
2. Ein hüpsch Lied von den alten Eydgnossen.
3. Ein hüpsch lied von Künig Lasla.
4. Ein gar schön lied geschehen vor Bünterlin, in Burgund gelägen.
5. Ein hüpsch Lied von Bruder Clausen.
5a. Ein ander nüw geistlich Lied, Zart edler Gott.

6. Das Bündter Lied.
7. Ein schön Lied von der schlacht vor Dornach.
8. Alexander von Metz in gsangs wyß.
9. Diß Lid sagt von einem Ritter vß Stürmark, wie er ein Künig in Denmark ward.
10. Das Lied von der schlacht geschehen vor Nawerren, mit dem Künig von Franckrych vnn gemeiner Eydgnoschafft.
11. Das ist ain new Lied von der grossen niderlag geschechen vor der statt Terwan.
12. Ein lied in Tolner melodey die ausschaffung der Juden von Regenspurg bezaichende.
13. Ein hüpsch Lied von dem Bentzenouwer im Beyerland, wie es jm zu Kopffstein ergangen ist.
13a. Das Lied von dem Danhuser.
14. Ain Christenlich lied des bewainlichen tods. Caspar Taubers genannt. Burger zu Wienn.
15. Zwey schöne lieder, Eyn geistlichs vnnd ein weltlichs, von der Königin von Hungern, frawen Maria, vnd jrem gemahel König Ludwig.
Daz erste.
15a. Das ander.
16. Ein vermanung Kayserlicher Mayestat sampt aller Stent des Römischen Reichs. Eines Heerzugs wider den pluttürstigen Türckchen.
17. Ein new lied vom Türcken.
18. Ein hüpsch nüw Lied von der schlacht im Bemund beschehen, nit wyt von Garian vnd Carmiölen.
19. Ein nüw vnn lustig lied zu singen von der gefangnenschafft Hertzog Heinrichen von Brunschwig, ouch seinem sun Carle Victor.
20. Ein new kriegs liede, Yetz in dieser frist.
21. Ain Lied für die Landsknecht gemacht.
22. Ein new Lied, was sich mit den Echteren, so sich in Gotta vnd Grimmenstain gehalten, newlicher zeyt zugetragen hat.
23. Ein schön news Lied, von dem Eppele von Gaylingen.
23a. Ein anders Lied. Es ist nit Tag, es taget schier.
24. Ein schön News Lied: Von der Königin von Franckreich, vnnd von ihrer falschen Bulschafft.
25. Drey Schöner Klaglieder. Das erst, von dem Graffen vnd thewren Ritter, Nicolaus von Serin.
25a. Das ander, Von dem Edlen gestrengen und thewren Ritter, Turi Georgen.
25b. Das drit, Ich armer Sünder klag mich sehr.
26. Die alt vnd Warhafftig geschicht, wie vor 245 Jaren, die

Juden zu Deyckendorf, mit dem hochwürdigen vnd heyligen Sacrament seindt vmbgangen.

27. Ein schön Newgemacht Liedt, von Gebhard Truckseßen, hieuor geweßten Churfürsten zu Cöln.

28. Zwei Schöne newe Lieder, Das Erst: Es hett ein Bawr sein frav verlohren, Er kundt sie nimmer finden.

28a. Das Ander, eines Armen wolgeplagten Mannes, wie er so vber sein vngezogenes böses Weib klaget.

29. Ein schön new Lied, Wider das schandt Hurnlied, Es hatt ein Bawr sein frewlein verlohrn.

30. Ein Obendrauff, Auff das schändtliche, dieser Zeyt allermeists vnnd allenthalben bräuchiges spott vnd läster Liedlein, so man das Pfaffenliedlein nennt.

31. Ein New Liedt, von Martin Lutther, dem trewlosen Augustiner Mönch, wie er das Wort Gottes verfelschet hab.

32. Warhafftige Zeytung, Vnnd gründliche Beschreibung, welcher maßsen die fürneme Statt Mülhausen in Schweiz gelegen, in diesem 1587 Jar .... eingenummen worden.

33. Newe zeytung, wie .... Maximilian erwölter König in Pollen, die Statt vnd Vestung Hatuan in Vngern in diesem 1596. Jar, Gott lob, mit stürmender hand erobert.

33a. Ein anders, Wie der Türck mit den gefangenen Christen handelt.

34. Ein schön, warhafftig vnd frewdenreich new Lied, von eroberung der herrlichen Festung Raab in Vngern.

35. Newe Zeytung, vnd Trawr Lied. Von dem Erbärmlichen verlust der Königlichen Statt und Vöstung Stulweissenburg in nider Vngern.

36. Zwey schöne newe Lieder. Das erste. Von den funffzehen Tagen, was für Wunderzeichen vor dem Jungsten Gericht geschehen sollen.

36a. Das ander. Eine schöne vermanung deß newen Jars, das Gott wolle in der gefahrlichen Zeit vnserem Keyser vnd König .... seinen heyligen geist verleihen, friedlich zu regieren.

37. Warhafftige vnd Erbärmliche Newe Zeittung von der grossen vnd vnerhörten Thewrung, Sterben vnd Hungersnoth, so in Oesterreich, Mährn, Schlesien vnnd im Böhmerland, wegen deß grossen Kriegs.

38. Helden Klag Oder Klag Lied, gesungen dem weitberümmten Helden, Herrn Johann Tyllio.

39. Ein Lied dem Churfürsten zu Ehren, dem Schweden zum Spott.

40. Zwey Newe schöne Lieder. Das erste: Ein schönes Tryumph-Lied, Welches dem Durchleuchtigsten Fürsten vnd Herrn,

Herrn Maximilian Emanuel.... zu grossen Ehren ist gemacht worden.

40ᵃ. Das ander: Zu vnser lieben frawen, für alle Christliche Potentaten, vmb sigreiche Progressen wider den Erbfeind den Türcken.

Als Probe diene ein, durch Inhalt wie Behandlnng gleich interessantes Gedicht:

Ein schön
warhafftig vnd frewdenreich new Lied,
von
eroberung der herrlichen
Vestung Raab inn Vngern,
wie die von dem Wolgebornen Herrn, Herrn Adolph von Schwartzenberg Freyherrn, den 29. tag deß Monats Martij, im Jar 1598. Ritterlich erobert vnd eingenommen.
Gestellt durch Samuelem Dilbaum, Bürgern in Augspurg.
Im Thon: Wie man den Grafen von Serin singt.
Holzschnitt: Das Brustbild eines Pascha.

1.

Frölich so will ich singen,
auß frischem freyem muth:
Lobt Gott in allen dingen,
Der vns solch wolthat thut.
Der mir in diesem Jare,
wunderbarlicher weiß,
Das Hauß Raab gantz vnd gare,
so vor verloren ware,
bekommen, Gott sey preiß.

2.

Wie es nun zu sey gangen
wil ich euch singen hie:
Lasset euch nicht verlangen,
vnd höret zu ohn müh,
Von Schwartzenberg den Helden,
auß Wien man schicken thet,
Nach Vngern in das Felde,
ist waar wie ich euch melde
der was fürnems vor hett

3.

Gen Gran in wenig tagen,
zu dem Herrn Balvi kam:
Mit dem er ohne zagen,
sein Werck für die Hand nam.
Vnd bald in Gottes Namen,
von Gräntzen überal,
Er bringen thet zusamen,
so gen Commorra kamen,
Deß Volcks ein gute zahl.

4.
Hussáer vnd Heyducken,
so Balvi hett zu Gran:
Ließ er zusamen rucken,
Auch waren vornen dran
Frantzosen und Wallonen,
fünff Fahnen jeder fort,
Der thete man nicht schonen,
auch mußten mit jn gahne
der Teutschen etlich fort.

5.
Auß Comorra sie zogen,
nach Raab der Vestung gut:
In still die Fahnen flogen,
Schwartzenberg wolgemut,
Dem Volck zusprechen thete,
vnd ordnung jnen gab,
Daß jeder achtung hette,
dieselb nicht übertrette,
dann er kein zweifel hab.

6.
So sie geleben werden,
dem allem so er sag:
Wöl er bringen in gferde,
die Türcken heut zu tag,
Dann er hoff einzulegen,
mit jhrer dapfferkeit,
groß Ehr daß man allwegen,
von solchen künen Degen,
soll sagen weit und breit.

7.
Nachdem er vmb zwo vhren,
als er nach Mitternacht:
Kam zu der Porten Thuren,
Die ein er bald auffmacht,
Die ander weil sie ware
beschlagen auff das best,
mit grossen Eysen gare,
Anfangs vnwankelbare,
verblibe vnd gantz fest.

8.
Doch als zum andern male,
ein Pedart angesetzt:
That es ein grossen schnalle,
vnd gieng entzwey zu letzt.
Dadurch bald einhin dringen,
die Wallonen mit macht,
Die Pferd gantz mutig springen,
Die Büchssen, Kugeln klingen,
vil manches Schwerdt da kracht.

9.
Die Türcken auß dem Schlaffe
ermuntert wurden baldt:
Vnd auff die Christen traffen,
mit grimm vnd grossem gwalt.
Doch ward jn widerstanden,
mit solcher frewdigkeit,
daß sie auff beyden handen,
kein sicher ort nicht funden,
sie wurden gsetzt in leyd.

10.
Sie mochten nicht zusamen
kommen an keinem ort:
Sein eind da mancher name,
vnd ward geschicket fort.
Endlichen mit gewalte,
vil Türcken ein Pastey,
einnamen darvon balde,
sich hube manigfalte,
groß jammer vnd geschrey.

11.
Dann die Türcken mit machte
vnd jren Seblen gut:
Drein schlugen daß es krachte,
auffsprang das rote Blut.
Sie theten zsammen setzen,
so gwaltiglichen all
Vil Christen auch verletzen
Gott wöl die Seel ergetzen,
vnd brachten viel zu fall.

12.
Die Christen derhalb wichen,
bis zum Thor hinder sich:
Die Türcken nachhin strichen,
vnd fachten Ritterlich.
Von Schwartzenberg der Herre,
sie wider tribe an,
Gab jhn vil guter lehre,
zu bedencken jr ehre,
thet wie ein Ritters Mann.

13.
Die Christen wider wandten,
empfingen mut und Hertz:
Vnder die Türcken randten,
das war ein grober schertz.
Vil mancher Türck begunde,
verlieren Händ vnd Füß,
Must mancher gehn zu grunde,
wol zu derselben stunde,
vnd da sein Leben ließ.



14.

Auff die Pastey gezwungen
sie wider kommen seind:
Die Christen nachhin drungen,
Doch an demselben end,
Vil Pulver war vergraben,
das wurde angesteckt,
Solch fewr vil Reuters Knaben,
hat in die Lufft erhaben
manch Türck auch da verreckt.

15.

Die Türcken vil mit hauffen
verzaget in das Schloß:
So in eim grimm gelauffen,
sich wehrten mit Geschoß.
Die Christen doch mit schiessen,
auff diß starck fuhren fort
Deßwegen mit verdriessen
die Türcken bald abliessen,
vnd gaben auff das ort.

16.

Vil der Türckischen Gsellen,
in Häusern sich zur Wehr:
Auch feindlich theten stellen
zu retten Leib vnd Ehr.
Doch mußten sie auch eben,
gleich denen in dem Schloß,
Den Christen sich ergeben,
vmb zu fristen jr leben,
vil zwang man mit Geschoß.

17.

Der Bassa an dem ende,
gantz frewdig wehret sich:
Er führt in jeder Hände,
ein Säbel Ritterlich.
Doch thet jm one grawen,
ein Wallonischer Man,
so grimmig niderhawen,
daß er die Erd muß schawen
vnd da sein leben lan.

18.

Der Türcken seynd gewesen
zu Raab wol an der zahl:
Gut Kriegsleut außerlesen,
sechtzehn hundert zumal.
Die fast all seynd vmbkommen.
Deß Bassa Weib vnd Son,
hat man gefangen gnommen,
sampt drey hundert in summen,
so kommen seynd dauon.

9.
Die Türcken auß dem Schlaffe
ermuntert wurden baldt:
Vnd auff die Christen traffen,
mit grimm vnd grossem gwalt.
Doch wurd jn widerstanden,
mit solcher frewdigkeit,
daß sie auff beyden handen,
kein sicher ort nicht fanden,
sie wurden gsetzt in leyd.

10.
Sie mochten nicht zusamen
kommen an keinem ort:
Sein end da mancher name,
vnd ward geschicket fort.
Endlichen mit gewalte,
vil Türcken ein Pastey,
einnamen darvon balde,
sich hube manigfalte,
groß jammer vnd geschrey.

11.
Dann die Türcken mit machte
vnd jren Seblen gut:
Drein schlugen daß es krachte,
aufsprang das rote Blut.
Sie theten zsammen setzen,
so gwaltiglichen all
Vil Christen auch verletzen
Gott wöl die Seel ergetzen,
vnd brachten viel zu fall.

12.
Die Christen derhalb wichen,
bis zum Thor hinder sich:
Die Türcken nachhin strichen,
vnd fachten Ritterlich.
Von Schwartzenberg der Herre,
sie wider tribe an,
Gab jhn vil guter lehre,
zu bedencken jr ehre,
thet wie ein Ritters Mann.

13.
Die Christen wider wandten,
empfingen mut und Hertz:
Vnder die Türcken randten,
das war ein grober schertz.
Vil mancher Türck begunde,
verlieren Händ vnd Füß,
Must mancher gehn zu grunde,
wol zu derselben stunde,
vnd da sein Leben ließ.

14.

Auff die Pastey gezwungen
sie wider kommen seind:
Die Christen nachhin drungen,
Doch an demselben end,
Vil Pulver war vergraben,
das wurde angesteckt,
Solch fewr vil Reuters Knaben,
hat in die Lufft erhaben
manch Türck auch da verreckt.

15.

Die Türcken vil mit hauffen
verzaget in das Schloß:
So in eim grimm gelauffen,
sich wehrten mit Geschoß.
Die Christen doch mit schiessen,
auff diß starck fuhren fort
Deßwegen mit verdriessen
die Türcken bald abliessen,
vnd gaben auff das ort.

16.

Vil der Türckischen Gsellen,
in Häusern sich zur Wehr:
Auch feindlich thetten stellen
zu retten Leib vnd Ehr.
Doch mußten sie auch eben,
gleich denen in dem Schloß,
Den Christen sich ergeben,
vmb zu fristen jr leben,
vil zwang man mit Geschoß.

17.

Der Bassa an dem ende,
gantz frewdig wehret sich:
Er führt in jeder Hände,
ein Säbel Ritterlich.
Doch thet jn one grawen,
ein Wallonischer Man,
so grimmig niderhawen,
daß er die Erd muß schawen
vnd da sein leben lan.

18.

Der Türcken seynd gewesen
zu Raab wol an der zahl:
Gut Kriegsleut außerlesen,
sechtzehn hundert zumal.
Die fast all seynd vmbkommen,
Deß Bassa Weib vnd Son,
hat man gefangen gnommen,
sampt drey hundert in summen,
so kommen seynd davon.

19.
Der Christen hand ir leben,
in sibenhundert gute
In disem Strauß aufgeben,
vergossen auch ihr Blut.
Manch küner Held vnd Degen,
in diser grossen gfahr,
weil er die Faust kund regen,
seins Pferds sich must verwegen,
der offt zwey drey verlor.

20.
Mehr als vier gantzer stunde,
das treffen wehren thet:
Eh man gwiß schliessen kundte,
das man erhalten hett.
Den Sig und Vestung gute,
sampt Raab der werthen Stadt,
Doch endlich das wild Blute,
vnd den Türckischen mute,
der Herr gedempffet hat.

21.
Groß Gut man darinn fande
von Gelt, Munition:
Vil Gschütz vnd Proviante,
noch darinn thete ston.
Drumb laßt vns frölich singen,
mit heller Stimm vnd weiß,
daß Gott vns in den dingen,
hat lassen wol gelingen,
Jhm sey lob, ehr vnd preiß.

E n d e.

Zu Augspurg, bey Michael Manger.

Vier Bl. in kl. 8. Die Verse sind nicht abgesetzt. Auf der Seite 4ª des Originals befindet sich auch ein Holzschnitt, mit der Angabe: Ein sinnreichs Gemäld, von deß Türcken tyrannischen art vnd eigenschafft, Durch Anthoni Verani.

Jener 29. März 1598 gab durch Raabs Wiedereinnahme den Raben in's Schwarzenbergische Wappen, und Kaiser Rudolph II. befahl als Ausdruck der allgemeinen Freude über den Wiedergewinn Raabs, Oesterreichs Ständen und Städten, an allen Kreuzwegen, auf allen Höhen steinerne Denk- und Danksäulen zu errichten. Der 29. März 1814, an welchem Carl Fürst von Schwarzenberg vor Paris erschien, setzte den Schild Oesterreichs ins Herz des Schildes der Schwarzenberge.

Anzeige-Blatt

für

Wissenschaft und Kunst.

Nro. XCI.

Andeutungen über die von der königlichen Bibliothek zu Paris an arabischen, persischen und türkischen Handschriften in der neuesten Zeit gemachten Erwerbungen. Nebst einem kurzen Vorworte.

Von Gustav Flügel.

(Fortsetzung.)

Die grammatischen und lexicographischen Schriften, weniger zahlreich als die historischen, enthalten einige beachtenswerthe Seltenheiten, vorzüglich unter den Commentaren, und vervollständigen die von früher her schon beträchtliche Zahl der Pariser Handschriften dieser Gattung.

101 (n. 9, 4°). — Ein Commentar zu der von Haji Khalfa (Tom. I. n. 558) angeführten grammatischen Schrift Azherîje (الازهرية), deren Verfasser Abu'lhasan Ali Ben Mohammed Herewi (aus Herat) wahrscheinlich 722 (beg. 20. Jan. 1322) starb. Vgl. über ihn und sein Werk ذخار, was die Grundlage zur Azherîje enthält, de Sacy's Antholog. grammat. pag. 209 (not. 84). — Ein gleicher Commentator zur ازهرية ist enthalten in 141 (4°), und 347 (4°) führt ebenfalls die Ueberschrift شرح الازهرية فى علم العربية. — Haji Khalfa kennt keinen Commentar dieses Werkes. — Derselbe Codex (9) enthält einen der Commentare zu dem grammatischen Werke شذور الذهب »Goldkörner« von dem bekannten Grammatiker Dschemâl-ed-din Abu Mohammed Abdallah, gewöhnlich Ibn Hischâm genannt, der 761 (beg. 23. Nov. 1359) oder 762 starb. (Vgl. über ihn Anthol. grammat. p. 185 flg. Haji Khalfa nennt mehrere Commentatoren und Glossatoren dieses Werkes.

102 (n. 12, 4°). — Ein Commentar des grammatischen Gedichts von Ibn-elwerdi, القصيدة الوردية genannt. Abu Hafs Omar Ben Motzaffer Ibn-elwerdi starb 749 (beg. 1. April 1348). Vgl. n. 201 (4°). 232 (4°), 485 (4°), mit einer verfünffachenden Paraphrase (تخميس).

103 (n. 18, 4°). — Der zweyte Theil des Commentars zur Alfije

des Ibn Malik von Nur-ed-din Ali Ben Mohammed Oschmuni, der um 900 (beg. 2. Oct. 1494) starb (vgl. Haji Khalfa Tom. I. p. 411). De Sacy in seiner Ausgabe der Alfije gibt diesem Commentar (p. 3) das Zeugniß großer Gelehrsamkeit (un commentaire fort savant). Der Camus varalisirt Oschmuni; de Sacy dagegen Aschmuni.

104 (n. 53, 4°) — Ein Commentar zu demselben Werke von Dschelál-ed-din Abd-el-rahman Sojuti, der 911 (beg. 4. Juny 1505) starb. Letzterer scheint nach Haji Khalfa (Tom. I. p. 408) nicht zum Schlusse des Werkes gekommen zu seyn. De Sacy nennt diesen Commentar a. a. O. p. 2 nicht. Einen andern Commentar enthält n. 98 (Fol.) und n. 552 (4°).

105 (n. 63, 4°). — Die Alfije selbst. Vgl. über diesen grammatischen, in Versen geschriebenen Tractat seine Erklärer, Glossatoren u. s. w. Haji Khalfa Tom I. p. 407 flg. und die von de Sacy auf Kosten des englischen Oriental Translation Committee besorgte Ausgabe des Werkes (Paris 1833). Die Alfije selbst findet sich in n. 410 (4°) und n. 419 (4°).

106 (n. 64, 4°). — Ebenfalls ein grammatischer Tractat von dem n. 89 genannten Ibn Hischám.

107 (n. 80, 4°). — Der bekannte grammatische Tractat, Dscharumije (الأجرومية) genannt oder Adschrumije, von ihrem Verf. Abu Abdallah Mohammed Ben Mohammed Ben Davud Sinhádschi, bekannt unter dem Namen Ibn Adschrem, Ibn Dscharam oder Ibn Dscharumi. Derselbe ist mehrfach aufgelegt worden (vgl. Schnurrer, Bibl. n. 43. 45. 53. 63. 103), zuletzt von Schnabel 1754—56, nebst dem jene Adschrumije begleitenden Commentar, den er dem Seyyid Abbas Azheri beymißt. Ibn Adschrem starb 723 (beg. 10. Jan. 1323).

108 (n. 89, Fol.). — Ein Commentar zu dem grammatischen Werke التوضيح, d. i. die Erläuterung. Es gibt mehrere Commentare grammatischer Werke, die diesen Titel führen (vgl. Haji Khalfa T. II. p. 464—65). So enthält n. 229 (4°) einen Commentar, betitelt die »Erläuterung der grammatischen Analyse« توضيح الإعراب d. i. ein Commentar vom Scheich Mahmud Ben Ismail Ben Abdallah Chirtibirti zu dem Werke الإعراب عن قواعد الإعراب (findet sich abgedruckt in Anth. gramm. von de Sacy p. 155), d. i. die Auseinandersetzung der Regeln über die grammatische Analyse der Wortendungen, von dem bekannten Grammatiker und Scheich Abu Mohammed Abdallah Ben Jusuf, gewöhnlich Ibn Hischám genannt, gest 762 (beg. 11. Nov. 1360). Dieses in vier Capitel getheilte Handbuch führt den gewöhnlichen Titel قواعد الإعراب (Haji Kh. T. I. p. 357 sq. cl. T. II. p. 464. n. 3741). — Dasselbe Werk توضيح الإعراب s. n. 672 (4°). — Vgl. ferner Anth. gramm. p. 185 flg. und unten n. 567.

109 (n. 143, 4°). — Eine grammatische Analyse des Werkes مصباح

d. i. die Leuchte, von Borhân-ed-din Abu'lfath Nasir Motarrezi, der 610 (beg. 23. May 1213) starb. Jenes Buch ist vielfach im Oriente in Gebrauch, und hat daher auch zahlreiche Commentatoren gefunden. Vgl. Anthol. gramm. p. 224, 233 und 234.

110 (n. 156, 4°). — Die grammatische Schrift: Die Leiterin der sich Beschäftigenden, مرشد المشتغلين. Haji Kh. kennt kein Werk unter diesem Titel.

111 (n. 228, 4°). — Commentar zur Alfije, vom Scheich und Grammatiker Abu Mohammed Abdallah Ben Abd-el-rahman, gewöhnlich Ibn Ackil genannt, gestorben 769 (beg. 28. Aug. 1367), zu dem Sojuti Glossen hinzufügte. Doch schrieb derselbe Ibn Ackil noch einen kürzeren, sehr beliebten Commentar mit dem eingeschobenen Texte, und machte einen Auszug der Alfije (Haj. Kh. Tom. I. p. 408—9). — Derselbe Commentar von Ibn Ackil n. 287 (4°).

112 (n. 233, 4°). — Mehrere grammatische Tractätchen, die einem Commentare zum Gedichte Borda (. später) angehängt sind.

113 (n. 234, 4°). — Grammatische Abhandlungen von Ahmed Ben Mesud. Andere Schriften der Art s. n. 360 (4°), n. 509 (4°), n. 706 (4°) und n. 762 (4°).

114 (n. 261, Fol). — Der Commentar: Die deutliche Auseinandersetzung des Inhaltes des Commentars Taudhih, كتاب التصريح بمضمون التوضيح. Es ist dieß ein erklärender Anhang zum Taudhih (n. 229), oder eigentlich eine ausführliche Fortsetzung desselben vom Grammatiker und Scheich Chalid Ben Abdallah Azheri, der sie 890 (1485) schrieb. Vgl. Haji Kh. Tom. I. p. 413 sq. — Anth. gramm. p. 185.

115 (n. 422, 4°). — Ein Commentar zum Tractat في الوضع d. i. die ursprüngliche Bestimmung der Wörter (institution primitive des mots). Wir haben zwey Werke dieses Titels: 1) Von dem bekannten, 816 (beg. 3. April 1413) verstorbenen Ali Dschordschâni, und 2) vom Richter Adhed-ed-din Abd-el-rahman Ben Ahmed, der 756 (beg. 16. Jan. 1355) starb. Letztere Schrift ist vorzüglich viel commentirt und glossirt worden.

116 (n. 428, 8°). — Grammatische Schriften unter dem Titel der »Juwelenhalsbänder« (القلائد الجوهرية). Haji Kh. kennt das Werk nicht.

117 (n. 488, 4°). — مراح الارواح في التصريف, d. i. die Ruhe der Geister. Ein Elementarbuch über die Formenlehre von Ahmed Ben Ali Ben Mesud, das in der Türkey die Lernenden gewöhnlich in der Hand führen. Es besteht aus sechs Theilen, deren genauere Angabe sich in dem Hammer'schen Cataloge der Wiener Handschriften pag 5 findet.

118 (n. 552, Fol) — Ein Commentar über die Alfije von Tacki-ed'-din Ahmed Ben Mohammed Schomonni, der 872 (beg. 2. Aug. 1467) starb. Dieser Commentar wird zu den vortrefflicheren gerechnet (vgl. Haji Kh. T. I. p. 409), und führt den Titel: Der Hauptweg unter den Wegen zum Verständniß der Alfije von Ibn

Malik (منهاج السالك الى الفية ابن مالك). Dieselbe Schrift n. 577 (4°).

119 (n. 567, 4°). — Ein Commentar zu dem Werke n. 89, unter dem Titel: Der Führer der Studirenden zu den Regeln über die Endflexionen (موصل الطلاب الى قواعد الاعراب) von Chálid Ben Abdallah Azheri, gest. 905 (beg. 8. Aug. 1499).

120 (n. 692, 4°). — Das Gedicht: Der Endpunkt der Fröhlichkeit (نهاية البهج), ein grammatisches Werk von Ibrahim Schebisteri, dem zum Orden der Nakischbendi gehörenden Mystiker, wahrscheinlich 920 (beg. 26. Febr. 1514) gestorben. Vgl. Haj. Kh. Tom. I. p. 505.

121 (n. 712, 4°). — Eine arabische Grammatik von Gabriel Forhat, einem Mönche vom Berge Libanon, geschrieben im J. 1718 unserer Zeitrechnung. Diese Copie ist unmittelbar vom Original genommen.

122 (n. 731, 4). — Ein Commentar zur Grammatik: »Die Genügende« (الكافية), von Dschemál-ed-din Abu Amru Othman, gewöhnlich Ibn-elhádschib der Grammatiker genannt, gestorben 646 (beg. 26. April 1248).

123 (n. 746, 4°). — Ein Commentar zu der oben unter 107 angegebenen grammatischen Schrift.

124 (n. 764, 4°) — ist ein مغني اللبيب, d. i. der den Verständigen Zufriedenstellende, von Ibn Hischám. Vgl. oben 108 und Anth. gramm. p. 185 sq.

125 (n. 755, 4°). — Ein arabisch-türkisches ABC-Buch.

126 (n. 688, 4° und n. 747, 12°). — Gespräche, das Arabischlernen zu erleichtern.

Unter den Gedichtsammlungen (Diwanen) und poetischen Schriften überhaupt, die zum Theil mit den besten Commentaren versehen sind, finden sich neben allgemein bekannten und schon gedruckten einige seltene, höchst schätzenswerthe. Alle sollen, so weit der vorhandene Katalog Bestimmungen zuläßt, näher bezeichnet werden.

127 (n. 44, 4°). — Ein Commentar zu Abu Hafs Omar Ben Ali Ibn Faridh, dessen Diwan von einem seiner Nachkommen oder Schüler gesammelt wurde. Ibn Fáridh gehört zu den im Orient geachtetsten Dichtern, und was über ihn und seine Schriften zunächst zu wissen nöthig ist, hat de Sacy (Chrest. Ar. III, 130 — 132) vollständig zusammengestellt. Vgl. überdieß Grangeret de Lagrange, Chrest. p. 117. Dasselbe Werk s. n. 49 (4°), n. 139 (4°), n. 185 (8°), n. 307 (4°), n. 572 (4°). Viele Bruchstücke dieses Diwans sind gedruckt.

128 (n. 52, 4°). — Das mystische Gedicht desselben Verfassers, خمرية betitelt, in welchem die göttliche Liebe unter dem Sinnbilde des Weins dargestellt ist. Es enthält 41 Verse, und findet sich oft einzeln in den Handschriften. Der hier erwähnten ist ein Commentar beygefügt.

129 (n. 69, Fol. oblong.). — Das berühmte Gedicht, bekannt

unter dem Namen die Borda (قصيدة بردة), dessen eigentlicher Titel ist الكواكب الدرية في مدح خير البرية, die funkelnden Wandelsterne zum Lobe des Besten der Geschöpfe, vom Scheich Abu Abdallah Ben Said Busiri (بوصيري), der 694 (beg. 21. Nov. 1294) starb. Die Geschichte des Ursprungs und Namens dieses weit und breit gepriesenen Gedichtes findet sich hinlänglich mitgetheilt in der Ausgabe desselben von Vincenz von Rosenzweig (Wien 1824, Fol.) und in Haji Khalfa unter قصيدة البردة. Vgl. ferner einen andern Commentar desselben Gedichts n. 233 (4°) und n. 453 (Fol.), was eine Paraphrase der Art enthält, daß aus jedem einzelnen Verse allemal fünf gemacht worden sind. Solcher Umschreibungen dieses Gedichts gibt es eine große Menge. Vgl. überdieß n. 566 (4°), welche Handschrift ebenfalls die Borda enthält — n. 617 (Fol.) — n. 703 (4°), wo sich ein تخميس findet, und n. 739 (4°) gibt den Commentar zur Borda vom Imam Fachr-ed-din Ahmed Ben Mohammed Ben Abi Bekr Ben Mohammed Schirâzi, von dem eine doppelte Erklärung dieses Gedichts bekannt ist. Er lebte um 809 (beg. 18. Juny 1406).

130 (n. 92, 4°). — Eine Gedichtsammlung ohne nähere Angabe.

131 (n. 94, Fol.). — Zwey Kaßidete mit beygefügtem Commentar.

132 (n. 97, Fol.). — Das Gedicht Lámijet El-Adschem (لامية العجم) mit Commentar. Dieses zuerst von Eduard Pococke (Oxford 1661) herausgegebene und mit Commentar begleitete Gedicht von Mowayyid-ed-din Abu Ismail Hosein Bēn-elhosein Ben Ali Tograji, der 514 (beg. 2. April 1120) starb, enthält eine Schilderung des Zustandes des Dichters und Klagen über seine Zeit. Lamijet heißt es, weil die Verse auf Lám ausgehen, und El-Adschem »der Perser,« zum Unterschiede so genannt von dem bey den Arabern in hohem Ansehen stehenden Gedicht لامية العرب, das auf Lám ausgehende Gedicht der Araber von Schanfari. Einen Commentar zu demselben Werke siehe n. 194 (4°).

133 (n. 111, 4°). — Gedichte des bekannten Dichters Abu'lala, gewöhnlich ohne allen Grund Abu'lola genannt. Es ist dieß der bekannte Ahmed Ben Abdallah Tenuchi, unter dem Namen Maarri oft genannt, weil er in der syrischen Stadt Maarra geboren war. Er starb 449 (beg. 10. März 1057), und hinterließ eine Menge poetischer Schriften. Vgl. über seine nähern Verhältnisse de Sacy Chrest. III, 89 flg. Abulf. Ann. Mosl. III, 162 und Anm 114 und 115, und Porta Mosis, adn. p. 238 sq.

134 (n. 113, 4°). — Commentar zum Diwan des für den größten arabischen Dichter gehaltenen Motenebbi. Vgl. über ihn die Vorr. in der von Hammer'schen Uebersetzung (Wien 1824) und Ann. Mosl. II, 482, und Anm. 367 flg. — Den Diwan desselben Dichters enthält n. 139 (4°).

135 (n. 121, 4°). — Sammlung von Poesien, betitelt ازهار »Strauß duftender Blumen« von Chasácki. Vgl. Ann. Mosl. III, 560, wo freylich ضاني steht.

136 (n. 142, 4°). — Das Gedicht Aïnije (das auf Aïn ausgehende), wahrscheinlich von Hoseini Ben Rustem Pascha oder von Abu'l-casim Abd-el-rahman Ben Abdallah Ben Ahmed Soheili, gestorben 581 (beg. 4. April 1185). Auch Ibn Sina gab ein unter diesem Titel bekanntes Gedicht heraus.

137 (n. 146, 4°). — Gedichtsammlung des Sultan Behramschah.

138 (n. 157, 4°). — Commentar zu dem Gedicht Lamije von Ibnelwerdi. Vgl. n. 12 und n. 97.

139 (177, 12°). — Auswahl von Gedichten zum Lobe Mohammeds.

140 (n. 181, 4°). — Commentar zum Gedicht Abdunije, d. h. von Ibn Abdun oder zu Ehren des Ibn Abdun. Haji Kh. scheint dasselbe nicht zu kennen.

141 (n. 197, 4°) — Die Gedichtsammlung von Ali Ben Sadun aus Cahira, der 868 (beg. 15. Sept. 1463) starb. Ernst und Scherz findet sich gleichmäßig in diesen Gedichten vertheilt, sonst aber ist Form und Abfassung eigenthümlich.

142 (n. 220, 4°). — Die Poesien des Dichters Hassán Ben Thábit, dessen Diwan nicht in vielen Bibliotheken Europas sich vorfindet. Da er ein Zeitgenosse des Propheten war (er starb i. J. 40, beg. 17. May 660), finden sich viele seiner Verse in den Biographien Mohammeds zerstreut. Er heißt auch gewöhnlich kurzweg mit Auszeichnung »der Dichter des Propheten« (شاعر النبي). Vgl. Anth. gramm. von de Sacy p. 141 sq. und Mémoires der Pariser Academie Tom. 48, pag. 495.

143 (n. 230, 4°) — Gedichtsammlung des alten bekannten Dichters Hatim (حاتم); ebenfalls ein nicht oft vorhandenes Werk.

144 (n. 273, 4°). — Eine Gedichtsammlung.

145 (n. 286, 4°). — Eine Sammlung ethischer Gedichte, اونياب überschrieben.

146 (n. 289, 4°). — Eine Sammlung erotischer Gedichte (ديوان الصبابة, d. i. der Diwan des Verlangens) von Ibn Abi Hedschla Ahmed Ben Jahja Tilimsáni, der 776 (beg. 4. May 1345) starb. — Das Ende dieses Diwans s. n. 340 (4°).

147 (n. 309, 4°). Die sieben langen Gedichte (السبع الطوال) oder Moallaka's.

148 (n. 312, 4°). — Eine Gedichtsammlung. Eben so n. 314 (8°).

149 (n. 318, 4°). — Die Gedichte des Scheichs Abd-el-cádir Ben Abi Sálih, Dschili oder Dschilani (Silanensis) genannt, der die schönste Zeit seines Lebens in Bagdad zubrachte. Wir kennen von demselben Verfasser einen Tractat, غوثية überschrieben. Vgl. Ann. Mosl. III, 602 und Anm. 433.

150 (n. 319, 4°). — Sammlung mystischer Gedichte mit einem Commentar und der Ueberschrift كتاب الجهات فى علم التوجهات, d. h. Buch der Seiten oder Gegenden über die Wissenschaft der Richtungen.

151 (n. 320, 8° obl.). — Gedichtsammlung mit der Ueberschrift سفينة, d. i. ein Manuscript mit länglicher Form, so benannt von der Gestalt eines Schiffes (سفينة). Vgl. n. 738 (8°).

152 (n. 323, 4° obl.). — Eine Sammlung arabischer und persischer Gedichte.

153 (n. 324, 4°). — Gedichtsammlung eines gewissen Mohammed.

154 (n. 329, 8°). — Eine Auswahl von Gedichten, mit der Ueberschrift: جلوة العشاق و خلوة المشتاق, d. h. der Glanz der Liebenden und die Einsamkeit des Sehnsüchtigen. Haji Kh. kennt diesen Titel nicht.

155 (n. 372, 4°). — Gedichtsammlung des Scheich Ahmed Delichawi (دلنجاوي), die Haji Kh. ebenfalls nicht kennt.

156 (n 397, 8°). — Eine Sammlung arabischer und türkischer Gedichte.

157 (n. 399, 12°). — Das Gedicht Macsura von Abu Bekr Mohammed Ben-elhasan Azdi, gewöhnlich Ibn Doreid genannt. Ein bekannter Linguist aus Basra, der 321 (933) starb. Er lobt in diesem Gedichte den Fürsten Michael und beschreibt das Leben des Abu Paris. Das Gedicht heißt Macsura von dem Ausgange der Verse auf ein kurzes Elif. — Ueber den Verf. vgl. Eichh. Repert. III, 261 — 63. — Ann. Mosl. II, 376 flg. und Anm. 307. — Anth. gramm. p. 131 und 196. — Ham. Spec. p. 33 und 241. — Ibn Chall. n. 648. — Bekanntlich haben wir zwey Ausgaben dieses Gedichts von Haitsma und Scheid. Es ist das Gedicht vielfach commentirt worden, und auch das hier erwähnte Manuscript enthält die grammatische Analyse desselben von Izzed-din.

158 (n. 400, 8°). — Ein Commentar zu einem grammatischen Gedichte mit der Ueberschrift بغية المفيد, d. i. das Verlangen des nach Gewinn Trachtenden.

159 (n. 406, 4°). — Ein Commentar zu der Caside مقرّح, die Rathschläge enthält. Dasselbe Werk s. n 482 (4°).

160 (n. 418). — Diwan des Dichters Abu Ishac Ibrahim Ben Abi'lfath aus Andalusien, gewöhnlich Ibn Chafadsche genannt. Er starb 533 (8. Sept. 1138). Vgl. Ibn Chall. (n. 16), der seine Gedichte hochstellt.

161 (n. 426, 4°). — حدائق الانوار, d. i. die Gärten der Lichter, eine Sammlung von Gedichten gemischten Inhalts. Haji Kh. führt eine Schrift dieses Titels von Abu Bekr Mohammed Ben Omar aus Rei, gewöhnlich Ibn-el-serradsch genannt, an.

162 (n. 429, 4°). — Gedichte zum Lobe des Scheichs Ibn Wefa nach alphabetischer Ordnung, unter dem Titel: عرف الصفا ..., d. i. die Zeitung zum Schicklichen der Reinheit.

163 (n. 463, 8°). — Eine Gedichtsammlung.

164 (n. 476, 4°). — Der Aufgang der nützlichen Bemerkungen und der Zusammenfluß der Seltenheiten (مطلع الفوائد و مجمع الفرائد). Gedichte ethischen Inhalts (في الاداب) von Mohammed Ben Mohammed Faricki, gewöhnlich Ibn Nobáta oder Ibn Nebáta genannt, der 762 (beg. 11. Nov. 1360) starb. Es gehört diese Schrift im Morgenlande zu den geschätztesten.

165 (n. 504, 4°). — Der Diwan des Dichters Mohammed Zeinelabidin, d. h. des Schmuckes der Verehrer Gottes.

166 (n. 516, 4°). — Die unter dem Namen Mohammed bekannten Dichter und ihre Gedichte (المحمدون من الشعراء و اشعارهم) von dem Geschichtschreiber Dschemál-ed-din Ali Ben Jusuf El-Cofti, der 646 (beg. 26. April 1248) starb. — Vgl. meine Bem. in Abulfeda's Ann. Anteisl. von Fleischer p. 233 sq.

167 (n. 518, 4°). — Gedichtsammlung von Borhan-ed-din Ckiráti, dessen weitere Verhältnisse mir unbekannt sind.

168 (n. 530, 4°). — Fortsetzung eines Gedichts über Mohammed.

169 (n. 543, 4°). — Die prunkenden Perlen (الدرر الفاخرة) ein Gedicht zum Lobe Mohammeds mit einem Commentar.

170 (n. 583, 4°). — كتاب التمثل و المحاضرة, Blumenlese in Sprichwörtern und unterhaltenden Erzählungen. Eine Sammlung von Gedichten, wahrscheinlich von dem Anthologen Abu Mensur Abdelmelik Ben Mohammed Ben Ismail Theálibi aus Nisabur. Vgl über ihn und dieses Werk die Vorrede zu den Vertrauten Gefährten (Wien 1829).

171 (n. 591, 4°). — Ein poetischer Briefwechsel aus dem zehnten Jahrhundert der Flucht.

172 (n. 598, Fol.) — المقالات السنية, d. i. die kostbaren Sprüche. Eine Biographie Mohammeds in Versen.

173 (n. 615, 4°). — Eine Gedichtsammlung von Abd-el-rahim.

174 (n. 623, 4°). — Der Diwan der Diwane (ديوان الدواوين) von Abd-el-ghani, welches wahrscheinlich der Scheich der Scheiche und Imam Abd-el-ghani Nablusi, der Syrer, ist. Dieser starb 1143 (beg. 17. Juny 1730), und hinterließ unter andern einen Diwan in alphabetischer Ordnung, in welchem jede Casside funfzig Verse hatte, und der die Aufschrift führt نفحة القبول في مدح الرسول, der Wohlgeruch der Aufnahme über das Lob des Gottgesandten.

175 (n. 634, 4°). — Gedichtsammlung des Abu'lcasim Mohammed Ibn Hani El Asdi, der Andalusier, der 362 (beg. 12. Oct. 972)

einen gewaltsamen Tod fand (vgl. Ann. Mosl. zum J. 361 p. 512). Dieser Diwan ist umfangreich, und orientalische Kritiker meinen, daß, wäre derselbe nicht durch einigen Geruch von Ungläubigkeit entstellt, so wäre es eine der vorzüglichsten Gedichtsammlungen. Wenigstens gilt Ibn Hani für den größten Dichter des Occidents, und er wird auf gleiche Stufe mit Motenebbi im Orient gestellt. Ueberdieß waren beyde größten Dichter Zeitgenossen.

176 (n. 635, 4°). — Die Gedichtsammlung des Seyyid Ali, d. h. des Ali Ben Abi Talib.

177 (n. 658, 4°). — Der Diwan des Mohammed Ben-elbekri. Welcher Dichter dieses Namens gemeint sey, läßt sich außer dieser kurzen Angabe nicht absehen, da es mehrere desselben Namens gibt, oder wenigstens mehrere Schriftsteller, auf welche diese Bezeichnung Anwendung findet.

178 (n. 666, 4°). — Ein Commentar zu der Moallaka des Ca'b Ben Zoheir. Vgl. über den Dichter und den Werth dieses Lobgesanges auf Mohammed die Vorrede in dessen Ausgabe vom Prof. Freytag (Halle 1823).

179 (n. 677, 4°). — »Die Lichter des Frühlings über die verschiedenen Arten des Schmuckes der Rede« (انوار الربيع فى انواع البديع) von Ibn Masum, wahrscheinlich einem neuern Schriftsteller. Eine Zusammenstellung von Gedichtproben, um die Wissenschaft Bedi', die sich mit dem Schmuck der Rede beschäftigt, zu erläutern.

180 (n. 686, 12°). — »Die Eröffnung der Vergebung in dem Commentare der poetischen Uebertragung des Werkes Obúr« (فتح الغفور بشرح منظومة العبور) von dem bekannten Großrichter in Damaskus Tacki-ed-din Abu'lhasan Ali Ibn Temmám Sobki (nicht Sebeki, wie überall fälschlich gelesen wird. Vgl. Haji Kh. Tom. I, n. 19). Er starb 756 (beg. 16. Januar 1355). Seine ganze Familie zeichnete sich durch schriftstellerische Leistungen aus.

181 (n. 693, 4°). — Ein Commentar der Caßide der Lächelnden (القصيدة البسامة)

182 (n. 696, 4°). — »Die auf ein Hamza ausgehende Caßide (القصيدة الهمزية) zum Lobe des Propheten« (فى المدائح المحمدية) vom Verf. der Burda (vgl. n. 69), der dieses Gedicht die Mutter der Städte (eine Benennung Mekka's ام القرى) nannte. Auch diese Arbeit des berühmten Verfassers ist vielfach commentirt worden.

183 (n. 697, 4°) — Eine Elegie, von Ibn Abdun gedichtet zu Ehren der Dynastie der Aftasiden, mit einem Commentar von Ibn Bedrun.

184 (n. 698, 4°). — Ein Gedicht nach Art von Calila wo Dimna unter dem Titel der zu hoch (laut) und der zu leise Sprechende (von der

den historischen Zusammenhang aber mit andern gleichzeitigen Werken von großer Wichtigkeit werden. Die Gegenstände selbst sind in einer von den Trecentisten sehr abweichenden Weise mehr als Nebensache, dagegen aber das, was bey diesen mehr den Werth von zufälligen Particularitäten hatte, mit besonderen Vorliebe behandelt worden. Die Freude an Aufzügen der Falknerey macht sich bemerkbar; Knaben mit Kränzen im Haare, Pagen in buntester Tracht, stattlich geputzte Reiter, die Windspiele an zierlichen Bändern heranführen, mannigfach gruppirte, und namentlich von hinten verkürzte Pferde, fröhliche Zecher unter Weinlauben, der gesuchteste Haarschmuck, das verschiedenste Costüm an Dienern des Gefolges, und andere Motive der Art drängen sich als eben so viele Anticipationen der um so viel späteren Richtung des heitern Paul aus Verona auf. Wem fallen dabey nicht die Medaillen, oder die wenigen noch übrigen Bilder des dem Gentile so verwandten Pisanello, wem nicht die Beschreibungen von nun untergegangenen Fresken des Fabrianesen selber, oder seiner zwey noch vorhandenen Tafeln ein, die uns die Anbetung der drey Könige darstellen?

Es lag in der Natur der Sache, daß die Miniaturmaler innerhalb der Klostermauern die malerische Wirklichkeit ihrer Zeit gerade von dieser Seite auszubeuten suchten. Nicht allein, daß die Naivetät und die Laune eines solchen Lebens ihrer verwandten Stimmung ganz besonders zusagen mochte, sie konnten auch an demselben stets indirect, häufig direct Theil nehmen; dagegen gerade das, was Resultat der Schule, der anatomischen Studien und der Beobachtung des Nackten ist, ihnen von Haus aus unzugänglicher, und deßhalb ganz natürlich von Fiesole bis auf Fra Bartolomeo die schwächere Seite der Mönche seyn mußte. Die ganze Mark stand damals eigentlich zum übrigen Italien in einem ähnlichen, so zu sagen klösterlichen Verhältniß, das um so länger dauern mußte, je später sich in Venedig eine eigenthümliche Schule hervorthat *).

Ricci hat dem Leben des Gentile ein eigenes Kapitel (VII) gewidmet; ich folge ihm hier namentlich nur in so weit, als es der Kunstgeschichte im Leben eines so bedeutenden Mannes zunächst besonders um die historische Reihenfolge seiner Werke und um eine strengere Ausscheidung des Echten vom Falschen zu thun seyn muß. Mir scheint kein Grund

---

*) Die großen Fresken in St. Petronio zu Bologna, das jüngste Gericht, und eine sehr weitläuftige Darstellung der drey Magier, pflegen noch immer als ein merkwürdiges Product des Buffalmacco bewundert zu werden, obwohl das funfzehnte Jahrhundert sich sehr deutlich in ihnen ausgesprochen. Mich hat so vieles in den drey Magiern an die oben angedeutete Richtung in der Mark erinnert, daß ich sie nur mit dieser zusammenreimen kann. — Im Hause Hercolani zu Bologna fand ich unter den Manuscripten eine Copie des Testamentes, welches die Notare Ludovico di Bartolomeo Codagnelli und Colla di Bonifazio di Marzapiedi am 10. Februar 1408 für Bartolomeo Bolognini anfertigten. Darin heißt es in Bezug auf diese Kapelle: »Asseruit ipse Testator tempore obitus sui non *esset completa fabricari*, et pingi complere debentur per ejus Commissarios infrascriptos — quae capella pingi debeatur per unus bonus (sic) pictores hoc modo videlicet, quod culmen dictae capelle fiat de *azuro bono* pretii duorum ducatorum pro libra cum stellis deauratis relevatis, ut est una capella sita in ecclesia de Sc. Sabina, et quor. in sponda muri dicte Capelle versus plateam Com. Bon. usque ad medium dicte sponde pingui debeatur *penas infernales horribiles quanto plus potest* (höchst merkwürdig), in sponda dicte ecclesie site versus — pingi debeat *historiam trium Magum*, qui comprehendat totam dictam spondam. — Man sieht, die Copie ist scheußlich roh; das Original habe ich weder im Archive der Domherren (wo es seyn sollte), noch im Notariatsarchive auffinden können.

vorhanden, seine Anwesenheit in Orvieto dem in Florenz voranzustellen, wo wir, im May des Jahres 1423 und in demselben Monate des Jahres 1425, zwey Bilder von ihm beschafft sehen. Deutlich lehren diese Werke, daß sie nicht Versuche eines noch strebenden Jünglings, sondern Schöpfungen eines schon zu einem bedeutenden Grade von Reife gelangten Mannes sind. Es wäre also darauf angekommen, an den früheren Arbeiten seines Pinsels seine noch weniger entschieden hervortretende Eigenthümlichkeit zu charakterisiren. Statt dessen aber beginnt der Verf. mit einem Fresko im Dome von Orvieto, dessen eine Urkunde vom Dezember 1425 Erwähnung thun soll. Allerdings besagt dieses Document, daß das Bild auf der Wand neben dem Taufstein sich befindet, nennt es aber bloß *imago* et picta *majestas B. M. V.*; die Composition aber, welche seit della Valle jetzt in Orvieto dafür ausgegeben wird, stellt die ganze Figur der Madonna mit dem Kinde dar, und links noch eine andere vor ihre knieende Person. Dieß allein hätte schon gegen eine Annahme Zweifel erregen können, die überdieß der innern Kennzeichen wegen durchaus von der Hand gewiesen werden muß. Das Bild, jetzt ganz und gar übermalt, hat auch nicht im Entferntesten mit Gentile zu thun. — Und nicht allein dies Werk, auch andere, die der Verf. nennt, wohl ohne sie untersucht zu haben, sind ein für allemal auszuscheiden. In Pisa und Perugia sucht man vergebens nach einem Gentile: die Geschichte des h. Antonio im Battisterium von Siena kann nur ein wohlmeinender Patriotismus ihm zuschreiben.

Ist man gezwungen, diese Arbeiten ihm abzusprechen, so kann die Krönung der Madonna, welche aus dem Hause Bufera in Fabriano an den Herrn Sandford (früher in Florenz) gekommen, als eine Jugendarbeit unsers Künstlers hier ihren Platz finden. Die Aeußerlichkeiten deuten auf Alegritto, das innere Leben des Bildes aber weist so entschieden über diesen hinaus, wie nur immer Raffael's erste Versuche gleich im Beginne seiner Laufbahn seinen Lehrer hinter sich zurückließen. Das Oval der Madonna entspricht dem Stoffe derselben in der Anbetung der drey Könige zu Florenz aufs genaueste; die andern Köpfe aber sind theils typischer gehalten, theils charakterloser, alle Einzelnheiten, namentlich die Extremitäten, viel schwächer; man merkt das Versuchen, das Zagen eines noch unsichern Jünglings. Der heilige Franz, die Wundenmale empfangend, welcher in demselben Hause noch neben der Krönung gezeigt, und ebenfalls für Gentile ausgegeben wurde, stand in jeder Beziehung nach, und konnte nur für eine Schülerarbeit gelten. Die entschiedene Größe und die Jahrzahl 1452, welche ich am Thurme las, bewiesen deutlich, daß sie nie zusammengehört hatten.

In welchem Jahre Gentile seinen Aufenthalt in Florenz mit Venedig vertauschte, ist ganz und gar unbestimmt. Daß dieß schon zu Anfang der zwanziger Jahre geschehen, scheint mir auf den Grund hin, welchen man dafür anzuführen pflegt, nicht behauptet werden zu können. Jacopo Ballini nämlich, der ihn 1436 als seinen Lehrer pries, war sechzehn Jahre früher durchaus der Paduaner Schule ergeben; die große Menge seiner trefflichen, mir bekannten Handzeichnungen beweisen dieß zur Genüge. Doch will ich nicht verschweigen, daß in Venedig jetzt noch ein Gentile vorhanden ist, der es wahrscheinlich machen kann, daß er schon vor 1423 einmal in Venedig anwesend war; vorausgesetzt nämlich, daß das Werk in Venedig beschafft, und nicht von Florenz aus dahin gesandt ward. Es stellt (bey Ricci S. 157 ausführlich

beschrieben, im Besitz des Kapitäns Craglietto) eine Anbetung der drey Könige dar, in der ich nur die Keime zu der Florentiner Darstellung desselben Gegenstandes erkennen kann. Alles in demselben ist noch verhältnißmäßig unausgebildet; die Farben sind noch nicht mit solcher Sorgfalt aufgetragen, nicht so zart in einander verschmolzen, die Fleischtöne nicht so saftig und durchsichtig; das nackte Kind ist mit wenig Gefühl modellirt, die Madonna, ganz in der Weise der ersten Florentiner aus dem funfzehnten Jahrhundert gekleidet, trägt das rothe, eben unter der Brust aufgebundene Untergewand, und den blauen Mantel, welcher vom Kopfe herabfällt, sehr weit ist, und ohne ein eigentliches Ende zu finden, unten in wellenförmigen Linien willkürlich durch einander geworfen wird [1].

Von der berühmten, ehemals in der Romita bey Fabriano befindlichen Tafel ist der bedeutendere Theil bekanntlich seit einigen Jahren in die Mayländer Sammlung gewandert; vier kleinere dazu gehörige Stücke besitzt der Herr Carlo Rosei in Fabriano. Man würde dem Gentile unrecht thun, wollte man nach letzteren die Bedeutsamkeit des Ganzen auch nur annäherungsweise ermessen; es sind im Ganzen etwas rohe Leistungen, Nebenwerke, die vermuthlich ein mithelfender Schüler beschaffte [2]. Dasselbe gilt von den vier Abtheilungen einer Staffel, welche der Graf Pompeo Montevecchi ausführlich beschrieben. Sie gehören jetzt dem Herrn Cecnarini in Rom, und stellen die Geburt, die Anbetung der drey Könige, die Dispute mit den Schriftgelehrten nebst der Transfiguration und den Einzug in Jerusalem vor. Sie tragen eben alle Kennzeichen eines bloß verzierenden Theiles — eine gewisse Flüchtigkeit und Rohheit der Ausführung bey mancher Großartigkeit der Conception, welche sehr auffallend an Fiesole erinnert.

Von seinen großen Wandgemälden, die er in S. Severino, in Venedig und im Lateran zum Erstaunen aller seiner gebildeten Zeitgenossen vollendet hatte (Kenner nannten ihn damals den ersten Meister Italiens), ist keine Spur auf unsere Zeiten gekommen. Ich nenne hier dafür eilf Täfelchen, die zu den schönsten Gentile's gehören, die ich je gesehen. Unser Verf. hat sie, ich weiß nicht aus welchem Grunde, ganz unerwähnt gelassen; ich konnte sie vor einigen Jahren in Arcevia bey dem Domherrn Luigi Ottaviani mit Muße untersuchen. Auch sie bildeten nur ein Ornament an einem größeren Ganzen, doch hat des Meisters eigene Hand ihnen seine Größe aufgedrückt. Halbe Figuren von Aposteln, Kirchenvätern, Ordensstiftern und Bischöfen, immer unter kleinen Bögen, auf einem dunklen Hintergrunde, durch Früchte von einander getrennt. Alle Köpfe sind vom großartigsten Charakter, einzelne, z. B. der h. Hieronymus, konnten Duccio und Raffael nicht besser gelingen; die Kenntniß des Nackten ist ganz besonders überraschend; da ist fast keine, oft selbstgeschaffene, Schwierigkeit, die er nicht glücklich überwunden hätte. Das Colorit ist außerordentlich kräftig, und in den Fleischpartien so gesättigt, daß man ein besonderes Bindungsmittel denken möchte. Und mit welcher Liebe, mit einer Emsigkeit, die Miniaturmalerey noch übertrifft, ist dieß alles beendigt worden; da gab es gar keine Nebensache, jedes Gelenk, jede Muskel hatte für ihn eine artistische Wichtigkeit. Nach solchen Bilderchen darf man sich die Bedeut-

1) Andere Maler, die Miniatoren waren, zeigen gerade dieselbe Schwäche, z. B Lorenzo Monaco, ein Zeitgenosse des Gentile.

2) Ricci übertreibt hier außerordentlich: Ciascuna di queste figure ha una vivezza maravigliosa, corretto di segno, vestimenta con larghe pieghe, robusto colore, ed è con tanta accuratezza finita etc.

samkeit seiner Fresken etwa so vorstellen, wie man nach den Vasenbildern der Alten die Herrlichkeit ihrer Wandgemälde zu ahnen glaubt.

Eben so wenig als es an sich wahrscheinlich ist, daß der Name unsers Künstlers, wie Ricci behauptet, Francesco di Gentile war, wird es durch ein von ihm citirtes Porträt bestätigt, das der Herr Vincenzo Serafini von Fabriano besitzt. Allerdings hat dies interessante Bildchen die Unterschrift: Franciscus Gentilis de Fabriano pinxit, die Behandlung aber verbietet durchaus an Gentile zu denken. Und wenn dieß bey einem Porträt auch nicht jedem einleuchtend seyn sollte, so liegt die Sache doch an einer eben so bezeichneten Heimsuchung (bey den Gebrüdern de Minicis in Fermo) ganz augenscheinlich zu Tage. Ich unterlasse aber den Beweis hier im Einzelnen zu führen, um nicht zu wiederholen, was ich gerade dieser Tage im Schorn'schen Kunstblatte ausführlicher besprochen habe.

Antonio di Agostino di Ser Giovanni, ebenfalls aus Fabriano, war in der Mark der bedeutendste Schüler des Gentile. Lanzi hat ihn, Ricci sage was er wolle, negativ ganz richtig beurtheilt, wenn er seine Manier weniger schön nennt, als die seines Meisters. Wirklich verdienen seine Arbeiten neben denen des Gentile nur geringe Beachtung; kunsthistorisch ist er aber deßwegen interessant, weil er nebst dem genannten Francesco, dem Sohne des Gentile, in späterer Zeit eine ganz andere Richtung verfolgte. Dem Verf. muß diese Aenderung ganz entgangen seyn; er würde sonst seine späteren Bilder (v. 1452) nicht zuerst aufgereiht haben. Unter der Menge mir bekannter Werke dieses Meisters halte ich das auch von Ricci citirte Triptychon in der Genga für das früheste; es schließt sich noch eigentlich näher an Alegritto als an Gentile an. Die Madonna hat das durchaus faltenlose, nur mit Goldblumen und einem Goldrande verzierte Obergewand, wie wir es bey jenem kennen; der Thron, auf dem sie sitzt, ganz so einfach, wie bey jenem Meister; hier, wie dort, dieselbe Scheu, die Füße unter dem Gewande hervortreten zu lassen; das Gesicht ebenfalls in den einzelnen Theilen wenig durchgebildet, im Ganzen voll. Die unten im Gradino befindlichen zwölf Apostel fallen durch eine monotone Freundlichkeit auf, die er bald darauf in seinem Christuskinde zur Carricatur steigerte; der Ton des Bildes ist weißlich und kreidig, von Gentile's Art zu malen gar weit entfernt. Diesem Werke gleichzeitig wird, nach dem Style zu urtheilen, die stehende Madonna mit dem Kinde zu halten seyn, zu deren Füßen rechts der h. Augustin, links die h. Rosa knien, während über ihr zwey fliegende Engel bemüht sind, ihrem Haupte die Krone aufzudrücken, und zwey andere im Hintergrunde den Vorhang halten *). Der Name fehlt hier, weil der Rahmen mangelt, auf welchem Antonio sich zu verewigen liebte. Die Doppelfahne in der Genga, auch von Ricci beschrieben, dürfte nun hier zu nennen seyn. An der knieenden Brüderschaft sind die Köpfe individueller, die Augen besser verstanden, die Zeichnung genauer, das Colorit kräftiger, aber wie stets bey ihm in den Schatten sehr undurchsichtig und dunkel, im Ganzen unverschmolzen und hart. Dieselben Kennzeichen, welche diese Uebergangsperiode charakterisiren, haben in einem etwas höheren Grade noch zwey andere Tafeln, die ich deßhalb für etwas später halten möchte; vorausgesetzt nämlich, daß nicht bloß äußerliche Ursachen, z. B. eine bessere Bezahlung, sondern das Weiterstreben auf der künstlerischen Laufbahn

*) In St. Agostino zu Arcevia, unserm Verfasser unbekannt.

die Fortschritte seiner Entwicklung verfolgen. Der h. Bartholomäus und der h. Augustin, ganze Figuren auf Goldgrund mit gothischen Einfassungen, im Hause des schon genannten Herrn Luigi Ottaviani zu Arcevia, entfernen sich schon in Etwas von der zahmen Färbung einer früheren Weise, als von dem schönen Bilde des h. Hieronymus in Fabriano *). In Köpfen und Händen, namentlich am h. Bartholomäus, ist eine gewisse Härte noch immer auffallend, in den Gewändern dagegen ist eine ziemlich großartige Anlage erreicht worden. — In dem Triptychon des Klosters Sta. Croce bey Sassoferrato hat die Madonna mit dem Kinde (mittlere Abtheilung), noch alle Eigenthümlichkeiten der älteren Schule, die in dem Hauptgegenstande hier mit Gewissen beybehalten scheinen; wir begegnen wieder dem zarten Oval, den wenig ausgebildeten Gesichtstheilen, der dünnen Nase, dem magern freundlichen Munde. Obwohl auch hier noch in den Seitenfiguren (die zwey rechts und links) die Füße mit großer Vorsicht den Augen entzogen werden, zeigt doch alles in ihnen von einem bedeutenden Fortschritte, von Beobachtung der Natur, Streben nach individueller Charakteristik, und von einer verhältnißmäßig zarten und liebevollen Ausführung, wie wir sie bis dahin an Antonio noch nicht kannten. Die kleinen obern Abtheilungen schließen sich in Styl und Goldgrund dem Mittelstücke an; das Gradino aber ist sehr roh und handwerksmäßig behandelt. — Zum ersten Male trennt er sich von Gentile in einem jetzt über der Sakristeythür von St. Nicolo in Fabriano befindlichen Bilde, das den Tod der Madonna vorstellt. Doch auch hier selbst wagt er noch nicht ganz und gar abzubrechen: statt des Goldgrundes tritt unten am Todtenbette der Madonna allerdings ein architektonischer Hintergrund ein, darüber aber ist die Erhöhung durch Engel, noch in Mandorla mit Goldgrund. In der untern Abtheilung sind die Typen so gut als ganz aufgegeben; unter dem Einflusse der Paduaner schließt er sich hier der Wirklichkeit an, während er in den Himmelsräumen, in der Madonna und den sie stützenden Engeln noch die feinen, zierlichen Köpfe und die Goldgewänder des Gentile beybehält. Ricci, dem diese eigenthümliche Entwicklung in Antonio verborgen blieb, schweigt von den zuletzt genannten Werken in Arcevia und Santa Croce gänzlich; den Tod der Madonna mißt er einem unbekannten Schüler des Gentile bey. Und doch, wie will man ohne sie die Bilder in der Genga mit dem Crucifix im Hause Piersanti zu Matelica und mit dem Hieronymus zusammenreihen? Die Kreuzigung ist das einzige Bild, nach welchem Lanzi den Antonio charakterisirt; Ricci gibt es vom J. 1454, ich las sehr deutlich:

S. D. 1452
E L S.

Die Darstellung des h. Hieronymus, wie er in Begriff ist zu schreiben, oder über das Geschriebene nachzudenken, hat den italienischen Künstlern des funfzehnten Jahrhunderts oft Gelegenheit gegeben, sich in einer eigenen Weise von Genre zu versuchen. Der erste Impuls dazu mag ihnen von jenseits der Berge gekommen seyn; das Behagen an der Nachbildung der Wirklichkeit, damals in Italien mit System genährt und gepflegt, mußte eine Auffassung der Art ganz besonders begünstigen. Antonio wenigstens konnte in seinem damaligen Streben nicht leicht ein Vorwurf willkommener seyn. Nicht das darf auffallen, daß er den Hei-

*) Im Hause Faustini daselbst.

ligen als Quattrocentisten kleidet [1]), sondern daß auch gar nichts mehr an die Typen der ältern Schule in Fabriano erinnert, daß der Heilige ein Porträt en face geworden, daß Wände mit Büchern und anderem Hausgeräth die Stelle des Goldgrundes vertreten, das Colorit braun und kräftig, das Nackte in alle Einzelnheiten hinein beendigt, mit Aengstlichkeit durchgeführt ist. Das Gesicht ist ernst und finster, das Auge, wie auf seinen andern Bildern, sehr klein, der lange Bart von außerordentlich sorgfältiger Behandlung, das Gewand von großer Anlage, stellenweise jedoch unverstanden und kleinlich.

Der Marchese Ricci hat gewiß sehr richtig im neunten Capitel, das noch den Künstlern des funfzehnten Jahrhunderts gewidmet ist, den schon oben beyläufig von mir genannten Lorenzo aus St. Severino von einem andern des Namens geschieden, der sich an einem Bilde in der Sakristey von S. Domenico zu Fabriano ebenfalls Lorenzo unterzeichnet. Die Jahrzahl fehlt auf dieser ganz übermalten Tafel, doch dürfte sie mit Wahrscheinlichkeit um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts gesetzt werden. Daß aber diesem zweyten Lorenzo das Werk in der Kirche der Conventualen zu Montemilone zukomme, das 1496 ebenfalls von einem Lorenzo beschafft ward, ist mir sehr zweifelhaft geblieben. Mir schien dieser h. Antonius ganz anders modellirt, überhaupt viel weiter, und der Richtung verwandt, die ich schon in Francesco di Gentile und in den späteren Leistungen des Antonio hervorgehoben habe. Doch kann dieß, was meiner Ueberzeugung nach ein bloß örtliches Interesse hat, nur durch die authentischen Werke in Sarnano entschieden werden, die mir unbekannt sind. Vor allen Dingen sollte aber immer genau ausgeschieden werden, was durch die Restauration Fremdartiges in die einzelnen Arbeiten hineingekommen; Ricci gibt dieß in den seltensten Fällen an, man meint, nach seinen Beschreibungen, auf fast lauter unberührte Bilder rechnen zu können.

Weit wichtiger waren mir die Tafeln, welche der Verf. dem bekannten Niccolo Alunno aus Fuligno zuschreibt. Ich muß bekennen, daß sie ein Hauptzweck meiner Wanderungen in der Mark waren; ich hoffte, die von mir im Schorn'schen Kunstblatt im vorigen Jahre verzeichneten Alunno's um einige mir unbekannte bereichern zu können. Wenn mir dieß nicht ohne Mühe zu meiner großen Freude gelungen ist, so kann ich mit noch größerer Satisfaction jetzt eines von den an citirter Stelle genannten Werken ausscheiden, und als eine Seltenheit des Deliberatore geltend machen. Das Dorf Serrapetrona liegt so einsam im Gebirge, und so entlegen von S. Severino, daß wohl die wenigsten Freunde italienischer Kunst dahin gelangen dürften. Ricci's kurze Notiz [2]), nach der ich damals das dort in der Kirche St. Francesco befindliche Bild als Werk des Alunno verzeichnete, ist so durchaus ungenügend, daß es fast scheint, er kenne es nur vom Hörensagen. In der Angabe des Meisters hat er sich durchaus geirrt. Die Form dieser Tafel in Goldgrund ist im Allgemeinen die gewöhnlich gothische, durch

1) Ricci: »È singolare il pensiero di vestire il Santo alla foggia di coloro che vivevano nel secolo XV.« Welcher Maler in Toscana verfuhr nicht auf gleiche Weise?

2) Ed una (*per non dire di molte*) mi penso sia quella, che rimane nel maggiore altare della chiesa di S. Francesco, la quale porta la data del 1491. Ich hatte bey meiner Ankunft in Bologna nichts eiligeres zu thun, als mich bey dem Verf. nach den vielen Alunno's zu erkundigen, erfuhr aber leider, daß ihm noch weniger, als mir damals, bekannt waren. Es findet sich gar keine Jahrzahl auf dieser vortrefflichst erhaltenen Tafel.

die hervorragenden Thürmchen aber, welche die einzelnen Abtheilungen oben trennen und schließen, ferner durch die in pyramidale Spitzen auslaufenden Verzierungen zwischen denselben, durch die auf einem Tabernakel sich erhebende, noch mit einer Figur geschmückte Kuppel, und endlich durch das im Rahmen so zweckmäßig vertheilte Roth und Blau übertrifft es bey weitem alle Einfassungen von Bildern des Alunno, und erinnert dagegen sehr lebhaft an wohlerhaltene Exemplare der Art in Venedig, namentlich an die Brüder Bartolomeo und Antonio Viverini. Die größere mittlere Abtheilung nimmt die Madonna an, auf einem Throne en face sitzend, die Worte Ave Maria im Goldnimbus, das nackte, in ihrem Schooße liegende, im Obertheile des Körpers leise erhobene Kind verehrend; rechts und links stehen zwey Engel mit Trommeln. Schon diese Auffassung allein kann zeigen, daß hier ein von Niccolo aus Fuligno verschiedener Weg eingeschlagen ist, auch wenn das zierliche Oval des Madonnenköpfchens, ihr zartes, blondes, schlicht getheiltes Haar weniger bestimmt über ihn hinauswiesen. Ihr zur Seite rechts zu äußerst der h. Jacobus, näher der h. Petrus, links der h. Sebastian und der h. Franz, ganze Figuren; der h. Jacobus und der h. Franz sind in verehrender Geberde zur Madonna gewandt, Petrus und Sebastian blicken heraus, jener ganz und gar in päpstlichem Schmuck, dieser nackt, aber nicht in der Fülle seiner Leiden, wie bey Alunno, nicht lang und starr gezogen, sondern sehr, äußerst gefühlvoll gezeichnet, jugendlich volle Figur mit einem Köpfchen, das den schönsten Leistungen Perugino's Ehre machen würde. Ueber der mittleren Abtheilung ist auf einem kleinen, hervortretenden Felde das Ecce Homo *) zu sehen, von zwey Engeln so gehalten, daß der rechts stehende den herabsinkenden Kopf Christi stützt, und der linke seinen Arm umschlingt; die ganze Innigkeit und Tiefe, welche Alunno's Staffeln in Compositionen der Art athmen, ist beybehalten, nur ist der Schmerz nicht ins Gräßliche getrieben, nicht über das Maß der Schönheit hinaus gesteigert worden. Auf der rechten Seite über dem h. Jacob die h. Katharina delle Ruote, dann der Erzengel Michael; links über dem h Franz Johannes der Täufer, und weiterhin vermuthlich S. Bonaventura; alle halbe Figuren; unten in den Staffeln endlich die Büsten von Aposteln, die ziemlich flüchtig gearbeitet, und nicht, wie bey Alunno der Fall zu seyn pflegt, durch die Wappen der Stifter von einander getrennt sind. Frey ist die ganze Schöpfung durchaus von allem Schrecklichen, Finsteren, das Alunno's Richtung, als Wirkung und Zweck seiner Aufgaben, so merkwürdig charakterisirt; was ihm an Motiven der Art durch directen Einfluß des Niccolo überliefert werden mochte, milderte die sanfte Seele des Künstlers, und das unverkennbare Streben, sich näher an P. Perugino anzuschließen. Statt des dunklen, braunen, häufig harten Tones des Alunno finden wir hier ein klares, in den Schatten durchsichtiges, im Ganzen warmes, Colorit, das, so zu sagen, organisch der Mitte entspricht, welche unser Künstler zwischen den Thränenbildern des Fulignaten und den mehr überirdischen Leistungen des Pietro sich auserseben hatte. Wir finden daher nicht die mageren, harten, aber oft streng gründlichen Contouren des Ersteren, aber immer noch mehr Anschauung der Natur, mehr Derbheit und Fülle der Form, größere Sorgfalt in der Modellirung, als wir, besonders seit 1502, in den Werken des Letzteren wahrnehmen — Dieselbe Hand nun erkenne ich wieder in S. Severino an einem Ecce

*) So werden der Kürze halber Vorstellungen der Art eigentlich unpassend in Italien genannt. Der Ausdruck Pietà bezeichnet wieder einen andern Gegenstand.

Homo, das im obern Theile der Stadt an dem Hause der Herren Parte Guelfa befindlich ist. Die Auffassung entspricht in diesem kleinen Halbrunde der vorher beschriebenen Darstellung aufs genaueste. Um den auf einem Rande sitzenden Christus sind die kleinen Engel, in kurzen Gewändern mit bloßen Armen, wieder auf die nämliche Weise beschäftigt; hinten erblickt man ein Kreuz, und auf den Seiten des umschließenden Bogens zwey halbe Figuren von heiligen Frauen, und eben in demselben das Lamm. Und nicht allein die Auffassung des Gegenstandes ist dieselbe geblieben, es ist auch dieselbe Feinheit und dasselbe Gefühl in Behandlung der Formen, nur mit dem Unterschiede, daß bey diesem auf die trockene Mauer gemalten Bilde dem Künstler der Muth wuchs, seine Kräfte sich steigerten; wie fast durchgehends alle Quattrocentisten bey Freskobildern so sehr zu wachsen und ihr Vermögen auszudehnen gezwungen wurden, daß die Cinquecentisten bey einer steten Steigerung der Art mit wenigen Ausnahmen auf denselben Räumen schon ins Manierirte und Flüchtige fallen, und häufig in ihren Tafeln allein noch streng und ernst erscheinen konnten. Dieser Wahrnehmung halber kann ich nicht mit Sicherheit behaupten, daß das Bild in Serrapetrona jünger sey, als das Jahr 1491, welches ich unter der seelenvollen Schöpfung in S. Severino lesen konnte; und auch zum Beweise, daß dieser Künstler nun Deliberatore sey, kann ich nur durch Induction gelangen — Daß dieses Ecce Homo keinem uns bis dahin bekannten Meister zukommen könne, glaube ich dargethan zu haben; die Tradition schreibt es in S. Severino dem Deliberatore zu — ein Name, den man an einem Orte, wo Niccolo aus Fuligno gemalt hatte, schwerlich ganz und gar aus der Luft greifen konnte; dann findet sich in den Stadtregistern unter dem J. 1466 p. 58 folgende, so viel ich weiß, unedirte Notiz: Testamur quatenus quidam paulus Antonii Nicolai de *cassignano* comitatus civitatis fulginei qui dicitur frater carnalis *liberatoris* antonii de dicto loco mortuus fuit et est in terra S. Severini — de anno pxime preterito 1465. — Hier haben wir nicht allein den Geburtsort des Deliberatore, Cassignano bey Fuligno; sondern in der Art und Weise, wie er genannt ist, wird angedeutet, daß er in S. Severino entweder sich aufhielt, vielleicht gar ansäßig, oder der Comune wenigstens sehr bekannt war. Und wodurch konnte ein Maler ihr bekannt seyn, als durch seine Werke, welches Interesse konnte sie haben, ihn einer speciellen Erwähnung zu würdigen, wenn nicht seine Bilder seinen Namen dem Volke verständlich und geläufig gemacht hatten?

In S. Severino sollten eigentlich Arbeiten des Deliberatore mit denen des Niccolo aus Fuligno um so seltener verwechselt werden, weil man tagtäglich Gelegenheit hat, sich von der Stylverschiedenheit beyder zu überzeugen. Es besitzt nämlich der alte Dom noch eine Tafel, die also bezeichnet ist:

Nicolaus Fulignas pinxit MCCCCLXVIII.

Durchaus wohl erhalten stellt sie in den gewöhnlichen gothischen Abtheilungen auf Goldgrund in der Mitte die Madonna mit dem Kinde auf dem Throne dar, über welcher zwey Engel einen mit dem Zeichen des h. Bernhard verzierten Baldachin halten, während andere umher musiciren. Violett ist ihr Unter=, blau das Obergewand, welches vom Haupte herabfällt, das in $^3/_4$ Profil ganz rechts gewandt ist, mit dem geöffneten Munde, wie wir dieß alles aus vielen Bildern, namentlich aus Gualdo di Nocera kennen. Ein Gefäß mit Blumen steht neben ihr;

das Gewand bedeckt ihre Füße mit Absicht; das Kind wendet sich ebenfalls auf die rechte Seite hin, ist nackt, mit freundlichem Lächeln. Von den zu ihrer Rechten befindlichen Heiligen (Bischof S. Severino und S. Barnaba) hat der letzte in Geberden und Stellung das Ansehen, als rede er zur Madonna; der Bischof, mehr gleichgültiger Zuschauer, trägt die seiner Sorge vertraute Stadt in den Händen; S. Vittorino, ihrer Linken zunächst, ist mit zusammengelegten Händen ehrfurchtsvoll gegen sie gerichtet; ihm ähnlich stellt sich S. Sebastian in Profil, übrigens in die Tracht seiner Zeit gekleidet, mit Wamms, rother Kappe und Köcher, vielleicht ein Porträt. In den schließenden Spitzen der Seitenabtheilungen zwey Propheten, der Engel und die Verkündigte, in der größeren Mitte Gott Vater, halbe Figuren; im Gradino sind die Büsten von einzelnen Heiligen in Relief, wie ich es bey ihm nie gesehen zu haben mich erinnere. Das Ganze, in seiner leicht kenntlichen Weise, bleibt im Allgemeinen bedeutend unter seinen besseren Leistungen.

Ebenfalls unter die früheren, minder gelungenen Arbeiten dieses Künstlers gehört die Tafel in Montelpare, welche ich nur nach Ricci's Notiz verzeichnen konnte als ich im Kunstblatte die Werke des Alunno zusammenstellte. Die Krönung der Madonna, in sehr alterthümlicher Weise aufgefaßt, nimmt die Mitte des Bildes ein. Christus, das Zepter in der Linken, ist in Begriff, seiner in demüthiger Stellung, mit auf der Brust gekreuzten Armen, zu ihm gebeugten Mutter eine Krone aufzusetzen, die, wie diejenige, welche sein eigenes Haupt schmückt, in Relief hervortritt. Drey Engel über ihnen verherrlichen durch ihre Gegenwart diese feyerliche Handlung. Johannes der Täufer, S. Paul und der h. Sebastian, dieser in Wamms, mit Köcher und Pfeilen, nehmen die linke, zwey mir unbekannte Bischöfe und ein dritter Heilige mit einem in der Scheide ruhenden und absichtlich mit Bändern in derselben geschlossenen Schwert, nehmen die rechte Seite ein. Ohne aus dem Ganzen hervorzutreten, erhebt sich über dem Mittelbilde die Vorstellung des Ecce Homo, dessen umstehende Engel gewöhnlich so herzlich weinen, daß die halben Figuren von Heiligen, welche auf beyden Seiten dargestellt sind, sich mit dieser Trauer beschäftigen, und zu diesem Hauptzwecke des Ganzen sich hinwenden müssen. Oben laufen dann diese kleineren Räume (mit Ausnahme des dort jetzt fehlenden Mittelstücks) noch in sehr verzierten Spitzen aus, die wieder unten mit einem Engel, und darüber noch mit einer kleinen, halben Figur eines Heiligen geschmückt sind. In den Staffeln sind die Apostel in zwey Reihen unter gothischen Bögen, und in den zwey thurmartig auf beyden Seiten sich erhebenden Einfassungen noch heilige Brüder u. dgl. angebracht. Der Zustand des sehr beschmutzten Bildes ist beklagenswerth, die Ausführung ordinär, das Colorit kräftig und braun, die Auffassung in der Hauptdarstellung, namentlich in der Kleidung Christi und der Madonna, antiquirt *).

Nicholaus Fulginas MCCCCLXIIIIII

die Inschrift am Throne.

Aus der Gallerie Colonna in Rom wird manchem Besucher, des wunderlichen Gegenstandes und der grellen Auffassung wegen, ein Bild erinnerlich seyn, daß Niccolo Alunno benannt wird. Früher, als ich mich in die unbedeutenderen Werke dieses Meisters noch weniger

*) Derselbe Gegenstand in S. Nicolo zu Fuligno von demselben Meister dürfte mit diesem Werke zusammenzustellen seyn; auf keinen Fall ist es eine der späteren Leistungen.

hineingesehen hatte, schien mir der Abstand zwischen einer Schöpfung dieser Art und der Verkündigung in Sta. Maria Nuova in Perugia so ungeheuer, daß ich gegen diese Angabe die größten Zweifel hegte. Ich habe mich aber seitdem längst überzeugt, daß wir hier wirklich einen echten Alunno vor uns haben. Der Teufel und eine Mutter streiten sich im unteren Raume um ein im mittleren Felde zwischen beyden im Bette liegendes, aber in der Gefahr laut aufschreyendes Kind. Es wendet sich der Mutter zu, die es mit dem rechten Arme am linken Beine festhält, in der Angst ihres Herzens den Mund weit, zu weit öffnet, und Hülfe suchend zur Madonna hinaufblickt, während der originell gedachte, links stehende Teufel mit zottigen Beinen, mit einer Thierfratze und mit Fledermausflügeln, die vor seiner Schnauze angebracht sind *), das Kind an der Linken faßt, und dabey zugleich die Zunge weit gegen die Madonna herauskehrt. Der Angstruf der Mutter ist der Deutlichkeit halber auch zu Papier gebracht. Vier Reihen italienischer Verse (der erste: Santa maria del soccorso, der dritte: Retogli el figlio mio a satanasso) gehen vom Munde der Mutter zur Madonna hinauf, die sie nicht allein durch eine beschriebene Rolle, die sie in der Linken hält, theoretisch, sondern auch praktisch dadurch beantwortet, daß sie, halbe Figur in einem von vier Cherubim gestützten Halbrund, den Stab in der Rechten feindlich gegen den Teufel erhebt. Krone und Stab der Madonna, die in Relief sind, die alterthümliche Behandlung des Gegenstandes, die zu Hülfe genommene Schriftrolle und der kleine landschaftliche Hintergrund mit den wie aufgetupften Häusern deuten mir an, daß dieß sehr verputzte Bild denen anzureihen ist, die von 1465—1470 zu setzen sind. Im Uebrigen ist das Machwerk an demselben sehr ordinär; die Kosten für ein ex voto durften sich vermuthlich nicht allzuhoch belaufen.

Wenn ich auch wüßte, daß das Schweigen Ricci's keineswegs immer mit dem Nichtvorhandenseyn eines Werks identisch ist, so war ich doch erstaunt, in Camerino den noch bey weitem größeren Theil einer Tafel vorzufinden, die seit Lanzi fast ganz in Vergessenheit gekommen. Vielleicht ist das Fehlen des Namens und der Jahrzahl (Lanzi hat 1480) daran Schuld gewesen, daß ich auf meine Nachfragen nie gehörigen Bescheid erhalten konnte. Und doch ist Alunno nirgend kenntlicher, nirgend greller, karikirter als hier, wo zum Hauptgegenstand dieser dreyfach getheilten Ancóna der Gekreuzigte genommen, um den, außer den näher betheiligten Personen, noch die Engel weinen. In Christus deutet der geöffnete Mund und die Haltung des Körpers nicht den Sieg, sondern den Schmerz über die körperlichen Leiden an. Zu ihm erhebt nicht nur seine Mutter, auch Johannes die gefalteten Hände, mit dem gräßlichsten Ausdrucke des Kummers, wie er nur in einem weit aufgerissenen Munde, in der vorgeschobenen Nase, den aufgeschwollenen Nasenlöchern und in den zurückliegenden Augen sich manifestiren kann. Sein goldenes Untergewand und sein violetter Mantel bilden dazu einen eigenen Contrast. Unten am Kreuze kniet die Magdalena, die Hände, wie gewöhnlich, zurückgestreckt, die Haare auf den Nacken zurückgeworfen. Unter ihnen fangen zwey Engel unter den Armen des Kreuzes das Blut auf, während etwas höher zwey andere mit fliegenden Haaren auf ergreifende Weise ihren Schmerz äußern, das Gewand sich aufreißen und die Arme verzweiflungsvoll in die Höhe strecken. Gemilderter, aber inniger zugleich und rührender erscheint die Klage in der noch über diesen,

*) Das getreueste Ebenbild von dem andern auf der Tafel in La Bastia.

in den obern Enden angebrachten Engeln, die sich die Hände vor die Augen halten, sie trocknen, und durch natürliche Geberden der Art an die glücklicheren Stunden des Alunno erinnern. Eine Flußlandschaft mit den gewöhnlichen Dörfern bildet den Hintergrund dieser Abtheilung. — S. Venanzio und St. Peter stehen rechts; jener in Wamms, Barett, gelben Stiefeln und schwarzen Unterschuhen; dieser in päpstlicher Tracht, mit Tiara, den zwey Schlüsseln und einem Doppelkreuze; links Johannes der Täufer, in sehr roher Auffassung, hinzeigend, und S. Porfirio, fast wie ein Canonicus gekleidet, mit Kappe und Buch. Ueber diesen Seitenabtheilungen immer ein Prophet in einem Rund von drey Cherubim getragen, die nach seiner Weise als halbe Figuren mit sechs Flügeln dargestellt sind. Es scheint fast, als ob mit seinen grelleren Darstellungen die nachläßigere Behandlung gleichen Schritt halte. Die Färbung geht über die von ihm beschafften Fahnenbilder gar nicht hinaus, schwarze, scharf gezogene Umrisse beschreiben die Formen. Im Ganzen ist das Bild wohl erhalten; nur fehlt oben der Schluß und unten das Gradino; an einigen Stellen hat man es mit Wein (?) gewaschen.

Das sind nun die Alunno's, welche mir bis dahin nicht durch Anschauung bekannt oder zweifelhaft waren; Ricci berührt, wie gesagt, die in der Mark befindlichen nur mit zwey Worten.

Dem Carlo Crivelli und seinen Schülern ist das ganze vorletzte Capitel des ersten Bandes bestimmt. Der Verf. hat wohl daran gethan, dem Wirken des Gentile aus Fabriano die Thätigkeit dieses Venetianers in der Mark gegenüber zu stellen; mit dem Tausche ihrer Heimat verpflanzten beyde Künstler in die Gegenden, wo sie sich niederließen, eine bis dahin dort unbekannte Richtung. Es ist nun hier, wo der Marchese Ricci die schon früher erwähnte Tafel in St. Arcangelo bey Rimini als ein Werk des Jacobello dal Fiore geltend macht, und die von andern angenommene Behauptung dadurch stützen will, daß Carlo Crivelli aus Venedig ein Schüler dieses Jacobello sey. Ich weiß durchaus nicht, was irgend zu dieser Voraussetzung Anlaß gegeben; beyder Arbeiten liegen nicht allein dem Style, sondern auch der Zeit nach außerordentlich aus einander. Ricci freylich führt von Carlo Crivelli eine Tafel in Ascoli vom J. 1411 und eine weitere in der Stadt Pergola vom J. 1492 an, ohne an der somit sich ergebenden Thätigkeit von 81 Jahren irgend Anstoß zu nehmen; im Gegentheil, er zieht daraus die Vermuthung, daß Crivelli wahrscheinlich im Alter von zwanzig Jahren in der Mark zu malen angefangen, und benützt diese Gelegenheit, Jünglingen sehr dringend ans Herz zu legen, sie möchten nach solchem Vorgange früh, recht früh diesen Studien sich widmen. Wohlgemeint, wie dieß an sich ist, wird die vorgeschlagene Rechnung dadurch leider um gar nichts wahrscheinlicher, zumal da das Werk in Ascoli und eine größere Tafel in Mayland, nach ihm und andern vom Jahre 1412, die keineswegs Versuche eines beginnenden Jünglings heißen können, in so früher Zeit alles überträfen, was andere Schüler damals leisteten, und somit den Ruhm, eine neue Aera der Kunst eingeleitet und begründet zu haben, von den Florentinern auf die Venetianer übertragen würden. Die Sache muß doch an sich und in ihren Folgen den Mayländern und Venetianern selbst zu bedenklich vorgekommen seyn, um sie geradezu utiliter zu acceptiren. Nun trägt denn auch das hier in Rede stehende, in St. Gregorio zu Ascoli befindliche Bild keineswegs eine so frühe Jahrzahl, sondern, wie ich an Ort und Stelle sehr deutlich lesen konnte:

14X1 die ultima iulii

worin niemand etwas anderes, als 1481 erkennen sollte. An der Mayländer Tafel wird ebenfalls das X als X gelesen, und daher der Irrthum entstanden seyn *). Werden wir somit diese Angabe und die noch unerklärlichere Lücke los, welche bey der Voraussetzung Ricci's im Leben des Carlo nicht weniger als funfzig Jahre einnehmen würde, so können wir als eines seiner frühesten Werke in der Mark, und wahrscheinlich überhaupt, eine Tafel in der Kirche S. Silvestro zu Massa (Diöcese von Fermo) ansehen (vom J. 1468). In der Mitte die Madonna in einem noch mit erhobenen Zierathen versehenen Gewande, das Kind segnend mit der Weltkugel; rechts Johannes der Täufer und St Lorenzo, links S. Sebastian und der h. Franz; unten im Gradino vier Darstellungen aus der Leidensgeschichte Christi, mit der Unterschrift: Karolus Crivellus venetus pinsit hoc opus MCCCCLXVIII (sic; nicht 1463). Eine der schlechteren Arbeiten unter allen, die ich von diesem Künstler kenne, aber als eine Jugendschöpfung in vielfacher Hinsicht wichtig. Das technische Vermögen desselben erscheint hier noch sehr in seiner Kindheit; die Umrisse sind sehr roh, scharf, durch schwarze Linien bezeichnet; das Colorit ist kalt, kreidig, saftlos und unverschmolzen, und doch läßt sich gerade in dieser Zeichnung, in dieser Art zu modelliren die Schule von Padua eben so deutlich erkennen, als in den Motiven der Staffeln die Einwirkung des Alunno. Dieß ist für das richtige Verständniß des Carlo Crivelli ein- für allemal festzuhalten; um die Vereinigung beyder Elemente, um das geringere oder größere Hervortreten eines dieser Momente dreht sich dem Wesen nach die künstlerische Entwicklung desselben, die durch deutschen Einfluß allerdings, aber schwerlich in dem Maße nüancirt wurde. Es lag in der Natur der Sache, daß Squarcione und seine Schule auf ihn einwirken mußten, wenn es auch ungewiß bleibt, ob C. Crivelli ihn unmittelbar, oder durch Jacopo Bellini, der diese Richtung nach Venedig verpflanzte, oder durch die Vivarini's aus Murano, oder gar durch Marco Zoppo aus Bologna kennen lernte. Man muß alle diese Meister gegenwärtig haben, wenn man die ganze Bedeutsamkeit der Paduaner Schule würdigen, und ihren Einfluß auf einzelne Individuen nachweisen will. Von Squarcione selbst ist ja so wenig auf unsere Zeiten gekommen; an seinen Schülern aber, namentlich an Mantegna, läßt sich sein ganzer Werth wenigstens noch annäherungsweise ermessen. Ich werde unter den Bildern, die ich hier verzeichne, namentlich dieses hervorheben, und um obige Andeutungen zu beweisen, besonders auf die genannten Meister mich zu berufen haben. — Manchen Crivelli, den Ricci noch nennt oder beschreibt, suchte ich schon vergebens in der Mark. Die Tafel aus Porto di Fermo soll sich jetzt in Rom im Besitz des Herrn Pusson befinden; in Castelfidardo (bey Loreto) wußte man schon seit langer Zeit nichts mehr von einem Crivelli, und in Camerino sind die wenigen Reste wirklich so ganz barbarisch verhunzt worden, daß sie als nicht mehr existirend betrachtet werden müssen.

*) Ich habe das Bild nach meiner Reise in der Mark nicht gesehen. Karolus Crivelli pinx. MCCCOXII wird gelesen; daß vor dem X ein L ausgefallen, wie es sonst einige Mal vorkömmt, ist nicht wahrscheinlich. Vermuthlich weniger aus Caprice, als aus Unwissenheit, machte er das wunderliche X; schrieb er doch bisweilen unter seine Bilder *KAROLI* für KAROLI, und gar unter die ehemals in Pergola befindliche Tafel (nach Ricci S. 128): *Caroli Crivelli Venetis Militis pinsit* MCCCCXCII. — Gerade das Jahr 1481 ist auf einem Bilde bey d'Agincourt (pl. CXLI) in der hier bezeichneten Weise.

Dagegen aber ist das große Bild im Dome von Ascoli, wenn auch beschmutzt, sehr hoch gehängt, und seines oberen Schlusses beraubt, in der Nähe noch vollkommen genießbar, und von keinem Sudler berührt. Die Eintheilung des Ganzen entspricht wieder den wohlerhaltenen gothischen Tafeln des Alunno. Unten nehmen vier ganze Figuren, S. Peter und Johannes der Täufer rechts, S. Emidio und S. Paul links, auf Goldgrund, die Madonna mit dem Kinde, oben vier halbe Figuren, ein Ecce Homo mit den Engeln in die Mitte, wie im Gradino die kleinen Apostel den Christus mit der Weltkugel auf beyden Seiten umgeben. Ueber dem Throne der Madonna durften die Früchte natürlich nicht fehlen, deren einige auch das Kind mit beyden Händen hält, das auf dem linken Beine der Mutter sitzt, und mit einer der Leibbinden geschmückt ist, welche durch Squarcione und seine Schule aufkamen. Die Madonna ziert ein rothes Untergewand, das von prächtigem Damast zu seyn scheint. Der Mantel, über der Brust mit einer Agraffe befestigt, läßt den Untertheil des Körpers bis an den Schooß frey; auf dem Haupte trägt sie eine kleine Krone. Das Nackte ist mit großer Sorgfalt behandelt, die Finger der Madonna im Sinne der besseren Zoppos modellirt, sind mit großer Zierlichkeit bis in die Spitzen vollendet, ohne hart und knöcherig oder eigentlich mager zu seyn. Ganz wie wir ihm so häufig bey Niccolo aus Juliano begegnen, ist der h. Sebastian bekleidet, das Ecce Homo in dessen Geist erfunden [1]), ja schon die Apostel im Gradino so dargestellt, wie sie bey ihm in Schmerz und Thränen um die Leiden ihres Herrn vergehen. Merkwürdig sind auch auf dem Throne die zwey mit den Zungen lechzenden Schlangen, als Verzierung angebracht, und andere noch in Relief hervortretende Ornamente. Im ganzen Bilde herrscht ein warmer, kräftiger Ton, ein fein nüancirter Uebergang vom gesättigten Roth bis zum tiefsten Schmerz [2]); nichts erinnert mehr an das kreidige, stumpfe Colorit seiner früheren, nur wenige sich durchkreuzende Striche an die wunderlichen Schraffirungen seiner späteren Leistungen Opus Karoli Crivelli 1474 bezeichnet.

Von geringerem Umfange, aber von eben so vielen Abtheilungen ist das schon früher citirte Bild in St. Gregorio Magno. Die Madonna, wieder mit der kleinen Krone in Relief, mit dem dreyfach eingekerbten Nimbus, dem Schleyer auf dem Haupte, ist ganz en face dargestellt, mit dem länglichen, nach unten ganz zugespitzten Gesicht, dem dünnen Halse, herabblickend, im Ganzen trefflich modellirt, wie dieß alles aus andern echten Tafeln bekannt ist. Das Kind, in einem Hemdchen mit der Leibbinde, rechts auf dem einen Beine stehend, das andere erhebend, in großer Bewegung, hält in der erhobenen Linken eine Frucht, in der Rechten einen Bindfaden, an dem ein Stieglitz davonflattert. Die Heiligen sind ordinärer gedacht, als die im Dom, aber durchaus im Styl der kleinen Apostel am dortigen Gradino. Oben über dem Throne ist Laubwerk zu sehen.

Nicht allein in dem Gedanken, sondern auch in dem merkwürdig braunen, kräftigen Colorit steht eine jetzt in der vaticanischen Gallerie befindliche, unserm Verf. unbekannte Pietà, in Form einer Lunette (vermuthlich also Theil einer größeren Tafel) zu Alunno in nächster Beziehung.

---

1) Derselbe Gegenstand ist ganz so von ihm wiederholt worden im Spital Sa. Margaritha zu Ascoli.

2) Ricci S. 212: »Laonde — da quei (dipinti di Carlo) viene un sentimento di piacevole mestizia.«

Wie Crivelli die Gewänder seiner Madonnen und seiner heiligen Frauen mit Goldbrocat zu verzieren liebt, hat er auch hier hinter dem auf dem Sarge sitzenden todten Christus einen prächtigen damastenen Teppich ausgebreitet, der über den Sarg selbst mit herabfällt. An Christus selber ist die Zeichnung zu außerordentlicher Strenge, ja zu absichtlicher Härte gesteigert; die Füße sind einwärts gerichtet, die Wunde in der rechten Seite ist klaffend im eigentlichsten Sinne des Wortes. Um ihrem Sohne die nächste Hülfe und die letzte Stütze zu seyn, ist neben ihm seine bejahrte Mutter dargestellt, wie sie ihn umfaßt, und mit der tiefsten Trauer im Blicke zu dem Haupte hinaufschaut, das nun ohne Leben zu ihr sich herabsenkt. Weniger um ihn zu stützen, als um die Hände und Arme des geliebten Gegenstandes zu berühren und zu halten, neigt die Magdalena laut aufschreyend den Kopf zu seiner Rechten herab, faßt Johannes seine Linke, seinem Schmerz in so greller Weise sich hingebend, daß dadurch so ziemlich alles erreicht, vielleicht überboten wird, was der in solchen Ergießungen gewiß starke Alunno je erdacht hat. Die Grenzen der Kunst sind in der ganzen Auffassung, wenn nicht schon überschritten, wenigstens in ihren äußersten Endspitzen berührt. Ueber dieser Trauerscene sind auf beyden Seiten Cherubim in der Weise des Vittorio Crivelli, unten ist die Inschrift: Opus Caroli Crivelli Veneti, angebracht.

Wenn er nun auf einer seiner spätesten Tafeln, in der Kirche St. Francesco zu Matelica, die Motive des Alunno und die Reminiscenzen aus der Schule von Padua keineswegs verläugnet, so hat sie doch durchweg einen so ganz sonderbaren Charakter, daß man vor derselben den Eindruck eines altdeutschen Kupferstichs empfinden mag. Der Rahmen ist schon so schlicht, wie bey einem toskanischen Quattrocentisten, ohne jene Menge von trennenden Verzierungen. Sind auch nur drey Hauptfiguren darzustellen, so muß doch auch in dieser Einfachheit eine Absicht erkannt werden. Die Madonna auf dem mittleren Hauptstücke trägt ein in den Aermeln eng anliegendes Untergewand, und darüber einen blauen, goldbeblumten Mantel, der von den Haaren herabfällt, die überdieß noch durch Goldkrone und Nimbus beschwert sind. Das sitzende Kind, nackt im Uebrigen, hat um die Mitte des Leibes wieder das Tuch, wie es bey Marco Zoppo gewöhnlich vorkömmt, rothe Korallen am Halse und Aepfel in der Linken und auf dem Schenkel. Den links stehenden Sebastian kleidet ein ganz kurzes Wamms und eng anschließende Beinkleider; sein helles, aber festes, compactes Haar schmückt ein Kranz von Blumen, seine Rechte hält einen Pfeil, seine Linke faßt einen türkischen Säbel — ein Rittercostüm, wie die Cavalieri *) des damaligen Fürsten Ferdinand von Capua in ihrer phantastischen Weise es vielleicht selber tragen durften. Der h. Hieronymus, auf der rechten Seite, eine kräftige, sicher gezeichnete Gestalt, mit dem Ausdrucke inniger, aber ruhiger Verehrung, die sich durch das Brüllen des zu seinen Füßen sitzenden Löwen nicht irre machen läßt, trägt die Kirche auf seinem Buche. Unten am Throne und auf beyden Seitenabtheilungen sind die Fruchtguirlanden angebracht. — Wie man schon an der Hauptfigur der Madonna eine Nachbildung altdeutscher Schule wahrnehmen kann, wird man durch die knitterigen Falten, durch das unförmlich kleine Kind in dem Presepio des Gradino wieder an einen Einfluß von jenseits der Berge erinnert. Ochs und Esel, dem schlafenden Christus sehr nahe gerückt,

*) Deren einer war seitdem auch unser Maler geworden.

sind nach der Natur gemalt; Joseph schläft, die Madonna verehrt. Den h. Hieronymus finden wir hier vor einem Crucifix, über dem ein Vogel seinen Platz gefunden, in so wachsamem Gebet, daß der Drache mit herabgesenkten Flügeln den Schwanz unter seinen Leib zurückzieht, und, wenn auch noch rückblickend und drohend, wie ein verjagter Hund davoneilt. Sebastian dagegen, mit hoch emporgeschnallter Rechten an den Baum gebunden, ist die bloße Zielscheibe für die Wuth seiner Schützen. Im Uebermaß seines Schmerzes hebt er sich auf die Spitzen des linken Fußes, und zieht im vollen Gefühle seiner körperlichen Leiden das rechte Bein hoch empor, noch anderer Pfeile gewärtig, welche seine Mörder stehend, knieend und ziehend für ihn bereit halten. Nur sein treues Windspiel hat noch neben ihm ausgehalten. Crivelli hat in diesem Vorwurfe, wie Antonio Pollajuolo, Luca Signorelli und andere, seine anatomischen Studien erproben und ausbeuten, und sowohl die Schützen als den h. Sebastian ganz nackt, nur die Scham mit der Binde bedeckt, darstellen wollen [1]). Auf den Pilastern verdienen noch die halbe Figur der h. Katharina und des h. Georg eine besondere Erwähnung; obwohl das Ungeheuer schon durch den Hals verwundet, und er im Begriff ist, wieder gegen dasselbe auszuholen, bäumt sein Pferd doch in sehr feuriger Bewegung schnaubend zurück. Und wie nicht allein an obigen Einzelnheiten, sondern auch an den landschaftlichen und architektonischen Hintergründen dieser kleineren Darstellungen deutscher Einfluß sich erkennen läßt, stellt sich in der gestrichelten Behandlung, in der consequenten Weise, wie das Nackte durch und durch schraffirt ist, geradezu eine Nachbildung deutscher Kupferstiche heraus, die damals schon in die entlegeneren Gegenden Italiens ihren Weg finden konnte. — Carolus Crivellus venetus miles pinxit nennt er sich hier nur, weil, ehe der Fürst Ferdinand von Capua durch ein Dekret vom 9. April 1490 ihn unter die Zahl seiner Familiaren aufgenommen hatte [2]), er in den Ritterstand erhoben war.

Ob Vittorio Crivelli, von dem bis dahin nur Werke in der Mark bekannt wurden, durch Bande des Blutes, vielleicht als Bruder, oder sonst dem Carlo verwandt gewesen, ist bis dahin unbekannt geblieben. In seinen Bildern schließt er sich ihm so nahe an, daß er gewiß sein Schüler genannt werden kann. Allerdings hatte Vittorio seine guten und seine bösen Stunden, und in Folge deren seine schöneren und seine schlechteren Werke; doch thut man ihm Unrecht, wenn man ihn gegen seinen Lehrer bloß als trockener in der Zeichnung und schwächer im Colorit charakterisiren will [3]). Ich wüßte nicht, daß dem Carlo

1) Es kann also kein Zweifel seyn, daß oben in der ritterlichen Figur wirklich der h. Sebastian gemeint ist, und nicht der h. Michael, wie Ricci angibt. Ich bemerke hier nochmals, daß man es mit den Beschreibungen und Citaten unsers Verfassers nicht allzu genau nehmen darf; man muß dieß festhalten, um mit dem Nachsuchen nicht gar zu viele Zeit zu verlieren.

2) »Nos animadvertentes devotionem et fidem dictae civitatis erga regium statum maxime semper fuisse extimationis apud regiam avitam majestatem, affectantes commendatos dictae civitatis praecipuis gratiis et honoribus decorari, eundem *Karolum* in nostrum familiarem ejus probitate pensata acceptamus, cum potissimum nobis constiterit fuisse creatum militem et numero militum designatum.« — Hier erhellt freylich nicht, wann er Ritter wurde, doch kann dieß nicht viel früher geschehen seyn. — Auf der Tafel in der Mayländer Gallerie unterzeichnet er sich: Karolus Crivellus venetus *eques laureatus* pinxit. — Ricci will ihn darnach unter die cavalieri aurati (?) zählen.

3) Ricci S. 215: *Le quali (opere) se lasciano a desiderare in esso un merito*

Crivelli je in seinen Madonnen ein so gefühlvoll modellirter, von so edlem Ausdruck strahlender Kopf gelungen, als die Madonna in der Kirche St. Francesco zu Fallerone zeigt, welche vor einem schönen Teppich steht, und mit gegen einander gelegten Händen auf das zu ihren Füßen hingestreckte wachende Kind herabblickt *). Zwey wundervolle Engel halten rechts und links Mandoline und Bogen, der eine namentlich, mit ebenfalls herabgesenktem Blicke, von ausgezeichneter Schönheit. Der Goldgrund, die Fruchtgewinde, das rothe, durch Schraffirungen beendigte Unter- und das als ein Pluviale zugeschnittene Obergewand mit goldenem Reliefrand erinnern stark an seinen Meister; als äußere, dem Vittorio aber eigenthümliche Kennzeichen sind die Kleider der Engel, die kleine, kurze Bedeckung (ähnlich bey Giovanni Bellini), und unter derselben das lang herabwallende, ganz durchsichtige Hemd oder Untergewand zu nennen; ferner das selten bey ihm fehlende Gefäß mit Nelken, und die merkwürdige Decke, welche durch die Köpfe von vier Cherubim (blau mit Goldlichtern) dem Kinde bereitet wird.

Ganz ähnliche Bemerkungen konnte ich im Hause des Grafen Vinci zu Fermo an einer andern Tafel desselben Meisters machen. Sie muß ehemals die große gothische Form gehabt haben; außer der Madonna mit dem Kinde auf dem Throne sind wenigstens noch vierzehn kleinere Stücke im Zimmer zerstreut, die früher zusammen ein Ganzes bildeten. Auch in diesem Oval übertrifft er wieder seinen Lehrer, dessen Typus er verläßt, wenn es auch hier schon etwas breiter, zugleich länger und weniger schön ist, als das in Fallerone. Sonst sind die Seitentafeln im venetianischen Style des Carlo beschafft, es kehren die Fruchtgewinde wieder, welche von Engeln neben dem Throne gehalten werden, das Gefäß mit Nelken, die Goldkrone und der Rand am Mantel in Relief, und noch eine Darstellung des Ecce Homo ganz im Typus des Deliberatore und Alunno. Ich weiß nicht, welche Beachtung die mir gegebene Notiz verdient, daß das Bild auf der Rückseite das Jahr 1481 habe.

Ein ähnlich getheiltes, wohlerhaltenes Bild sieht man noch jetzt in kurzer Entfernung von S. Severino in der Klosterkirche Sta. Maria delle Grazie (Beato Pacifico vom Volke genannt). Es entspricht diese übrigens nicht bedeutende Schöpfung dem so eben beschriebenen Vittorio nicht allein in der ganzen Auffassung, z. B. in der Wiederholung des Ecce Homo (hier, wo alles im ursprünglichen Zustande, unter einem Baldachin), sondern auch in so vielen Details, daß ich kein Bedenken trage, sie ihm zuzuschreiben. Ganz wie dort hängen zu beyden Seiten des Thrones die Granatäpfel herab, mit Nelken unterflochten, die Madonna hat wieder dasselbe feine, zierliche Oval mit dem unverschmolzenen, fast fleckig aufgetragenen Wangenroth, dieselbe Goldgewandung, und neben sich unten am Throne das Blumengefäß, dem hier einmal statt der oben gebrauchten Nelken Rosen eingesteckt sind. Obwohl alles Goldgrund ist, sind doch hinter Johannes dem Täufer und dem h. Franz Bäume angebracht — eine Besonderheit, die ich aus keinem Bilde von Carlo Crivelli entsinne, durch dessen Einwirkung doch auch sonst wieder das Meiste von diesem Werke bedingt ist. Wäre es verbürgt, daß die

---

uguale a Carlo, molto però vi si accostano, meno nello stile ch' è alquanto più secco, e per un colorito che non lo pareggia per la forza.

*) Der Verf. nennt dies Bild nach einer Urkunde vom J. 1484 eine Empfängniß. Könnte man den Ausdruck des Documents »cum noviter (1484) depicta Immaculatae Deiparae Virginis conceptionis imagine« urgiren, so dürfte diese Tafel nicht verstanden werden.

Tafel um 1463 zu setzen, so würden manche Schwächen eben in einer Jugendarbeit des Künstlers ihre Entschuldigung finden. Dem gleichzeitigen Ludovico Urbani aus S. Severino hat wohl mehr der Municipalpatriotismus, als begründete Kenntniß diese Arbeit beygelegt. Es war nicht schwer, von der Unrichtigkeit solcher Behauptung sich zu überzeugen, da in der Sakristey des Doms von Recanati eine durch die Unterschrift *) verbürgte Arbeit des Ludovicus erhalten ist die durchaus auf die Schule von Fuligno zurückweist, und einzelne Details abgerechnet (z. B. die Stellung der Madonna und ihr Gesicht, das kleiner, in den Theilen zusammengedrängter, dem Deliberatore verwandter ist) mit den schwächeren Arbeiten des Alunno verwechselt werden kann. — Der Vollständigkeit halber führe ich hier noch an, daß in der Kirche St. Francesco zu Sarnano und in dem Flecken Monte S. Martino (Diöcese von Fermo) sich noch andere Bilder von ihm befinden, daß er einige Opus Victoris Crivelli Venetus bezeichnete, und wenigstens noch bis 1501 thätig war.

Zu den Gold- und Silberarbeiten des funfzehnten Jahrhunderts, welche das letzte Kapitel nennt, läßt sich noch manches bedeutende Werk hinzufügen, das von unserem Verf. übergangen ward. In S. Severino besitzt die Kirche Madonna ai Lumi an einem Kreuze acht ganz ausgezeichnet schöne Niellos, vier auf jeder Seite, etwas über halbe Figuren, die mit dem Hauptgegenstande selber, dem Gekreuzigten und der Madonna gar nichts gemein haben, und hier zufällig angebracht sind. An einigen fehlt jetzt schon der schwarze Grund, an anderen ist er noch ganz wohl zu erkennen. Die langen Finger der Heiligen fallen bey Verzierungen der Art, die in die zweyte Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts gehören, und aus einer florentinischen Werkstatt kommen dürften, nicht wenig auf.

An einem ähnlichen, etwas kleineren Kreuze in der Sakristey der Domkirche von Osimo sind ebenfalls sechs allerliebste Niellos später hinzugefügt. Die lesende Madonna, den verkündigenden Engel, nebst einem anderen mit einem Buche, erkennt man auf der einen, Johannes den Täufer (dieser in etwas ordinärerer Weise), den Löwen mit einem Buche, den Ochsen mit seinem Evangelium, auf der andern. Alle, ganz besonders die Madonnen, rufen den Styl Pietro Perugino's zurück.

An den Kreuzen selber sind die Hauptgegenstände gewöhnlich der Gekreuzigte, im rechten Arm die Madonna, im linken Johannes, über ihnen Gott Vater, auch wohl Petrus mit den Schlüsseln, unter ihnen bisweilen Johannes der Täufer, oft aber auch eine Inschrift. Auf der Rückseite trifft man häufig Christus oder Gott Vater in der Mitte, segnend, mit der Weltkugel, oben und unten die Evangelisten, bald als halbe Figuren, bald in Symbolen dargestellt. Ein Werk der Art findet sich z. B. in Appignano, einem kleinen, ärmlichen Ort im Gebirge, einige Miglien von Ascoli; andere wurden mir in dortiger Umgegend in Capradosso, und Castignano genannt. Nicht immer ist das ganze Kreuz von Silber, oft sind es nur silberne Platten, die Holz bekleiden; das Relief ist im Allgemeinen sehr hoch gehalten, das Nackte in Silber, Haar und Gewandung in Gold dargestellt. Solche Arbeiten aus der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts tragen oft noch ganz das Gepräge des Trecento; man darf sich dadurch nicht zu voreiligen Schlüssen auf ein höheres Alter verleiten lassen. Für die bloß aus architektoni-

*) Opus Lodovici de Urbanis de Santo Severino. — Ricci kennt diese Tafel, und beschreibt sie S. 222, läßt die Sache selbst aber ganz unentschieden.

schen Theilen bestehenden Geräthe gilt dieselbe Beobachtung; bey den sehr zierlich gebildeten Weihrauchgefäßen sind in Form und Details nicht selten die Thürme des vierzehnten Jahrhunderts zum Vorbild genommen. Ein schönes Exemplar der Art aus feinem Silber sieht man ebenfalls in Appignano, andere von werthloserem Metall in Ascoli und im vaticanischen Museum. Außer einer Madonna mit dem Kinde kann als das bedeutendste Werk aus dieser Zeit die fast lebensgroße Figur des h. Emidio in der Sakristey des ascolanischen Domes genannt werden. Es ist eine statuarisch durchgeführte Schöpfung, ein Gesicht namentlich von trefflichster Modellirung. Als Bischof, segnend mit der Rechten, in der Linken den Hirtenstab von massivem Silber, mit Piviale, Mitra und Handschuhen ist er dargestellt, die Haare, wie gewöhnlich, vergoldet. Der Verschwendung an Ornamenten sieht man es an, daß es hier auf eine besondere Verherrlichung des Stadtbeschützers abgesehen war. Nicht nur zieren vier kleine Runds mit den Zeichen der Evangelisten seine Mitra, auf der Brust trägt er noch eine große Agraffe, auf der ein Papst einen vor ihm Knieenden segnet. Ich las am Fuße:

Ex quo libertas parta est Asculea cumque
Justitiae rutilans ensis in urbe foret
Sumtibus hoc sacre residentum atque ere catedre
Petri ≤ Francisci celte refulget opus *).

Florenz, im October 1838. Dr. Gaye.

(Der Schluß folgt.)

Blumenlese über das ethische Staatsprinzip.

Δ Leipzig.

Die Lösung einer der interessantesten Fragen für den fortschreitenden Zeitgeist unseres Jahrhunderts scheint sich eben in der gegenwärtigen Epoche vorzüglich herauszustellen, die Lösung der Frage nämlich: ob es für die Förderung der allgemeinen Wohlfahrt der Menschheit gut und zweckmäßig war, in der Lehre der Staatswissenschaft die Moral von dem Rechtsbegriffe zu sondern, den Staat gleichsam als ein für sich abgeschlossenes Rechtsinstitut zu betrachten, und lediglich auf die Handhabung des äußeren Rechtsganges zu beschränken.

Die in Leipzig erscheinenden gediegenen Jahrbücher der Geschichte und Politik, herausgegeben von dem (nunmehr verstorbenen) geheimen Rathe Heinrich Ludwig Pölitz, enthalten im zweyten Bande des Jahrganges 1837, S. 481 bis 502 einen besonders beachtenswerthen Aufsatz über die oben berührte Frage unter der Aufschrift: Was ist von ei-

---

*) Ricci nach Lazzari: Sumptibus hoc sacrae Residentum atque aere cathedrae, Petri Francisci Celte refulgit opus. Ex quo libertas parta est Asculea cumque, Justitiae Rutilans ensis in urbe foret 1487. — Die Jahrzahl ist aber nicht da Ricci erzählt im Text, daß dem Petrus, Sohn des Franciscus, dies Werk nach einem Dekret der Comune im J. 1487 übertragen ward. Vermuthlich hat es damit seine Richtigkeit; es müßte leicht seyn, das historische Factum, auf welches hier angespielt wird, zu ermitteln. Ich wäre sonst geneigt, ere catedre Petri zu verbinden, und das Zeichen ≤ entweder bloß als Andeutung einer Trennung, oder als et zu nehmen. Ist das Jahr 1487 verbürgt, so kann die Figur nicht zur Zeit Sixtus IV. entstanden seyn, wie mir aus derselben Quelle versichert wurde, der Ricci so manche lokale Nachweisung verdankt.

ner Rechtslehre und Politik zu halten, die wissenschaftlich oder praktisch von der Moral losgerissen ist.

»Ja es wird eine Zeit kommen,« sagt der Verfasser dieses Aufsatzes am Schlusse desselben S. 501, »wo Recht, Gesetz, bürgerliche Ordnung, mit Einem Worte der Staat selbst aufhören werden, als eine Beschränkung des Menschen zu erscheinen, vielmehr als nothwendige Bedingungen der rechten vernünftigen Freyheit sich ankündigen dürften. Mit der Einsicht, daß die Rechtsordnung dem Menschen nicht von Außen kommt, sondern ein Product seiner eigenen Vernunft ist, wird die Politik in den Kreis der Ethik zurückkehren, aus welchem sie entwichen war.«

Ist diese Vorhersagung ein leerer Traum eines wohlmeinenden Schwärmers oder ein frommer Wunsch, welchen die Leidenschaften des Menschen für immer unausführbar machen, oder nähern wir uns in der That einer Zeit, in welcher diese Vorhersagung zur Wirklichkeit werden soll? — Darüber können nur Thatsachen den richtigen Aufschluß geben.

Betrachten wir vor Allem unsere Zeit, wie sie ist, und wie wir sie so ziemlich treffend geschildert irgendwo gelesen zu haben uns erinnern:

»Die Bildung ist in Vielem höher und verbreiteter, als je zuvor. In Wissenschaft, in Kunst, im Verkehre hat man die Gränze der Wunder erreicht. Der Donner wird am Gängelstuhle geleitet wie ein Kind, der Dampf wird vor das Fuhrwerk gespannt wie ein Lastträger, und bringt ungeheure Last über Meer und Land. Der Mensch hat mehr denn je die Natur bezwungen. Sein eigenes Herz hat er nicht bezwungen. Eine ungezügelte Begierde zu gewinnen und zu genießen zeichnet unsere Zeit vor vielen anderen aus. Ein jeder Einzelne betrachtet sich mehr denn je zuvor als den Mittelpunkt im Weltgebäude, und die Art Abgötterey, welche sich selbst zum Gott hat, greift mit jedem Tage mehr um sich. In einer solchen egoistischen Luft müssen alle Blumen des höheren Lebens verwelken; der Glaube, in sofern er nicht schwärmt, wird eine Sage; die Liebe, außer sich selbst, wird ein Traum, und die Aufopferung eine Thorheit. So sitzt der Mensch einsam und verlassen in dem entlaubten, in dem vertrockneten Leben. Wollt ihr die Folgen hiervon wissen? Lauschet nur auf die Stimmen des Tages. Was hört ihr? Ein Geräusch von Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit, vom Norden bis zum Süden einen tiefen Seufzer durch das ganze bürgerliche Leben.

Indessen dürfte doch der unbefangene Beobachter unserer Zeit selbst unter diesen letzteren eben nicht tröstlichen Wahrnehmungen so manches hinter diesem düsteren Gemälde hervorbrechende Licht erblicken, das zu besseren Hoffnungen der Zukunft berechtigt.

Die Menschheit muß nun einmal, so wie der einzelne Mensch, gewisse Entwicklungsperioden ihrer Bildung durchlaufen; so wie das Kind und der Jüngling, bis sie die Laufbahn der thätigen Manneskraft und das Alter der Weisheit erreichen, in so manche Unarten und Verirrungen verfallen, allein durch spätere Erfahrungen und durch die Aufklärung ihrer Vernunft belehrt, dieselben alsobald wieder ablegen, und nur mit Beschämung auf dieselben in ihren reiferen Jahren zurückblicken, so verfallen auch die Völker der Erde — die gesammte Menschheit in ihren verschiedenen Entwicklungsperioden in so manche Unarten und Verirrungen, über welche in der späteren Folgezeit der ernste Griffel der Geschichte strenge richtet, und auf welche die nachfolgenden Völker und Ge-

nerationen, durch Erfahrung und Nachdenken belehrt, nur mit wahrem Bedauern zurückblicken.

In jenen großen, für das ganze Leben bedeutungsvollen nnd inhaltschweren Momenten, wo der Jüngling, so wie die jugendlich anstrebende Menschheit, an die Scheidungswege zwischen Recht und Unrecht, sittlicher Freyheit und Sclaverey der Leidenschaften, Tugend und Laster gelangt, erscheint jeder aufgeklärte Führer und Rathgeber, wenn er auch unseren fehlerhaften Neigungen und leidenschaftlichen Anlagen mit Kraft und Würde in den Weg tritt, und uns auf Pfade leitet, die uns anfänglich durchaus nicht gefallen, unserer Eitelkeit durchaus nicht schmeicheln wollen, als ein wahrhaft väterlicher Freund, dem wir in der Folgezeit nicht Dank genug wissen können, als ein Kleinod für die ganze Bahn des Lebens.

Was die Pädagogik für den Einzelnen und für das kurze Lebensalter, das ist Philosophie und Aufklärung für ganze Völker und Jahrhunderte.

War aber die Philosophie und Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts wirklich ein solcher Führer und Rathgeber auf der Bahn des Lebens der Völker, daß sie das neunzehnte Jahrhundert und die in demselben lebende Menschheit, als ihren wahrhaft väterlichen Freund, als ein sorglich zu bewahrendes Kleinod betrachten kann?

»Die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts,« sagt der als Gelehrter wie als Staatsmann, als Professor wie als nachheriger Minister in Frankreich mit den Verhältnissen unserer Zeit wohlvertraute Guizot in seiner akademischen Antrittsrede, als er an Tracy's Stelle als Mitglied der Academie der Wissenschaften in Paris gewählt wurde (1836), »hatte von dem Menschen nur eine unvollständige und kleine Idee. Sie hat das Edelste und Reinste in ihm, das Höchste und Schönste in seinem Loose mißkannt. Sie hat in ihm nicht jenes erhabene, unsterbliche, vom göttlichen Hauche beseelte Wesen gesehen, das bey seinem Durchgange durch dieses Leben zu einem göttlichen Werke mitwirkt, und anderwärts den Preis seiner Arbeit empfangen soll. Sie hat den Menschen hauptsächlich in seinen Beziehungen zu der materiellen und wirklichen Welt betrachtet, und da sie eine ihrem Wesen nach sociale, der Aufgabe, die irdische Lage des Menschen zu ändern, geweihte Philosophie war, so hat sie an ihm fast bloß die Seite, wodurch er an die Erde geknüpft ist, erforscht. So kam es, daß man gesehen, wie durch befremdliche Inconsequenz das Jahrhundert, das die Menschenwürde am meisten geachtet, vom Menschen am meisten erwartet, und für ihn die höchsten Forderungen gestellt hatte, — daß, sage ich, dasselbe Jahrhundert den Menschen in der Wesenreihe herabsetzte, dessen Natur verstümmelte, und die Größe seiner Stellung beynahe vernichtete.«

Von allen Seiten erheben sich nun gewichtige Stimmen gegen die Gefahren und Bedenken, welche von jenen Rathgebern und Führern des achtzehnten Jahrhunderts abschrecken.

Wie man in Frankreich selbst, von wo aus die sogenannte Aufklärung und Philosophie dieses Jahrhunderts ausging, ziemlich allgemein zu denken und zu urtheilen beginnt, schildert eben so bündig als treffend ein Recensent des Werkes: Philosophie de la Religion par P. Very. Paris 1838, in der Revue critique des livres nouveaux, rédigée par Joel Cherbuliez 1838, p. 224, dessen Ansicht hierüber wir hier wörtlich anführen:

»La religion,« sagt er, »poursuivie dans le siècle dernier

par les sarcasmes sanglans de l'ironie trop souvent confondue avec les abus, qu'y avaient introduits ceux qui l'exploitaient, et injustement accusée des crimes de ceux-ci, devient aujourd'hui l'objet des investigations les plus sérieuses de la part de tous les hommes, qui pensent. On comprend, qu'en repoussant les abus de l'église il ne faut pas attenter au respect, que commande la religion, et qu'en travaillant a épurer les croyances, ainsi que la morale, il ne faut jamais ébranler le sentiment religieux qui est le palladium de tout ce qu'il y a de grand et de noble chez l'homme. Les écrivains les plus opposés a la superstition adoptent maintenant un tout autre langage, que celui de Voltaire.«

In einem erst im Jahre 1839 ganz neu erschienenen Werke: Du travail intellectuel en France depuis 1815 jusqu'à 1837, welches in Frankreich sehr viel Aufsehen macht, sagt der Verfasser Amédée Duquesnel in der Vorrede S. IV—V:

En religion le besoin de croyance se fait vivement sentir. La fatigue du scepticisme est partout. Ce grand culte qui proclama l'égalité il y a dix-neuf siecles, obscurci quelque temps par la cupidité, et les passions des uns, par les haines avengles des autres, sort tout divin de ses sanglants orages.

Les philosophes qui soutiennent, que la philosophie peut suffire à un peuple, ne sont plus compris, et ne se comprennent pas eux-mêmes. Ils ont rêve une nation de savants et encore aux savants la philosophie ne suffit pas. Les meilleurs esprits reconnaissent la vérite du christianisme, et se prosternent devant cette religion, qui doit éternellement guider le genre humain dans ses voies laborieuses.

Man erstaunt über die Menge der neueren in diesem Werke citirten Schriften, welche, in diesem Geiste geschrieben, von politischen Schriftstellern aller Farben seit einigen Jahren in Frankreich erschienen sind.

Unter allen Stimmen jedoch, welche sich bisher für die Wiederherstellung des ethischen Prinzips im Gebiete des Lebens der Völker und Staaten, so wie im Bereiche der hierauf sich beziehenden Wissenschaft erhoben haben, hat bisher eine einzige diesen edlen Zweck nicht bloß aphoristisch herausgehoben, sondern in ein ganzes, vollständiges, in allen seinen Theilen zusammenhängendes Werk zusammengefaßt, und unter dem Titel: Versuch, die Staatswissenschaft auf eine unwandelbare Grundlage festzustellen, von einem Staatsmanne. Wien, bey Rohrmann und Schweigerd, 1835 — herausgegeben.

Wir gestehen es offen, daß wir anfänglich gegen diesen Versuch etwas mißtrauisch waren. Es drängten sich uns mehrere Bedenken gegen dieses von einem ungenannten Staatsmanne herausgegebene und zu uns nach Leipzig gelangte Werk auf. Wir fanden so viel Originelles, der Staatswissenschaft fremd scheinendes und Auffallendes bey dem ersten Ueberblicke dieses Werkes, daß es anfänglich unter den vielen Machwerken, womit unsere Messe jährlich überschwemmt wird, gleichsam unserer Aufmerksamkeit und ernsteren Prüfung entschwand.

Allein die Wahrheit und der Edelmuth der Gesinnungen, woher und von wem sie auch immer kommen, und so viele Vorurtheile ihnen auch immerhin im Wege stehen mögen, bleiben uns immer werth und theuer, wir werden uns immer von unserem Standpunkte aus die für das Interesse der Wissenschaften hochwichtige Aufgabe stellen, die litera-

rische Welt mit den ausgezeichnetsten Werken des menschlichen Genies bekannt zu machen, und wir glauben, um bey einem Werke, welches sich bey näherer Prüfung auf einen solchen Ruf der Gediegenheit empor gehoben hat, daß, wie bereits mehrere kritische Zeitschriften mit vollem Rechte bemerkten, das gedachte originelle Werk ohne Zweifel eine neue Aera im Gebiete der Politik und Staatswissenschaft begründen wird, nachdem wir es durch eine in dem LXXXVI. Bande dieser Jahrbücher enthaltene, anschauliche, umfassende und anziehende Zergliederung desselben und durch einen besonders interessanten Aufsatz in den neuen, hier herauskommenden Bülau'schen Jahrbüchern der Geschichte und Politik, Jahrgang 1839, aufmerksam gemacht, genauer gelesen und durchstudiert haben, die hochgeschätzten Wiener Jahrbücher in Anspruch nehmen zu sollen, um die gebildete Welt, die an den Fortschritten des menschlichen Geistes Antheil nimmt, mit den in diesem vortrefflichen Werke enthaltenen Grundsätzen bekannt zu machen, die schon deßhalb das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen, weil ihre Richtung dahin geht, das Staatsleben in allen seinen Verzweigungen zu veredeln, und auf den ethischen Standpunkt emporzuheben, ohne irgend einer politischen Verfassung oder Regierungsform feindlich in den Weg zu treten, oder für irgend eine derselben Partey zu nehmen.

»Keine Partey,« sagt der Verfasser selbst in dem Vorworte zu diesem Werke, »von irgend einer Farbe wird darin den Widerhall ihrer Lieblingsmeinung finden. Parteylichkeit und Leidenschaft sind und bleiben dem Prinzipe, dessen Anwendung auf die Staatswissenschaft ich versucht habe, ewig fremd.«

Der edle Verfasser dieses Werkes geht von der Haupt-Idee aus, die Grundlage der Staatswissenschaft vorerst auf die möglichst genaue Erörterung der Gesetzgebung der menschlichen Natur und des hieraus sich ergebenden Verhältnisses der menschlichen Gesellschaft zu stützen, die Gesetze der Natur und das höchste Vernunftgesetz, das Gesetz der Bruderliebe, der christlichen Liebe, auf dieselben anzuwenden, und erst auf dieser Basis die Hauptgrundsätze der Staatswirthschaft zu entwickeln. »Die Menschen leben in geselligen Verhältnissen,« sagt er S. 397—399, »die wir Staaten nennen, die Staaten in den Menschen. Staaten-Ideale, welche nicht auf die genaueste Kenntniß der Natur des Menschen gegründet sind, passen nicht für das wirkliche Staatsleben. Die Erfahrung unserer Zeit hat uns mehr als irgend eine vielfach gelehrt, daß ein jedes staatswissenschaftliche System, welches nicht auf die genaueste Kenntniß der Natur des Menschen gegründet ist, einen Staatenbau aufführe, der dem Hause des thörichten Mannes gleicht, das auf Sand gebaut, bey einfallendem Platzregen, bey Sturm und Wind einstürzte, und einen großen Fall veranlaßte.«

»Man hat den Bau der Staaten versucht auf dem sandigen Grunde der Hypothesen, und die Natur der Menschen übersehen. Man hat dabey zerbrechliche Materialien, die sogenannte politische Tugend, Ehre, Furcht zusammengetragen, hier auf den mit Abgründen erfüllten Boden der sogenannten Volkssouverainität, dort in die Luft auf die Theilung der Gewalten oder gar auf den unsicheren Grund der Willkürherrschaft gebaut, und durch äußere Formen und Verzierungen, welche zur Solidität des Baues nichts beytragen, das Ganze zu stützen versucht, und dagegen den Felsengrund des Naturgesetzes der Liebe vernachläßigt. Man hat übersehen, daß jedes Staatsgebäude, welches nicht auf diesem festen Grunde steht, früh oder spät unter den Stürmen der Zeit erliege.

Man hat übersehen, daß, wo das Gesetz der Liebe unter den Menschen vernachläßigt ist, die rohe thierische Natur, das Gesetz der Zerstörung, Haß, Revolutionsgeist, Tyranney und Kriegswuth die Oberhand behalte.«

»Ich bin dagegen bey meinen bisherigen Forschungen von der Ansicht ausgegangen, daß für das Staatsgebäude Menschen, hauptsächlich Menschen erforderlich sind; daß man dabey die Menschen in das Auge fassen müsse, wie sie sind, nicht etwa wie dieser oder jener abstracte Schriftsteller sich dieselben idealisirt hat. Ich habe die Natur des Menschen mit allen seinen Anlagen, Kräften und Vermögen, mit dem Guten und Bösen, was an ihm ist, mit seinen Reizen und Lüsten, mit allen seinen Eigenschaften und Bestimmungen dargestellt, eine Natur, welche bey allen ihren bewunderungswürdigen Vorzügen doch an und für sich zu schwach, unsicher und schwankend erscheint, um aus eigener Kraft und ohne den Beystand einer mächtigeren, stärkeren und sicheren Stütze sich in ihrer höheren Bestimmung aufrecht zu erhalten. Ich habe ferner die geselligen Verhältnisse des Menschen in Betrachtung gezogen, ich bin bis auf den Ursprung der Geselligkeit eingedrungen, ich habe die Geselligkeit der Menschen in allen ihren Beziehungen und Erscheinungen erörtert; ich habe gezeigt, wie die Wahrheit und Bestimmung der Geselligkeit innig mit der Natur des Menschen verflochten ist, und wie auch die Menschheit in ihrer geselligen Entwicklung an dieselbe Stütze gewiesen ist, wie der einzelne Mensch. Ich bin endlich in die Gesetze der Natur so tief, als es nur immer möglich war, eingedrungen, und war bemüht, in denselben den festen Baugrund auszuforschen, auf welchem allein es möglich ist und möglich wird, als unwandelbare Grundlage das Staatsgebäude dauerhaft aufzubauen. Auf jedem Blatte des großen Buches der Natur hat sich das Abbild jener mächtigen Stütze der Menschheit wiederholt, überall ein auffallender Zusammenhang des Ganzen zu dem gemeinschaftlichen Ziele des Einen und einzig Nothwendigen dargestellt« (S. 399).

Indem er das Gesetz der christlichen Liebe als das höchste Vernunftgesetz aufstellt, bemerkt er S. 381:

»Es frage sich nun jeder Mensch, der nicht ganz in Sinnlichkeit und Leidenschaften untergegangen, bey reifer Vernunft und empfänglich für die Stimme Gottes ist, wenn er auch bloß seiner Selbstliebe die Sorge für sein Wohlseyn auf Erden überlassen wollte: In welcher menschlichen Gesellschaft oder Gemeinde er vorziehen würde, sein Leben zu vollbringen? Ob in jener, wo nur Sinnen- und Erdenlust als das höchste Gut gilt, wo das Höhere, Edlere im Menschen, die wahre Seelenschönheit verkannt, verspottet, verfolgt wird, wo Menschenliebe als Thorheit verachtet, den rohen Trieben der Selbstsucht und des schnödesten Eigennutzes weichen muß, wo jeder für sich selbst so viel möglich verlangt, ohne sich um die Mittel zu bekümmern, wie er es erlangt, für Andere dagegen so wenig als möglich, und nur so viel thut, als seiner Selbstsucht fröhnet; wo Neid, Haß und Rache, und die ganze Brut der Leidenschaften vorherrscht; wo das Heiligste für nichts geachtet wird, das liebe Ich über alles; wo Ungerechtigkeit und Parteygeist auf den Richterstühlen sitzt, und Gerechtigkeit in Gefängnissen schmachtet? Oder in jener Gesellschaft, wo die Menschen blind und taub gegen die Stimme der Vernunft, sich vor Sonne, Mond und Sternen, vor Thieren vom Elephanten bis zur Maus, ja sogar vor Zwiebeln beugen, oder selbstgemachte Götzen von Metallen, Stein und

Holz verehren, ihrem Aberglauben blutige Menschenopfer bringen, Scheiterhaufen für unglückliche Witwen oder für sogenannte Ketzer errichten, oder wenn sie auch an Einen Gott glauben, anders Glaubende wie Hunde verachten, die Blutfahne über sie schwingen und sie mit eisernem Zepter unterjochen, wo Sclaverey und Despotismus, Finsterniß und Unwissenheit die menschliche Vernunft und Freyheit zur Dienerin der Sinnlichkeit und Willkür herabwürdigen? Oder endlich in jenen Gesellschaften, welche die Seelenreinheit, die Liebe des Höchsten und Vollkommensten weit allen irdischen Gütern vorziehen, in welchen Eintracht und die reinste Humanität die Mitglieder der Gemeinde zur gegenseitigen liebevollen Unterstützung, zur Förderung der allgemeinen Sicherheit und Wohlfahrt, zur Gründung der allgemeinen Zufriedenheit vereinen, wo Duldung, Milde und Mäßigung herrscht, wo kein finsterer Geist der Kopfhängerey unschuldige Freuden und Feste stört, wo die menschliche Freyheit kein Hinderniß als in der Ausübung des Unrechts findet, und wo mit Einem Worte das Gesetz der Liebe die Grundlage des Staates ist?«

Es leuchtet der Vernunft ein, daß dort, wo das Gesetz der Liebe die Grundlage des Staates wäre, wo dieses Gesetz nicht bloß dem Namen, sondern auch den Werken nach in der menschlichen Gesellschaft allgemein ausgeübt würde, es keine Feindschaft, kein Verbrechen, keinen Streit, keine Kriege mehr auf Erden geben, daß nur Eintracht, Gemeingeist, Ruhe und Frieden in den Gemeinden herrschen, der Widerstreit der irdischen Leidenschaften gedämpft und eine Geistesgröße begründet werden würde, welche selbst kein irdisches Unglück mehr zu erschüttern vermöchte. Ohne die Güter der Erde, die im Weltall vorhanden, nicht minder ein Werk und ein Geschenk des Schöpfers sind, wie Alles, was er geschaffen, und für deren Genuß er uns die Sinne verliehen hat, zu verachten, würde man ihren Genuß doch nur als vorübergehend, nicht als Hauptsache, nur als Nebensache betrachten. Man würde um das Niedere nicht das Höhere preisgeben, um irdische Interessen nicht Religion, Recht und Tugend bey Seite setzen. In der von dem Gesetze der Liebe beseelten Gemeinde würde der Zunder der Zwietracht, der Verleumdung, des Hasses, die Verfolgung der Unschuld und Schwäche, der Triumph des Unrechts und der Laster verschwinden, Heiterkeit, Frohsinn und allgemeiner Wohlstand würden den Pilgrim während seines Erdenwallens begleiten. Nur in jener menschlichen Gesellschaft, wo das Gesetz der Liebe vorherrschend ist, würde der Mensch schon auf Erden Glück, Ruhe und Zufriedenheit finden« (S. 383).

Höchst interessant hat der Verfasser den Beweis durchgeführt, daß im Christenthume allein Schutz gegen Despotismus zu finden sey. S. 444 — 445:

»Verbannt man das Gesetz der Liebe, worauf es gegründet ist, aus dem Staate, so wird man vergebens nach Freyheit und Gerechtigkeit streben. Räumt immerhin dem Volke das Recht ein, sich gegen den Mißbrauch der Gewalt mit gewaffneter Hand zu widersetzen. Es werden den vertriebenen Machthabern andere Machthaber folgen, welche die Freyheit gefährden und das Recht unterdrücken, wenn nicht der Geist der Liebe ihr Thun und Lassen beseelt. Das Volk selbst wird seine wahren Freunde verkennen, sie hassen und verfolgen, wenn nicht der Geist der christlichen Aufklärung seine Vernunft erleuchtet. Es wird sich zuletzt Alles im Reiche der Finsterniß umhertreiben. Es seyen nun mehr oder weniger Theilnehmer der Staatsgewalt vorhanden, es sey diese oder

jene Form menschlicher Einrichtungen und Gesetze eingeführt, man möge öffentlich schreyen können oder schweigen müssen, so wird immerhin in jeder Gesellschaft, aus welcher der Geist christlicher Liebe verbannt ist, Haß und Verfolgungsgeist, Unzufriedenheit und Parteygeist, Ehrgeiz und Ränkesucht, Ungerechtigkeit und Halsstörrigkeit, Unruhe und Unsicherheit vorherrschen. Man wird in den verschiedenartigsten Veränderungen der Regierungssysteme immerhin nur eine Partey mit der andern vertauschen, und die Parteyen selbst werden sich an Mißbräuchen der Staatsgewalt überbieten, bis endlich das Volk ermüdet, und lieber das Joch eines schlauen Machthabers erduldet, als unter den beständigen Fluctuationen der Regierungsumwälzungen das Daseyn zu verbittern. Im christlichen Staate dagegen kann Tyranney und Despotismus nirgends Wurzel fassen, die bürgerliche Freyheit ist gesichert, die Gesetze behaupten ihr Ansehen, die christliche Aufklärung verbürgt die öffentliche Ruhe und Sicherheit, und wollten ja hier und dort Tyranney und Despotismus ihren Spuk treiben, so finden sie keine Werkzeuge der Ausführung, denn die christliche Gesellschaft erkennt noch eine höhere Autorität als die Macht des Faustrechts, und fürchtet das Böse mehr als irgend eine Menschenmacht (»fürchtet diejenigen nicht, die zwar den Körper, aber nicht die Seele tödten können.« Math. X. 28), und die christliche Obrigkeit, wenn sie ja, da Irren menschlich ist, in Mißgriffe verfällt, hört jede freymüthige Gegenvorstellung der christlichen Unterthanen willig an, prüfet Alles, und behält nur das Gute.«

Als besonders beherzenswerth zur Zurechtweisung einiger in der neuesten Zeit erhobenen Bedenken gegen die Anwendbarkeit des im Christenthume enthaltenen ethischen Prinzips auf die praktischen Staatsverhältnisse wollen wir aus dem gedachten, Epoche in der Staatswissenschaft machenden Werke herausheben, was der Verfasser über die Einwirkungen des Christenthums auf den Zustand der menschlichen Gesellschaft sagt:

S. 471: »Aus den Finsternissen des Polytheismus, des Fatalismus und Anthropomorphismus, welche die Gottheit vermenschlicht, und die Menschheit zu einer von einem blinden Schicksal regierten Maschine herabgewürdigt, des Pantheismus und Materialismus, welche Gott zur Materie und die Materie zum Abgott gestämpelt, des Formalismus und Pharisäismus, welche die Religion zur Dienerin der Sinnlichkeit und Leidenschaft, zur Maske der Heucheley herabgezerrt haben (IV. 19), hat das Christenthum den Menschen emporgehoben zu dem Lichte der reinen Verehrung des allgegenwärtigen und allwissenden Gottes, zum heiligen Geiste der ewigen Wahrheit und Liebe (IV. 210).

Das Wort Gottes, in seiner vollen Reinheit gedacht und ausgesprochen, wird nun in christlichen Gemeinden zur Veredlung der Menschheit vernommen.

S. 472: »Fromme und milde Stiftungen, edelmüthige Sorge für Witwen und Waisen, Humanitätsanstalten aller Art zur gegenseitigen menschenfreundlichen Hülfeleistung, zur Erleichterung des Schicksals der Armen, der Greise, der Kranken und Gebrechlichen, liebevolle Behandlung der Jugend, Förderung ihrer sittlichen und geistigen Bildung, Werke der Menschenliebe sind die Früchte, woran man den Baum göttlichen Ursprungs erkennt, der vom geringen Samenkorne zur allgemeinen Erquickung herangewachsen ist.«

S. 472: »Das Prinzip der Milde und Sanftmuth, welches im Christenthume verkündet ist, hat den Geist der bürgerlichen Freyheit und

Mäßigung über alle Einrichtungen und Gesetze verbreitet, nach welchen die Ordnung in den christlichen Gemeinden gehandhabt, geleitet und ausgeübt wird, es hat selbst in den Feindseligkeiten der Völker gegen einander, in den Kriegen allmälich mehr Schonung und Mäßigung herbeygeführt, das wilde und rohe Kriegsrecht des Alterthums gemildert, und den Menschen auf die höhere Stufe seiner geistigen Würde und Selbstständigkeit erhoben.«

Was die hochgerühmte politische Freyheit der von einigen Staatsschriftstellern als Muster vollkommener Staatsverfassung gepriesenen heidnischen Freystaaten, aus dem höheren Standpunkte allgemeiner Achtung der Menschenwürde betrachtet, war, haben wir bereits (II. 81) angedeutet. Neben einer solchen chimärischen Freyheit bevorrechteter Bürger, welche überdieß von schlauen Volksmännern, von Parteyen und mächtigen Korporationen, von Feldherren und Eroberern oft und vielfach zur schmählichsten Tyranney herabgewürdigt wurde, schmachtete der größere Theil der Menschheit, aller Menschenrechte beraubt, unter den Fesseln der Sclaverey.

Das christliche Prinzip dagegen, durchaus jede Art von Sclaverey verwerfend, hat die Idee über die wahre Freyheit geläutert, dem Scheine der politischen Freyheit die Realität einer allgemeinen bürgerlichen Freyheit entgegengestellt. Die aufgeklärtesten Regierungen christlicher Staaten haben durch weise Gesetze Sclaverey und Leibeigenschaft, als der Vernunft selbst widerstreitend, aus ihrem Umkreise verbannt. Wer ihren Boden betritt, wird schon dadurch nach dem Gesetze frey, wäre er auch zuvor der Sclave eines Anderen gewesen. Jeder hat gleichen Anspruch auf den Schutz der Gesetze gegen Unrecht und Bedrückung. Jeder ist vor dem Gesetze gleich und frey. Noch befleckt zwar die Makel der Negersclaverey einige christliche Gemeinden; aber das Licht des Christenthums — seine sanfte und unwiderstehliche Gewalt — ist auch dort durchgedrungen. Fürsten, Machthaber und aufgeklärte christliche Staatsmänner haben sich in gerechtem Eifer dagegen erhoben. Die Vorurtheile der Selbstsucht und die Niedrigkeit der Gesinnungen mit ihrer ganzen materiellen Macht mußten über kurz oder lang der unüberwindlichen, unwandelbaren geistigen Kraft des Christenthums weichen. Unsere Nachkommen werden noch einst eine Zeit, eine glückliche Zeit erleben, in welcher kein Nacken unglücklicher Sclaven mehr sich unter dem Joche übermüthiger Herren und Dränger beugen, und jedes Menschenkind sich freuen wird, im Schooße freyer Mütter geboren zu werden.

Das Christenthum hat dem Stolze und dem Hochmuthe der Uebermächtigen Schranken gesetzt, und einer der schönsten Tugenden, der Mäßigung und Bescheidenheit, die Krone der Vollendung verliehen. »Wer sich selbst erhöhet, der wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet werden.« Luk. XIV. 11.

Achtung der Menschenrechte, Anerkennung der natürlichen Gleichheit vor Gott, Achtung der niedersten Stände, hat das christliche Prinzip eingeflößt. Wo es in seiner Reinheit Anwendung findet, bewegt sich Jedermann im Staate ungetrübt im Kreise seiner Angehörigen. Wo es unterdrückt wird, nehmen Feindseligkeit, Uebermuth, Unbescheidenheit, Gottlosigkeit und Elend überhand. Versöhnlichkeit, Demuth, Handeln im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung und auf eine bessere Welt lehrend, erfüllt es die Herzen der Machthaber mit Achtung und Liebe der Menschheit, wogegen hinwieder Gehorsam gegen Obrigkeit und Gesetz die schweren Pflichten der Regierung erleichtert. Das christliche Prinzip lehrt

die Fürsten, ihre Macht als ein ihnen von Gott anvertrautes Amt in der ganzen hohen Bedeutung anerkennen, und, indem es einen höheren, gerechten, alle Menschen mit gleicher Liebe umfassenden göttlichen Richter über uns alle verehret, der im ewigen Leben auch die Unthaten der Mächtigsten auf Erden bestrafen, so wie die Tugenden des Bettlers belohnen wird, ist es eine mächtigere Schutzwehr gegen Tyranney und Mißbrauch der Gewalt, als alle noch so künstlich ersonnene Formen der schwachen menschlichen Klugheit, welche der schlaue Bösewicht, der die unwissende Menge des rohen Pöbels am hinterlistigsten zu täuschen versteht, ungescheut benützt, um die Rechte der Menschheit, wenn er sie gleich heuchelnd im Munde führt, und damit vor den Unweisen der Welt gleißnerisch pranget, dennoch hohnlachend mit Füßen zu treten.

Den selbstsüchtigen Patriotismus der alten Staaten mit seinem bloßen Scheine edelmüthiger Größe hat das christliche Prinzip in einen die gesammte Menschheit mit Liebe umfassenden Geist umgestaltet, es hat die Härte des Heidenthums gegen den Fremdling gemildert. Wir behandeln den Fremdling nicht mehr als Barbaren. Alle christlichen Völker umschlinget Ein Band christlicher Civilisation.

S. 474. Der großen liebenswürdigen Hälfte des Menschengeschlechts, den Frauen, hat das christliche Prinzip jene ursprünglich angebornen Rechte und Vorzüge wieder eingeräumt, deren sie als das körperlich schwächere Geschlecht im verwilderten Zustande der menschlichen Gesellschaft von der überwiegenden Körperstärke des Mannes unterjocht, beraubt worden waren.

Durch die Heiligung der Ehe, durch die Befestigung der Monogamie, durch die Erschwerung der Ehescheidungen hat das christliche Prinzip eine der Würde der Menschheit und den Rechten der Frauen mehr entsprechende eheliche Verbindung eingeführt, das Schicksal und die Erziehung der Kinder verbessert, die stillen häuslichen Tugenden befördert, eheliche Treue, gegenseitige Hochachtung der Gatten, Mäßigkeit und Sparsamkeit, häusliche Eintracht und stilles Familienglück, diese Vorzüge des häuslichen Lebens vor den glänzenden Täuschungen auf dem öffentlichen Schauplatze würdigen gelehrt. Das christliche Prinzip hat den Frauen, als Gattinnen, Müttern, Töchtern, Schwestern, jene wichtige Stelle im häuslichen Leben eingeräumt, in welcher sie durch ihren feinen Tact, durch ihr zarteres Gefühl, durch Lebendigkeit der Phantasie und richtig urtheilende Vernunft die rauheren Sitten des Mannes gemildert, manche scharfe Seite einer verirrten oder überspannten Verstandesbildung abgerundet, und eine Wechselwirkung von Gedanken und Empfindungen hervorgebracht haben, welche eben so sehr Wildheit und regellose Leidenschaft, als menschenfeindliche Abstractionen der sanfteren Gewalt der Engelnatur weichen machen.

S. 475. Das christliche Prinzip hat die Ideen von Vaterland, Weib und Kind bey den edleren Völkern Europas vereint, und ihre reine Liebe zu den höchsten Tugenden entflammt; während bey den asiatischen Völkern die Herabwürdigung des Weibes zur Sclavin, zum Werkzeuge heimlicher Lust, und die Poligamie die Ränke des Serails, die Verworfenheit der Erziehung und die Schlechtigkeit des Despotismus erzeugte.

S. 475. Unter dem Schutze des christlichen Prinzips haben sich die freyen erwerbtreibenden Stände gebildet, deren Arbeitthätigkeit in den alten Staaten den Händen unglücklicher Sclaven anvertraut war. Wenn in den alten, auf Unterjochung und Unterdrückung der Nachbar-

völker gegründeten Freystaaten körperliche Kraft und Tapferkeit die Elemente einer rohen Selbstständigkeit und einer Art politischer Freyheit waren, und der zunehmende Wohlstand und Luxus ihren Ruin herbeyführten, so ist in den neuen Staaten, in sofern sie dem christlichen Prinzip folgen, Wohlstand, Freyheit und Sicherheit des Erwerbes, Förderung des allgemeinen Bürgerglücks und Fortschreiten in der geistigen Bildung eine Hauptbedingung der Staatskräfte.

Die Betriebsamkeit, Industrie, d. i. jener Grad der Arbeitsthätigkeit, der nach vernunftgemäßen rationellen Grundsätzen unaufhörlich dahin strebt, alle jene rohen, materiellen Stoffe der Erde, welche die göttliche Güte und Weisheit dem Menschengeschlechte in unerschöpflichem Maße und in unendlicher Bildungsfähigkeit zum Lebensgenusse dargeboten hat, zu diesem Zwecke zu verarbeiten, die Betriebsamkeit, welche der Quelle der verderblichsten Leidenschaften, dem Müßiggange, entgegenstrebt, und in steigenden Verhältnissen eine immer größere Masse von Staatsbürgern zur Arbeit und Thätigkeit hinleitet, die, je weniger sie durch Kriege und Revolutionen gestört wird, desto blühender gedeiht, die im Frieden und unter dem Schutz und Schirme der Gerechtigkeit weit umher Wohlstand und Ueberfluß verbreitet, die den Erfindungsgeist belebt, hat den eigentlichen Mittelstand im Staate gebildet, der, wo ihn nicht unchristliche Grundsätze in seiner moralischen Grundlage vergiften, wohlhabende, zufriedene und glückliche Geschlechter hervorbringt, nützliche Bürger, die nicht im Mißbrauche der Gewalt und in der Unterdrückung, sondern im allgemeinen Nationalglücke und Frieden, unter der Herrschaft weiser und milder Gesetze, in der Verschönerung und Veredlung des irdischen Lebens die Elemente ihrer gedeihlichen Existenz finden.

S. 476. Das christliche Prinzip hat in den christlichen Staaten ein allgemeines Streben nach höherer Vervollkommnung der Einrichtungen, in der Staatsgesellschaft den Wunsch nach der höchst möglichen Verbreitung des allgemeinen Glücks mächtig angeregt. Aber auch hier stimmen wieder Erfahrung und Geschichte mit der Natur und Wesenheit des höchsten Vernunftgesetzes überein. Wo jenes Streben durch wahrhaft christliche Grundsätze geleitet wurde, da sind viele und wichtige Verbesserungen in der Verfassung und Gesetzgebung der Staaten zu Stande gekommen, und haben tiefe Wurzeln in dem Staatsleben gefaßt, Ruhe, Sicherheit und Wohlstand verbreitet. Wo dagegen das christliche Prinzip in seinen Grundfesten erschüttert wurde, wo nur materielle Uebermacht und Unvernunft, der schwache menschliche Verstand sich die Herrschaft im Staate anmaßte, und durch leere Formen ohne reelle Grundlagen den Bedürfnissen der Gemeinden zu entsprechen wähnte, da zerstäubten viele und viele Einrichtungen im Staate, wenn gleich als Meisterwerke menschlicher Pigmäenweisheit von der blinden Menge ausposaunt, im eigenen Keime, wie Spreu im Winde, eine unausgesetzte Unruhe, ein fortwährendes Drängen nach Neuerungen, die doch immer wieder nicht befriedigten, bemächtigte sich der Staatsgesellschaft, und nimmer können solche Staaten Glück und Ruhe wieder finden, bis sie zum christlichen Prinzip wieder zurückkehren.

S. 477. Das Christenthum hat endlich die so oft und mannigfaltig verirrte menschliche Philosophie auf die Bahn der ewigen Wahrheit zurückgeleitet. Das Christenthum hat die wahre Lebensphilosophie begründet. So oft sich der schwache menschliche Verstand in den Räumen des leeren Denkens, des nichtigen Spieles mit Begriffen und Formeln

in Speculationen verlor, aus deren unnatürlicher Höhe er den Weg zu der Natur, Erfahrung, Geschichte und Wirklichkeit herab nicht mehr zu finden vermochte, bot sich das Christenthum als freundliche Wegweisung dar, welche den verirrten Verstand wieder zur Vernunft brachte. Die wandelbare Formalphilosophie des menschlichen Verstandes wechselt mit jeder Buchhändlermesse, wie die Mode der menschlichen Kleidung in jeder Jahreszeit. Die Realphilosophie des Christenthums trägt den Urtypus des göttlichen Geistes an sich. Unwandelbar, wie dieser, hat sie noch Jedem, dem es ernstlich darum zu thun war, Wahrheit und nur Wahrheit zu suchen und zu finden, einen sicheren Anker gegen die Stürme des Lebens, einen alle Räthsel der Weltereignisse und Lebensschicksale lösenden Schlüssel der Weisheit, und einen verläßlichen Compaß, um mit Ruhe dem geborgenen Hafen der Ewigkeit zuzusteuern, gewährt, was sonst keine menschliche Philosophie vermochte. Durch die christliche Lebensphilosophie wurde der menschliche Geist auf eine Höhe emporgehoben, welche ihm seinen göttlichen Ursprung und seine ewige Bestimmung mit einer folgerechten nnd übereinstimmenden Klarheit vor Augen stellt, die mehr als Alles, was je ein Mensch ersinnen konnte, die Wahrzeichen der geistigen Welt offenbarend, Licht über das Ganze verbreitet. Die menschliche Formalphilosophie läßt das Herz kalt und ermattet den Kopf. Die christliche Realphilosophie erwärmt des Menschen Herz und erleuchtet seinen Verstand. Tausende und Tausende christlicher Biedermänner, redlicher Staatsmänner, edler Freunde der Menschheit haben vollen Trost in Leiden, freundlichen Zuspruch in Freuden des Lebens, Stärkung selbst im Momente ihres Todes im und durch das Christenthum gefunden.«

Nicht minder wahr und eindringend sind in dem nachfolgenden Kapitel die Verhältnisse des Zeitgeistes zu dem Christenthume entwickelt, und die Einwürfe derjenigen glänzend widerlegt, welche aus den Mißbräuchen, die sich im Laufe der Zeiten durch menschliche Irrthümer eingeschlichen hatten, die reine Lehre des Urchristenthums verdächtigen wollen.

Der Verfasser bekämpft in diesem Werke mit standhaftem Muth und eindringender Kraft eine Masse von Vorurtheilen, welche nach Montesquieu's treffender Bemerkung abhalten, daß unsere Zeitgenossen sich selbst, das ist das Höchste und Edelste im Wesen der Menschheit erkennen. Mit Pölitz erkennt der Verfasser in der Entwicklung seiner Hauptgrundsätze der Staatswissenschaft die Handhabung der Gerechtigkeit, die Realisirung der Herrschaft des Rechts auf dem Erdboden als eine der Hauptgrundlagen aller wohleingerichteten Staaten. Allein er geht noch um einen Schritt weiter, und führt mit glänzender Beredsamkeit und unwiderstehlicher Ueberzeugungsgabe den Satz durch, daß der Buchstabe tödte, wenn ihn nicht der Geist belebe, und diesen Geist sucht und findet er in der Urphilosophie der Menschheit, in der reinen Sittenlehre des Christenthums.

Dieses Werk ist jedoch weit entfernt von irgend einer modernen pietistischen oder mystischen Richtung, oder von irgend einer Neigung zur Theokratie.

Sehr beherzenswerth ist, was er von der Trennung der Kirche vom Staate und über die Vermeidung aller gegenseitigen Ein- und Umgriffe derselben gegen einander bemerkt. Mit der Zurückführung der Staatswissenschaft auf das ethische Prinzip auf die Urphilosophie des Christenthums verbindet der Verfasser die aufgeklärtesten Ideen der wahren Fortschritte unserer Zeit, und tritt als ihr wärmster Lobredner auf.

Aufklärung soll allenthalben unter allen Ständen verbreitet werden (S. 519—530), in Staate soll nie Willkür, nur das Recht herrschen (S. 530—536). Die Industrie der Staatsbürger soll auf naturgemäßen Wegen allgemein angeregt und befördert werden (S. 536—543); alles Angenehme, Schöne und Nützliche im Staate, in sofern es nicht gegen höhere Zwecke anstößt, soll Schutz und Aufmunterung finden (S. 343—549), das Vielregieren soll beseitigt, die Freyheit des Nationalerwerbes geschützt, die Bildung gemeinnütziger Privatvereine begünstigt, eine einfache Städte- und Gemeindeordnung eingeführt, die Rechtspflege und Polizey, die Landesvertheidigung und das Abgabensystem vereinfacht werden (S. 555—578) Der Staatsklugheit empfiehlt der Verfasser Selbsterkenntniß, umsichtiges Vorwärtsschreiten in den Verbesserungen und Reformen, vorläufige Berathung neuer Gesetze durch erfahrene, verständige und uneigennützige Sachwalter, kluge Auswahl der Staatsdiener, Erforschung der Stimmung im In- und Auslande, und die Handhabung des Grundsatzes, daß nie der Zweck die Mittel heilige, schlechte Mittel immer verworfen werden sollten (S. 579—596).

Als Beleg der Freymüthigkeit, mit welcher der Verfasser schreibt, wollen wir hier als ein paar Beyspiele seine Ansichten über den Adel und über das Spionenwesen anführen.

»Nur die geistige und moralische Kraft,« sagt er vom Adel S. 285, »kann diesen Stand stützen und erhalten. Das Streben nach materieller Macht, nach Unterjochung und Unterdrückung der übrigen Stände durch empörende Vorrechte und ungerechte Ausnahmsrechte, und die Verachtung aller Religion und Sittlichkeit erregt den Widerstand der übrigen Stände, und bringt denselben in Mißkredit und Verfall. Es gibt noch etwas Edleres im Menschengeschlechte, als Wappen und Pergament, was edlen Geschlechtern Glanz und Würde verschafft.«

Dann S. 515 über das Spionenunwesen: »Um das Uebel zu bekämpfen, welches alle diese Keime der Unsittlichkeit erzeugt hat, haben einige Regierungen zu entgegengesetzten Uebeln ihre Zuflucht genommen. Aus der Hefe des gemeinen und vornehmen Pöbels wurden Ausspäher, Auflaurer, Anzeiger auserwählt, um die Spuren des Uebels zu entdecken. Das System der durch solche niederträchtige Organe bedienten Polizey erreichte seinen höchsten Kulminationspunkt in der Epoche des französischen Militärdespotismus. Das Verdienst des rechtlichen Mannes, das Heiligthum des inneren Familienlebens, die Dankbarkeit der Dienstboten gegen ihre Brotherrschaft, Freundschaftsverhältniß, Geselligkeit und Frohsinn, Wohlthätigkeit und Humanität, Vaterlandsliebe und Freymüthigkeit, mit Einem Worte: Alles, was es nur Edles und Liebenswürdiges im menschlichen Leben gibt, wurde der hämischen Mißdeutung, der Bosheit und Verleumdung des Parteygeistes preis gegeben — nichts, auch selbst nicht die reinste Sittlichkeit konnte sich vor der Gefahr geschützt finden, durch den bösen Geist des argen Systems besudelt zu werden. Durch das Unwesen des Spionensystems werden die Bande des Vertrauens und der Liebe zwischen den Regenten und den Regierten zerrissen. Mißtrauen, Haß und Verfolgungsgeist, dieses alle Ruhe und Sicherheit zerstörende Heer von Leidenschaften vergiften sodann das Staatsleben, und die Unsittlichkeit erfaßt immer tiefere Wurzeln in seinem Grunde und Boden« (S. 515—516).

Nicht allein dem Verfasser, auch der österreichischen Censur gereicht es zur Ehre, der Verbreitung solcher Grundsätze seinen Lauf zu lassen.

Wir ergreifen überhaupt mit Vergnügen diese Gelegenheit, um der im Auslande von den Revolutionären und ihren Anhängern so oft und heftig bekämpften österreichischen Regierung, welcher eine engherzige Politik mit so vielem Unrechte vorgeworfen wurde, während sie nur den Verirrungen unserer Zeit mit standhaftem Muthe und eiserner Consequenz in den Weg trat, volle Gerechtigkeit über die Reinheit und alle Leidenschaften besänftigende Tendenz ihrer Regierungsmaximen widerfahren zu lassen.

Wir unterschreiben mit wahrer Ueberzeugung den in dem oben erwähnten Aufsatze der Leipziger Jahrbücher über Oesterreichs Staatsgrundprinzip enthaltenen Satz, daß das Gesetz der Liebe kein erst durch Erfahrung zu erprobendes, sondern ein schon längst in Oesterreich erprobtes System ist; daß Kaiser Ferdinand der Gütige dieses System von seinem verewigten kaiserlichen Vater als heiliges Gut angeerbt, es durch große politische Akte der Milde und Humanität in neuerer und neuester Zeit in Italien, Deutschland und letzthin in Ungern bekräftigt hat, und es als das schönste Juwel der österreichischen Krone auf die späteste Nachkommenschaft vererben wird.

Endlich dient es uns auch zur vollkommenen Befriedigung, daß der bisher ungenannte edle Staatsmann (der k. k. österreichische Hofrath Anton Edler von Kraus (s. 3. Bd österr. National-Encyclopädie) sich in seinem späteren Werke: Geist der österreichischen Gesetzgebung zur Aufmunterung der Erfindungen im Fache der Industrie, Wien 1838, auch als Verfasser des hier besprochenen Werkes genannt hat, folglich auch über die Persönlichkeit desselben keine Bedenken mehr obwalten können, indem dieser verdienstvolle österreichische Staatsbeamte, welcher als n. ö. Regierungsrath und Studienreferent im Zusammenwirken mit dem rühmlich bekannten Regierungsrathe und nunmehrigen Direktor des k. k. polytechnischen Instituts in Wien, J. Prechtl, die Organisirung eben dieser Central-Anstalt nebst vielen andern gedeihlichen Reformen im Studien- und Schulwesen, und in den Stiftungs- und Humanitäts-Angelegenheiten, dann später als Referent der Commerz-Hofkommission und als Hofrath der k. k. Hofkammer, Finanz- und Commerzhofstelle viele wichtige Gesetzesentwürfe im Gewerbswesen, darunter vorzüglich die beyden Gesetze vom J. 1820 und 1832 über die Erfindungsprivilegien, mehrere wichtige Handels- und Schiffahrtsverträge, die Grundlegung der Reorganisirung des österr. See- und Consularwesens und viele gemeinnützige Anstalten und Einrichtungen in Oesterreich zu Stande brachte, in diesem Lande allgemein geachtet, und auch im Auslande nicht unbekannt ist.

O. R. R.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

[redacted]

Jahrbücher der Literatur.

Zwey und neunzigster Band.

1840.

Oktober. November. Dezember.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.



[redacted]

Inhalt des zwey und neunzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XCII.

Jahrbücher der Literatur.

Oktober, November, Dezember 1840.

Art. I. 1) Travels in Arabia by Lieut. *J. R. Wellsted*, F. R. S. indian navy, in two volumes. Vol. I: Oman and Nakab el Hajar; Vol. II: Sinai; survey of the gulf of Akabah; coasts of Arabia and Nubia. London 1838. I. Bd. 446 S., II. Bd. 472 S. Großoctav.

2) Etudes géographiques et historiques sur l'Arabie, accompagnées d'une carte de l'Asyr et d'une carte générale de l'Arabie; suivies de la relation du voyage de Mohammed-Aly dans le Fazoul, avec des observations sur l'état des affaires en Arabie et en Egypte, par *M. Jomard*, membre de l'institut de France, membre correspondant des académies royales, des sciences de Berlin, Naples, Turin et Madrid, et de plusieurs sociétés savantes, nationales et étrangères, officier de la légion d'honneur. Paris 1839. 272 S. Octav.

3) Voyage en Arabie, séjour dans le Hedjaz, — campagne d'Assir, accompagné d'une carte par *Maurice Tamisier*, l'un des auteurs du voyage en Abyssinie, ouvrage couronné par la société de Géographie. Paris 1840. 391 S. Großoctav.

Arabien sey uns gegrüßt! sey uns dreymal gegrüßt! als die Wiege dreyer Religionen, welche noch die Welt beherrschen, als der Mittelpunkt des Handels der alten Welt, als das Vaterland eines welterobernden Volkes, das seinen Glauben, seine Schätze, seine Weisheit nach dem äußersten Osten und Westen verpflanzt, das seine Waffen bis nach den Ländern jenseits des Oxus und nach Andalus, bis an die kaukasischen Pforten und an die maldivischen Inseln getragen, das sich durch persische Kultur sittigend und durch griechische Wissenschaft aufklärend, die Fackel seiner eigenen Kultur und Wissenschaft an den Ufern des Tigris und des Guadalquivir zugleich aufsteckend, einen Theil der Schätze der Natur und des Wissens aus Aegypten und Indien geholt, und handelnd und erobernd bis in den äußersten Westen, bis an die Säulen des Herkules und Betica, und von da und durch die Kreuzzüge über Europa verbreitet hat. Dreymal sey uns die arabische Halbinsel gegrüßt, als ein Vaterland der Propheten, als ein Wunderland der Natur, als eine noch größtentheils von Reisenden unerforschte Oasis, auf einer Seite von der großen Sandwüste, auf drey anderen von der salzigen Wüste des Meeres umgeben, jene nur von dem Kamehle, als dem Schiffe der Wüste, diese von dem Schiffe, als dem Kamehle des Meeres, durchschnitten. Forschungsgeist und

[illegible] Italien und Griechenland, den klassischen Boden [illegible], längst ausgebeutet; die Reisebeschreibungen [illegible] und Aegypten werden bald eben so zahlreich seyn, [illegible] der Touristen auf dem Continente; selbst über Per[illegible] und [illegible] ist Neugierde und Wißbegierde in der jüngsten [illegible] neuen Reisebeschreibungen, statistische und ethnographische Werke zur Genüge befriedigt worden; nur Arabien ist noch größ[illegible] ein unentdecktes Land, eine vom Natur- und Alter[illegible]forscher noch größtentheils unausgebeutete Fundgrube, aus der auch große Schätze geographischen und historischen Wissens zu Tage zu fördern sind. das Land ist so wenig bekannt, die Reisen dahin sind mit so viel Gefahren verbunden, daß jede Reisebeschreibung, jeder wissenschaftliche Bericht über Arabien das höchste Interesse des Liebhabers von Reisebeschreibungen und des wissenschaftlichen Forschers in Anspruch nehmen muß. Während die Literatur der Reisebeschreibungen in die Türkey, nach Syrien und Aegypten bald eine unübersehbare seyn wird, lassen sich die Reisebeschreibungen und die wissenschaftlichen Werke über Arabien leicht auf den Fingern der Hand abzählen, denn beyde zusammen betragen kaum ein Dutzend. Nach Niebuhr, dem eigentlicher Entdecker Arabiens, waren bisher nur die Deutschen Burckhardt und Seetzen, der Franzose La Roque [1]) (der Zeit nach der Vorgänger Niebuhr's), der Engländer Irwin [2]), der Spanier Leblich [3]) als Reisebeschreiber zu nennen. Nicht größer ist die Zahl der wissenschaftlichen Werke, welche sich die geographische Beschreibung Arabiens zu besonderem Ziele vorgesteckt. Abulfeda's Beschreibung ist von Rommel, so weit seine Quellen und seine Kenntniß des Arabischen reichten, auf das befriedigendste erläutert worden. Die Orientalisten Silv. de Sacy [4]), Johannsen [5]), und Weyers haben ihren Uebersetzungen der Geschichten Jemens und Mengin seinem Memoire über die Karte Nedschd oder Centralarabiens [6]) ein erläuterndes Verzeichniß geographischer Namen beygefügt, deren Zahl aber, wie das Verzeichniß der von Rommel gegebenen, nicht mehr als ein Paarhundert beträgt; endlich hat Berghaus

---

1) Voyage de l'Arabie heureuse. Amsterdam 1716.

2) Voyage à la mer rouge sur les côtes de l'Arabie. Paris 1792.

3) Travels of Ali Bey. London 1816.

4) Im vierten Bande der Notices et extraits.

5) Historia Jemanae. Bonnae 1818.

6) Sur la carte du pays de Nedjd ou Arabie centrale im zweyten Bande S. 549 der Histoire de l'Egypte sous le gouvernement de Mohammed-Aly. Paris 1823.

in seinem Geo-Hydrographischen Memoir zur Erklärung und Erläuterung der Generalkarte von Arabien und dem Nillande die Kritik dessen, was die Geographie bisher über Arabien geleistet, gegeben. Von den Quellen orientalischer Geographie, deren größte Schätze doch in den Bibliotheken von Paris, Oxford, Leyden, Petersburg und Kopenhagen (denn diese beyden letzten sind auch im Besitze des großen geographischen Wörterbuches Jakut's) aufgespeichert sind, ist bisher, außer Abulfeda, nur das Wenige, was Ibn Batuta [1]), Ibnol Werdi [2]), Bakuji [3]) und Idrisi [4]) über Arabien melden, bekannt geworden. Der Inhalt des Dschihannuma, welches Maltebrun ein paarmal nach der auf der Bibliothek zu Paris befindlichen Uebersetzung citirt, ist bisher so gut als gar nicht benützt worden, da jene Uebersetzung nicht viel besser zu seyn scheint, als die ihrer vielfältigen Fehler willen dem Geographen Nichtorientalisten keineswegs zum Gebrauche anzurathende Uebersetzung Norberg's [5]); noch weniger aber sind bisher die drey geographischen Wörterbücher Jakut's, welche die reichste Fundgrube orientalischer Geographie, benützt worden, nämlich: das Moadschimol-boldan, d. i. das große geographische Wörterbuch; das Meraßidol-ittilaa, d. i. die Warten der Einsicht, welches ein von Sojuti aus dem großen Wörterbuche Jakut's verfertigter Auszug [6]), und das Moschterik, d. i. das Wörterbuch geographischer Homonyme, welches in 1091 Artikeln 4256 Namen von Oertern enthält, und wovon der Inhalt im Anzeigeblatte dieser Jahrbücher [7]) zuerst bekannt gemacht worden ist.

Bey bisheriger so oberflächlicher Bekanntschaft mit den orientalischen Quellen und der so kleinen Zahl von Reisebeschreibungen über Arabien und von geographischen Werken über dasselbe sind die drey vorliegenden, deren zwey Reisebeschreibungen und eines ein ethno-geographisches, über Arabien von so größerem Werthe, als sie alle drey wirklich Neues und Unbekanntes zu Tage fördern, indem Tamisier, welcher den Arzt einer,

[1]) Travels of Ibn Batuta. London 1829.

[2]) Perle des merveilles im zweyten Bande der Notices et extraits.

[3]) Ebenda S. 386 unter dem irrigen Namen Yakoub statt Bakuji.

[4]) Géographie d'Edrisi, traduite de l'Arabe en Français par P. Amadée Jaubert. Paris 1836.

[5]) Gihan Numa geographia orientalis. Londini Gothorum 1818.

[6]) Die Inhaltsanzeige desselben in Hamaker's Specimen catalogi. Lugduni Batavorum 1820, p. 67 — 113.

[7]) LXVII. Bd. 45 S.

[illegible] Worten, selbst der gewöhnlichen, eine sehr affectirte, indem z. B. das allbekannte Wort Scheich durchaus als Cheikh geschrieben ist, als ob sich in dem Worte ein K befände, während die Aussprache des arabischen Ch nur eine verstärkte des gewöhnlichen ³). Wir werden einige solcher Beyspiele von Irrthümern oder irriger Aussprache nur nebenbey bemerken, und übrigens aber bey der Reisebeschreibung selbst nicht lange verweilen, da sie außer der von Jomard in größerem Maßstabe und in verbesserter Ausgabe kund gemachten Karte von Asir und der Beschreibung dieses Districtes, der Küste von Hidschas, nicht viel Neues bringt. Die auf dieser Reisekarte Tamisier's zwischen Mekka und Medina gegebenen neuen Oerter bezeichnen einen von der Pilgerstraße ganz verschiedenen Weg, denn jene

---

¹) Hidschas nicht Hedschas ist die wahre Aussprache, da der Vokal des H Kesr und nicht Feth.

²) Hr. Jomard sagt in einer Note S. 28, daß der Name Asir nach der auf der Bibliothek zu Paris befindlichen türkischen Uebersetzung des Dschihannuma in demselben vorkomme; dieß muß ein Schreib- oder Lesefehler oder anderer Irrthum seyn, indem in der Beschreibung Arabiens des Dschihannuma das Wort Asir gar nicht vorkommt.

³) Aus derselben Ursache wie Hidschas, muß auch Tihame gesprochen werden, da der Vokal Kesr.

läuft näher der Seeküste über Bedr und Rabigh, welches Hr. T. Rabokhr schreibt. Neu ist auch die Folge der Oerter der vom Verfasser über Dschidde *), Taif und Akik, und dann wieder herunter gegen die Küste nach Menadhir und Nufeide eingeschlagenen Straße. Keine dieser beyden Straßen befindet sich unter den von Hadschi Chalfa im Dschihannuma gegebenen sechs, sie sind also eine wesentliche Bereicherung der Geographie Arabiens, so wie die Namen aller anderen im Verfolge der Reise genannten Oerter, Stationen, Brunnen und Stämme. Mit der Uebersetzung der arabischen Wörter hält es der Verfasser nicht eben genau; so z. B. übersetzt er (I. p. 16) Allah-Kerim mit Dieu est magnifique, während es Gott ist gnädig heißt; die bekannten Quellen des Moses am rothen Meere erklärt er für eine Art artesischer Brunnen, espèce de puits artésiens que l'habile législateur des Juifs sut rendre féconds en pratiquant une ouverture avec sa baguette. Da Hr. T. Cheikhr statt Scheich und Rabokhr statt Rabigh schreibt, so ist es nicht zu wundern, daß er auf der folgenden Seite auch den Niebuhr's in Nieburn verwandelt; so schreibt er auch Jambo-el-Nakhral statt Jenbuu-el-nachl, d. i. das Jenbun der Palme, und den arabischen Namen Eva's (S. 73) Eouan statt Hawwa: was aber noch viel ärger, ist, daß S. 89 gar das von französischen Droguisten erfundene und für ein arabisches ausgegebene Wort racahout wirklich als eine arabische Spezerey aufgeführt wird, während dasselbe nichts als ein Firlefanz von Pariser Apothekern, deren zwey vor ein Paar Jahren sich vor Gericht um die Ehre der Erfindung in den Haaren lagen, wie dieß in der Gazette des tribunaux ausführlich zu lesen war. Wir lernen vom Verfasser, daß alle in dem Weichbilde Mekka's gebornen Moslimen mit drey tiefen Einschnitten an die Wange und an den Schläfen gezeichnet sind; nach der dem Verfasser von einem Araber gegebenen Auskunft soll dieser Gebrauch von einer Verordnung Sultan Selim's (vermuthlich des Ersten) herrühren, um dadurch den früher von Pilgerkarawanen häufig begangenen Raub mekkanischer Kinder einzustellen. Daß der Schleyer arabischer Frauen Burkaa heißt, ist aus Reisebeschreibungen so ziemlich bekannt; so heißt auch der Vorhang vor dem Thore der Kaaba; Lane schreibt denselben Boorcko, Hr. T. macht aber (S. 98) borgos daraus, was wohl der Name von Dörfern in der Türkey (das griechische *πυργος*), aber keineswegs der Name des Schleyers. Nach die-

*) Nicht Djeddah, da hier der Vokal Kesr nach dem Meraßid und Kamus.

sen Beyspielen kann Rec. auch nicht verbürgen, ob der Name arabischer Schiffe mit lateinischen Segeln im rothen Meere, wie der Verfasser (S. 118) sagt, wirklich Baglas sey. Zu Dschidde besuchte er das Grab Eva's, welches in der jüngsten Zeit die Wehhabiten erneuert haben. In der Nähe der Grabstätten Dschidde's sind die Wohnungen der Neger Tekruri, aus dem jenseits von Darfur gelegenen Bornu.

»Während ihrer Pilgerschaft verkaufen sie Wurzeln und Spezereyen ihres Landes; sie vertheilen Amulette, welche von den Negern alle Arten von Krankheiten abwehren, und machen Liebestränke; mehrere derselben sind Scheiche und können schreiben; einige Verse des Korans, auf ein Stück Pergament geschrieben, bringen ihnen gute Trinkgelder ein zur Bestreitung ihrer Reisekosten. Von Kurdufan gehen sie nach Kartum oder Dongola, sie erreichen dann Mazawe durch Abyssinien oder Sewakin (Souakem), oder durchschneiden die Wüste der Bischarri; in den Meerhäfen nimmt man sie umsonst in den Schiffen auf, und landet sie zu Dschidde.« — »Oft befinden sich Weiber unter ihnen, die man aber selten etwas anderes tragen läßt als Kürbisse, die zu ihrem Gebrauche mit Wasser gefüllt sind. Die Bewohner der Oerter, wo sie durchziehen, hüten sich, vereinzelt ihnen in den Weg zu kommen, denn die Tekruri machen sie zu Sclaven, und zwingen sie, sich mit einem Theile ihres Gepäckes zu beladen. Diese Neger haben mit diesen unglücklichen Trägern kein Mitleiden, sie müssen ihre Last tragen, bis sie erschöpft zu Boden fallen. — Nach vollendeter Pilgerschaft lassen sich die Tekruri in den vorzüglichsten Städten von Hidschas nieder, wo sie die niedrigsten Gewerbe treiben, zu denen sich kein Araber hergeben möchte, und bey denen sie so zum Viehe herabsinken, daß sie vom Menschen fast nichts als die Gestalt behalten.«

Nach den Tekruri's schildert der Verfasser eine zweyte Rasse von Fremdlingen, die sich in Dschidde angesiedelt, nämlich die Eingebornen Sewakin's, mit den folgenden Worten:

Da ich von den Tekruri's geredet, so seyen noch einige Worte über ein Volk gesagt, das eben so stolz und unabhängig, als jene demüthig und unterthänig; ein Schlag eleganter Menschen, welche nachlässig die Gassen und Basare der Stadt durchschlendern, und sich gravitätisch in den Serirs (Sitzen) der Kaffehhäuser installiren. Ihre Figur ist von der der Araber ganz verschieden, und der Umriß ihres Gesichtes eher rauten- als eyförmig; ihre Nase ist gebogen, ihr Kinn gespitzt, ihr Auge das des Adlers, eben so stolz als mild, von einem Ausdrucke, der ein unbegreifliches Gemische von Güte, Nachläßigkeit und Stolz. Das Weiße ihres Augapfels ist von einer außerordentlichen Reinheit und Klarheit, und gibt ihrem Blicke einen unvergleichlichen Glanz; der Mund ist von mittlerer Größe und die Zähne von außerordentlicher Weiße; ihre Glieder sind dünn und gelenkig, aber stark und voll Sehnenkraft; ihr Kopf von einem Walde langer, krauser, rabenschwarzer Haare umschattet, die hinter dem Nacken sich kugelförmig lagern, und von denen ein ungeheurer Büschel sich über der Stirne erhebt. Dieser Haarputz ist mit Sorgfalt geflochten, und in eine unendliche Menge symmetrisch neben einander liegender Flechten geordnet; darin steckt ein kleines, sechs Zoll langes Stäbchen, dessen sie sich bedienen, um die Flechten, die in Unord-

nung gerathen, wieder zu ordnen. Sie schmieren die Haare mit Butter oder anderem Fette, um sie geschmeidiger zu machen, und wenn sie schlafen, legen sie den Kopf auf ein hölzernes Kissen, um dieselben nicht so oft kämmen zu dürfen. Dieser Haarschmuck ist durch seine Originalität merkwürdig, da er aber seiner Steifheit willen immer dieselbe Lage behält, so entbehrt er der Beweglichkeit, in welcher die Schönheit des Haarschmucks der kaukasischen Rasse besteht. Diese fremdartigen Menschen sind die durch ihre Handlungsgeschäfte nach Dschidde gezogenen Bewohner S e w a k i n's. Dieser Menschenschlag, der eine hohe Meinung von sich selbst hat, wandelt gravitätisch unter den Unglücklichen, womit die Gassen Dschidde's überfüllt sind, herum, ganz allein unter der umgebenden Traurigkeit heiteres Ansehen bewahrend; ihre Kleidung einfach, aber elegant, hat immer das Aussehen von Reinlichkeit, welches ihren größeren Wohlstand und ihre höheren Verstandeskräfte bezeichnet. Sie tragen Schuhe oder Sandalen wie die Bewohner Dschidde's, aber kleinere, coquette, mit einem zwey Finger breiten Lederstreife, welcher unter der Wade beginnt, ober dem Fuße hinläuft, und einige Linien vor den Zehen vorsteht; ihre Lenden sind durch einen ledernen Gurt zusammengehalten, und sie werfen über ihre Schultern ein weißes Tuch, welchem sie tausendfachen, aber immer anmuthigen Faltenwurf geben. Ihre Figur und ihr Gang verrathen edle Gesinnungen, und die Schattirung von Stolz, die sich darein mischt, kömmt von der Gewohnheit, den Sclaven, mit denen sie Handel treiben, zu befehlen. Es gibt kein Beyspiel, daß einer dieser von ihrem Lande entfernten Menschen zum Betteln gebracht worden. Im Inneren ihres Vaterlandes sind sie frey, aber die Stadt Sewakin gehorcht einem türkischen Statthalter des Pascha von Aegypten, der wie dieser heute M o h a m m e d A l i heißt. Diese Fremden handeln zu Dschidde mit Getreide, sie bringen auch B a l l a s (eine Art von Krügen) mit Butter in einer Menge, welche den Bedarf von drey Viertel der Bevölkerung deckt. Ihr Land hat Ueberfluß an sehr geschätzten Dromedaren; sie schicken dieselben zur See hieher, oder sie senden sie zu Lande längs der Küste des rothen Meeres gegen Aegypten bis nach K o ß a i r.«

Ueber Mekka und die Kaaba, die der Verfasser nicht gesehen, hat er bloß die Beschreibung Burckhard's abgeschrieben, und auch hier die C h a d i d s c h e, die Gemahlin des Propheten, in eine Khradiga verwandelt *); so macht er aus K a r i j e t, welches aus Jaubert's Verzeichniß ägyptischer Oerter als D o r f bekannt genug ist, D s c h e r i j e t, und schreibt statt K a r i j e t e s c h - S c h e i c h (S. 232) Djeriet es Cheikhrs; der Name der

---

*) Um sich von der Fehlerhaftigkeit der Aussprache und Schreibweise des Verfassers zu überzeugen, darf man nur die auf seiner Reisekarte angegebenen zwey letzten Stationen der Pilgerstraße von J e m a m e mit der von Idrisi (in Jaubert's Uebersetzung S. 155) und mit der im Dschihannuma (S. 544) gegebenen vergleichen; sie heißen auf seiner Karte Dattrak und Oum-el-hamal, während sie S a t i r k, d. i. das Schweißbegabte, und B o s t a n B e n i A a m i r, d. i. der Garten der Beni A a m i r, oder wie bey Idrisi I b n A a m i r heißen sollten.

[illegible]

[illegible]

Charakteristisch, wenn auch vielleicht nicht wirklich wahr, ist die folgende Rede eines über sein Kameel erbosten Arabers an dasselbe:

»[illegible]! Jude! Christ! hast du vergessen, daß du von einer verfluchten Rasse kommst, und daß du mein Sclave? Weißt du, daß ich dich in diesem Augenblicke tödten kann, ohne daß Jemand das Recht hat, sich meinem Willen zu widersetzen? Ich werde wider deine Faulheit und deinen übleren Charakter den göttlichen Zorn anrufen: ich werde deinen [illegible] des [illegible] deines [illegible] Vergehens und deiner Faulheit überliefern: ich werde der [illegible], der dich [illegible]. Um dich für deine Bosheit zu strafen, wird dich Gott den Raubvögeln zur Beute geben. Weißt du wohl, daß ich die Stütze deiner Familie und der Vater deiner Kindheit war? Es ist dir nicht unbekannt, daß ich alle Arten von Opfer gebracht, um dich in den Zustand zu bringen, worin du dich befindest. He! welches Kameel trägt auf seinem Rücken unter seinem Sattel [illegible] Federbusch? hast du vergessen, daß ich Amulette gekauft, um dich vor dem [illegible] Auge zu bewahren, um dich ohne Unglück einem beneidenswerthen Alter entgegen zu führen? Aber treuloser Giaur! ich sehe, daß alle meine Wohlthaten verschwendet sind, und daß du ein Ehrloser bist. Möge Gott der Richter dir eine Kugel ins Auge und eine andere in den Bauch oder ins Hirn senden! Mögen die Hunde deine Leber auffressen! Möge venerische Krankheit dich zu Grunde richten! Mögest du entmannt werden, damit deine verfluchte Race mit dir erlösche! Denn es ist eine Schande für mich, daß du am Leben bist, und noch eine größere für dich, geboren zu seyn! Diebsgesicht! Heide! deine Ahnen und deine Nachkommen seyen verflucht!«

Die alten Denkmäler von Taif sind von den Wehhabiten zerstört worden, es ist nur die Moschee von Ebul Abbas

übrig, 100 Schuh lang, 60 breit, in deren Innerem eine von den Wehhabiten verschonte Säulenhalle herumläuft. Da die Moschee ohne Kuppel, so sind der Boden und die Betenden allem Ungemach des Wetters ausgesetzt. Das Grabmal des Stifters Ebul Abbas überragt alle anderen Grabmale, welche am Freytage von Frauen besucht und bekränzt werden. Noch hat Taif eine kleine Moschee Laade und zwey Kapellen Sawije. Zu Taif wurde vor Mohammed das Götzenbild el=Lat (die Ἀλιλὰτ Herodot's) angebetet, welches Ebu Sofijan zerschlug. Wasserabzüge in hölzernen Röhren befreyen die Stadt von stehendem Wasser. Die Häuser werden jährlich geweißt, und das Thor mit rothen Stiegen rechts und links bemalt. Die Häuser der Reichen sind mit Muscharabije [1]) (Fensterverzierungen saracenischen Styles) geschmückt, welche bey den Häusern der Armen durch Ziegelreihen mit Luftlöchern ersetzt werden. Ein einziges altes Haus zu Taif ist noch als Muster saracenischer Architektur übrig; jede der Muscharabije desselben hat einen größeren Aufwand von Arbeit und Talent erfordert, als alle heutigen Wohnungen zusammen. Der Berg, auf welchem die Stadt Taif steht, und welcher nach den Pflanzen, die darauf wachsen, zu urtheilen, dreytausend Fuß hoch seyn soll, heißt Ghaswan [2]). Taif ist der Garten von Hidschaf, hier gedeihen Feigen, Sykomore, Maulbeer=, Aprikosen=, Pfirsich=, Mandel=, Pflaumen=, Aepfel=, Birnen=, Granatenbäume, die Banane, die Palme und der Nebak (Ziziphus lotus). Von Gemüsearten: Kürbisse, Melonen, Wassermelonen, Gurken, Paradeisäpfel, Zwiebeln, Pfeffer, Melongenen, Bamia (Hibiscus esculentus) und das in Aegypten so berühmte Suppenkraut Meluchije. Der Verfasser sah hier mehrere Windhosen, welche den Staub als umgekehrten Kegel in die Höhe wirbeln, wie auf dem Meere das Wasser. Die Kamehle Taif's sind von einem eleganten, starken, auf's Bergsteigen eingeübten Schlage; da sie sich von würzigen Gebirgspflanzen nähren, so ist ihr Fleisch besser als das der Kamehle von Tihame; sie sind in Hidschaf wie in Aegypten einer Art von Wuth unterworfen, die sich durch ein außerordentliches Jucken am Fuße ankündet, und sie in wenigen Tagen, oft in wenigen Stunden hinwegrafft. An Thieren sah der Verfasser während seines Aufenthaltes zu Taif: Gaselen, Affen, Schlangen, Nattern, Eidechsen, Geyer, Raben, Sper=

---

[1]) Soll vielleicht Mosteaaribe heißen; in Lane's Verzeichniß findet sich kein ähnliches Wort.

[2]) Mit dem zweyten Buchstaben ruhend, heißt es im Meraßid, und folglich nicht Ghrazouan.

Länge und den Vogel Nugri mit schwarzem Kopfe, grauem und weißem Bauche, in der Größe eines Sperlings, Ameisen, Bienen, Heuschrecken, Libellen, Kanthariden, Skarabäen und Tarantela. Eine halbe Stunde nördlich von Taif ist das Dorf el-Ahi, von fleißigen Landbebauern bewohnt. Im Dorfe el-Hamle, zwanzig Minuten von Taif entfernt, sammelt ein dreyhundert Schritte langer Damm das Wasser eines Bergstromes zur Bewässerung der Felder, ein größeres Wunder arabischer Kultur, als das der Ghafele, dessen Legende zu Matmen el-Ghafele in Stein gehauen zu lesen seyn soll. Unmittelbar vor Taif ist Wadi Moharrem (Oadi-Mohram), wo die Pilger den Pilgermantel annehmen; dann die Tafelebene el-Hede[1]), welche bey Burckhardt Dschebl Kora heißt. Die Einwohner von el-Hede machen ihren Zunder von der Rinde eines Baumes, und nennen denselben Deram. Von dieser Tafelebene aus erscheinen die Berge von Tihame wie ein versteinertes Meer. Das Ende des ersten Bandes erzählt die Veranlassung des Zuges nach dem Distrikte el-Asir[2]). Die Beschreibung der Stadt Ebu-Arisch ist das Seitenstück zu der von Taif und Dschidde; das Schloß heißt Deir el-Naßr (Der el-Nassr); die Gassen sind unreinlich, die Okale, d. i. die Waarenmagazine, aus Ziegel gebaut, ein Stockwerk hoch; die Esches, d. i. die Hütten des gemeinen Volkes, rund oder viereckig; Klötze des Miswak, d. i. des Zahnstocherbaumes, bilden die Grundlage, Zweige vom Nebak das Dach, das Holzgeflechte der Wand ist mit Grasbüscheln (Haschisch) ausgefüllt. Die Araber trinken Kamehlmilch, und ihre liebste Speise ist das dicke Mehlkoch Aßida, in dessen Mitte eine Höhlung mit Butter oder Honig gefüllt ist; man ißt es, indem man den Daum in die hohle Hand einschlägt, und mit den vier anderen, fest an einander geschlossenen, schaufelartig gebogenen Fingern zugreift. Der Scherif von Ebu-Arisch, der mit zwölf Jahren verheiratet ward, hat 195 Weiber gehabt, und hat noch heute nicht weniger als 40 Beyschläferinnen.

Im zweyten Theile wird der Zug, den der Verfasser mitgemacht, und auf seiner Karte aufgezeichnet hat, beschrieben.

---

1) El-Hada. Ce mot signifie tranquillité. Das Wort ist nach dem Meraßid هدة, was, nach den Wörterbüchern, keineswegs Ruhe, sondern Geschenk oder Opfer heißt.

2) Die wahre Aussprache nach dem Meraßid ist Asir, und die wahre Schreibweise عثير, und nicht, wie bey Jomard, عسير

Er ist kein Schmeichler Mohammed Ali's: Il est temps de faire connaître à l'Europe les misères et les douleurs de cette civilisation égyptienne, dont elle ne connait guère que le beau côté. Je m'acquitterai de cette tâche toutes les fois que l'occasion s'en présentera. Der Zug durch das Ghafelenthal nach dem Strome von Derra und dem von Tarabe, welcher auch noch zwey andere Namen hat; jedem derselben ist das Wort Seil, d. i. Strom, vorgesetzt, welches der Verfasser auf der Karte richtig Seyl, im Werke aber immer irrig Sel schreibt *). Hier gibt es Ratten, deren Schweif 10 Zoll lang, in einem kleinen Federbusche endend. Akik (nicht Akig) ist unter einem Dutzend gleichnamiger arabischer Oerter als das der Beni Hodeil, und in der Gedichtsammlung derselben durch ein von Jakut in seiner biographischen Homonymik angeführtes Distichon eines Dichters der Beni Soleim ausgezeichnet:

Bey meiner Seel'! ein rauh' Geschlecht Hodeil's Söhne,
Sie essen in der Früh mit denen von Akik.

S. 218 wären unter den Mahlems die Moaallim's, d. i. die Schreiber des Heeres, ohne die Note gar nicht zu errathen; so heißt auch S. 318 Fiardak nicht grâce, sondern »deiner Ehre oder deinem Schutze befohlen;« die Eile heißt Adschl und nicht Ejel (S. 360), was Termin heißt; Dokka wird S. 376 als die eiserne Platte erklärt, deren sich die Soldaten um ihr Brot zu backen bedienen. Der Verfasser schließt sein Werk mit der Angabe des richtigen Standpunktes, aus welchem dasselbe betrachtet werden müsse, nämlich bloß als eine Geschichte des Feldzugs von Asir, und bedauert, das obige Werk Hrn. Jomard's zu spät kennen gelernt zu haben. Ehe wir uns mit diesem beschäftigen können, müssen wir über das höchst interessante Wellsted's Bericht erstatten.

Mohammed Ali's Feldzug wider Asir, welcher die Reisebeschreibung Tamisier's veranlaßte, gab auch den ersten Grund zu der Wellsted's, welcher, nachdem jener Feldzug verunglückt war, die südlichen undurchforschten Länder Arabiens Omman und Hadhramaut sich als Ziel seiner Reise vorgesteckt. Wie die Reise Tamisier's mit der Beschreibung Dschidde's, des berühmtesten Hafens der westlichen Küste Arabiens, beginnt, so

*) In dem von Jomard gegebenen Verzeichnisse geographischer Namen S. 46 ist Seil ebenfalls ganz irrig سائل statt سيل geschrieben, nur das letzte heißt Strom, jenes heißt der Fragende oder Bittende.

fängt die Wellsted's mit der Beschreibung Maskats, des bekanntesten Hafens der südöstlichen Küste, an. Der Imam, Beherrscher der Stadt und der Umgegend, der in den Engländern Hülfe und Verbündete wider seine Feinde erblicken mochte, nahm den englischen Reisenden höchst gefällig auf, und wollte ihm gerne zur Fortsetzung seiner Reise in das Innere Omman's bis nach Deraaije, der Hauptstadt der Wehhabiten, behülflich seyn. Von Maskat steuerte W. zuerst westlich nach dem Hafen von Sur; von der benachbarten Stadt Kalhat [1]), welche der Verfasser Kilhat schreibt, sind nur noch Ruinen übrig. Sur ist der Hafen des Distriktes von Dscheilan; von dem Ursprunge des Namens Dscheilan hat der Verfasser eben so wenig Kunde, als bisher europäische Geographien und Karten von dem Namen selbst Kenntniß hatten [2]); Jakut gibt darüber die schätzbare Kunde, daß der Distrikt von Dscheilan seinen Namen einer persischen Colonie der Bewohner von Istachr danke, die sich mit dem arabischen Stamme der Beni Akl vermischten; bekanntermaßen ist Dschei der alte Name Issahan's, das vielleicht durch einen Schreibfehler mit Istachr verwechselt worden. Ueber den arabischen Stamm der Beni Abu Ali, welche in diesem Distrikte wohnen, gibt der Verfasser die Auskunft, daß sie ursprünglich aus Nedschd mit den Chawaridsch, welche in dem Kampfe um's Chalifat die Partey Ali's verließen, hieher gekommen, dann sich zur Sekte der Ibadhije und seit 1811 zu der Abdolwehhab's sich bekannten; der Verfasser nennt die Ibadhije insgemein Beazi. Die Beni Ebu Ali sind ein kriegerischer Stamm, und ihr Kriegstanz wird beschrieben. Der auf der Karte des Verfassers bezeichnete Weg ging nun im Inneren fast parallel mit der Küste durch das den Thälern von Mekka, Medina und Sikar gleichnamige schmale Thal Batha, vom Verfasser Betha geschrieben, wo die Bäume Semr (Sumr), d. i. Acacia vera, Soff, d. i. Acacia arabica, und Nebak (Lotus Nebak), der letzte wird S. 85 Lotus Neba, S. 284 Lotus Nebea geschrieben; eben da die Tamariske Tarfa, und S. 87 der Raf (Cissus Arborea Forskals). Sechzehn Stunden vom Sitze der Beni Ebu Ali ist Bediaa, ein Verein von sieben, in eben so vielen Oasen gelegenen Dörfern, welche in künstlichen Höhlungen erbaut sind, so daß die ausgegrabene, ringsum aufgeworfene Erde Hügel um dieselben bildet. Diese Oasen danken ihre Fruchtbarkeit der Sorgfalt, welche die Bewohner, »mit mehr chinesischer als ara-

[1]) Nach dem Meraßid mit Feth, d. i. A.

[2]) Der Name befindet sich noch nicht auf der Karte von Berghaus.

bischer Geduld,« sagt der Verf., den Wasserleitungen widmen, indem sie das Wasser in großer Entfernung auf Anhöhen aufsuchen, und unter der Erde in vier Schuh breiten, zwey Schuh tiefen, durch Zuglöcher wohl gelüfteten Kanälen, oft sieben bis acht Miglien weit herleiten; diese Kanäle heißen Feledsch. Höchst wahrscheinlich schreibt sich diese Industrie der Kultur aus der Landschaft Jemame her, indem Jakut's Homonymik dort nicht weniger als sieben Feledsch genannte Oerter aufführt. Die Auffinder der Quellen bilden eine besondere Klasse von Menschen. Die Quellenentdeckungskunst (Ilm er-Rijafet) bildet bekanntermaßen eine eigene Wissenschaft der arabischen Encyclopädie. Von dem Scharfsinne der Kamehle wird bemerkt, daß dieselben sogleich entdecken, wenn sie den Weg verloren; sie richten dann ihre Schweife in die Höhe, rennen hin und her und gegen einander, und enden gewöhnlich damit, daß ein Paar davonrennen, und sich ihres Gepäckes entledigen.

»Die Beduinen haben eine sonderbare Weise zu schlafen, sie entkleiden sich ganz, nachdem sie eine Höhlung in den Sand gegraben, decken sie die Kleider und was sie sonst habhaft werden können, über sich, Schwert, Schild und Flinte ruhen an der Seite, zum unmittelbaren Gebrauche bereit. — Die Knaben der Beduinen theilen das Vertrauen und den Rath der Männer in sehr frühem Alter, und dieselben erlangen daher Ernst und männliches Benehmen in einem Alter, wo unsere Jungen noch ganz kindisch.«

Das Städtchen Tulhat (S. 114) ist vermuthlich ein Druckfehler, da auf der Karte Kilhat steht, oder umgekehrt. Das nächste Städtchen war Mina (beym Verf. Minna).

»Mina unterscheidet sich von anderen Städten dadurch, daß seine Kultur in offenen Feldern; als wir diese zwischen Mandel-, Citronen- und Orangenbäumen, welche von allen Seiten köstliche Düfte hauchten, durchschritten, brachen wir in wiederholten Ausruf von Bewunderung und Erstaunen aus. Ist dieß Arabien, sagten wir, dieses das Land, das wir bisher als eine Wüste angesehen? Grünende Kornfelder und Zuckerpflanzungen, die sich meilenlang vor uns ausdehnen, Wasserströme in allen Richtungen fließend durchschneiden unseren Pfad, und das glückliche und zufriedene Aussehen der Bauern hilft uns das lächelnde Gemälde angenehm auszufüllen. Die Atmosphäre war auf eine entzückende Weise rein und klar, und als wir freudig forttrabten, nach allen Seiten hin den Gruß von Frieden und Heil gebend oder nehmend, konnte ich mir fast einbilden, daß wir wirklich das glückliche Arabien erreicht hatten, welches ich bisher als nur in den Dichtungen der Poeten bestehend zu betrachten gewohnt war.«

Mina gilt für eine alte Stadt, welche zur Zeit des Einfalls von Nuschirwan gegründet worden seyn soll; sie trägt aber keine Spuren des Alterthums an sich; die Häuser sind wie die der Oasen von Ibra und Semed. Das Haus des Scheichs von Semed beschreibt der Verfasser folgendermaßen:

Es war ein starkes Fort, vom selben Materiale wie die Häuser gebaut, die Gemächer geräumig und luftig, aber ohne Geräthe; an Pfählen, welche zwey Schuh von der Mauer herausstehen, sind die Sättel, Kleider und das Geschirr ihrer Pferde und Kamehle aufgehängt; die Decke des Zimmers ist mannigfaltig bemalt, aber der Estrich ist Lehmen, und nur zum Theil mit Matten bedeckt. Die Fenster sind statt des gewöhnlichen verzierenden Holzwerks mit eisernen Stangen gekreuzt, und des Nachts, um die Bewohner vor dem schneidenden Winde zu schützen, gänzlich geschlossen. Lampen von Muscheln (eine Art von Muster) hängen an Stricken von der Decke herunter, und das Ganze war von dem, was ich in anderen Theilen Arabiens gesehen, gänzlich verschieden.«

Der nächste Ort, den der Verfasser Neswah [1]) schreibt, ist das Neswe des Meraßid, in demselben als ein Bergdistrikt Omman's, wo in vielen großen Dörfern Ibadhije wohnen, angegeben. Hier wird viel Zucker gebaut und das beste Halwa [2]) (nicht ulwah), d. i. Zuckerwerk Arabiens, verfertigt; hier werden auch Körbe und Matten geflochten, und eine Menge lichtbraunen, milchfarben, schwarzen oder gestreiften Wollenstoffs (Camoline) verfertigt, welcher der Hauptstoff der Kleidung, und nach der Verschiedenheit seiner Feinheit die Verschiedenheit des Ranges des Trägers bezeichnet. Von hieraus machte C. W. einen Abstecher nach dem Dscheblol achdhar, d. i. dem grünen Berge, der schon bey Niebuhr in der Landschaft Omman als der höchste und größte Berg derselben angegeben ist. Eines der schönsten und größten Thäler des grünen Berges ist das auf dem Wege nach der Stadt Schirasi; die Benennung rührt augenscheinlich von Persern her, die hier an Schiras und an das demselben zunächst gelegene schöne Thal Schaabi Bewwan (eines der vier Paradiese der asiatischen Geographen dachten):

»Eine wildere, romantischere, sonderbarere Gegend, als die nun vor uns lag, kann man sich kaum denken. Mittelst Stufen stiegen wir den steilen Abhang einer engen, beyläufig 400 Fuß tiefen Schlucht hinunter, in unserem Fortschritte an verschiedenen Häusern vorüberkommend, die auf Felsen oder anderen Höhen so aufgebaut, daß an manchen Stellen die Mauern nur eine Fortsetzung des in den Abgrund hinabstürzenden Felsens zu seyn scheinen. Diese kleinen, heimlichen, gedrängt

---

[1]) نزوه in Niebuhr's Description de l'Arabie Nissowa irrig نسوه geschrieben.

[2]) S. 320 wird dasselbe Wort ganz irrig بلوى geschrieben und blewy ausgesprochen, während es حلوا oder حلوى geschrieben und Halwa ausgesprochen werden muß.

aussehenden Wohnungen sind von den Eingebornen eine über der anderen errichtet worden, so daß ihre Ansicht von dem Grunde der Schlucht, von wo aus gesehen sie wie in der Luft zu hängen scheinen, dem Blicke ein höchst neues und interessantes Gemälde vorstellt. Hier fanden wir unter einer großen Mannigfaltigkeit von Früchten und Bäumen: Granaten, Citronen, Mandeln, Muskatnüsse, Haselnüsse mit Kaffehsträuchen und Reben; im Sommer müssen diese zusammen einen köstlichen Geruch aushauchen, und eine malerische, grüne und schöne Landschaft darstellen. — Die grünen Berge nehmen von Osten nach Westen in ihrer größten Länge dreyßig Miglien ein, im rechten Winkel sind dieselben von tiefen Thälern durchschnitten, durch welche zur Regenzeit auf beyden Seiten Gießströme stürzen, welche sich entweder im sandigen Boden der Ebene verlieren, oder ihr Wasser ins Meer gießen. Die größte Breite der Bergkette ist vierzehn Miglien, und die nördlichen und südlichen Abhänge sind sehr steil. Im Allgemeinen verdienen sie keineswegs die Benennung der grünen Berge, denn ein großer Theil der Oberfläche ist bloßes Kalkgebirge, welches an einigen Stellen nackte Tafelmassen darstellt, während an anderen die seichte Erde in den Höhlungen so ärmlich, als auf dem magersten Theile der Ebenen; aber die Thäler mit verschiedenen Höhlungen sind in großem Umfange angebaut, und geben einen solchen Ueberfluß an Früchten, daß manche Schriftsteller diese Eigenschaft als der ganzen Kette gemein betrachtet haben, und daher der Name desselben. Das wichtigste Erzeugniß derselben sind die Rebenpflanzungen, welche sich meilenweit ausdehnen; sie wachsen meistentheils auf terrassenförmig angelegtem Grunde, und winden sich um sechs Fuß hohe Stecken; sie sind künstlich bewässert, und der Boden ist reich und fruchtbar; ihre Frucht ist von verschiedener Art, Wein wird hauptsächlich aus den weißen gemacht, während die schwarzen großen Trauben als Zibeben getrocknet werden. Die Araber betrachten den Mandelbaum als einen Eingebornen Omman's, derselbe erreicht hier eine größere Höhe, als in den Ebenen, und ich sah manche dreyßig bis vierzig Fuß hoch; wir fanden süße und bittere, und während die letzten als Eßlust erregend gelten, werden die ersten in allen ihren Speisen, sey es Mehl- oder Fleischspeise, häufig verwendet; sie haben auch Feigen-, Hasel- und Muskatnüsse, die letzten kleiner als die ostindischen, aber nicht minder gewürzig. Die Feigen (Ficus Carica des Linnäus) schmecken süß und angenehm, doch sind sie kleiner und minder wohlschmeckend, als die von der Türkey eingeführten; sie werden in großer Menge getrocknet, und in allen Städten verkauft. Es wächst hier auch etwas Kaffeh, aber derselbe wird als minder gut als der von Jemen betrachtet, was vermuthlich der minderen Sorgfalt, welche auf den Bau desselben verwendet wird, zuzuschreiben. Außerdem werden alle Früchte und Getreidearten der Ebene hier in großer Menge erzeugt. Maskat und die anderen Häfen der Seeküste Omman's, mit Reesol-Chaimet, Scharga und andere Plätze der südlichen Küste des persischen Meerbusens, erhalten ihren Vorrath von dieser Bergkette, welche von den Beni Rijam bewohnt wird.«

Zu Schirasi ist ein reicher Strom, welcher in einem Wasserbehälter gesammelt, das weiter unten gelegene feste Schloß Birketol Moge (Mewdsch) mit Wasser versieht.

»Alle Morgenländer stehen früh auf, die Araber gehen um zehn Uhr zu Bette, und ihr erster Schlaf ist bald nach Mitternacht vorbey;

die ärmeren Klassen schlafen auf Matten auf der Erde, die wohlhabenderen in rohen, mittels Stricken gekreuzten, vierfüßigen Bettstätten. Wiewohl ich einen Beduinen kannte, der in der Wüste drey Tage und Nächte lang ohne anderen Schlaf als auf dem Kamehle reiste, so schlafen sie doch in einer Stadt oder in einem Lager den größten Theil des Lagers, ohne sich deßhalb etwas vom Schlafe der Nacht abzubrechen, und sie wunderten sich oft, daß ich nicht deßgleichen that. Sobald der Tag anbricht, beginnt der Araber seine Andachtsübung mit der Formel: »Es ist kein Gott als Gott, und Mohammed ist sein Prophet;« dann weckt er die rund herum auf (denn sie schlafen in der Wüste wie auf dem Schiffe gewöhnlich gruppenweise), und ladet sie ein, an seinem Gebete Theil zu nehmen, welches gewöhnlich mit dem Verse beginnt: daß Gebet besser als Schlaf *). Ihr erstes Mahl, el-Mosa (?) genannt, wird kurz darauf eingenommen. Bey einem Scheiche bestand unser Frühstück aus Kaffeh, gesottenem Reis, Fische und Gemüse; die ärmere Klasse begnügt sich mit Datteln und schwarzem Brote; jene haben auch ein Mittagsmahl, das el-Ssadi (?) heißt, und aus mannigfaltig zugerichtetem Fleische und Früchten besteht, aber das Hauptmahl ist bey allen Klassen bey Sonnenuntergang, asshar (?) genannt. Unser Mittagsmahl bestand aus einem ganz gesottenen Lamm oder Schaf, welches mit Reis und Gewürz gefüllt, aus Hammelrippen-Suppen und Currie; man braucht weder Sessel noch Tische, indem die verschiedenen Speisen aufgetragen und auf die Erde gesetzt werden; rund um dieselben setzt sich die Gesellschaft mit verschränkten Beinen ohne Rücksicht auf Regeln des Vorrangs nieder; irgend einer wird eingeladen zu beginnen, und nachdem er Bismillah! (im Namen Gottes!) gesagt, was von allen Gegenwärtigen wiederholt wird, fährt ein Dutzend Hände zugleich in die Schüssel; während des Essens wird nichts zu trinken begehrt, ein einziger Trunk Wasser beschließt das Mahl, die Gäste sagen: el-hamd illah! (nicht Al humd Allah!), d. i. Lob sey Gott! und stehen auf; der Rest des Mahles wird den Bedienten und Sklaven überlassen.«

Von den grünen Bergen kehrte der Verfasser an die Seeküste nach Sib zurück, und suchte von da aus durch das Innere über Obri bis nach Deraaije, der Hauptstadt der Wehhabiten, vorzudringen; zu Obri aber dämmten sich ihm, trotz der vom Imam gegebenen Empfehlungen, unüberwindliche Hindernisse entgegen. Obri ist eine der größten, bevölkertsten Städte Omman's, deren Bewohner sich nur mit Agrikultur beschäftigen, aber dennoch nicht minder wild und roh als die Beduinen sind. Das flache Land der Ostküste Omman's führt heute den Namen Batna (Bathn), d. i. der Bauch, eine den Sitzen vieler arabischen Stämme gemeinsame Benennung. Die beträchtlichste Stadt der Küste ist Ssohar, welches in kommerzieller Wichtigkeit die nächste Stadt nach Maskat, mit vierzig großen Baghala, d. i. die Mauleselfuhren genannten Schiffen, den Handel mit Indien und Persien unterhält; die Zahl der Bewohner ist neuntausend, darunter zwanzig Familien von Juden, welche die

*) Dieß ist kein Koransvers, sondern der Schluß des Gebetausrufs.

Kinder Sara's, Ewlad (nicht Vad) Sara heißen. Das Meraßid meldet von Sohar, daß die Häuser aus Ziegeln und Ebenholz gebaut seyen, was vormals, als zu Sohar der indische und chinesische Handel blühte, der Fall gewesen seyn mag. Die flache Seeküste erstreckt sich bis Dibha, wo die Felsen des Vorgebirges Ras Musendom aufzusteigen beginnen; in der arabischen Geographie steht dieß als Rees Monsedem, d. i. mit Traurigkeit Geschlagene, wird aber heute von den Arabern insgemein Reesol-Dschebel, d. i. das Haupt des Berges, genannt. Der ganze Distrikt ist mit einem Schlage von Menschen bevölkert, welche eine von der übrigen Bevölkerung Omman's ganz verschiedene Sprache sprechen, nach aller Wahrscheinlichkeit die Sprache der Homeir, welche nach der bestimmten Versicherung des Dschihannuma in der von den Stämmen Mehre bewohnten Landschaft Schihr gesprochen wird [1]), es müßte denn die Mundart der Bewohner Ahkaf, d. i. des zwischen Omman und Schihr gelegenen wüsten Landes seyn, von welcher das Dschihannuma sagt, daß dieselbe ganz wild oder bestialisch (wahschi) sey. Diese Menschenrasse ist auch ob ihrer außerordentlichen Anhänglichkeit an ihre vaterländischen Wüsten merkwürdig, sie vereinzeln sich von allen ihren Nachbarn, sind sehr arm und gehen meistens nackt, nur mit einem schmalen Streifen Tuchs um ihre Lenden; sie wohnen oft in kleinen, kreisförmigen Hütten, welche von Steinen ohne Mörtel aufgebaut sind, oft unter überhängenden Felsen, mit zum Theile aufgemauerten Wänden, meistens aber in Gruben und Höhlen; ihre vorzüglichste Nahrung sind Datteln und Fische, Reis ist ihnen fast unbekannt, aber sie erhalten gelegenheitlich einen kleinen Vorrath von Gerste und Weizen. Nachdem Hr. W. S. 240 gesagt, daß diese Stämme eine von der, der anderen Stämme ganz verschiedene Mundart sprechen [2]), widerspricht er dieses selbst auf dem folgenden Blatte [3]). Auf der anderen Seite des Vorgebirges Musendom beginnt die Seeräuberküste, welche sich bis zum Eilande Bahrein erstreckt. Der Verfasser gibt eine kurze Darstellung der arabischen Seeräuber aus den Stämmen Dschewasim (Johasmi) Menasir Beni As und

[1]) Dschihannuma S. 533 und Schihr S. 494.

[2]) The whole of this district is peopled by a race, who speak a dialect differing from that of the tribes in other parts of Omán.

[3]) Those I met with were of a darker hue than the common race of Arabs, and their language differs no more from that used in Omán, than does the dialect of Yemen from that of the Hejas.

Mehama, ihrer Vernichtung durch die Engländer, und von der seitdem durch englische Schiffe an dieser Küste gehaltenen Aufsicht, dann von der Perlenfischerey Bahrein's, bey der weniger der Hay- als der Sägefisch gefürchtet wird. Unter Omman, unter welcher Benennung einige Geographen ganz Hadhramant, Bahrein und Nedschd begriffen haben, versteht der Verfasser ganz richtig nur das südöstliche Ende Arabiens, von 20° 48′ Br. und 58° 56′ L. bis 26° 24′ Br. und 56° 39′ Länge; es wird in vier Distrikte eingetheilt: 1) Dscheilan, dessen schon oben Erwähnung geschehen; 2) das eigentliche Omman; 3) Dhorra von Mekinijet bis Bireime; 4) die ebenfalls schon erwähnte Seeküste Bathna. Außer dem grünen Gebirge wird Omman von einer anderen, auf jene fast senkrecht aufstehende Bergkette durchschnitten, welche, mit der Seeküste fast parallel laufend, sich gegen Rees Monsedem hinzieht, und einen seiner Arme nach Reesol-Chaimet (Haupt des Zeltes), dem von den Engländern zerstörten Seeräuberneste, aussendet. Die Geographen preisen die Palmen Omman's, aber das Merkwürdigste ist die im Binnenlande von den Sitzen der Beni Ebu Ali angefangen sich W. N. W. hinziehende Reihe von Oasen, welche von einer bis sieben Miglien im Umfange in rechten Winkeln an den Strömen liegen, von denen sie bewässert werden. Das Geräthe des Ackerbaues und der Bewässerung steht auf der niedersten Stufe, wie in Indien und Aegypten, ihr Pflug ist der bey Niebuhr abgebildete jemenische; nachdem das Feld gepflügt worden, bewässern sie es, indem sie das Erdreich in schmale, mit erhöhtem Rande versehene Vierecke theilen; wenn eines derselben gefüllt ist, wirft der Bauer mit seinem Fuße die Erde auf, so daß das Wasser zum nächsten läuft. In der Note wird aus diesem Gebrauche arabischen Feldbaues die Drohung des assyrischen Königs in der Schrift: »Mit meiner Fußsohle habe ich die Ströme belagerter Städte aufgetrocknet,« beleuchtet. Die Früchte Omman's sind verschiedene Gattungen von Limonien und Orangen, auf den grünen Gebirgen wachsen Quitten, Rahmäpfel (Ananas reticulata) und Feigen, welche Thin (nicht Tim) heißen. Der Beschreibung des Kamehls ist eine lithographirte Abbildung desselben beygegeben, sie sind sehr theuer, 100 bis 140 Thaler eines, doch sind dieses nicht die berühmtesten Arabiens, indem als die besten und schnellsten die mehrischen aus der benachbarten Landschaft Schihr oder Mehre gepriesen werden; sie schmücken den Nacken dieser Thiere mit Schnüren kleiner Muscheln (cowries); hiedurch werden manche Stellen der Bibel, wo von Kamehlschmuck die Rede ist, beleuchtet, so die im III. Kapitel der

Richter Vers 20 und 26 (soll heißen im VIII. 20): »Und nahm die Spangen, die an ihrer Kamehle Hälsen waren,« und 26: »Und ohne die Halsbänder ihrer Kamehle.« Die Muscheln werden in halben Rundungen angereiht, daher die arabische Phrase: Mondgleicher Kamehlschmuck. Die Pferde des Imam von Maskat sind von der edelsten Rasse aus Nedschd, d. i. dem Gebirgslande, welches das Mutterland des schönsten Pferdeschlags; bekanntlich heißen die zwey schönsten Rassen arabischer Pferde Nedschdi und Koheilan. Man hat das letzte bisher von den feurigen Augen abgeleitet, als wäre ihr Glanz mit der Augenschminke Kohol hervorgehoben; es ist aber die Frage, ob diese Benennung nicht vielmehr von Koheil, dem Namen eines Ortes der Beni Hodeil, oder von Koheilet, dem Namen eines Ortes der Beni Temim, welche beyde Stämme in Nedschd sitzen, abzuleiten sey. Einige der schönsten Pferde werden von 1500 auf 2000 Thaler geschätzt; die Pferde des Imams befinden sich theils zu Maskat, theils zu Burka, theils zu Suweik. Auch die Esel Omman's sind ihrer Stärke willen berühmt, Büffel sind unbekannt, die Ochsen haben alle den afrikanischen Höcker. Die Oasen sind höchst fieberisch durch die Menge stehenden Wassers und die Ueppigkeit der Pflanzenwelt, doch sind die Sitze der Beni Ebu Ali und Beni Dscheneba, so wie der Küstendistrikt Bathna gesund. Die Bewohner Omman's gehören zur Sekte der Chawaridsch, einer der sieben Hauptabtheilungen, in welche die Ketzereyen des Islams im Gegensatze der alleinseligmachenden orthodoxen Kirche (Nadschijet) zerfallen. In der Note (S. 322) wird bemerkt, daß die Chawaridsch auch Biazi genannt werden; dieß ist eine Verstümmlung von Ibadhijet, welche eine der Zweige der Chawaridsch *). Nadschijet wäre besser mit Saving als mit escaping, und Chawaridsch besser mit protestants als mit seceders übersetzt, welche Benennung mehr den Schii und Mutesile zukömmt. Die arabischen Geschichtschreiber leiten den Ursprung der Bewohner Omman's wie den aller übrigen Bewohner der Halbinsel von Jokthan, dem Sohne Heber's, und Aadnan, dem Nachkommen Ismail's, ab; jene sind die reinen Araber (Arabi), diese die gemischten (Mostearab, d. i. die Arabisirten); sie sind im Ganzen toleranter, als die Moslimen überhaupt. C. W. sagt, daß die Trommel eine arabische Erfindung sey; die Quelle dieser Angabe ist dem Rec.'en unbekannt. Die vorzüglichsten Stämme Omman's sind nebst

---

*) Tableau généalogique des soixante-treize sectes de l'Islàm, Journal asiatique, VII. Bd. 32. S.

Mehama, ihrer Vernichtung durch die Engländer, und von der seitdem durch englische Schiffe an dieser Küste gehaltenen Aufsicht, dann von der Perlenfischerey Bahrein's, bey der weniger der Hay- als der Sägefisch gefürchtet wird. Unter Omman, unter welcher Benennung einige Geographen ganz Hadhramaut, Bahrein und Nedschd begriffen haben, versteht der Verfasser ganz richtig nur das südöstliche Ende Arabiens, von 20° 48′ Br. und 58° 56′ L. bis 26° 24′ Br. und 56° 39′ Länge; es wird in vier Distrikte eingetheilt: 1) Dscheilan, dessen schon oben Erwähnung geschehen; 2) das eigentliche Omman; 3) Dhorra von Mekinijet bis Bireime; 4) die ebenfalls schon erwähnte Seeküste Bathna. Außer dem grünen Gebirge wird Omman von einer anderen, auf jene fast senkrecht aufstehende Bergkette durchschnitten, welche, mit der Seeküste fast parallel laufend, sich gegen Rees Monsedem hinzieht, und einen seiner Arme nach Reesol-Chaimet (Haupt des Zeltes), dem von den Engländern zerstörten Seeräuberneste, aussendet. Die Geographen preisen die Palmen Omman's, aber das Merkwürdigste ist die im Binnenlande von den Sitzen der Beni Ebu Ali angefangen sich W. N. W. hinziehende Reihe von Oasen, welche von einer bis sieben Miglien im Umfange in rechten Winkeln an den Strömen liegen, von denen sie bewässert werden. Das Geräthe des Ackerbaues und der Bewässerung steht auf der niedersten Stufe, wie in Indien und Aegypten, ihr Pflug ist der bey Niebuhr abgebildete jemenische; nachdem das Feld gepflügt worden, bewässern sie es, indem sie das Erdreich in schmale, mit erhöhtem Rande versehene Vierecke theilen; wenn eines derselben gefüllt ist, wirft der Bauer mit seinem Fuße die Erde auf, so daß das Wasser zum nächsten läuft. In der Note wird aus diesem Gebrauche arabischen Feldbaues die Drohung des assyrischen Königs in der Schrift: »Mit meiner Fußsohle habe ich die Ströme belagerter Städte aufgetrocknet,« beleuchtet. Die Früchte Omman's sind verschiedene Gattungen von Limonien und Orangen, auf den grünen Gebirgen wachsen Quitten, Rahmäpfel (Ananas reticulata) und Feigen, welche Thin (nicht Tim) heißen. Der Beschreibung des Kamehls ist eine lithographirte Abbildung desselben beygegeben, sie sind sehr theuer, 100 bis 140 Thaler eines, doch sind dieses nicht die berühmtesten Arabiens, indem als die besten und schnellsten die mehrischen aus der benachbarten Landschaft Schihr oder Mehre gepriesen werden; sie schmücken den Nacken dieser Thiere mit Schnüren kleiner Muscheln (cowries); hiedurch werden manche Stellen der Bibel, wo von Kamehlschmuck die Rede ist, beleuchtet, so die im III. Kapitel der

zeugt, daß der Durchgang der Israeliten durch das rothe Meer nur in der Nähe von Sues Statt gefunden haben könne. In der Nähe des Sinai fand er das Manna auf der Tamarix Mannifera Ehrenbergs, und in den Ruinen der alten Stadt Feiran Grabgrotten und eine verstümmelte griechische Inschrift. Bey dem Gespräche einer Gruppe von Beduinen, welche darüber stritten, ob Lady Esther Stanhope bey Sinnen oder nicht, gab ein alter Mann die Entscheidung dafür, daß sie närrisch, aus dem unabweislichen Grunde: daß sie ihren Kaffee zuckere. C. W. vertheidigt die Rechtmäßigkeit der Ansprüche des Dschebl Musa auf die Ehre, der eigentliche Sinai zu seyn, wider Burckhardt, welcher den benachbarten Dschebl Serbal dafür erklärte. Er gibt die Aufnahme des Meerbusens von Aakaba; die heutige Stadt dieses Namens steht an der Stelle Aila's (Elana's). Der goldene Hafen (Mersa Seheb) auf der Westküste des Busens wird für Ezjun Gebr erklärt, weil derselbe einer der sichersten Häfen des rothen Meeres. Rees Mohammed ist die südlichste Felsenspitze der steinigen Halbinsel des Sinai. Die am Eingange des Busens von Aakaba gelegene Insel wird im Texte Tehran, in der Karte richtiger Tiran genannt, sie war vormals der Isis geheiligt. Zunächst liegt das kleine runde Eiland Senafer; hier und auf Tiran sind giftige, dreyßig Zoll lange, schwarz und weiß gesprenkelte Schlangen häufig. Der Grund von Senafer ist ein Korallenfels.

Der Verfasser verfolgt nun die arabische Küste mit den an derselben zwischen Senafer und Mowilah (das Moilah der Karte Niebuhr's, das Mowilha des Dschihannuma) *) gelegenen Inseln und Oertern, deren mehrere auf der Karte Niebuhr's sich nicht befinden, oder anders geschrieben sind, wie Sherm Jezzeh und Sherm Weh-j, deren eines das Wusch der Karte Niebuhr's zu seyn scheint. Die Inschrift in seltsamen Zügen auf einem zu Scherm Widschh gefundenen Steine wird mitgetheilt; das arabische Wort Scherm heißt Bucht, und findet sich auf Niebuhr's Karte nur bey Jenbuu als Scharm Jambo, welches die Bucht von Jenbuu, wie Jenbunnachl der Palmenhain von Jenbuu heißt. Auf dem Markte zu Jenbuu werden, wie auf dem von Dschidde, Heuschrecken als Lebensmittel verkauft; die rothen, welche die fettesten, gebacken und mit Salz besprengt, gelten für heilsame Nahrung. Südlich von Jenbuu bis Scherm Bareika ist die niedere und morastige Küste dicht mit Manglebäumen (Rhizophora) besetzt, welche das Holz für Jenbuu liefern. Die Anhöhe ober

*) S. 541 vorletzte Zeile.

Jenbuu heißen Dschebl Radhwa; diese Anhöhen werden von den Schiffern die Hügel von Jenbuu (Yembó hills) genannt. Der Berg Radhwa (auf Niebuhr's Karte nicht so richtig Radua) ist nach dem Meraßid eine Tagreise von Medina und zwey vom Meere entfernt (auf N.'s Karte ist die Entfernung irrig die umgekehrte) Eine Tagreise östlich vom selben ist das gelbe Thal (Wadi eß-ßafra) mit vielem Wasser und Bäumen, wo, nach der Meinung der Keisanije, Mohammed der Sohn Hanife's, noch fortlebt. Die Keisanije sind nach dem Kamus ein ketzerischer Zweig der Rewafidh, d. i. der Abtrünnigen oder Ausreißer; die letzten so genannt, weil sie dem Urenkel Ali's, dem Seid, abtrünnig geworden. Von hier werden die Steine Mesann [1]) (Schleifsteine?) nach Bedr gebracht, von wo aus damit weiter Handel getrieben wird. Unter der von den Schiffern Jenbuuhügel genannten Kette muß sich auch der Berg Lamlam befinden, welcher auf der Karte N.'s auf derselben Linie wie Radhwa steht, und Jelemlem heißen muß. C. W. erwähnt desselben nicht, wohl aber des auf N.'s Karte nicht angegebenen Berges Dschebl Ssubh (Morgenberg), welcher größer und höher, als alle anderen zwischen Jenbuu und Dschidde gelegenen Berge, und dessen Gipfel von dem kriegerischen Stamme der Beni Ssubh bewohnt wird. Nach dem Meraßid ist Dschebl Ssubh ein nicht ferne von Medine gelegener Berg, welchen vormals die Juden Beni Koreidha bewohnten. Rec. hat im Vorbeygehen diese Kunden über die obigen Berge aus dem Meraßid beygebracht, um einen Vorgeschmack der Bereicherung und Berichtigung zu geben, welche aus diesen und anderen arabischen geographischen Werken noch für die Geographie Arabiens zu erwarten steht. Rabigh [2]), die bekannte Station der syrischen und ägyptischen Pilgerkarawane (auf N.'s Karte Rabogh), wird von C. W. als Sherm Rhábegh aufgeführt. Zwischen Julius und September ist Jahrmarkt zu Rabigh. Die Insel Haramil ist auf N.'s Karte als Haram, und in dessen Beschreibung eben so wenig aufge-

[1]) مسان fehlt in den Wörterbüchern.

[2]) In Bianchi's Uebersetzung der türkischen Pilgerreise im zweyten Bande der Sammlung der Memoires bibliographischer Gesellschaft *Rabigue* égalemént connu sous le nom de *Rabouç*, de *Hedjèfe*, das letzte ist ganz irrige Leseart und Aussprache statt Dschohfe, wie dieses aus der Vocalisirung des Meraßid klar, wo noch die Ursache der Benennung angegeben ist: »weil der Boden vom Strome zerrissen,« lienne es-seil idschtehafeha; Dschohfe heißt also Stromriß.

führt, als Sherm Ub-hur oder Charlet Inlet. Die Hayfische, deren es an dieser Küste eine Menge gibt, werden von den englischen Matrosen See-Advokaten genannt. Zu Wasser fühlte die Mannschaft des Schiffes nichts von den Wirkungen des ungesunden Klima, wodurch die Küste von Hidschas verrufen. Der Verfasser erwähnt der Krankheit beri-beri als einer hier endemischen, und schreibt den Umstand, daß die Mannschaft des Schiffes davon befreyt blieb, dem Vorrathe an vortrefflichem Wasser zu; was dieß für eine Krankheit sey, ist dem Rec.'en unbekannt, vermuthlich eine Art Hautausschlag. In der Rasse der Fischer, welche Huteimi heißen, glaubt C. W. einen Rest der Ichthyophagen Diodors von Sicilien zu erkennen; er gibt über dieselben günstigeren Bericht als Burckhardt. In der Note wird gesagt, daß nach der Angabe eines arabischen Buches dieselben ihren Namen von Hooter (soll vermuthlich Hutem heißen), einem Diener des Moses, hätten. Im J. 1831 landeten 20,000 Pilger in dem Hafen von Dschidde. Die Einfuhr Dschidde's von Surat besteht in Kaschmirshawlen, blumigten und gestickten Mußelins im Werthe von 600,000 Thalern; von Buschir und Baßra in Tabak und persischen Teppichen, welche ein nothwendiges Hausgeräthe in dem Zelte arabischer Scheiche und in Datteln von Bahrein, welche sehr geschätzt in Hidschas; von den malaischen Inseln in Gewürze und Mädchen, deren eine von 150—300 Thaler verkauft wird. Material zum Schiffsbau kömmt von Indien, Schiffe werden zu Dschidde und Sues, einige zu Koßair, andere zu Hodeide gebaut, anderthalb- bis dreyhundert gehören zu Dschidde und Jenbun. C. W. stimmt mit Tamisier damit überein, daß zu Dschidde, Sanaa und Mocha der reinste Styl saracenischer Architektur, welche C. W. als die Mutter der gothischen anerkennt. S. 286 wird der Arabern, welche nicht türkisch verstehen, oft beygelegte Spitzname Türkdsche bilmes, d. i. er weiß kein Türkisch, ganz arabisch roh in Turkey-bell Mass verstümmelt. Das folgende Kapitel enthält praktische Betrachtungen über die Anwendung der Dampfschiffahrt und Eisenbahnen, die erste auf dem Euphrat, die zweyte von Kairo nach Sues, zum Besten des englischen Handels, und in dem nächsten wird der Periplus der östlichen Küste des rothen Meeres, welchen der Verfasser unter dem Kapitän Moresby, Verfasser der trefflichen Karten des rothen Meeres und der arabischen Küste, mitgemacht, beschlossen. Eine kleine wohlgestochene Karte dient dem Leser zum Leitfaden, und eine Tafel gibt die Unterschiede der Breitenbestimmungen der vorzüglichsten Punkte mit den Unterschieden derer Niebuhr's und

Bruce's, dessen Wahrhaftigkeit vom Verfasser wider Lord Valentia in Schutz genommen wird.

Wir übergehen hier des Verfassers interessante, auf der nubischen, der arabischen gegenüber liegende Küste des rothen Meeres gemachte geographische Bemerkungen wie: die Bestimmung der wahren Lage Berenice's, die Berichtigung von Lord Valencia's Umriß des Eilands Dhalak, den Bericht über die Araber Bischari, welche die Bewohner der westlichen Küste des rothen Meeres, die Entdeckung des Hafens und Marktes von Berbera außerhalb Babel Mandeb's u. s. w., als nicht zu Arabien gehörig, und betreten dieses wieder mit dem Verfasser zu Aden, dem Hafen und dem Bollwerke des glücklichen Arabiens. Das kleine Felseneiland Sirah, welches in früheren Karten als ein befestigtes angesetzt wird, ist von der Stadt Aden durch einen seichten, nur 200 Klafter breiten, bey niederem Wasser fast trockenen Kanal getrennt. Die Stadt und ihre Festungswerke sind im größten Verfalle: von der Menge der vorigen Bevölkerung und dem ehemaligen Glanze der Stadt zeugt nur der Umfang ihrer Grabstätten und Ruinen; 30,000 Einwohner, welche die Stadt im siebzehnten Jahrhundert zählte, sind auf 800 heruntergeschmolzen, wovon dritthalbhundert oder dreyhundert Juden. Das Grab des Scheich Aiderus, wiewohl nun verfallen, muß früher ein schönes Gebäude gewesen seyn; die in Holz geschnittenen Inschriften aus dem Koran sollen zu Surat verfertigt worden, und auf dem Meere von selbst herübergeschwommen seyn. Acht Miglien von Aden ist das Grab Scheich Osman's, auf dem Wege nach Lahidsch (vom Verfasser richtiger Lahedsje, als von Niebuhr Lahadij geschrieben), im Meraßid als eine vom Bergland Jemens durch einen Fluß abgeschnittene, von abtrünnigen Seidije bewohnte Stadt angegeben; die Hütten sind aus Stengel des Tam (Holcus sorghum) gebaut, die Häuser nicht so gut als die von Makulla und Schehir (Schihr). Lahidsch liegt, wie andere Städte Tihame's, in einer Oasis. N.'s Angabe von dem Flusse, welcher vorbeyfließt, wird nicht nur durch das Meraßid, sondern auch von C. W. in einer Note ausdrücklich bestätigt; er entsteht in der Nähe von Ab und Dscheba, und mündet fünf Miglien westlich von Aden in die See.

»Mir fiel die Aehnlichkeit der Gegend mit Aegypten in die Augen. Dieselbe Helle und Reinheit der Atmosphäre, dasselbe reiche Erdreich und Grün, dieselben einsamen Palmengruppen, derselbe Wüstenrand; nur fehlt, um das Gemälde zu vollenden, der demüthige Fellah und der mächtige Nil. Hier ist Jedermanns Hand bewaffnet zum Streite; der Bauer führt bey seiner Arbeit seine Flinte und Lanze mit sich; wiewohl seine Wohnung auf dem von ihm gepflügten Grunde steht, so fürchtet er

sich doch, dieselbe zu bewohnen, und sucht bey einbrechender Nacht mit seiner Familie Schutz in der Stadt.«

Oestlich von Aaden an der Küste liegt Schegra (Shugra), ein Flecken von hundert Häusern und dreymal so viel Hütten. Als die vorzüglichsten Orte in der Nachbarschaft von Schegra, auf dem Wege nach Jafaa, nennt C. W. Reimus (?), eine Tagreise, dann El Imshop (?), zwey Tagreisen weit, endlich die Landschaft Jafaa, als die östlichste Gränze der Kaffeepflanzungen, von den sechs Stämmen der Bareiki, Beni Nagi, Beni Dummiri, Kaseïdi, Goseidi und Makudi bewohnt; die östlichsten Stämme von Jafaa sind die Haschid und Bekeil. Hauhar (Howhar) ist in einer kleinen Entfernung von der Küste eine Stadt von beträchtlicher Größe, welche bisher noch auf keiner Karte Platz gefunden; die Zahl der Bewohner wird auf 2000 geschätzt. Naßab (Nassaub) ist eine sieben Tagreisen von der Küste entfernte Stadt. Vom Schiffe aus sah C. W. auf einem steilen schwarzen Felsen die Ruinen von Hasan Ghorab, die er besuchte, und in den Felsen Inschriften in bisher noch unentzifferten (von ihm mitgetheilten) Schriftzügen fand, welche nur wenig verschieden von der zu Nakabol-Hadschr entdeckten Inschrift. Makulla kann als der erste Hafen von Hadhramaut betrachtet werden, welche Landschaft mit Jemen das glückliche Arabien der Alten; die Stadt Hadhramaut ist fünf Tagreisen von der Küste entfernt. Die Unruhen des Landes machten es dem Verfasser leider unmöglich, dieses Europäern noch ganz unbekannte Land zu besuchen. Die der Stadt gleichnamige Landschaft Hadhramaut ist ein beyläufig sechzig Miglien langes, der Küste parallel laufendes Land, als dessen vorzüglichste Oerter C. W. die folgenden nennt: Ainan, eine alte Stadt, in deren Nähe auf einem Hügel Inschriften und Skulpturen; Schibam, welches (mit Unrecht) für das Saban der Alten gehalten worden, auf den Karten irrig neun Tagreisen östlich von Schihr (Shaher, und auf Jomard's Karte Chahar oder Chedjer); Terise, größer als Ainan, wo des Statthalters *) Haus auf einem von den vor den Angriffen der Beduinen gesicherten Hügel; Skijun (Sciyún), die größte dieser Städte; Madudi, von gleicher Größe wie Terise, deßgleichen Airitha; El-Gorfa, an dem Fuße eines Hügels, auf dessen Gipfel ein Schloß; El-Gotten, ein Verein von Hütten auf dem Hügel Elhad; El Go-

*) Niebuhr nennt diesen Statthalter oder Präfekten nach der Vulgar-Aussprache durchaus Dola, C. W. spricht und schreibt richtiger Dawlah, d. i. Dewlet, welches Hof oder Regierung bedeutet, so daß dem Araber des Statthalters Person als die des Hofes und der Regierung erscheint.

far, nicht beträchtlich, aber mit vielen Gräbern von Scheichen; Bor und Tierbi, zwey nahe an einander gelegene Städte; Ainad, der Geburtsort des zu Aaden begrabenen Scheichs Aiderus; Terim, die größte Stadt in Jemen (Hadhramaut), mit verschiedenen Thoren und berühmten Gräbern; Beledi Nebi Hud; die Geburtsstätte des Propheten Hud, das letzte dürfte eine Verwirrung mit dem berühmten Brunnen Hut seyn, welcher in der Nähe von Hadhramaut, und dessen C. W. eben so wenig erwähnt, als der drey anderen größten Merkwürdigkeiten Hadhramaut's, nämlich: der von Sat, dem Sohne Aad's, erbaute feste Pallast Kaßri moscheijed, dann der Distrikt von Mareb, und endlich das alte Saba; daß Hadhramaut's zweyter Hafen Schihr und nicht Schehir (Shaher) ausgesprochen werden müsse, ist schon oben bemerkt worden; die größte Moschee dieser Stadt ist, wie die von Aaden, nach dem Scheich Aiderus benannt. Noch erwähnt C. W. Dofár (richtiger Sifar), Morebát (richtiger Mirbath) und Kissin, welche bisher als große Städte auf Landkarten figurirten, bloß als elende Dörfer, und beschließt mit dieser Erwähnung und einem Anhange über Babel Mandeb und die Pilgerstraße von Kairo nach Mekka, auf die wir zurückkommen werden, seine für die arabische Geographie so gehaltreiche Reisebeschreibung.

Von nicht minderem Interesse für Arabiens Ethno- und Geographie sind Hrn. Jomard's geographische und historische Studien, welche die ganze Halbinsel und das von der Geographie für dieselbe bisher Geleistete überblicken, diese Leistungen mit zwey Listen der Oerter, Stämme, Berge und Quellen von Hidschas und Tihame, und insbesondere der Landschaft Aasir, und mit zwey Karten, die eine (auf einem Quartblatte) eine Uebersichtskarte von ganz Arabien, die andere (auf einem ganzen Bogen), eine Detailkarte der Landschaft Aasir, vermehren; bey dem großen Maßstabe und den großen leeren Räumen der letzten wird mit dem Rec.'en gewiß jeder Liebhaber der Geographie wünschen, daß es Hrn. J. hätte gefallen mögen, im umgekehrten Verhältnisse eine kleine Karte Aasir's auf einem Octavblatte und eine große der ganzen Halbinsel auf einem Folioblatte zu geben; in jedem Falle ist ihm die arabische Geographie für diese beyden Karten Dank schuldig. Das Werk beginnt mit der Rechenschaft über die Construktion der von Aasir nach Tamisier und Mengin; hierauf folgen die beyden erwähnten Namensverzeichnisse und eine kurze Darstellung der jüngsten Ereignisse in Hidschas. Im zweyten Hauptstücke, welches sich mit Arabien überhaupt beschäftigt, wird zuerst das Material, nach welchem Hr. J. seine Karten verfertigt hat, nämlich die

Karten des rothen Meeres von Moresby, die des steinigen Arabiens von Laborde, die von Burckhardt und Berghaus überblickt. Der zweyte Abschnitt handelt von der Eintheilung Arabiens, zuerst die der Alten ins steinige, wüste und glückliche, dann die neuere morgenländischer Geographie. Mit Umgehung des steinigen und wüsten Arabiens, d. i. der Halbinsel des Sinai und der Wüste zwischen dem Euphrates und Syrien, beschäftigt sich Hr. J. bloß mit der Uebersicht des glücklichen Arabiens in der weitesten Ausdehnung, und theilt dasselbe in acht große Landschaften, von Osten nach Westen fortschreitend: Mahrah (Mehre), Omman, El-Haça (el-Ahsa) oder Bahrein, Ahkaf, Hadhramaut, Nedschd, Jemen und Hidschas. Wider diese Eintheilung muß Rec. mit mehr als einem Einwurfe auftreten: Erstens ist Mehre nicht die östlichste Landschaft Arabiens, dieß ist Omman; zweytens ist Mehre nicht der Name der Landschaft, welche Schihr heißt, sondern nur der Name der Stämme, welche dieselbe bewohnen; drittens liegt Ahkaf zwischen Schihr und Omman, und nicht ober Hadhramaut, wo es in der kleinen Uebersichtskarte steht; viertens, da Ahkaf nichts als reine Wüste, in welcher auch nicht ein einziger Ort von irgend einem Geographen angegeben wird, und worin die Sage nur nach dem Koran (Sure XLVI, V. 20) den Sitz der vernichteten Stämme Aad verlegt, so sollte dieselbe wenigstens von keinem europäischen Geographen als eine Landschaft Arabiens aufgeführt werden. Zwar nimmt das Dschihannuma Ahkaf in seiner Eintheilung als eine Landschaft Arabiens auf, dieß geschieht aber bloß aus Rücksicht für die heilige Schrift der Moslimen, den Koran, und selbst das Dschihannuma weiß keinen einzigen Ort in diesem durch den Fluch des Propheten Hud versandeten ehemaligen Paradiese Schidad's, des Herrschers der Beni Aad zu nennen. Fünftens ist el-Ahsa (nicht el-Haça) zwar ein District der Provinz Bahrein, gilt aber bey den arabischen Geographen nicht synonym mit dieser; welche bey ihnen Hedscher *) heißt. Sechstens fehlen nicht

*) هجر نام دیگر بلاد بحرین, d. i. Hedscher mit anderem Namen Bahrein; dieß ist das wahre Hedscher, und nicht die Steinhöhlen am östlichen Ufer des rothen Meeres, welche H. J. S. 125 Hedjer schreibt, was Hadschr heißen muß, da es حجر geschrieben wird; ein schlagender Beweis, wie wenig gleichgültig es in der Aussprache des Arabischen, das E mit A zu verwechseln, und den Unterschied der weichen Buchstaben, wie He ه, und der harten, wie Ha ح, nicht zu beobachten.

weniger als drey der größten Landschaften Arabiens, welche im Dschihannuma S. 484 unter den zwölf Abtheilungen Arabiens aufgeführt sind, nämlich: erstens Tihame, zweytens Aridh oder Arudh, drittens Jemame; siebentens sind diese beyden letzten keineswegs, wie die Note sagt, eine und dieselbe Landschaft, sondern zwey ganz verschiedene, wie dieß aus dem Dschihannuma ersichtlich, wo S. 527 Aridh mit seiner Hauptstadt Deraaije, dem Sitze der Beni Temim, und S. 528 die Landschaft Jemame mit der gleichnamigen Hauptstadt, dem Sitze der alten, durch himmlisches Zorngericht ausgerotteten Stämme Dschodeis, Thasm und der Amalekiten, mit den zu jeder dieser beyden Landschaften gehörigen Oertern aufgeführt werden. In dem folgenden Abschnitte, welcher sich mit dem in der arabischen Geschichte so berühmten Dammbruche von Mareb (das alte Mariaba) beschäftigt, werden von den in der Bibel aufgeführten arabischen Stämmen neun in den heutigen nachgewiesen, von denen die größere Zahl unverkennlich, nämlich: die Amalekiten der Bibel in den Amalik, die Nebajoth in den Nabathäern, die Hagarmaweth in den Bewohnern von Hadhramaut, die Scheba in denen von Saba, die übrigens schon Niebuhr [1]) gehörig nachgewiesen; eben so deutlich sind noch in den heutigen Benennungen die der alten Geographen kennbar: die Homeritae sind die Beni Homeir, die Chatramitae die Bewohner von Hadhramaut, die Omanitae die von Omman, die Minaei die von Mina, die Sapharitae die von Sifar, die Maranitae sind die Mehre, die Thamudeni die Beni Themud. Auf diese Identität hat bereits Rec. in der Geschichte des osmanischen Reichs [2]) aufmerksam gemacht, woraus diese Liste noch mit den Zamareni, d. i. den Bewohnern Semar's, den Domadae, d. i. den Beni Tasm, und aus Niebuhr [3]) mit den Catabani, d. i. denen von Kaatabah, hätte vermehrt werden können. So sind auch noch viele Namen der Städte dieselben, nämlich: Jatripa Jathreb, Mariaba Mareb, Carna Kare, Negrana Nedschran, Oboda Obeida, Adane Aaden; nur Petra, die Hauptstadt der Nabathäer, hat ihren alten Namen, welcher vermuthlich auch Hadschr war, verloren, und ist bey den orientalischen Geographen unter diesem Namen nicht bekannt; das Dschihannuma (S. 571) kennt dasselbe unter dem Namen von Rakim, wo alle Häuser von Stein ausgehauen sind; die Homonymik Jakut's kennt außer Hadschr, der Stadt Jemame's,

[1]) Description de l'Arabie. Paris 1779. Bd. II. S. 136.

[2]) Bd. III. S. 535.

[3]) Description de l'Arabie, II. p. 75.

nur noch Hadschr er-Raschidet im Lande der Beni Okail, dann ein Dorf dieses Namens der Beni Salim, und ein gleichnamiges Thal im Lande der B. Osre und Ghatfan. Indem Hr. J. von den arabischen Stämmen spricht, und sich auf eine im vierten Briefe Fresnel's angeführte Stelle Sojuti's bezieht, läßt er diesen sagen, was er nicht gesagt, nämlich: daß die neun ältesten, ursprünglich eingebornen reinen Stämme der Araber [1]) noch zur Zeit Mohammed's bestanden hätten. Sojuti sagt in der angeführten Stelle nichts deßgleichen, und Ibn Doreid, der die neun eingebornen Stämme auf sieben mindert, sagt nur, daß sich kaum einige Reste derselben unter den späteren Stämmen vorfanden. H. J. berührt dann die alte Religion der Araber, welche die Gestirne und Götzen verehrten; er nennt nur vier Idole: Allat, welches von den Beni Sakif zu Thaif; den langen Stein, der zu Dschidde; Saad, welches von den B. Melkjan, und Soaair, welches von den B. Aanese angebetet ward; da der Name des letzten die Flamme heißt, so mag derselbe den arabischen Hephaistos oder die Vesta vorgestellt haben. Da seit Pococke [2]), d. i. seit zweyhundert Jahren, Niemand sich mit arabischer Mythologie beschäftigt, und die Götzen derselben überblickt hat, so ergreift Rec. diese Gelegenheit, um zu den von Pococke aus dem Kamus gesammelten Namen und Kunden der Idole und ihrer Tempel aus eben derselben Quelle eine Nachlese zu halten. Zuerst sey aber die von Pococke gegebene Kunde kurz überblickt und geordnet.

Die alten Araber verehrten die Gestirne, die Sonne, den Mond, den Aldeberan, den Canopus, den Sirius, den Mercurius und die Venus, die letzte als Allat, die Allilat oder Urania Herodot's; dieser und des Usa geschieht im Koran Erwähnung, das letzte vielleicht Dionysos, wahrscheinlicher aber ist Dusch-schera der Dysares Herodot's; dieses Idol wurde vom Stamme Daus verehrt, die Beni Kelb zu Daumetol-Dschendel beteten an das Idol Wedd in der Gestalt eines Mannes, die Beni Hamdan das Idol Siwaa in der Gestalt eines Weibes, die Beni Daus das Idol Jaauk in der Gestalt eines Adlers, die B. Modhadsch das Idol Jaghus in der Gestalt eines Löwen, die B. Homeir das Idol Nesr in der Gestalt eines Adlers. Diese sieben Idole nehmen ganz gewiß unter den Gegenständen der religiösen Verehrung der alten Araber den ersten Platz ein, weil ihrer der Koran namentlich er-

[1]) Aad, Themud, Umami, Abil, Thasm, Dschedis, Aamlik, Dschurhum und Webr.

[2]) Specimen historiae Arabum p. 89 u. f.

wähnt, welcher von dem großen Götzen Hobel schweigt, der mit dreyhundert sechzig anderen, an der Kaaba verehrten, bey der Eroberung Mekka's durch Mohammed gestürzt ward. Nach diesen Idolen waren Priester oder ihre Familien Abd-Usa, Abd-Jaghus, Abd-Schems benannt, eben so Abd-Menaf, d. i. der Diener des Götzen Menaf, der vierte Ahn Mohammed's, und Abd-Dar, d. i. der Diener des Dar, der Name eines Idols, welches nicht zu vermengen mit einem anderen Dewwar, d. i das Umkreisete beygenannt, weil man um dasselbe im Kreise herumging, wie um die Kaaba, weßhalb diese auch den Beynamen Dewwar führt. Abd-Jalil, d. i der Diener des Jalil, welches ein Götze wie Medan, woher Abd-Medan. Sul-Chalaßat war die alte Kaaba der B. Chosaam in Jemen, worin das Idol Chalaßat angebetet ward, weßhalb der Tempel die jemanische Kaaba hieß; Badschir wurde von den B. Esed, Awal von den B. Taghleb, Sulkeffein, d. i. der Zweyhändige, vom Stamme Daus, Audh vom Stamme Bekr-Wail, Dhamar von dem Stamme Abbas B. Merdas verehrt; die Stämme, welche die Idole Scharik und Okaißar verehrten, nennt der Kamus nicht. Soaair, d. i. die Flamme (Vesta), und Saad, d. i. das Glück (Fortuna), sind schon oben erwähnt worden. Nachdem wir dieses Viertelhundert von Pocke aus dem Kamus aufgeführter Idole nach ihrer Wichtigkeit geordnet, beginne die Nachlese, deren Ausbeute der Zahl nach eine größere als die der Lese selbst. 1) Abab, der Name eines Idols und zugleich des Götzentempels; 2) Sedsche und 3) Bedsche, zwey Idole, deren Namen in einem im Kamus angeführten Ueberlieferungsworte des Propheten vorkommen; 4) Beldsch, ein Idol, von dem weiter sonst nichts bekannt; 5) Naßr, das assyrische Idol, zu dessen Füßen Nabuchodonosor als Säugling gefunden, und nach demselben Bochtnaßr, d i. der Sohn Naßr's, beygenannt ward; 6) Satol-wedaa, d. i. die korallenbegabten Götzenbilder und Götzentempel überhaupt, insbesondere aber die Arche Noe's und die Kaaba so genannt, weil dieselben mit Korallenschnüren behangen wurden: 7) Isaf und 8) Naile, die zwey Bilder, welche Amru B. Jahja el-Chosaani, jenes auf dem Berge Ssafa, dieses auf dem Berge Merwe gegenüber der Kaaba aufgestellt, und ihnen Opfer geschlachtet; nach einer alten Legende waren dieß Isaf, der

[1]) Im Kamus Konstantinopolitaner Ausgabe I. S. 195. [2]) Ebenda S. 410. [3]) Ebenda S 373. [4]) Ebenda S. 376. [5]) II. S. 124. [6]) II. S. 684. [7]) II. S. 725. [8]) III. S. 369.

Sohn Amru's, und Naile, die Tochter Soheil's, welche, weil sie die Kaaba durch Liebesgenuß entheiligt, in Steine verwandelt, später aber von den Arabern als Götzen angebetet wurden; 9) Gharuk, d. i. der Ertränkende, hieß der später in eine Moschee verwandelte Götzentempel von Kufa, weil dort aus einem Kohlenherde die Sündfluth hervorgebrochen, daher das Wort Mohammed's: »Zu Grunde gegangen sind Jaghuk und Jauk, welcher Gharuk;« es scheint hieraus Jaaruk, d. i. das vorsündfluthige Idol sey im Tempel Gharuk angebetet worden; 10) Eschhel, das Idol, nach welchem der Stamm B. Abdol Eschhel benannt wurde; 11) Baaim, der Name eines aus Holz geschnitzten Götzen; 12) Esham, ein Idol, das vielleicht aus Horn gebildet war, weil dieß der Sinn des Wortes; 13) Noheim, das Idol, welches der Stamm Moseim verehrte; 14) Sun, der Name eines Götzenbildes überhaupt, sey es nun Sonne, Feuer oder Stier, der Name zunächst von der Sonne, auf altdeutsch Sun wie im Arabischen; 15) Sowas, ein Idol der Beni Hodeil; 16) Asen heißen die kleinen Hausgötzen; 17) Dhaisen, der Name eines Idols, von dem weiter nichts bekannt; 18) Lahet, was eine Schlange heißt, soll nach Einigen das Stammwort von el-Lat (Alillat) seyn; 19) Thagut, d. i. der assyrische Dagon, wird im Koran mit Usa und Lat erwähnt; 20) Afer, ist das assyrische Idol, nach welchem der Bildner desselben der Vater Abrahams benannt ward; 21) Baal zu Babylon; 22) Bogh, an der Stätte verehrt, wo hernach Bagdad (ursprünglich Boghdad) erbaut ward; 23) Ssanem; 24) Wesen und Esen; 25) Nadhmet; 26) Kell sind allgemeine Namen für Götzen, deren Tempeldiener Sedanet heißen; 27) Dumijet heißt jede Statue, und 28) Radha war der Götzentempel der B. Rebiaa. Außer diesem Viertelhundert von Pococke im Kamus übersehenen Wörtern, welche Idole oder ihre Tempel und Diener bezeichnen, findet sich noch ein halbes Dutzend solcher Artikel im Meraßid, wovon selbst der Kamus keine Kunde hat, als: 29) Merhab, der Name eines Idoles in Hadhramaut, dessen Diener Sa Merhab hießen; 30) Halal, der Name eines Idols der Beni Fesare; 31) Monthabik, ein Idol aus der Zeit der Unwissenheit, welches hohl aus dem Bauche redete, folglich eine Art Orakel war; als man es zerbrochen, fand man ein Schwert darin, der

9) III. S 34 10) III. 262. 11) III. 402. 12) III. 478. 13) III 572. 14) III. 644 15) III. 666. 16) III. 660. 17) III. 746. 18) III 863. 19) I. 747. 20) III. 143. 21) II. 702. 22) III. 499. 23) III. 589 und 713. 24) III. 166. 25) III. 339. 26) III. 647. 27) III. 812. 28) III. 825.

Prophet reinigte es, und nannte es Machaddem; es ist billig zu wundern, daß über ein solches, mit der Prophetengeschichte verbundenes Idol im Kamus oder anderen arabischen Wörterbüchern sich kein Wort vorfindet. 32) Dschihar, der Name eines Idols der B. Hewasin zu Okkjas. 33) Schoms, ein Idol der B. Temim, nicht zu verwechseln mit Schems, die Sonne, welche von den B. Kinane angebetet ward, und von deren Dienste der noch heute übliche Name christlicher Priester und Diacone in Arabien, nämlich Schimase (eigentlich Sonnendiener), herstammt; so heißt auch die Monstranze als strahlender Behälter der sonnenförmigen Hostie im Französischen noch heute le soleil; so weit ragt der alte Sonnendienst noch heute in den Orient und selbst in den Occident herein. 34) Humam, ein Idol der B. Hind B. Haram, welches zur Zeit der Verkündigung des Islams einen Laut von sich gab; fehlt ebenfalls im Kamus. Des Idols Menaf, nach welchem ein Zweig der Beni Koreisch und der vierte Ahn Mohammed's, Abd Menaf, d. i. Diener Menaf's, benannt wurden, ist schon oben erwähnt worden; eben wie Schems von Schoms, ist Menaf von Menat zu unterscheiden, welches in Freitags Wörterbuch unter dem Gestirne New, von welchem es hergeleitet wird, fehlt, aber unter Mina als das Idol, welches die Beni Hudeil zu Chosaa zwischen Mekka und Medina verehrten, aufgeführt wird. Das Meraßid hat 35) Menah statt Menat als den Namen des Idols, welches an der Meeresküste in der Nähe von Kadid in der Entfernung von sieben Miglien von Medina verehrt ward, und welches die B. Esed und Ghasan durch Wallfahrt und Opfer verehrten. Wir haben also hier mehr als ein halbes Hundert altarabischer Idole, aber nichts, was die Quellen darüber melden, zeigt irgend eine Verwandtschaft mit dem ägyptischen Götzendienste, welchen H. J. in dem späteren Abschnitte über die Religion bloß als eine Entwicklung des arabischen betrachten will, um seiner in diesem Werke aufgestellten Hypothese, daß das Urvolk Aegyptens nicht die Kopten, sondern die Araber gewesen, zu Hülfe zu kommen; er gründet dieselbe hauptsächlich auf die rothe Körperfarbe, wodurch auf allen altägyptischen Schlacht- und Grabgemälden die Aegypter unterschieden werden, und bringt damit den alten Namen der homeiritischen Könige im südlichen Arabien in Verbindung, welche Beni Homeir, d. i. die Söhne der Röthlichen, hießen; sollte diese Hypothese stichhältig seyn, so müßte die Erklärung der hieratischen und demotischen Hieroglyphen in der alten Sprache der Beni Homeir, die noch heute in der von Fresnel zur Kunde des Westens gebrachten ahkilischen fortlebt, zu suchen seyn, und

wenn die Ureinwohner Aegyptens Araber gewesen wären, wie käme es denn, daß das Wichtigste, was bisher für die Entzifferung der Hieroglyphen geleistet worden, nicht im Arabischen, sondern im Koptischen wurzelt? Nach diesem mythologischen und philologischen Seitenblicke verfolgen wir wieder die geographischen Bemerkungen Hrn. J.'s; er erhebt sich mit Recht und gutem Grunde wider die Geographen, welche Tihame bisher bloß als das Flachland der Seeküste betrachteten, ohne demselben Berge zuzugestehen. er verweiset auf die Namen von nicht weniger als dreyßig Bergen, welche nach seiner Liste in Tihame; dawider ist zwar einzuwenden, daß diese Liste nicht ausschließlich die Berge Tihame's aufzählt, indem in derselben auch Berge von Hidschas, wie die um Mekka gelegenen der Aarafat, Abu Kobeis und andere vorkommen; allein es hat seine volle Richtigkeit, daß zu Tihame nicht nur die flache Meeresküste, sondern auch die Bergkette, welche dieselbe von Jemen trennt, gerechnet werden muß, und das Meraßid gibt ein Paar Dutzend Namen der Berge Tihame's: Le Tehâmah, sagt Hr. J., entrecoupé de montagnes est mis en opposition avec l'intérieur de l'Arabie, le Nedjd, le pays élevé et le plus éloigné de la mer, dem ursprünglichen Wortsinne aber nach heißt Tihame nichts anderes, als das Land der Malaria, wegen der schlechten, dicken Luft an der südwestlichsten Seeküste Arabiens; die Gränze desselben, welche Hr. J. nur nach Idrisi im Allgemeinen angibt, ist im Meraßid an mehr als einer Stelle [1]) genau bestimmt, nämlich gegen Hidschas die Medaridsch (Stufen), d. i. die Hügel von Aardsch, in der Nähe von Thaif, gegen Nedschd, Sat-Irk, das Mikat [2]) oder Mohell [3]) der Pilger von Irak, d. i. der Ort, wo der Pilgermantel umgenommen, und das Alleluja (Ihlah), d. i. die Formel Lebeik saadeik, d. i. Dir o Herr gewärtig, angestimmt wird. Wiewohl es richtig, daß das Küstenland Tihame auch Berge in sich begreift, so ist doch noch zu bemerken, daß Tihame im Gegensatze von Nedschd, d. i. dem Hochlande, auch Ghawr, d. i. das Tiefland oder die Niederung, benannt wird [4]). Das Meraßid sagt an mehr als einer Stelle, daß Ghawr, d. i. das Tiefland, eins und dasselbe mit Jemame; am ausführlichsten und deutlichsten unter dem Artikel Ghawr mit den folgenden Worten: »Ghawr und Tihame sind zwey Namen für ein einziges

[1]) Unter dem Artikel Tihame, Aardsch, Irk und Nedschd.

[2]) ميقات [3]) مهل

[4]) Freitag's Wörterbuch unter Ghawr nach Kamus.

»Benanntes, man sagt auch Ghawr Tihame (das Tiefland »der bösen Luft); was zwischen Sat-Irk und dem Meere liegt »heißt Ghawr, und Tihame beginnt auf der Seite von Hi»dschas bey den Stufen, d. i. bey den großen Hügeln von Aardsch, »und auf der Seite Nedschd's von den Stufen, d. i. der großen »Hügeln von Sat-Irk; Ghawr heißt insgemein jedes Thal, »in das sich ein Strom ergießt, daher Ghawrol-Erden, das »Thal des Jordans.«

Hadhramaut wird nach den neuesten, von Fresnel in seinen Briefen über die Geschichte der Araber aus dem Munde eines gewissen, von Mirbath bey Safar gebürtigen Muhsin, gegebenen Kunden überblickt, und Schibam als die Hauptstadt angegeben. Hiezu sey bemerkt, daß die arabischen Geographen zwey Hauptstädte Hadhramaut's kennen, deren eine Schibam und die andere Terim, und daß es außer Schibam, der Hauptstadt Hadhramaut's, noch drey andere, im Jemen gelegene Schibam gibt, deren weder Hr. J., noch Fresnel erwähnen, wiewohl der letzte nach Kamus vier Safar aufführt, eines in Hadhramaut, nach welchem die safarische Spikenarde benannt ist, weil dieselbe von Indien gerade nach Safar kam; die Spikenarde und der jemenische Onyx waren die Hauptartikel des Handels Safar's, welches nach dem Dschihannuma (S. 491) i. J. 610 (1413) von Sultan Ahmed, der den Kanal von Safar eröffnete, zur Hauptstadt Hadhramaut's erhoben ward, nachdem Schihr (welches in alten Reisebeschreibungen Schehr ausgesprochen wird) in Verfall gerathen [1]. Schihr heißt aber nach dem Dschihannuma (S. 494) nicht nur die Stadt, sondern die ganze Küste, der Wohnort der Stämme Mehre, ehemals der Sitz der Beni Aad. Der Handel Schihr's bestand vorzüglich in Weihrauch, Cocusnüssen und Lack. Safar war die Residenz der Tobaa, d. i. der alten Könige der Beni Homeir, von denen sieben und dreyßig zu Safar residirten. Nach dem Meraßid soll Hadhramaut auch Aabdel [2]) geheißen haben. Mareb ist unstreitig das Mariaba der alten Geographen, aber deßhalb ist es doch nicht richtig, daß Mareb die Hauptstadt der Sabäer gewesen; Mareb, d. i Mariaba, heißt, nach den Quellen der arabischen Geographen, der zwischen Hadhramaut und Ssanaa

[1]) De Sacy verbessert in den Notices et extraits IV. p. 130 richtig die irrige Leseart des Dschim in H, liest aber Schehr statt Schihr, was die richtigere Vocalisirung.

[2]) عبدل اسم حضر موت

gelegene Distrikt [1]), Mareb ist also das zwischen Hadhramaut und Jemen gelegene fruchtbare Thal, dessen Haupt Saba, durch seinen Dammbruch in der arabischen Geschichte so berühmt; Ssahid oder Dhahid [2]) (das Meraßid führt es unter beyden Namen auf) heißt aber die zwischen Hadhramaut und Jemen gelegene Wüste. Hr. J. verfolgt die Stationen des Feldzuges des Aelius Gallus, und zeigt wider Gosselin, welcher Marsyaba (Mariaba) mit Mekka vermengt, daß Strabo's Negra nur Nedschran seyn kann. Die Flüsse Malothas, Chaulla, Caripeta, Nestum, Escan, Magusum sind noch zu bestimmen. Sabota oder Saboea mit seinen fünf und sechzig Tempeln, die Hauptstadt der Adramiten, d. i. der Bewohner Hadhramaut's, ist wohl nichts anderes als Saba. Nach dem Feldzuge des Aelius Gallus erwähnt Hr. J. noch des römischen unter Trajan, welcher ihm den Namen Arabicus erwarb, dann des i. J. 170 unter Marc Aurel, des ums J. 199 unter Severus, des i. J. 217 unter Macrinus unternommenen arabischen Feldzugs. Der folgende sechste und letzte Abschnitt der Ethnologie, welcher den Araber aus dem Gesichtspunkte seiner Physiognomie, seines physischen und moralischen Charakters, des Zustandes seiner Sittigung, Religion und Sprache betrachtet, stellt die oben erwähnte, nach der Meinung des Rec'en nicht haltbare Hypothese auf, daß die Urbewohner Aegyptens Araber gewesen seyen. Der Anhang enthält schätzbare Nachrichten über den heutigen Zustand des Eigenthumsrechts in Aegypten, über die Pest des Jahres 1835, über die Reise Mohammed Ali's nach Fasoklo i. J. 1838, mit der Uebersetzung des darüber im Courrier de l'Egypte (21. April 1839) gegebenen officiellen Berichtes, auf welche wir die Leser verweisen. Dieses für die Geographie Arabiens, besonders durch die beyden darin mitgetheilten Oerterverzeichnisse, so schätzbare Werk Hrn. J.'s besteht in einer doppelten Ausgabe, nämlich in der oben angeführten mit eigener Seitenzahl, und dann auch mit fortlaufender als die dritte Abtheilung der neu erschienenen Fortsetzung von Mengin's Geschichte Aegyptens [3]) unter der Regierung Mohammed Ali's.

---

1) Bakuji in den Notices et extraits T. II. p. 406, und das Dschihannuma S. 492 einstimmig mit dem Meraßid und Moschterik; nach dem letzten war Mareb auch der Name eines großen Pallastes, von dem ein Dichter sang:

Siehst du denn Mareb nicht, das fest wird dauern,
Mit den Umgebungen von Bauten und von Mauern.

2) ضيهد صيهد

3) Histoire sommaire de l'Egypte sous le gouvernement de Mo-

Hier würde dieser Artikel endigen, wenn der Rec. sich nicht verpflichtet hielte, bey dieser Gelegenheit aus den Quellen morgenländischer Geographie zu der Arabiens seinen Beytrag zu liefern, um künftige Karten Arabiens mit einer weit größeren Anzahl von Namen, als die bisherigen enthalten, zu bereichern. Der Geograph, der die von ihm studirten Länder nicht selbst bereiset, und dem nur Namensverzeichnisse oder dürftige Angaben der Lage der Oerter, Berge und Thäler nach der Himmelsgegend oder nach ihrer nächsten Nachbarschaft zu Gebote stehen, sollte sich nicht erlauben, bey dem Mangel astronomischer Beobachtungen und geographischer Bestimmungen der Längen- und Breitengrade die aufgefundenen Namen willkürlich in die Landschaften, denen sie angehören, einzutragen, er muß in der Regel die nähere Bestimmung ihrer Lage der Beobachtung künftiger Reisenden überlassen. Die Quellen orientalischer Geographie geben jedoch wenigstens Einen nicht zu vernachläßigenden Anhaltspunkt in den Straßen der Länder und den Stationen der Karawanen, nach welchen bey der gegebenen Richtung der Straßen, bey der sicheren Kenntniß einiger Mittelpunkte und der bekannten, von den Karawanen täglich durchmessenen Entfernung doch wenigstens die Folge der Oerter und ihre Entfernung von einander mit annähernder Gewißheit bestimmt werden kann. Die ältesten geographischen Werke der Araber waren nichts anderes als Straßenverzeichnisse und Oerterlisten, und führen auch keinen anderen, als den ihrem Inhalte entsprechenden bescheidenen Titel: M e s a l i k e l - m e m a l i k, d. i Straßen der Länder. Von allen islamitischen Ländern genießt Arabien des Vortheils der zahlreichsten und umständlichsten Straßenlisten, weil Mekka der Mittelpunkt, in welchem die Pilgerstraßen von allen Gegenden des Islams zusammenlaufen, und der Pfad der Pilger mit der Straße des Handels zusammenfällt. Wiewohl sieben solcher Pilgerstraßen schon seit dem Jahre 1732 im Dschih. durch den Druck bekannt gemacht worden, so hatten davon doch weder Niebuhr noch andere Geographen Kunde, und erst in der jüngsten Zeit sind die Pilgerstationen von Damaskus, Kairo und Osman nach Mekka durch Burckhardt und Bianchi kund gemacht worden. Zwey andere Heeresstraßen sind durch die beyden Feldzüge der Heere Mohammed Ali's in den Landschaften N e d s c h d und A a s i r zuerst durch die Karten, welche in dem Werke Planat's über die Wiedergeburt Aegyptens *) sich befindet, und die zu dem eben er-

---

hammed Aly suivie, d'études géographiques et historiques sur l'Arabie Paris 1839. Octav, 536 Seiten.

*) Hist. de la régéneration de l'Egypte par J. Planat. Paris 1830.

wähnten Werke Mengin's gehörige Jomard's über Nedschd zur Kenntniß europäischer Geographen gebracht, und seitdem in den neuesten Karten benützt worden. Das Dschihannuma selbst gibt außer den sieben Straßen der Pilgerkarawanen von Damaskus, Kairo, Aaden, Omman, Lahsa, Basra und Bagdad, noch drey andere, nämlich die von Medina nach Mekka, und die zwey einzigen, durch welche Karawanen aus Jemen nach Tihame ziehen können. Wir haben also hier zwölf Straßen, die wir mit den Quellen in der Hand verfolgen, und wiewohl die von Kairo und Ssanaa schon durch Burckhardt und die von Damaskus aus der türkischen Wallfahrtsreise durch Bianchi mitgetheilt worden ist, auch diese beyden vornehmen wollen, theils um über die wahre Aussprache der Ortsnamen durch den in der Note beygefügten arabischen Text keinen Zweifel übrig zu lassen, theils um dieselben durch Anmerkungen zu berichtigen, und durch Zusätze aus dem Meraßid, Moschterik und Dschihannuma zu vervollständigen. Da die Karawane von Konstantinopel, an die sich die von Damaskus anschließt, die vornehmste und wichtigste aller Pilgerkarawanen, so ist in dem Dschihannuma die Pilgerstraße von Damaskus auch allen übrigen mit Recht vorangestellt; über diese erste ist aber auch am wenigsten zu sagen, da die in den Verhandlungen der geographischen Gesellschaft von Paris durch Bianchi übersetzte türkische Wallfahrtsreise darüber sehr ausführliche Auskunft gibt, und die Namen im orientalischen Texte beysetzt.

I. Pilgerstraße von Damaskus nach Mekka.

Den Ort, wo sich die Pilgerkarawane außer Damaskus sammelt, schreibt sowohl das Dschihannuma als die Pilgerreise Mesireb und nicht Mesreib, wie Bianchi schreibt. Die Station 1) Terchanechan heißt auch Keschkchan, weil hier ehemals den Pilgern saure, vom Fett gereinigte Milch ausgetheilt ward, welche auf türkisch Terchane, auf persisch Keschk, auf österreichisch Topfen heißt; der Stifter dieser Spende hieß Ibnol Hoßin *) und nicht Ibn-Hazi, wie Bianchi irrig gelesen und geschrieben. 2) Ssanemein, d. i. die zwey Idole, wie es auf der Karte Burckhardt's steht, ist die richtige Aussprache, und nicht Ssanemin. 3) Mesireb, auf Burckhardt's Karte Mesarib; in dem umliegenden Geröhricht gibt es viele Wasservögel und Egel, welche von hier nach Damaskus

*) Wahrscheinlich derselbe, welcher eine von Taghriberdi im Menhel es-ßafi enthaltene Lobrede auf den Tod des großen Grammatikers el-Kjafiedschi verfaßte.

zum Verkaufe gebracht werden; hier ist das Grab des frommen Scheichs Tekruri, nicht Tekerveri, wie B. schreibt. Der Bezirk von Esraat heißt auch Buseine, nicht Butnia, wie bey B. 5) Mefrik, d. i. der Scheideweg, nicht Mefraek, wie bey B., auch Maarif oder Maghrib (nicht Megreb). 6) Ainserka, d. i. die blaue Quelle; das Dschihannuma erwähnt zwischen dieser und der folgenden Station des verfallenen Schlosses Esrak, d. i. des blauen Schlosses, und des wohlbewässerten Distriktes Omri oder Omeri, bey B. unter der folgenden Station irrig Emri. 7) Balka, über den hier in der türkischen Pilgerreise erwähnten Berg Scherat gibt sowohl das Meraßid als das Mutschterik nähere Auskunft: Affen halten sich auf demselben auf, und die Beni Leis wohnten ehemals in der Gegend; die Höhe Aakaba, über welche der Weg nach Hidschaf führt, heißt Charita, d. i. die Karte, ein kahles, unfruchtbares Gebirge. 8) Kathrani; Suleiman der Gesetzgeber verwandte 15,000 Dukaten auf die Reinigung des mit Erde verschütteten Teiches (Birket) [1]. 9) Hasa, auch Tabut kurusi, d. i. die Sargheide (nicht Karoussi), genannt. 10) Sohr Aaneise (nicht Zahri-Enizé). 11) Maan; in B.'s Uebersetzung heißt es: On vend des keufter-soudjouks qu'on apporte de Khalil-Urrahman (l'ami de Dieu), wer versteht das? Es soll heißen: Man verkauft hier Knackwürste, die von Hebron kommen. Eben so wenig weiß vom Folgenden der türkische Text: Peut-être est-ce d'après l'idée qu'ont les Arabes et les Ykkiams, que Dieu n'avoit d'abord créé que cette espèce d'arbres, qu'ils ont, pour les premiers qu'ils rencontrent, une grande vénération; im Texte steht bloß: Außer dem dornigen Baume Moghailan, welchen Gott wachsen läßt, wächst kein anderer hier, weßhalb die Araber und Zeltaufschläger demselben, sobald sie ihn erblicken, große Ehre erweisen. Akkjam sind die Zeltaufschläger [2]), welche man hier als Ykkiams mit den Arabern verbunden für ein Volk halten könnte. 12) Sohrol Aakaba, d. i. der Rücken der Berghöhe. 13) Tschaghiman, auch Thabiliat genannt. 14) Satolhadsch, auch Darolhadsch, Hadschr und Eschmeler, d. i. die Quellen genannt. 15) Kaaol-Besith, auch Kaaoß-ßaghir, d. i. die kleine Fläche genannt, bey B. la vallée du petit singe [3]).

[1]) Dschihannuma S. 539.

[2]) Gesch. des osm. Reichs I. 494 und 661, VIII. 13; bey Chalcondylas Ἀγιακες fehlt in Freitag's Wörterbuch.

[3]) Schon im Recueil durch die folgende Note berichtigt: Notre [illegible]ducteur parait ici s'être mépris sur le sens du der[illegible] signifie le petit champ.

16) Naßi Churma, d. i. die rebellische Palme, in der arabischen Geschichte mehr unter dem Namen Tebuk bekannt; in der französischen Uebersetzung heißt es: Ce lieu était autre-fois la résidence des Ashabi-Ikeh; da die Aßhabol-Eiket (nicht Ikeh) nicht weniger als viermal *) im Koran vorkommen, so hätte der Uebersetzer doch dieselben kennen, oder sie mit ein Paar Worten seinen Lesern erklären sollen. Die alten Bewohner Eike's, d. i. Tebuk's, gehören unter die gottverfluchten Völker, deren Ausrottung im Koran zu wiederholten Malen als ein Strafgericht Gottes erwähnt wird; so heißt es in der XXXVIII. Sure: 13) »Vordem wurden die Propheten der Lüge beschuldigt, und das Volk Noe's, Aad's, Pharao's des Pfählebegabten.« 14) »Durch die Themud, das Volk Loth's und die Genossen Eike's.« Und in der L. Sure: 11) »Vor ihnen (den Bewohnern Mekka's) haben die Propheten der Lüge beschuldigt das Volk Noe's, die Genossen von Ras, die Themud.« 12) »Das Volk Aad's, Pharao's, die Brüder des Loth.« 13) »Die Genossen von Eiket und das Volk der Tobaa.« Alle diese haben die Gottgesandten der Lügen beschuldigt, und verdienten dadurch das angedrohte Gericht. Die Liste der im Koran erwähnten Völker, welche durch Strafgerichte Gottes heimgesucht oder vernichtet worden, ist für die arabische Geographie nichts weniger als gleichgültig, indem die Sitze derselben wie hier zu el-Eiket nachgewiesen werden. Diese Sitze vernichteter Stämme verdienen vorzüglich die Aufmerksamkeit der Geographen und Reisenden, sey es durch Ruinen und in Stein gehauene Grotten, sey es als der Schauplatz außerordentlicher Naturerscheinungen und elementarischer Kämpfe. Von sechs Propheten (Noe, Loth, Moses, Jethro, Hud und Ssalih), deren (sie der Lüge beschuldigenden) Völker im Koran erwähnt werden, sind die drey letzten rein arabische Propheten, indem Jethro dem Volke Eiket's, Hud dem Volke Aad's, und Ssalih den Stämmen Themud vergeblich gepredigt, und von den oben im Koran erwähnten Völkern sind die Genossen von Eiket, von Ras, die Aad, die Themud und die Tobaa, d. i. die Beni Homeir, lauter arabische Stämme, deren Sitze von den arabischen Geographen angemerkt werden, und denen wir auf anderen Wegen begegnen werden, wie wir dem ersten dieser gottgestraften Völker in seinem alten Sitze zu Tebuk oder el-Eiket begegnet sind. Hieher gehören auch noch andere Stämme, welche von

*) XV. Sure 77. Vers, XXVI. S. 175. V., L. S. 13. V. und XXXVIII. S. 14. V.

Sojuti und Ibn Doreid [1]) als alte vernichtete aufgeführt werden, wie die Amalekiten, die Dschorhom, die Thasm und Dschadis [2]), deren der Koran zwar nicht ausdrücklich erwähnt, die aber zum Theil unter allgemeinen Namen darin begriffen sind, wie die Tasm [3]), welche ein Zweig der Aad, und die Ras, welche ein Zweig der Themud. 17) Maghair ol-Kalenderije, d. i. die Höhlen der Kalendere, auch Aakabai Haider, d. i. der Bergabhang Haider's, und Birke, d. i. der Teich oder Wasserbehälter, und Makabir, d. i die Gräber, genannt. Die beyden Namen der Gräber und Höhlen lassen vermuthen, daß hier entweder natürliche Grotten oder künstlich ausgehöhlte zu finden sind. 18) Ochaidhar [4]) (nicht, wie B. schreibt, Akhizer où Akhider); hier wusch sich Job aus dem Brunnen die Würmer vom Leibe, die heute versteinert gesammelt werden (der Aufmerksamkeit der Mineralogen zu empfehlen); hier ist die Stätte Chisr's, des Hüters des Lebensquelles. Das Schloß ward von Sultan Suleiman i. J. 938 (1531) wider die rebellischen Araber Beni Lam und B. Akaba erbaut, welche die in der Nähe gelegene Klamm Sakb Ochaidhar, d. i. das durchgebohrte Loch Ochaidhar's, oft mit Felsen verrammelt. Sie treten in dieser Hinsicht ganz in die Fußstapfen ihrer Vorfahrer, der Genossen von Eiket, welche Straßenräuber den Karawanen die Wege versperrten, und als der Prophet Schoaaib, d. i. Jethro, von Medina kam, um ihnen zu predigen, sich nicht bekehrten, wodurch sie der Himmel durch's dreyfache Strafgericht eines Orkans, fürchterlichen Geschreyes und gänzlicher Finsterniß ausrottete [5]). 19) Birke (nicht Burke, wie B. schreibt) moaseme, d. i. der große Wasserbehälter, ehemals nach Balkis, der Königin von Saba, genannt, heißt auch Wadiol-esed, d. i. das Thal des Löwen. 20) Magharisch es-seir, von den Arabern auch Afrah, Schakkolaadschuf, d. i. die Spalte des alten Weibes; Makbere (nicht Makpérè, wie bey B., die Araber haben kein P); Darol-hadschr, d. i. das Steinhaus, und Darol-hamra, d. i. das rothe Haus, von den Türken Pirindsch owasi, d. i. das Reisthal, und Dscheltuk (nicht Djeltek); Ssalih, d. i. die Reispflanzung Ssalih's genannt. Diese sieben

[1]) In Fresnel's viertem Briefe S. 35 und 36.

[2]) Dschadis heißt der Wurzelbedeutung nach was alt und vormals, ganz das französische jadis.

[3]) Kamus Constantinopolitaner Ausgabe III, 504.

[4]) Ebenda I. 842.

[5]) Dschihannuma S. 523.

Namen deuten schon die große Merkwürdigkeit des Ortes an: hier gehen am Felsen, welcher Dscheble th-thaf oder Dschebl on-nithak, d. i. der Berg des Gürtels, und auf türkisch Kjötschek kijasi, d. i. der Felsen des Troßbuben, heißt [1]), die Karawanen unter großem Lärmen, unter Abfeuerung von Flinten und Pistolen vorbey, um damit das Geschrey des im Felsen eingesperrten Kamehls des Propheten Ssalih zu übertäuben; vielleicht sind hier Naturlaute häufig, wie sie oft in Felsengebirgen ohne bekannte Ursachen vernommen werden. Wie dieser Umstand den Ort der Aufmerksamkeit des Physikers empfiehlt, so rufen die des Mineralogen die vielen kleinen Steine auf, womit das Thal bedeckt ist, und welche die Pilger als Ziegelsteine auflesen, also wahrscheinlich eine Fluhe von Agathen oder Jaspis. Nicht minder merkwürdig, ja viel merkwürdiger noch für den reisenden Alterthumsforscher ist die nächste Station, welche 21) Hadschr (Petra), Korai Ssalih, d. i. die Dörfer Ssalih's, oder Medain Ssalih, d. i. die Städte Ssalih's, heißt, neunzehn Stunden von der vorigen entfernt; hier sind die Ruinen des Volkes Themud und die in Felsen gehauenen Wohnungen derselben [2]). Im Einklange der türkischen Pilgerreise mit dem Dschihannuma sagt Burckhardt: »Die interessanteste Stelle dieser »Pilgerstraße scheint Hadschr (Hedjer), oder wie es manchmal »genannt wird, Medain Ssalih zu seyn. Dieser Ort wird »in vielen Stellen des Korans, wovon eine Sure (die XVte) den »Namen Hadschr führt, erwähnt. — In diesem Berge sind geräumige, in den Felsen gehauene Wohnungen, mit Gestalten »von Menschen und Thieren und kleinen Säulen zur Seite der »Eingänge aus Stein ausgehauen, und wenn ich dem Zeugnisse »der Beduinen trauen darf, zahlreiche Inschriften ober den Thoren.« Hier erwähnen unsere Quellen keiner Inschriften, wohl

---

[1]) Im Recueil de mémoires p. 134 كوچك قياي gefehlt statt كوچك قياسي, wie es im Texte steht, und noch irriger übersetzt le petit rocher, was ein zweyfacher Irrthum, erstens ein lexikographischer, indem كوچك Kjatschek, der Troßbube, mit كچوك Kjutschuk (klein) vermengt ist; zweytens ein grammatikalischer, indem mit dem Adjectiv das folgende Substantiv nie im Affixum si konstruirt seyn könnte.

[2]) Dschihannuma S. 539.

aber zu Medein [1]), in der Nähe von Sues, sechs Stationen von Tebuk, dem Wohnorte des Propheten Schoaaib's, d.i. Jethros, wo auch Grotten in Felsen gehauen sind, weßhalb der Ort auch Maghair Schoaaib, d.i. die Höhlen Jethro's, oder auch schlichtweg Medin heißt, was mit Medain Ssalih nicht zu verwechseln; die auf den dortigen Höhlen und Inschriften sich beziehende Stelle des Dschihannuma [3]) lautet: »Hier sind beschriebene Tafeln, in denen die Namen der Könige eingegraben sind, und noch sieht man die Reste von Mauern.« Diese vom Dschihannuma zu Medin Schoaaib und jene von Burckhardt zu Medain Ssalih erwähnten, bisher von keinem europäischen Reisenden gesehenen Inschriften fordern künftige Reisende zur Entdeckung derselben auf. 22) Aala, hier vereint sich mit der Pilgerstraße ein anderer Weg, der von Damaskus über Boßra, Esrak, Karakar, Katt, Ssobeih (nicht Sebiha), Teima (nicht Timaïe) [4]), Ssawan (nicht Savana) [5]). Das Dschihannuma (S. 522) erwähnt zu Aala einer durch Willkür bis auf vierzig Dirhem gesteigerten Auflage der Dattelbäume. 23) Ebjari ghanem, d. i. die Schafsbrunnen, auch Thawamir und Mathran genannt [6]). 24) Schihab ahmer, d. i. die rothe Flamme, sonst Semerrúd kalaasi, d. i. das Smaragdenschloß. »Hier,« sagt die türkische, zu Konstantinopel gedruckte Pilgerreise, »wächst etwas, das man Baram [7]) nennt;« dieß hat der Uebersetzer ganz irrig gegeben: Il y a ici un fruit appelé *beterbaram*, indem er das türkische Zeitwort Biter (es wächst) für einen eigenen Namen angesehen; den Namen Semmerúd, d. i. Smaragd, hat das Schloß und der dabey gegrabene Brunnen von der Frau Semmerúd, der Mutter Ismail Abulfeda's, des großen Geschichtschreibers und Geographen [8]). 25) Schaabon-

---

1) مدين 2) مداين 3) S. 525.

4) Abermals ein doppelter Irrthum, der Aussprache Tima statt Teima, und dann der Grammatik, indem Teima hier, wie die zwey vorhergehenden Kalt und Ssobeih und das folgende Ssawan, im Dativ, welchen der Uebersetzer irrig für den Nominativ gehalten; auch Dschih. S. 540.

5) Im Dschihannuma S. 540.

6) Dschihannuma S. 539 Kathran.

7) Bunda bir resne biter Baram derler.

8) Muluki Schamden Melik Ismailün Walidesi, d. i. die Mutter König Ismails, eines der syrischen Könige Hr. B. übersetzt ganz unverzeihlicher Weise: Mère d'un des rois Ismaéliens de Perse, da doch von Persien kein Wort im Texte, sondern ausdrücklich Syrien steht.

naamet, d. i. das Straußenthal, auch der Brunnen der Walide genannt. 26) Hedije eschmesi, d. i. die Quellen des Geschenkes. »Hier,« heißt es im Texte, »treffen meistens die Lebensmittel der Pilger ein [1]). Der Ort hat seinen Namen von den Geschenken, welche man hier dem Propheten darbrachte, als er nach Chaiber zog. Diesen allbekannten Namen der berühmten Festung der Juden verstümmelt Hr. B. in Khibré [2]). 25) Nachlotein, auch Fachletein und Ißtabl oschr genannt; hier, wie am vorhergehenden Orte, heißen Felsen Selam kiasi, d. i. Felsen des Grußes, weil sie dem Propheten zu Ehren, als er vorbeyzog, aufstanden. Der Ort heißt auch Alem es-Saadi, d. i. die Glücksfahne (nicht Ilm-Elsaadi), und weiter an Sitan moaamer und Hadschr Sitan (nicht Hadjeristan). 27) Wadiol-kora, d. i. das Thal der Dörfer. In der Moschee, wo der Prophet gebetet, ist das Bein des Lammes, welches, gebraten auf den Tisch gesetzt, ihn anredete: Iß mich nicht, denn ich bin vergiftet. Die Ebene Atik war der Sitz der unter dem Chalifate Omar's von hier versprengten Beni Kelb. Der Ort, welcher die Gränze gegen Medina macht, heißt Horrei leili, d. i. die Freie Leila's [3]). 28) Ebjari Hamse, d. i. die Brunnen Hamsa's; hier ist eine Moschee Hamsa's. Die Quelle Medina's Ain Serka bewässert die Felder, deren eines, Sein genannt, der Prophet besonders zu bauen befahl. »Hier kommen,« heißt es im Texte, »die Kinder Medina's den Pilgern freudig entgegen, indem sie ihnen sagen: Mein Herr! der Chodscha ißt das Huhn in porcellänener Schüssel, du bist geborgen! geborgen« [4])! Hier fehlt in der türkischen Pilgerreise Medina, und die Beschreibung der

[1]) Ekseria dscherdei hudschadsch bu mahallde kauschurlar; dieß übersetzt Hr. B. eben so unverzeihlich wie oben: La plupart des gens que le pélerins rencontrent dans ces lieux, sont mal vêtus ou presque nuds, indem er das Wort Dscherde gar nicht verstanden. Dscherde in der Gesch. des osman. Reichs VII. 67. VIII. 217, 218. X 345.

[2]) Abermals ein doppelter Fehler der Aussprache und der Grammatik, indem Chaibere der Dativ von Chaiber.

[3]) Nicht la nuit de l'épouse, die Brautnacht, heißt wohl Leilet horret; aber ein Anderes ist Leilet die Nacht und ein Anderes die Beduinin Leila, und in keinem Falle könnte Leil, die Nacht, das türkische Affixum haben, und zugleich mit dem Isafet, das im Texte als Hemse steht, in der Uebersetzung aber ausgelassen ist, konstruirt seyn.

[4]) In der Uebersetzung B.'s ganz ausgelassen, so wie der im Texte folgende auf den Berg Ohod sich beziehende Vers des Korans.

heiligen Stadt und der Wallfahrtspflichten, in dem gedruckten Texte nicht weniger als 24 Octavblätter, welche in der Uebersetzung, die freylich noch weit schwieriger gewesen seyn würde, als die des vorhergehenden und nachfolgenden geographischen Textes auf drey Quartblätter zusammengeschmolzen sind. Auf den zunächst gelegenen Berg Ohod und das Grabmal Hamsa's werden wir bey der Uebersicht von Hidschaf zurückkommen. Da die türkische Pilgerreise die Lage desselben links von der Station der Brunnen Hamsa's so bestimmt angibt, hätte derselbe wohl auf der Karte von Berghaus anders, als im Bausche mit sechs anderen um Medina gelegenen Bergen angegeben werden können. Ueberhaupt ist in der Karte von Berghaus diese höchst kostbare und verläßliche Quelle der Pilgerreise nach Mekka, deren französische Uebersetzung doch schon i. J. 1825 erschien, ganz und gar übersehen worden; die Karte würde dadurch ungemein bereichert und viele Irrthümer berichtigt worden seyn; wie denn z. B. auf derselben statt Wadiol-kora, Wadi el-uskra steht. 29) Die Brunnen Ali's, auch Hasa und Sulchalife genannt; einige der Pilger bekleiden sich schon hier mit dem Pilgermantel Ihram, weil sich hier der Prophet mit demselben bekleidet haben soll. Die Oerter der verschiedenen Pilgerstraßen, wo die Pilger ihre Kleider mit dem Pilgermantel bekleiden, heißen Mikat [1]), d. i. der Zeitbeobachtungsort. 30) Kaburesch-schoheda, d. i. die Gräber der Blutzeugen; in der Nähe ist Melal, so genannt, weil der Prophet darüber trauerte, daß der König Tobaa bis hieher gekommen; dieß heißt in der französischen Uebersetzung: Le nom vient de ce que le roi Teb (Tobaa), en passant par cet endroit, y éprouva de la tristesse!! Im Texte steht, daß der Ort seinen Namen wahrscheinlich von den Bewohnern Mekka's hat, welche hier grausam erschlagen worden [2]); dieß heißt in der französischen Uebersetzung: Le nom de martyrs donné à ce derniers, leur vient proba-

---

1) ميقات, Mikat nicht Mikad, wie in Niebuhr's Description de l'Arabie II. 231, wo die verschiedenen Mikat aufgeführt sind. Dieß ist einer der philologischen Irrthümer Niebuhr's, von denen mehrere, trotz des beygefügten arabischen Textes, höchst auffallend, wie z. B. die Verstümmlung des Stammvaters der Scherifen Abu Nemi ابو نمي, Vater des Thaues, S. 235 in ال بونمي al Búnemi, und die des berühmten Scheichs der Wüste Aburisch ابوريش, d. i. der Vater des Bartes, in ال بوريشه Al Búrische. 2) Sulmen katl olmischler.

blement de ce qu'ils auront péri par la violence de ce même torrent! 31) Dschedide, auf die umliegenden Oerter und auf 32) Bedr Honein (nicht Hanin, wie bey B.), als Schlachtort nicht minder berühmt als Ohod, und auf das Thal Aakik werden wir in der Uebersicht von Hidschas zurückkommen. 33) Kaaol beswe, auch Maimun owasi, d. i. das Affenthal, genannt. 34) Rabigh oder Rabugh, auch Dschohfe (in der französischen Uebersetzung ganz irrig Hedjèfé), der Ort, wo der Pilgermantel umgebunden wird, heißt im Dschihannuma S. 542 Rabigh oder Dschohfe, ist der Vereinigungspunkt der syrischen und ägyptischen Karawane, welche von hier ihren Weg gemeinschaftlich fortsetzen; Rabigh ist das beyden gemeinschaftliche Mikat oder Mohell [1]), d. i. der Ort, wo die Pilger das Ihram umbinden, und das Telbijet, d. i. die Formel Lebeik, laut auszurufen beginnen. Diese Formel heißt:

Dir bereit, o Herr! und Dir gewärtig,
In Deiner Hand ist alles Gute fertig [2]).

35) Süfeldsche Birke, d. i. der hübsche Wasserbehälter; in der Nähe ist das Dorf Kedid, von den Arabern des Stammes Sebid bewohnt; in der französischen Uebersetzung ist der Name des Dorfes ausgelassen, und Sebid ist in Renbid verwandelt; dieses steht zwar wirklich so im türkischen Texte, aber der Druckfehler hätte leicht durch die Vergleichung mit dem Dschihannuma (S. 540) ermittelt werden können. Dasselbe gilt auch vom Folgenden: 36) Osfan, das in der französischen Uebersetzung in Ifan umgestaltet ist. Das Meraßid gibt über Osfan die folgende Auskunft: »Osfan, zwischen Dschohfe und Mekka, zwey Tagereisen von beyden entfernt, nach Einigen 36 Miglien von Mekka, die Gränze Tihame's. Von Osfan aus führen zwey Wege nach Mekka, während auf der Karte von Berghaus nur ein einziger angegeben ist, erstens die Pilgerstraße, deren Stationen die türkische Wallfahrtsreise angibt, nämlich: 37) Sebil charab, d. i. die verfallene Fontaine, auch Tschochadschi Sebili, d. i. die Fontaine des Tuchmachers, genannt. 38) Wadii Fatima, d. i. das Thal Fatima's; hier findet man den besten Kjasi, d. i. Serapion [3]), und Medschan-

---

[1]) Diese Maßdare fehlen in Freitag's Wörterbuch.

[2]) لبيك ، سعديك ، الخير كلّه بيديك

[3]) Nach Sprengel, nach Forskal Keura odorifera, nach dem türkischen Wörterbuche Lehdschetol-lughat, ein wohlriechender Baum; in Jemen heißt derselbe auf arabisch auch Faalebune

zum Verkaufe gebracht werden; hier ist das Grab des frommen Scheichs Tekruri, nicht Tekerveri, wie B. schreibt. Der Bezirk von Esraat heißt auch Buseine, nicht Butnie, wie bey B. 5) Mefrik, d. i. der Scheideweg, nicht Mefraek, wie bey B., auch Maarif oder Maghrib (nicht Megreb). 6) Ainserka, d. i. die blaue Quelle; das Dschihannuma erwähnt zwischen dieser und der folgenden Station des verfallenen Schlosses Esrak, d. i. des blauen Schlosses, und des wohlbewässerten Distriktes Omri oder Omeri, bey B. unter der folgenden Station irrig Emri. 7) Balka, über den hier in der türkischen Pilgerreise erwähnten Berg Scherat gibt sowohl das Meraßid als das Mutschterik nähere Auskunft: Affen halten sich auf demselben auf, und die Beni Leis wohnten ehemals in der Gegend; die Höhe Akaba, über welche der Weg nach Hidschas führt, heißt Charita, d i. die Karte, ein kahles, unfruchtbares Gebirge. 8) Kathrani; Suleiman der Gesetzgeber verwandte 16,000 Dukaten auf die Reinigung des mit Erde verschütteten Teiches (Birket) [1]. 9) Hasa, auch Tabut Kurusi, d. i. die Sargheide (nicht Karoussi), genannt. 10) Sohr Aneise (nicht Zahri-Enizé). 11) Maan; in B.'s Uebersetzung heißt es: On vend des keufter-soudjouks qu'on apporte de Khalil-Urrahman (l'ami de Dieu), wer versteht das? Es soll heißen: Man verkauft hier Knackwürste, die von Hebron kommen. Eben so wenig weiß vom Folgenden der türkische Text: Peut-être est-ce d'après l'idée qu'ont les Arabes et les Ykkiams, que Dieu n'avoit d'abord créé que cette espèce d'arbres, qu'ils ont, pour les premiers qu'ils rencontrent, une grande vénération; im Texte steht bloß: Außer dem dornigen Baume Moghailan, welchen Gott wachsen läßt, wächst kein anderer hier, weßhalb die Araber und Zeltaufschläger demselben, sobald sie ihn erblicken, große Ehre erweisen. Akkjam sind die Zeltaufschläger [2]), welche man hier als Ykkiams mit den Arabern verbunden für ein Volk halten könnte. 12) Sohrol Akaba, d. i. der Rücken der Berghöhe. 13) Tschaghiman, auch Thabiliat genannt. 14) Satolhadsch, auch Darolhadsch, Hadschr und Eschmeler, d. i. die Quellen genannt. 15) Kaaol-Besith, auch Kaaoß-ßaghir, d. i. die kleine Fläche genannt, bey B. la vallée du petit singe [3]).

[1]) Dschihannuma S. 539.

[2]) Gesch. des osm. Reichs I. 494 und 661, VIII. 13; bey Chalcondylas Αγιαδες fehlt in Freitag's Wörterbuch.

[3]) Schon im Recueil durch die folgende Note berichtigt: Notre auteur traducteur paraît ici s'être mépris sur le sens du dernier mot, qui signifie le petit champ.

16) Naßi Churma, d. i. die rebellische Palme, in der arabischen Geschichte mehr unter dem Namen Tebuk bekannt; in der französischen Uebersetzung heißt es: Ce lieu était autre-fois la résidence des Ashabi-Ikeh; da die Aßhabol-Eiket (nicht Ikeh) nicht weniger als viermal *) im Koran vorkommen, so hätte der Uebersetzer doch dieselben kennen, oder sie mit ein Paar Worten seinen Lesern erklären sollen. Die alten Bewohner Eike's, d. i. Tebuk's, gehören unter die gottverfluchten Völker, deren Ausrottung im Koran zu wiederholten Malen als ein Strafgericht Gottes erwähnt wird; so heißt es in der XXXVIII. Sure: 13) »Vordem wurden die Propheten der Lüge beschuldigt, und das Volk Noe's, Aad's, Pharao's des Pfählebegabten.« 14) »Durch die Themud, das Volk Loth's und die Genossen Eike's« Und in der L. Sure: 11) »Vor ihnen (den Bewohnern Mekka's) haben die Propheten der Lüge beschuldigt das Volk Noe's, die Genossen von Ras, die Themud.« 12) »Das Volk Aad's, Pharao's, die Brüder des Loth.« 13) »Die Genossen von Eiket und das Volk der Tobaa.« Alle diese haben die Gottgesandten der Lügen beschuldigt, und verdienten dadurch das angedrohte Gericht. Die Liste der im Koran erwähnten Völker, welche durch Strafgerichte Gottes heimgesucht oder vernichtet worden, ist für die arabische Geographie nichts weniger als gleichgültig, indem die Sitze derselben wie hier zu el-Eiket nachgewiesen werden. Diese Sitze vernichteter Stämme verdienen vorzüglich die Aufmerksamkeit der Geographen und Reisenden, sey es durch Ruinen und in Stein gehauene Grotten, sey es als der Schauplatz außerordentlicher Naturerscheinungen und elementarischer Kämpfe. Von sechs Propheten (Noe, Loth, Moses, Jethro, Hud und Ssalih), deren (sie der Lüge beschuldigenden) Völker im Koran erwähnt werden, sind die drey letzten rein arabische Propheten, indem Jethro dem Volke Eiket's, Hud dem Volke Aad's, und Ssalih den Stämmen Themud vergeblich gepredigt, und von den oben im Koran erwähnten Völkern sind die Genossen von Eiket, von Ras, die Aad, die Themud und die Tobaa, d. i. die Beni Homeir, lauter arabische Stämme, deren Sitze von den arabischen Geographen angemerkt werden, und denen wir auf anderen Wegen begegnen werden, wie wir dem ersten dieser gottgestraften Völker in seinem alten Sitze zu Tebuk oder el-Eiket begegnet sind. Hieher gehören auch noch andere Stämme, welche von

*) XV. Sure 77. Vers, XXVI. S. 175. V., L. S. 13. V. und XXXVIII. S. 14. V.

Sojuti und Ibn Doreid [1]) als alte vernichtete aufgeführt werden, wie die Amalekiten, die Dschorhom, die Thasm und Dschadis [2]), deren der Koran zwar nicht ausdrücklich erwähnt, die aber zum Theil unter allgemeinen Namen darin begriffen sind, wie die Tasm [3]), welche ein Zweig der Aad, und die Ras, welche ein Zweig der Themud. 17) Maghair el-Kalenderije, d. i. die Höhlen der Kalendere, auch Akabai Haider, d. i. der Bergabhang Haider's, und Birke, d. i. der Teich oder Wasserbehälter, und Makabir, d. i. die Gräber, genannt. Die beyden Namen der Gräber und Höhlen lassen vermuthen, daß hier entweder natürliche Grotten oder künstlich ausgehöhlte zu finden sind. 18) Ochaidhar [4]) (nicht, wie B. schreibt, Akhizer ou Akhider); hier wusch sich Job aus dem Brunnen die Würmer vom Leibe, die heute versteinert gesammelt werden (der Aufmerksamkeit der Mineralogen zu empfehlen); hier ist die Stätte Chisr's, des Hüters des Lebensquelles. Das Schloß ward von Sultan Suleiman i. J. 938 (1531) wider die rebellischen Araber Beni Lam und B. Akaba erbaut, welche die in der Nähe gelegene Klamm Sakb Ochaidhar, d. i. das durchgebohrte Loch Ochaidhar's, oft mit Felsen verrammelt. Sie treten in dieser Hinsicht ganz in die Fußstapfen ihrer Vorfahrer, der Genossen von Eiket, welche Straßenräuber den Karawanen die Wege versperrten, und als der Prophet Schoaaib, d. i. Jethro, von Medina kam, um ihnen zu predigen, sich nicht bekehrten, wodurch sie der Himmel durch's dreyfache Strafgericht eines Orkans, fürchterlichen Geschreyes und gänzlicher Finsterniß ausrottete [5]). 19) Birke (nicht Burke, wie B. schreibt) moaseme, d. i. der große Wasserbehälter, ehemals nach Balkis, der Königin von Saba, genannt, heißt auch Wadiol-esed, d. i. das Thal des Löwen. 20) Magharisch es-seir, von den Arabern auch Akrah, Schakkolaadschuf, d. i. die Spalte des alten Weibes; Makbere (nicht Makpéré, wie bey B., die Araber haben kein P); Darol-hadschr, d. i. das Steinhaus, und Darol-hamra, d. i. das rothe Haus, von den Türken Pirindschowasi, d. i. das Reisthal, und Dscheltuk (nicht Djeltek); Ssalih, d. i. die Reispflanzung Ssalih's genannt. Diese sieben

[1]) In Fresnel's viertem Briefe S. 35 und 36.

[2]) Dschadis heißt der Wurzelbedeutung nach was alt und vormals, ganz das französische jadis.

[3]) Kamus Constantinopolitaner Ausgabe III, 504.

[4]) Ebenda I. 842.

[5]) Dschihannuma S. 523.

Namen deuten schon die große Merkwürdigkeit des Ortes an: hier gehen am Felsen, welcher Dschebleth-thak oder Dschebl on-nithak, d. i. der Berg des Gürtels, und auf türkisch Kiötschek kijasi, d. i. der Felsen des Troßbuben, heißt [1]), die Karawanen unter großem Lärmen, unter Abfeuerung von Flinten und Pistolen vorbey, um damit das Geschrey des im Felsen eingesperrten Kamehls des Propheten Ssalih zu übertäuben; vielleicht sind hier Naturlaute häufig, wie sie oft in Felsengebirgen ohne bekannte Ursachen vernommen werden. Wie dieser Umstand den Ort der Aufmerksamkeit des Physikers empfiehlt, so rufen die des Mineralogen die vielen kleinen Steine auf, womit das Thal bedeckt ist, und welche die Pilger als Ziegelsteine auflesen, also wahrscheinlich eine Fluhe von Agathen oder Jaspis. Nicht minder merkwürdig, ja viel merkwürdiger noch für den reisenden Alterthumsforscher ist die nächste Station, welche 21) Hadschr (Petra), Korai Ssalih, d. i. die Dörfer Ssalih's, oder Medain Ssalih, d. i. die Städte Ssalih's, heißt, neunzehn Stunden von der vorigen entfernt; hier sind die Ruinen des Volkes Themud und die in Felsen gehauenen Wohnungen derselben [2]). Im Einklange der türkischen Pilgerreise mit dem Dschihannuma sagt Burckhardt: »Die interessanteste Stelle dieser »Pilgerstraße scheint Hadschr (Hedjer), oder wie es manchmal »genannt wird, Medain Ssalih zu seyn. Dieser Ort wird »in vielen Stellen des Korans, wovon eine Sure (die XVte) den »Namen Hadschr führt, erwähnt. — In diesem Berge sind geräumige, in den Felsen gehauene Wohnungen, mit Gestalten »von Menschen und Thieren und kleinen Säulen zur Seite der »Eingänge aus Stein ausgehauen, und wenn ich dem Zeugnisse »der Beduinen trauen darf, zahlreiche Inschriften ober den Thoren.« Hier erwähnen unsere Quellen keiner Inschriften, wohl

---

1) Im Recueil de mémoires p. 134 كوچك قيايي gefehlt statt كوچك قياسى, wie es im Texte steht, und noch irriger übersetzt le petit rocher, was ein zweyfacher Irrthum, erstens ein lexikographischer, indem كوچك Kjatschek, der Troßbube, mit كوچك Kjutschuk (klein) vermengt ist; zweytens ein grammatikalischer, indem mit dem Adjectiv das folgende Substantiv nie im Affixum si konstruirt seyn könnte.

2) Dschihannuma S. 539.

aber zu Medein[1]), in der Nähe von Sues, sechs Stationen von Tebuk, dem Wohnorte des Propheten Schoaib's, d. i. Jethros, wo auch Grotten in Felsen gehauen sind, weßhalb der Ort auch Maghair Schoaib, d. i. die Höhlen Jethro's, oder auch schlichtweg Medin heißt, was mit Medain Ssalih nicht zu verwechseln; die auf den dortigen Höhlen und Inschriften sich beziehende Stelle des Dschihannuma[3]) lautet: »Hier sind beschriebene Tafeln, in denen die Namen der Könige eingegraben sind, und noch sieht man die Reste von Mauern.« Diese vom Dschihannuma zu Medin Schoaib und jene von Burckhardt zu Medain Ssalih erwähnten, bisher von keinem europäischen Reisenden gesehenen Inschriften fordern künftige Reisende zur Entdeckung derselben auf. 22) Aala, hier vereint sich mit der Pilgerstraße ein anderer Weg, der von Damaskus über Boßra, Esrak, Karakar, Katt, Ssobeih (nicht Sebiha), Teima (nicht Timaïe)[4]), Ssawan (nicht Savana)[5]). Das Dschihannuma (S. 522) erwähnt zu Aala einer durch Willkür bis auf vierzig Dirhem gesteigerten Auflage der Dattelbäume. 23) Ebjari ghanem, d. i. die Schafsbrunnen, auch Thawamir und Mathran genannt[6]). 24) Schihab ahmer, d. i. die rothe Flamme, sonst Semerrüd kalaasi, d. i. das Smaragdenschloß. »Hier,« sagt die türkische, zu Konstantinopel gedruckte Pilgerreise, »wächst etwas, das man Baram[7]) nennt;« dieß hat der Uebersetzer ganz irrig gegeben: Il y a ici un fruit appelé *beterbaram*, indem er das türkische Zeitwort Biter (es wächst) für einen eigenen Namen angesehen; den Namen Semmerüd, d. i. Smaragd, hat das Schloß und der dabey gegrabene Brunnen von der Frau Semmerüd, der Mutter Ismail Abulfeda's, des großen Geschichtschreibers und Geographen[8]). 25) Schaabon-

1) مدين 2) مداين 3) S. 525.

4) Abermals ein doppelter Irrthum, der Aussprache Tima statt Teima, und dann der Grammatik, indem Teima hier, wie die zwey vorhergehenden Kalt und Ssobeih und das folgende Ssawan, im Dativ, welchen der Uebersetzer irrig für den Nominativ gehalten; auch Dschih. S. 540.

5) Im Dschihannuma S. 540.

6) Dschihannuma S. 539 Kathran.

7) Bunda bir resne biter Baram derler.

8) Muluki Schamden Melik Ismailün Walidesi, d. i. die Mutter König Ismails, eines der syrischen Könige. Hr. B. übersetzt ganz unverzeihlicher Weise: Mère d'un des rois Ismaéliens de Perse, da doch von Persien kein Wort im Texte, sondern ausdrücklich Syrien steht.

naamet, d. i. das Straußenthal, auch der Brunnen der Walide genannt. 26) Hedije eschmesi, d. i. die Quellen des Geschenkes. »Hier,« heißt es im Texte, »treffen meistens die Lebensmittel der Pilger ein [1]). Der Ort hat seinen Namen von den Geschenken, welche man hier dem Propheten darbrachte, als er nach Chaiber zog. Diesen allbekannten Namen der berühmten Festung der Juden verstümmelt Hr. B. in Khibré [2]). 25) Nachletein, auch Fachletein und Jßtabl oschr genannt; hier, wie am vorhergehenden Orte, heißen Felsen Selam ktasi, d. i. Felsen des Grußes, weil sie dem Propheten zu Ehren, als er vorbeyzog, aufstanden. Der Ort heißt auch Alem es-Saadi, d. i. die Glücksfahne (nicht Ilm-Elsaadi), und weiter an Sitan moaamer und Hadschr Sitan (nicht Hadjeristan). 27) Wadiol-kora, d. i. das Thal der Dörfer. In der Moschee, wo der Prophet gebetet, ist das Bein des Lammes, welches, gebraten auf den Tisch gesetzt, ihn anredete: Iß mich nicht, denn ich bin vergiftet. Die Ebene Aatik war der Sitz der unter dem Chalifate Omar's von hier versprengten Beni Kelb. Der Ort, welcher die Gränze gegen Medina macht, heißt Horrei leili, d. i. die Freie Leila's [3]). 28) Ebjari Hamse, d. i. die Brunnen Hamsa's; hier ist eine Moschee Hamsa's. Die Quelle Medina's Ain Serka bewässert die Felder, deren eines, Sein genannt, der Prophet besonders zu bauen befahl. »Hier kommen,« heißt es im Texte, »die Kinder Medina's den Pilgern freudig entgegen, indem sie ihnen sagen: Mein Herr! der Chodscha ißt das Huhn in porcellänener Schüssel, du bist geborgen! geborgen« [4])! Hier fehlt in der türkischen Pilgerreise Medina, und die Beschreibung der

---

[1]) Ekseria dscherdei hudschadsch bu mahallde kauschurlar; dieß übersetzt Hr. B. eben so unverzeihlich wie oben: La plupart des gens que le pèlerins rencontrent dans ces lieux, sont mal vêtus ou presque nuds, indem er das Wort Dscherde gar nicht verstanden. Dscherde in der Gesch. des osman. Reichs VII. 67. VIII. 217, 218. X 345.

[2]) Abermals ein doppelter Fehler der Aussprache und der Grammatik, indem Chaibere der Dativ von Chaiber.

[3]) Nicht la nuit de l'épouse, die Brautnacht, heißt wohl Leilet horret; aber ein Anderes ist Leilet die Nacht und ein Anderes die Beduinin Leila, und in keinem Falle könnte Leil, die Nacht, das türkische Affixum haben, und zugleich mit dem Isafet, das im Texte als Hemse steht, in der Uebersetzung aber ausgelassen ist, konstruirt seyn.

[4]) In der Uebersetzung B.'s ganz ausgelassen, so wie der im Texte folgende auf den Berg Ohod sich beziehende Vers des Korans.

heiligen Stadt und der Wallfahrtspflichten, in dem gedruckten Texte nicht weniger als 24 Octavblätter, welche in der Uebersetzung, die freylich noch weit schwieriger gewesen seyn würde, als die des vorhergehenden und nachfolgenden geographischen Textes auf drey Quartblätter zusammengeschmolzen sind. Auf den zunächst gelegenen Berg Ohod und das Grabmal Hamsa's werden wir bey der Uebersicht von Hidschaf zurückkommen. Da die türkische Pilgerreise die Lage desselben links von der Station der Brunnen Hamsa's so bestimmt angibt, hätte derselbe wohl auf der Karte von Berghaus anders, als im Bausche mit sechs anderen um Medina gelegenen Bergen angegeben werden können. Ueberhaupt ist in der Karte von Berghaus diese höchst kostbare und verläßliche Quelle der Pilgerreise nach Mekka, deren französische Uebersetzung doch schon i. J. 1825 erschien, ganz und gar übersehen worden; die Karte würde dadurch ungemein bereichert und viele Irrthümer berichtigt worden seyn; wie denn z. B. auf derselben statt Wadiol-kora, Wadi el-uskra steht. 29) Die Brunnen Ali's, auch Hasa und Sulchalife genannt; einige der Pilger bekleiden sich schon hier mit dem Pilgermantel Ihram, weil sich hier der Prophet mit demselben bekleidet haben soll. Die Oerter der verschiedenen Pilgerstraßen, wo die Pilger ihre Kleider mit dem Pilgermantel bekleiden, heißen Mikat [1]), d. i. der Zeitbeobachtungsort. 30) Kubureschschoheda, d. i. die Gräber der Blutzeugen; in der Nähe ist Melal, so genannt, weil der Prophet darüber trauerte, daß der König Tobaa bis hieher gekommen; dieß heißt in der französischen Uebersetzung: Le nom vient de ce que le roi Teb (Tobaa), en passant par cet endroit, y éprouva de la tristesse!! Im Texte steht, daß der Ort seinen Namen wahrscheinlich von den Bewohnern Mekka's hat, welche hier grausam erschlagen worden [2]); dieß heißt in der französischen Uebersetzung: Le nom de martyrs donné à ce derniers, leur vient proba-

---

[1]) میقات, Mikat nicht Mikad, wie in Niebuhr's Description de l'Arabie II. 231, wo die verschiedenen Mikat aufgeführt sind. Dieß ist einer der philologischen Irrthümer Niebuhr's, von denen mehrere, trotz des beygefügten arabischen Textes, höchst auffallend, wie z. B. die Verstümmlung des Stammvaters der Scherifen Abu Nemi ابو نمی, Vater des Thaues, S. 235 in ال بونمی al Bûnemi, und die des berühmten Scheichs der Wüste Aburisch ابوریش, d. i. der Vater des Bartes, in ال بوریش Al Bûrische. [2]) Sulmen katl elmischler.

blement de ce qu'ils auront péri par la violence de ce même torrent! 31) Dschedide, auf die umliegenden Oerter und auf 32) Bedr Honein (nicht Hanin, wie bey B.), als Schlachtort nicht minder berühmt als Ohod, und auf das Thal Takif werden wir in der Uebersicht von Hidschas zurückkommen. 33) Kaaol beswe, auch Maimun owasi, d. i. das Affenthal, genannt. 34) Rabigh oder Rabugh, auch Dschohfe (in der französischen Uebersetzung ganz irrig Hedjéfé), der Ort, wo der Pilgermantel umgebunden wird, heißt im Dschihannuma S. 542 Rabigh oder Dschohfe, ist der Vereinigungspunkt der syrischen und ägyptischen Karawane, welche von hier ihren Weg gemeinschaftlich fortsetzen; Rabigh ist das beyden gemeinschaftliche Mikat oder Mohell [1]), d. i. der Ort, wo die Pilger das Ihram umbinden, und das Telbijet, d. i. die Formel Lebeik, laut auszurufen beginnen. Diese Formel heißt:

Dir bereit, o Herr! und Dir gewärtig,
In Deiner Hand ist alles Gute fertig [2]).

35) Güfeldsche Birke, d. i. der hübsche Wasserbehälter; in der Nähe ist das Dorf Kedid, von den Arabern des Stammes Sebid bewohnt; in der französischen Uebersetzung ist der Name des Dorfes ausgelassen, und Sebid ist in Renbid verwandelt; dieses steht zwar wirklich so im türkischen Texte, aber der Druckfehler hätte leicht durch die Vergleichung mit dem Dschihannuma (S. 540) ermittelt werden können. Dasselbe gilt auch vom Folgenden: 36) Osfan, das in der französischen Uebersetzung in Ifan umgestaltet ist. Das Meraßid gibt über Osfan die folgende Auskunft: »Osfan, zwischen Dschohfe und Mekka, zwey Tagereisen von beyden entfernt, nach Einigen 36 Miglien von Mekka, die Gränze Tihame's. Von Osfan aus führen zwey Wege nach Mekka, während auf der Karte von Berghaus nur ein einziger angegeben ist, erstens die Pilgerstraße, deren Stationen die türkische Wallfahrtsreise angibt, nämlich: 37) Sebil charab, d. i. die verfallene Fontaine, auch Tschochadschi Sebili, d. i. die Fontaine des Tuchmachers, genannt. 38) Wadii Fatima, d. i. das Thal Fatima's; hier findet man den besten Kjafi, d. i. Serapion [3]), und Medschan-

[1]) Diese Maßdare fehlen in Freitag's Wörterbuch.

[2]) لبيك و سعديك و الخير كلّه بيديك

[3]) Nach Sprengel, nach Forskal Keura odorifera, nach dem türkischen Wörterbuche Lehdschetol-lughat, ein wohlriechender Baum; in Jemen heißt derselbe auf arabisch auch Faalebune

kur, dieses noch unbekannt. Die andere Straße führt von Osfan östlich nach Tarafol barka und Merref-sohran, das anders Wadiol Merr oder Bathn Merr heißt [1]). Nach dem Dschihannuma ist Bathn Merr. d. i. der Bauch des Ueberganges, ein Thal mit Dörfern, fließendem Wasser und Gärten und Früchten aller Art, als Orangen, Limonien, Datteln und Bananen gesegnet, sechs Miglien von Mekka die Straße der Pilger Aegyptens und Syriens; es stößt an Wadii nachle, d. i das Palmenthal. Nach dem Merassid ist Bathn Merr einer der Distrikte Mekka's, in welchem das Thal der beyden Palmen (Wadii nachletein) sich mit dem Thale Bathn Merr zu einem einzigen vereinigt. Wenn die Pilger also auf dem östlichen Wege ziehen, so sind die zwey letzten Stationen statt Sebilcharab und Wadii Fatima die beyden obgenannten Tarafol barka und Bathn Merr, und die acht und dreyßigste Mekka selbst. Die westliche Straße ist die mehr betretene, und wegen der im Thale Fatima's befindlichen Stätten bey weitem die merkwürdigere; hier ist Omra oder Umre, nach dem Dschihannuma (S. 537) zwey Stunden von der Kaaba entfernt. Diese bisher von keinem europäischen Reisenden beschriebene Stätte ist eine höchst merkwürdige wegen des nach derselben genannten Besuches der Kaaba, welcher nicht mit der durch das Gesetz vorgeschriebenen Wallfahrt zu verwechseln, und über welchen, trotz der von Mouradjea d'Ohsson darüber gegebenen Auskunft, noch nirgends ein klarer Begriff aufgestellt worden; daß M. d'Ohsson selbst hierüber mit sich nicht im Klaren war, beweist der Widerspruch, in den er fällt, indem er einmal [2]) von dem Besuche der Umre als einer Kapelle, und dann [3]) von dem siebenmaligen Umgange um die Kaaba beym Besuche Umre spricht. Die richtige Darstellung ist, daß Hadsch vermög des Gesetzes einmal im Leben zu verrichtende Wallfahrt, Umre aber der nicht durch das Gesetz vorgeschriebene und mit dem Gange nach der Stätte Umre verbundene Besuch des Heiligthums der Kaaba ist. Beyde sind Wallfahrten, die erste die in dem Koran geheiligte Pilgerschaft Hadsch hatte schon vor dem Islam im letzten Monate des Jahres, der davon Salhadsche oder Silhidsche

---

und auf persisch Kjoder. Dieses Kjasi ist nach allem Anscheine das Stammwort unserer Acacia.

[1]) Dschihannuma S. 519 und 540.

[2]) Tableau de l'empire ottoman III. Bd. Octavausgabe S. 70: La visite de l'*Oeumre* (c'est une chapelle à deux heures de distance au nord de la *Mecque*).

[3]) Ebenda S. 109.

heißt, der Besuch Umre auch in diesem oder in den anderen drey heiligen Monaten des Jahres (Moharrem, Schewwel, Silkide) Statt. Man kann entweder die Pilgerschaft (Hadsch) allein, oder den Wallfahrtsbesuch Umre allein, oder beyde im selben Jahre nach einander verrichten, oder auch beyde unter Einem zusammennehmen, indem man die Pilgerschaft zugleich zum Besuche der Kaaba und der Stätte Umre benützt. Dieses Zusammennehmen heißt Temettu, d. i. die Benützung. Der beyde Zusammennehmende legt zwar nur einmal das Ihram, d. i. den Pilgermantel, an, muß aber statt siebenmal, vierzehnmal um die Kaaba gehen, und statt siebenmal, vierzehnmal zwischen den Bergen Ssafa und Merwe hin- und herlaufen, siebenmal für die Pilgerschaft (Hadsch) und siebenmal für den Wallfahrtsbesuch (Umre). Weit größeres Verdienst, als der die Pilgerschaft und den Wallfahrtsbesuch in Eins Zusammennehmende (Mottemeti), hat der dieselben in Einem Jahre in verschiedenen heiligen Monaten mit erneuter Umnehmung des Pilgermantels verrichtet, und deßhalb el-Karin, d. i. der Vereinigende, genannt wird. Mit dem Wallfahrtsbesuche ist auch der Besuch der obgenannten Stätte Umre verbunden, welche eine doppelte, nämlich: Alt-Umre, zwey Stunden, und Neu-Umre, anderthalb Stunden von Mekka. Was Mouradjea d'Ohsson eine Kapelle nennt, ist die in der türkischen Pilgerreise erwähnte Moschee Aische's, wo ein alter Baum die Stelle bezeichnet, wohin der Prophet seine Gemahlin Aische und ihren Bruder sandte, um von dort aus den Wallfahrtsbesuch Umre zu verrichten; heute ist dieselbe verwüstet, und die Besucher häufen bald da, bald dort Steine auf, welche sie die Moschee Aische's nennen. Sinanpascha, der Eroberer Mekka's, ließ hier einen verfallenen Brunnen räumen, und führte Wasser dahin zum Behufe der für die Besucher der Stätte Umre vorgeschriebenen Abwaschung (Abdest). Dieß ist also die Umre oder der Wallfahrtsbesuch, welchen Freitag's Wörterbuch höchst unbestimmt und ungenügend bloß als Visitatio sacra in festo Meccano *) erklärt.

II. Pilgerstraße von Kairo nach Mekka.

1) Die Pilgerkarawane bricht von dem fünf Stunden von Kairo entfernten Birketol-hadsch, d. i. Wasserbehälter der

*) Der Kamus, welchen F. anführt, sagt bloß: Hadsch esaalinden olan fili mahud, d. i. die bestimmte Handlung der Pilgerschaft. Unter Metaa hat F. IV. 147 die Erklärung des Temettu nach dem Taarifat, aber ohne die nöthige Uebersetzung gegeben.

Pilger, auf, geht durch den Paß Hedeftol-boweib [1]) zwischen zwey Bergen, und lagert zu 2) Dar-hamra (rothes Haus), wo für die Pilger eine Fontaine errichtet worden. Von hier nach 3) Nachil-ghanim [2]), fehlt in der in Burckhardt's Anhang (S. 455) gegebenen Marschroute der ägyptischen Pilgerkarawane. 4) Aadscherud; das Dschihannuma sagt, daß hier gutes und süßes Wasser, Burckhardt hingegen, daß es sehr schlecht; der ägyptische Sultan Ghaiwri hatte hier einen Chan gebaut mit drey Fontainen (Fiskije). 5) Sues; bey B. wird Sues umgangen, und außer desselben zu Ruusel newair gelagert, vermuthlich dasselbe, was auf der Karte Niebuhr's Naba. 6) Ojuni Musa, d. i. die Quellen des Moses. 7) Monßarif fehlt bey B. und N., und ist aber nach dem Dschihannuma schon wegen der Gräben merkwürdig, welche ein König hier zum Behufe eines Kanals, welcher das rothe Meer mit dem mittelländischen verbinden sollte, angelegt haben soll. Nach dieser Angabe müßte also der alte Kanal nicht zu Sues gemündet, sondern hinter demselben vorbeygeführt, hier ausgelaufen seyn. Kobeilat, d. i. die kleinen Kuppeln, sind Sandhügel, die so genannt werden (fehlen bey B.). 9) Der Eingang der Wüste der Kinder Israels, welche vierzig Farasangen im Gevierten, die Winter und Sommer durch Uebermaß der Kälte und Hitze wasserlos. 10) Die Mitte der Wüste heißt Raudhol-dschemel, d. i. der Garten des Kamehls (fehlt bey B.). 11) Bathn-nachl, d. i. Palmenthal, wo der Sultan der Mamluken Eschref Kanßu ein Schloß erbaute, um das Wasser der Fontaine wider die Araber der Wüste zu vertheidigen; der Beglerbeg Alipascha erweiterte das Schloß und die Wasseranstalt. Dieses Thal heißt auch Wadii-tedscherrud, d. i. das Thal der Abgezogenheit. 12) Wadiol-Ghaime, 13) Wadiol-foreidh (fehlen beyde bey B. und N.) 14) Ebjarol-aala, d. i. die Brunnen der Höhe, in einer weiten Ebene, zu der man von einer Anhöhe hinabsteigt, und wo ein Behälter, worin Regenwasser sich sammelt (bey B. Alaya). 15) Melaha [3]), in dessen Nähe der Ort Aarakib baghla [4]). 16) Reesol-rekjib [5]), in der Nähe des Ortes Dschefarat [6]) (diese beyden Stationen und Orte fehlen bey B., so wie auf N.'s Karte). 17) Sathol-aakaba, das alte Aile, wovon die Ruinen vorhanden; eine Miglie davon ein steinerner Brunnen mit süßem

---

1) هدفت البويب 2) نخيل غانم 3) ملاحه 4) عراقيب بغله
5) راس الركيب 6) جفارات

Wasser und Palmen. In der Nähe sind die Araber 18) Howeithat [1]), wo gelagert wird. Dieß wird als das erste und beschwerlichste Viertel der Pilgerreise betrachtet, das folgende hat vieles und süßes Wasser, und die Straße geht längs des Meeres fort, wie sie auf der Karte B.'s von hier aus richtig abgezeichnet ist. Wir fahren fort, die Verschiedenheit der von ihm gegebenen Route mit der des Dschihannuma zu vergleichen, und jene nach dieser zu vervollständigen oder zu berichtigen. Ueber zwey Anhöhen hinunter, durch einen engen Paß und Gruben, worin Brunnen süßen Wassers, vorbey, geht der Weg nach 19) Dhohrol-himar [2]), d. i. Eselsrücken (bey B. Thaher el Romar). 20) Dschorfein [3]) (fehlt bey B. und N.). 21) Dschorfei Beni Aathije [4]) (bey B. Shorafa). 22) Mathalat [5]) (fehlt bey B. und N.), zwischen zwey Bergen, wo der Sitz des Stammes der Beni Lam, deren als eines rebellischen, in der Geschichte des osmanischen Reiches mehrmal Erwähnung geschieht [6]). 23) Maghair schoaaib, d. i. die Höhlen Jethro's, wo die Inschrifttafeln oder den Grotten, deren bey B. und N. keine Erwähnung geschieht. 24) Kabr eththawaschi, d. i. das Grab der Eunuchen (fehlt bey B. u. N.). 25) Ojunol-kaßab, ein an Wasser und Schilf reiches, ungemein heißes Thal, wo zur Sommerszeit viele Pilger der Hitze unterliegen. 26) Scherm, d. i. die Meeresbucht, zu deren linken Seite der Berg Aschare oder Ischare [7]). 27) Moweilha [8]) (bey B. Moeyleh); der Ort heißt auch das Haus Kaitbai's, weil dieser Sultan bey seiner Pilgerreise sich hier aufhielt. Ehemals lagerte die Karawane zu Bathn kibrit, d. i. Schwefelthal, 28) das Grab des Scheich el-Kefafi, dessen Grabstätte von den Pilgern besucht wird; und in B. wird dessen Statt Selma genannt. 29) Eslem; dieß gilt als das zweyte Viertel der Straße. 30) Somak [9]), auch Rachanin [10]) (fehlt bey B.); hier herum wächst mekkanischer Senf. 31) Isstabl Antar, d. i. Antar's Stall. 32) Das Thal Wodsch (bey B. Wodjeh, bey N. Wusch), mit Brunnen, die i. J. 931 (1524) wieder hergestellt worden. 33) Birolkorwa [11]) (bey B. Akra). 34) Horeire [12]), wo das bittere

1) حويطات 2) ضهر الحمار 3) جرفين 4) شرفه بنى عطيه 5) مطلات

6) VII. 192, 336, 407. VIII. 127.

7) اشاره 8) مويلحه nicht مويله, wie in der Description de l'Arabie II. 119. 9) صماق 10) رخانين 11) بير القروي 12) حريره

Wasser Hura [1]) (bey B. el Houra). 35) Aakik, d. i der Onyx. 36) Ssahn bejadh, d. i. das weiße Feld, ein rundes, sandiges Thal, worin weiße Schlangen (fehlt bey B.). 37) Nebaa fokaa [2]), auch Hidschar [3]) genannt (bey B. Nabt). 38) Tharathir rajii (fehlt bey B.). 39) Wadion-nar, d. i. das Feuerthal, heißt auch bey den sieben steilen Felsen (Waar), weil man an sieben großen Steinen vorbeykömmt. 40) Hoßaira (bey B. Khedheyra), worauf bey ihm sogleich Jenbuu folgt, während das Dschihannuma zwischen Hoßaira und Jenbuu noch die folgenden Stationen nennt: 41) Dschebl-ahmer, d. i. der rothe Berg. 42) Das Thal Tema. 43) Dscheßl es-feinet, d. i. der schmucke Berg, ganz nahe der Stadt Jenbuu, deren Befehlshaber bis dorthin der Karawane entgegengeht; bey B. geht hier die Straße über Bedr nach Rabigh, das Dschihannuma aber nennt zwischen Jenbuu und Bedr: 44) Das Dorf Hodaibije [5]), wo die große Ebene Dehna [6]) beginnt; dann 45) Wasith [7]) und 46) Bedr; und zwischen diesem und Rabigh 47) Chabebolbese [8]), 48) Ghaika [9]) und 49) Aakabai weddan [10]) (vermuthlich Druckfehler für Werdan, bey N. Ras Wardan). 50) Rabigh; hier fällt die Straße mit der syrischen zusammen. Statt des 51) Tharif des Dschihannuma hat B. Djereynât. Die folgende Station, die er Akabet é Sukar nennt, muß 52) Aakabet es-Soweik [11]), d. i. der Bergabhang des kleinen Marktes, heißen. Hierauf 53) Cholaiß, 54) Osfan (nicht Asfan), 55) Wadii Fatima und endlich 56) Mekka. Das dritte Viertel der Pilgerstraße ist im Dschihannuma nicht angegeben, wahrscheinlich gilt Jenbuu dafür. Wir haben hier sechs und funfzig Stationen und sieben und dreyßig Tage, welche B.'s Pilgerstraße rechnet, was für die größere Vollständigkeit der Pilgerstraße im Dschihannuma und für die kleineren Stationen desselben zeugt [12]).

---

1) حورا 2) نباع فقاع 3) حجار 4) حصيرا 5) حديبيه 6) دهنا
7) واسط 8) خبب البزه 9) غيقه 10) عقبه ودان
11) عقبة السويق

12) Die Pilgerstraße in der Handschrift der mediceischen Bibliothek zu Florenz Nr. CXXVIII rechnet von Kairo nach Mekka 564 Farasangen. Gesch. des osm. Reichs III. Bd. S. 781.

III. Pilgerstraße, die westliche, von Aaden nach Mekka über Taaf und die beyden Beitol Fakih.

Von Aaden nach 1) Lahadsch[1]; 2) Bektid[2]. Diese Mittelstation zwischen Lahadsch und Taaf findet sich weder auf N.'s Karte, noch in seiner Beschreibung Arabiens. In den zu Ende seiner Reisebeschreibung angegebenen Routen des holländischen Renegaten (I. 374) wird die Entfernung von Aaden nach Taaf bloß auf vier Tagreisen, doch ohne Erwähnung irgend einer Zwischenstation, angesetzt. 3) Taaf, die Ansicht von Taaf befindet sich in Niebuhr's Reise (S. 301); wir bemerken dazu nur, daß der Name der großen Moschee irrig Scherifije statt Eschrefije angegeben ist. An derselben hatte Melekol-Eschref die nach ihm genannte Medrese erbaut. Zweyer anderer Medreseen, nämlich der von Melik Efdhal, dem Vater Eschref's, und der von Melik Moejjed Daud gestifteten, erwähnt N. eben so wenig, als des Grabes Daud's, des um die Wissenschaften so verdienten Herrschers der Beni Resul, welcher bey seinem Tode eine Bibliothek von hunderttausend Bänden hinterließ[3]. Das Dschihannuma (S. 424) erwähnt noch der vom Wesir Hasan B. Selami erbauten acht Thore Sobeid's, dann der zwey für die Hanefi und zwey für Schafii vom Ejub B. Taghtegin und von Omer B. Manßur, dem Herrscher der Beni Resul, gestifteten Medreseen. Als nächste Station in der Richtung nach Hais nennt das Dschihannuma 4) Kerebidsche[4], wovon eben so wenig eine Spur auf N.'s Karte, als von 5) Wadiol-hosna[5], d. i. das schöne Thal[6]; 6) die Stadt Hais, von wo, als die Stadt noch in der Botmäßigkeit der Osmanen war, alljährlich eine besondere Pilgerkarawane mit dem Mahfil, d. i. dem geschmückten Kamehle, nach Mekka auszog[7]. 7) Sebid, das Moschterik gibt die Namen dieser alten Stadt Chaßib, und spricht von ihrem Ruhme in den Tagen Mamun's; bey der Eroberung durch die

---

1) لحج 2) بكر,

3) Geschichte des osm. Reichs III. 542. Diese Bibliothek hätte in Hrn. Quatremère's Mémoire sur le goût des livres chez les Orientaux eher Erwähnung verdient, als andere Bibliotheken, die nur einige tausend Bände stark.

4) كربجه 5) وادي الحسني

6) Dschihannuma S. 484 und 542.

7) Ebenda; fehlt in dieser Bedeutung bey Freitag.

Osmanen wurde der Herrscher derselben mit der von Aaden vom osmanischen Admirale Suleimanpascha am Maste des osmanischen Admiralschiffs aufgehenkt: Sebid war, wie Taaf, ein Sitz arabischer Wissenschaft, selbst noch unter den Osmanen; N. erwähnt weder der großen Moschee Kemalije, noch der prächtigen Medrese Iskenderije, jene vom Janitscharen-Offizier Kemal, diese vom türkischen Emir Iskender Muf gestiftet [1]). Nach Sebid ist 8) Rofaa [2]), hierauf 9) Beitol Fakih, d. i. das Haus des Rechtsgelehrten; N. hat Ansicht und Beschreibung dieser Stadt gegeben, und dieselbe erst in der europäischen Geographie als einen Sitz des Handels und der Gelehrsamkeit berühmt gemacht: indessen ist er und bisher alle Geographen Arabiens in einem großen Irrthume befangen (der wenigen einer, die ihm nachgewiesen werden können), indem er nur ein einziges Beitol-Fakih kennt, während das von ihm besuchte und beschriebene nur das kleine Beitol-Fakih ist, und er das große, welches auf seiner Karte, wie wir sogleich zeigen werden, unter einem anderen Namen steht, nicht gesehen hat. 10) Kotaai [3]), auf N.'s Karte Kotaja; 11) Manßurije, auf N.'s Karte Mansuria; diese beyden Oerter sind auf N.'s Karte versetzt, indem Kotaai südlich, und Manßurije nördlich stehen soll, während sie auf der Karte umgekehrt angesetzt sind. 11) Morawaa [4]), dieses steht auf N.'s Karte als Maraua ganz irrig weit links von der Straße entlegen, wie oben Roboa (Rofa) zu weit rechts; es gehört zwischen Kotaai und dem nun folgenden 12) Ghanimije [5]), auf N.'s Karte Gannemie; 13) Beitol-Fakih das große, steht auf N.'s Karte als Saedie, was irrig geschrieben, Seidije [6]) heißen soll; N. selbst sah es nicht, sondern nahm es nur nach Forscal's Bericht auf, der auf dem Wege von Lohaija dahin einen Abstecher gemacht [7]). Wer die arabische Schreibart nicht kennt, kann dieses Seidije leicht mit Saadije [8]), dem Mikat der Pilger vor Jelemlem [9]), oder mit Ssaada [10]), der Stadt in Nedschd, vermengen; übrigens findet sich selbst bey N. in

---

1) Gesch. des osman. Reichs III. 544.

2) رفع, wenn dieses das Roboa auf N.'s Karte seyn soll, so steht es zu weit östlich von der Straße.

3) قطيع 4) مراوع 5) غانمية 6) زيدية

7) Voyage en Arabie I. 251.

8) سعدية 9) Dschih. S. 523. 10) صعده

den schätzbaren Reiserouten des holländischen Renegaten das Daseyn des zweyten Beitol-Fakih, nämlich des großen, wo der Weg von Hofeisch und Melhan nach Beitol-Fakih über Wulledsch angegeben wird [1]). Dieses Wulledsch befindet sich auf N.'s Karte unmittelbar zwischen Melhan und Saedie (Seidije), welches der Renegat ganz richtig Beitol-Fakih (das große) nennt. Die Pilgerstraße geht von dem kleinen Beitol-Fakih (dem der Karte N.'s) durch die oben genannten Stationen von Kotaai, Manßurije, Morawaa und Ghanimije nach 14) Beitol-Fakih el-Kebir, das große Haus des Rechtsgelehrten (so genannt im Gegensatze mit Beitol-Fakih eß-ßaghir, d. i. das kleine Haus des Rechtsgelehrten), sonst Seidije [2]); hier vereinigt sich manchmal die Pilgerkarawane von Ssanaa, welche über Dscheba, Thawile, Bilad Benil Chajath und Bilad Benil-Ahil hieher zieht; von diesen vier befinden sich die ersten drey auf N.'s Karte. Die nächste Station nach Seidije oder dem großen Beitol-Fakih ist 15) Mur [3]) (auf N.'s Karte Moor); dann 16) Maaolije [4]) (fehlt bey N.); 17) Dume [5]) (f. b. N.); 18) Hairan [6]) (ist vielleicht Harrad auf N.'s Karte); 19) Aalije [7]); 20) Abu Aarisch; 21) Selame [8]); 22) Bisch [9]) (f. b. N.); 23) Nemawe [10]) (f. b. N.); 24) Aatud [11]) (f. b. N., wenn es nicht vielleicht Aastuje seyn soll, welches der äußerste Punkt von N.'s Karte an der Küste); 25) Schakik [12]); 26) Ebjar [13]), d. i. die Brunnen; 27) Dehban [14]); 28) das Birket, d. i. der Wasserbehälter, welchen Omer B. Manßur, einer der großen Herrscherfamilie der Beni Resul, gebaut; 29) Schiffa [15]); 30) Kanuna [16]), auch Wadijein, d. i. die beyden Thäler, genannt; 31) Leis [17]); 32) Haßm [18]); 33) Saadije [19]), das Mikat, d. i. der Ort, wo die Pilger Tihame's das Ihram umnehmen; achtzehn Miglien davon ist Jelemlem; 34) Eidam [20]); 35) Beidha [21]); 36) Omm Kariu [22]),

---

1) Voyage en Arabie I. p. 374.

2) Beitolfakih el-Kebir anun kafsabasina *Seidije* derler. Dschihannuma S. 485.

3) مور 4) معوليه 5) دومه 6) حيران 7) عاليه 8) سلامه 9) بيش

10) نماوه 11) عتود 12) شقيق 13) ابيار 14) ذهبان 15) شفقه

16) قنونا واديين 17) ليث 18) هصم 19) سعديه 20) ايدام 21) بيضا

22) ام قرين

und endlich 37) Mekka. Diese Pilgerstraße zählt also nur um Eine Station weniger, als die von Damaskus.

IV. Pilgerstraße, die östliche, von Aaden über Ssanaa und Ssaada nach Mekka.

Von Aaden nach 1) Bilad Mokerrem [1]) scheint das Mukätera der Karte N.'s zu seyn, welches aber in diesem Falle viel zu links der Straße angesetzt ist; 2) Kathbaa [2]); 3) Habb [3]) (bey N. Abb) [4]); daß Habb und nicht Abb das richtige sey, beweiset, außer dem Dschihannuma, das Moschterik, welches die weitere Auskunft gibt, daß sowohl die Stadt Habb, als der Distrikt Habbije den Namen vom Berge Habb habe, welcher die Gränze Hadhramaut's; S. de Sacy wußte nicht, ob Hab oder Dscheb die wahre Aussprache [5]), die beyden genannten Quellen lösen den Zweifel. 4) Demet, fehlt auf N.'s Karte; 5) Schelal, zwischen Demet und Jerim, fehlt auf N.'s Karte; 6) Simar oder Dimar, bey N. Damar; daß Simar oder Dimar die richtige Aussprache, bestimmt das Moschterik durch die Angabe des Vocals Kesr, d. i. J. 7) Suradsche, auf N.'s Karte Surad-sje; 8) Chodafa (bey N. Hoddafa): 9) Seijan (bey N. Sei-jan); 10) Ssanaa, die Hauptstadt Jemen's; hier vereinigen sich mit der Karawane von Ssanaa die Pilger von Schihr und Safar, welche beyde über Hadhramaut kommen, jene in neun, diese in funfzehn Tagreisen. Von Ssanaa geht der Weg nach 11) Rebde [6]), 12) Aijafis, welches das Aijaib N.'s zu seyn scheint; im Idrisi [7]) heißt der Ort Aanafit [8]). Zwischen Aanáfit oder

---

1) بلاد مكرم

2) N. description de l'Arabie I. p. 75.

3) Im Dschihannuma S. 543 durch Druckfehler حقت, aber S. 484 richtig حب

4) Description de l'Arabie p. 74 irrig اب statt حب

5) Not. et extr. des manuscript du Roi IV 526: J'ignore quelle est sa véritable orthographe. S. de Sacy vermuthete gar nicht, daß sein Hab das Abb N.'s sey.

6) Im Dschih. S. 544 durch Druckfehler زيده statt ريده

7) Géographie d'Edrisi par Amadée Jaubert, p. 144.

8) Im Dschih. S. 544 Aijafis ايافش

Aijafis und Chaiwan hat das Dschihannuma keine Station; Idrisi nennt Dschenwan, das seiner guten Trauben willen berühmt, die weit und breit verführt werden, während nach N. [1]) die besten Trauben Jemen's die von Beni Dschubbar im Lande der Kabail, d. i. der Stämme. Mit der Angabe von N. stimmt auch das Moschterik überein, welches unter dem Artikel Chaiwan von Ssanaa bis dahin nur zwey Nachtreisen rechnet; wenn so, ist entweder der obere Theil von N.'s Landkarte Jemens viel zu lang, oder der untere viel zu kurz, indem auf derselben die Entfernung von Ssanaa nach Chaiwan gerade das Doppelte der auf derselben angegebenen Entfernung zwischen Aaden und Kathbaa, welche auch nur zwey Tagereisen aus einander liegen, beträgt. 13) Die Wüste Ameschije, im Idrisi (S. 144) ganz so wie im Dschihannuma, ist bey N. [2]) ganz irrig in Amerschia und Amasia verstümmelt, und steht nach demselben auch auf Berghaus Karte als Wüste Amasia 14) Saadaa, eben so bey N und bey Idrisi; nach dem Moschterik ein großer Handelsplatz, besonders berühmt durch seine Gerbereyen des Saffian sowohl, als des gewöhnlichen Kuhleders zu Sohlen. Die nächste Station heißt 15) Arfaa nicht Aarka, wie in der französischen Uebersetzung des Idrisi, und noch weniger Adhia, wie in der lateinischen. Zwischen hier und der nächsten Station hat Idrisi den Baum Talhatol-Melik genannt, welcher die Gränze Jemens gegen Mekka. 16) Mehdscheret [3]), nach dem Moschterik zwanzig Farasangen von Saadaa entfernt. Von hier aus weichen die Namen der Oerter in den beyden, im Dschihannuma und bey Idrisi gegebenen Pilgerstraßen sehr von einander ab; augenscheinlich sind die ersten durch Schreib- oder Druckfehler verstümmelt, so Seruradsch statt 17) Seidum Rah, Sedsche statt 18) Nedschm, Kesebe statt 19) Kesche, 20) Sebcha fehlt im Dschihannuma; 21) Biat heißt im Dschihannuma Ebjat; im selben ist die nächste Station 22) Dscherem, welche bey Idrisi fehlt; 23) Hasda heißt im Dschihannuma Hasta; 24) Bische, im Dschih. durch Druckfehler Nische; 25) Tebale, im Dschih. durch Druckfehler Nijale; 26) Ruweise, im Dsch. gar in Webije verstümmelt; 27) Keri, im Dsch. Kedebi; 28) Ssafr, im Dsch. Ssaghr. Idrisi hat zwischen Ssafr und Mekka

[1]) Desc. de l'Arabie I. p. 101.

[2]) Ebenda S. 113.

[3]) Im Dschih. S. 544 durch Druckfehler, indem der Anfangsbuchstabe ausgefallen, Hedscheret.

nur zwey Stationen, nämlich Karnol-Menasil, d. i. das Horn der Stationen, und Kabrol-Mortefaa, d. i. das erhöhte Grab; das Dsch hat deren vier: 29) Boweih, 30) Aatif, 31) Dschedr, 32) Omer und endlich Mekka. Eines von den vier letzten ist ganz gewiß dasselbe mit Karn, welches nicht nur im Dsch. selbst (S. 520) vorkömmt, sondern auch in M. als das Mikat der Karawanen von Nedschd angegeben wird; nach dem Dsch. liegt es unmittelbar hinter Taif auf der Straße nach Ssanaa, nicht zu vermengen mit Sat Karn [1]), welches das Mikat der Pilger von Baßra. Das Dsch. selbst gibt aber in der Pilgerstraße von Baßra nicht Sat Karn, sondern Sat Irk als das Mikat der Pilger von Baßra und von Nedschd an. Aus der Combination dieser verschiedenen Angaben erhellt, daß das obige erwähnte Aatk ein Druckfehler für Irk. Sat Karn und Sat Irk können aber nicht dasselbe seyn, da sie im Dschihannuma auf derselben Seite auf einander folgen.

V. Pilgerstraße von Lahsa (el-Hasa) nach Mekka.

1) Dschude [2]); 2) Dhan [3]); 3) Dehna [4]), d. i. die Ebene, wie eine solche auf der zweyten Pilgerstraße vorgekommen; 4) Dahl mei [5]); 5) Dschebl Ebu Aarna [6]); 6) Melhem [7]); 7) Dschoghr oder Dschaghr [8]); 8) Rabdh [9]); 9) Deraaije [10]) (nicht mit zwey R, wie irrig auf den meisten Karten. Von diesen zwischen el-Hasa und Deraaije gelegenen Stationen ist auch nicht Eine auf der Karte von Berghaus angegeben. 10) Haisije [11]); 11) Merah [12]); 12) Schaar [13]); 13) Dschenanidsch [14]); 14) Merkab [15]); 15) Menchana [16]); 16) Abla [17]); 17) Sekije [18]); 18) Sat Irk [19]); dieses ist ganz eine andere Straße, als die auf der Karte von Berghaus angegebene, welche, wie wir sogleich sehen werden, am Ende die der Pilger von Baßra ist, welche durch Woschem ziehen, und die sich mit den Pilgern von el-Hasa erst in dem Mikat, wo der Pilgermantel umgenommen wird, zu Sat Irk vereinigen. 19) Bostan Beni Aamir [20]); 20) Mekka. Die auf der Karte von Berghaus gegebene Straße

---

1) Im Dschihannuma ebenda.

2) جوده 3) ضان 4) دهنا 5) دحل مى 6) جبل ابو عرنه 7) ملهم

8) جغر 9) ربض 10) درعيه 11) حيسيه 12) مراه 13) شعر 14) جنانج

15) مرقب 16) منخنا 17) عبله 18) زكيه 19) ذات عرق 20) بستان بنى عامر.

ist eine Heerstraße, welche nur von Koba an mit der Pilgerstraße von Baßra zusammenfällt; die letzte läuft von hier an nördlich nach el-Woschem zu, die Pilgerstraße von el-Hasa über Deraaije, von der später unten, aber läuft der auf der Karte von Berghaus gegebenen Heeresstraße südlich, und scheint also südlich des Bergrückens el-Aaridh zu laufen, weil, wenn sie nördlich desselben liefe, sie mit der hart am Bergesrücken nördlich laufenden Heeresstraße zusammenfiele.

VI. Pilgerstraße von Baßra nach Mekka.

1) Derhemije [1]), welches auch Alt-Baßra heißt; 2) Ssighwan [2]) (Ssifwan?); dann zwey Stationen nach 3) Dschehre [3]), das an dem Ufer eines Wassers liegt; 4) Aßafa [4]), wo gegrabene Brunnen, deren einige über dreyßig Ellen tief; in dieser Gegend ist das Schloß der Beni Musa; 5) Mawije [5]), wo Wasser; 6) Aalidsch Ssaghir, d. i. Klein-Aalidsch, hier theilt sich die Straße in zwey, indem die eine Sommers, die andere Winters betreten wird; im Sommer geht die Straße von Aalidsch Ssaghir nach 7) Dedschani, was die Entfernung von zwey Stationen; von hier nach dem Wasser 8) ßodeir [6]) oder ßadeir, dieß ist das Soweyder Burckhardt's, auf der Karte von Berghaus die Oasis von el-Sedeir, wo die Beni Meseine und Ssafer, Zweige des Stammes Harb; von hier nach 9) Woschem [7]), dann nach Sirr (auf der Karte von Berghaus Ain al Sir); von hier nach 10) Dschemanije, drey Tagreisen; diese Station findet sich auf der Karte von Berghaus in der Wüste als el Djemm Anyeh, ohne Angabe der es mit Sirr verbindenden Straße, doch in der richtigen Entfernung von drey Stationen; von hier nach 11) Meran sind vier Stationen; hier fällt diese Sommerstraße mit der auf der Karte von Berghaus verzeichneten Heerstraße zusammen. Die Winterstraße geht von Klein-Aalidsch nach Groß-Aalidsch über Tenum nach Kaßim Nomeiri, auf B.'s Karte die Oasis Kassym, zwey Stationen, dann das Wasser Res [8]), dann das von Dharije [9]), Koba und Meran. 12) Wedschre [10]), auf der Karte von Berghaus Vagera; 13) Sat Irk, wo der Pilgermantel umgenommen wird; 14) Bostan Beni Aamir; 15) Mekka

---

1) درهميه   2) صغوان   3) جهره   4) اصافا   5) ماويه   6) صدير
7) وشم   8) رس   9) ضريه   10) وجره

VII. Pilgerstraße von Bagdad nach Mekka.

Von Bagdad nach den Ufern des Euphrat's, drey Stationen, nämlich: 1) Der Hügel ßarßar [1]; 2) der Hügel Ferascher [2]; 3) das Ufer des Euphrat's; 4) Kjufa; 5) Meschhed Ali, welches die Gränze der Wüste von Nedschef; 6) Maatebe [3]), im Thale der Bestien (Wadijes-sibaa), wo Cisternen; 7) Karaa [4]), wo Brunnen; 8) die Moschee Saad's des Ferasiten, welcher insgemein Saad Wakaß genannt wird; 9) der Brunnen von Wakißa [5]), welchen Melekschah, der große Herrscher der persischen Seldschuken, graben ließ, fünf Ellen im Durchmesser, vierhundert tief, mit gehauenen Steinen ausgemauert; 10) die Brunnen des Teufelsabhanges (Aakabetesch-scheitan); 11) Kaa [6]), wo versandete Brunnen; 12) die Station des großen Wasserbehälters (Birket); 13) Barthan [7]), auch die Kuppel der Gottesdiener (Kubbetol-ibad) genannt, wo Wasserbehälter; 14) Saalebije, hier treffen die Pilger von Wasith in der an dem Ufer des Tigris, halben Weges zwischen Baßra und Bagdad, gelegenen Stadt ein, welche über Schaschaa [8]), Aiß [9]), Schahije [10]), Ahadije [11]), Audscha [12]), Soweih [13]), Lidd [14]) auf der achten Station zu Saalebije ankommen. 15) Die Wasserbehälter von Choseima [15]); von hier 16) Hukukijetol-feid [16]), wo fließendes Wasser; 17) hernach die Station der bitteren Wasserbehälter, dann die Wasserbehälter von 18) Schemir, auf der Karte von Berghaus Schammar. Hier trennt sich von der Pilgerstraße die Straße nach Medina. 19) Silsilet [17]), d. i. die Kette; 20) die Brunnen von Doms [18]); 21) die Wasserbehälter und Brunnen von Kaabe [19]); 22) Moslah [20]), wo Brunnen und Wasserbehälter; einige halten das Mikat, d. i. die feyerliche Umnahme des Pilgermantels, schon von hier aus, die meisten aber erst von 23) Sat Irk, wo die drey Pilgerkarawanen von Nedschd, Baßra und Bagdad zusammenstoßen; hierauf 24) Bostan Ben Aamir, d. i. der Garten des Sohnes Aamir's, und endlich 25) Mekka. Die Brunnen und Wasserbehälter auf dieser Straße sind die Denkmale Sobeide's, der

---

1) صرصر 2) فرافر 3) معتبه 4) قرعه 5) واقصه 6) قاع
7) بارطان 8) شعشعه 9) عيص 10) شاهيه 11) احاديه 12) عوجا
13) سويه 14) لدّ 15) خزيمه 16) حقوقية الفيد 17) سلسلة 18) عمس
19) قعبه 20) مسلح

Gemahlin Harun Reschid's, und Melekschah's, des großen Herrschers der persischen Seldschuken. Unter dem ersten Abschnitte der Pilgerstraße gibt das Dschih. noch eine von Mekka nach Medina, was eigentlich von Medina nach Mekka heißen soll, die aber schon in der zehnten Station zu Bedr mit der syrischen Pilgerstraße zusammenfällt. Die auf der Karte von Berghaus angegebene Straße von Medina nach Mekka stimmt mit der des Dschih. nicht zusammen, indem sie von der syrischen ganz getrennt ist. Nach dem Dschih. kommen die Pilger Medina's zuerst 1) an die Brunnen Ali's (Ebjari Ali), welche nicht mit den auf der ägyptischen Pilgerstraße gelegenen gleichnamigen zu verwechseln; 2) nach Semhan *), zwischen zwey Bergen gelegen, auf einem kleinen, fröhlich ausblickenden Berge; hier erhalten die Kamehltreiber eine bestimmte Gebühr; 3) Koreisch; 4) Koboresch-schuheda, d. i. die Gräber der Blutzeugen; von hier 5) Roha, wo ein tiefer Brunnen; hierauf nach 6) Schaab, zwischen zwey Bergen, mit einem Wasser an der Seite des Berges; 7) Nasije. Von Medina bis hieher sind die Wege fürchterlich. 8) Honeif, ist der Name eines langen, von zwey Bergen eingeschlossenen Thales mit Dörfern, Häusern, Brunnen und fließendem Wasser, wo d.e Beni Omer und Beni Salim sitzen, welche von Honeif, dem Sohne Amru's, stammen; ehemals durch ihre Geschicklichkeit im Pfeilschießen unter den Arabern berühmt; 9) Wadijeß-ßogr, d. i. das Thal der Kleinheit, am Rande eines Berges mit fließendem Wasser versehen, das besser als das von Honeif und Bedr; hier saßen ehemals einige der Scherifen der Seidije, welche von den Pilgern Zoll nahmen. Von Bedr aus ist die Straße dieselbe der ägyptischen Pilger; im Dschih. bildet diese Straße nur einen Theil der zweyten oder der ägyptischen, und die östliche und westliche Straße der Pilger von Aaden sind unter der Aufschrift der dritten Pilgerstraße zusammengenommen; die vierte des Dschih. ist die folgende:

VIII. Pilgerstraße von Omman nach Mekka.

1) Hißar; 2) Neswije; 3) Aadschele; 4) Adhwe; 5) Bires-silah, d. i. der Waffenbrunnen. Dieß sind die einzigen Oerter, welche das Dschih. auf dieser, ein und zwanzig Tagreisen langen Pilgerstraße nennt; nur auf vier Stationen wird Wasser gefunden, acht Tagreisen sind reine Wüste, die beschwerlichste aller Pilgerstraßen, die des großen Wassermangels

*) سمحان

und der achttägigen Wüste willen nur von wenigen Pilgern Omman's betreten wird; sie machen lieber die Fahrt zur See, indem sie sich an der Küste Omman's einschiffen, und dann zu Dschidde landen.

IX und X. Die zwey Heeresstraßen von Nedschd nach Tihame.

Von diesen Pilgerstraßen wenden wir uns zu den zwey einzigen Heeresstraßen, auf welchen Heere und Karawanen von Tihame nach Nedschd, d. i. von dem Tieflande Jemens ins Hochland ziehen können. Die Stelle des Dschih., welche hierüber entscheidet, und die Stationen dieser beyden Heeresstraßen enthält, ist so wichtig, daß dieselbe hier wörtlich übersetzt zu werden verdient (S. 94).

»Das Gebirge, welches in Jemen bis nach Hidschas sich fortzieht, heißt Sorewat oder Sorat, d. i. die Nabeln (seiner vielen Gipfel wegen). Das Land westlich von Ssaade und Ssanaa bis an's Meer, bis nach Aaden, und von da nach Schihr heißt Tihame; Ssanaa und Aaden liegen in diesem Gebirge; die Luft ist gut, des fließenden Wassers ist viel; von dem östlich des Bergrückens Sorewat nach dem westlich dieses Gebirges gelegenen können von Ssanaa aus keine Karawanen ziehen, von Ssanaa nach Sebid geht nur ein Fußsteig, auf welchem man in fünf Tagen dahin gelangt; nur von Ssanaa nach Beitol-Fakih (dem großen), welches der Mittelpunkt Tihame's, können Reiter passiren. Von Beitol Fakih gelangt man ins Land der Benil-Ahil [1]) in Einem Tage; der Weg geht durch ein Thal, und die Dörfer der Benil Ahil sind leicht zu passiren. Von hier gelangt man auf leichtem Wege in das Land der Benil Chaijath in Einem Tage. Von hier ist eine Tagreise nach Thawil [2]) (auf N.'s Karte Tauile), welches zur Landschaft Motahher's [3]) gehört; der Weg geht über steile Bergabhänge, ist aber geräumig. Von Thawil kömmt man nach Dschebabe [4]) (fehlt auf der Karte N.'s);

---

[1]) بنى اهيل fehlt auf N.'s Karte, doch zeigt das gleich darauf folgende Land der Benil-Chaijath auf N.'s Karte Beni Chaiât, daß unter dem Beitol Fakih hier nur das große, nämlich das Saedie (Seidije) der Karte N.'s gemeint seyn kann, da die Richtung von hier durch das Land der Benil Chaijath gerade nach Ssanaa geht.

[2]) طويل

[3]) Motahher war der Sohn des Imams der Seidije, welcher i. J. 1539 bey der Eroberung Jemen's durch die Osmanen zum Sandschakbeg ernannt ward. Gesch. des osm. Reichs, III. Bd. S. 547.

[4]) جبابه

Kewkeban bleibt rechts liegen; von Dschebabe kömmt man über Monakkab ¹) und Thaibe ²) in Einem Tage nach Ssanaa. Auf diesem Wege können von Beitol-Fakih nach Ssanaa Heere ziehen, und wenn das Land nicht in Empörung, so ziehen hier auch Karawanen ³). Von Dschasan (dem Hafen von Abu Aarisch am rothen Meere) geht eine Straße nach Ssaade, auf der Pferde und Maulthiere ziehen. Von Dschosan nach Newidje ⁴), von da nach dem Schlosse Terim ⁵), von da nach dem Schlosse Feleki ⁶), von da nach dem Orte Chatam ⁷), und von da nach Ssaade, eine gute Straße. Außer diesen zwey Straßen gibt es keine, auf der man von Tihame nach Nedschd gelangen könnte, es sey denn, daß man von Ssanaa sich nach Sebid begibt. Die Karawanen machen aber einen Umweg über Taas in vierzehn Stationen, nämlich von Ssanaa längs des Saumes der Berge nach Sakil ⁸) (fehlt auf der Karte N.'s) nach Simar (N.'s Damar), Sahar ⁹) (f a N.'s Karte), Habb ¹⁰) (N.'s Abb), Aakfer ¹¹) in südwestlicher Richtung nach Aamaki ¹²) (auf N.'s Karte Amaki), und westlich nach Taas, und von da in nordwestlicher Richtung nach Sebid, das man in drey Tagen erreicht. Von Ssanaa geht man südlich nach Aaden längs des Saumes der Berge, und eben so nördlich nach Saada, über welches die Pilgerkarawane von Ssanaa zieht. Die Pilger von Aaden gehen entweder nach Ssanaa oder nach Sebid, oder schiffen sich nach Dschidde ein. Die Pilger von Sebid gehen durch Tihane längs der Küste über Beitol-Fakih, Dschasan und Jelemlem nach Mekka. Die Oerter, welche östlich von Ssanaa und Saada liegen, heißen Nedschdol-Jemen, d. i. das Hochland von Jemen.«

Außer der bestimmten Angabe der beyden einzigen Straßen, auf welcher Heere und Karawanen in gerader Richtung von Westen nach Osten aus Tihame nach Nedschd ziehen können, enthält der Schluß des übersetzten Abschnittes noch eine für die geographische Begränzung des Hochlandes von Jemen wichtige Definition; diese wird S. 493 wiederholt, und die weitere Eintheilung von Jemen in Nedschd, das Hochland, im Gegensatze von Dschuf, das Tiefland, gegeben, welches die östlichsten Landschaften der Niebuhr'schen Karte, nämlich: Chaulan, Nehm, Nedschran, Rodaa und Nakim (das letzte fehlt

---

¹) منقب ²) طيبه

³) Von hier beginnt die Auskunft über die zweyte obere Heeres- und Karawanenstraße.

⁴) نويديه ⁵) وتريم ⁶) فلكي ⁷) خطم ⁸) ثقيل ⁹) سحار

¹⁰) Ist im Dschih. hier auch اب statt حب geschrieben.

¹¹) عكفر ¹²) عماقي

auf N.'s Karte) umfaßt. Dschuf heißt also das auf der Ostseite der gebirgigen Jemen gelegene Tiefland, wie das auf der Westseite gelegene Flachland an der Küste Tihame heißt. Wie es ein dreyfaches Tihame gibt, nämlich das von Jemen, Omman und Hidschas, so gibt es auch mehr als ein Dschuf; die geographische Homonymik Jakut's zählt deren nicht weniger als neun auf; wir erwähnen hier nur des syrischen, d. i. des Tieflandes, durch welches die Pilgerkarawanen von Irak nach Arabien ziehen [1]), und bemerken als besonderen Umstand, daß sich auch im Dschuf Jemen's ein Rakim befindet, wie im Dschuf Syriens Rakim der Name des alten Petra. Niebuhr trennt in seiner Beschreibung Arabiens (II. 117) Dschuf von Chanlan, Nehm und Rodaa, welche Landschaften das Dschih. unter der allgemeinen Benennung von Dschuf, d. i. das Tief- oder Niederland, in sich begreift. N. gibt auch Kunde von dem doppelten Chaulan (S. 111 und 123), von dem südlichen, zu Dschuf gehörigen, und von dem nördlichen, westlich von Ssaade gelegenen, und bemerkt bey beyden, daß es vielleicht das Hewila der Chusiten [2]) sey, was wohl nur vom nördlichen, als der Gränze der Ismailiten, gelten kann. Wie das östliche Tiefland Jemen's Dschuf und das westliche Tihame heißt, und wie es drey Tihame gibt, nämlich Tihame Jemen, das Küstenland Jemen's, Tihame Hidschas, das Küstenland von Hidschas, und Tihame Omman, das Küstenland von Omman, so wird auch das Gebirgsland Nedschd nach den verschiedenen Landschaften, in denen es sich befindet, verschieden benannt, und es gibt dreyerley Nedschd, nämlich Nedschdol-Jemen, das Hochland Jemen's, Nedschdol-Hidschas, das Hochland von Hidschas, und Nedschdol-Aridh, das Hochland von Jemame, welche Landschaften im Dschih. unter eben so vielen Abschnitten besonders abgehandelt sind [3]).

XI. Die Heerstraße von Mekka nach Deraaije

ist die, welche das Heer der Wehhabi i. J. 1806 nach Mekka zog, und welche sich sowohl auf der zu Mengin's Geschichte Aegyptens gehörigen Karte Jomard's von Nedschd, als auf der zum Werke Planat's über die Wiedergeburt Aegyptens gehörigen Karte an-

[1]) Im Dschih. S. 530 das zwischen Syrien, Hidschas, Nedschd nördlich von Schemer gelegene Land, dessen berühmtester Ort Daumetol Dschendel.

[2]) X. 7 und XXV. 18.

[3]) Im Dschih. S. 493, 523, 527.

gegeben befindet. Die ersten sechs Stationen derselben sind die der Pilgerstraße von Baßra, nämlich: 1) Bostani Beni Aamir, auf der Karte Planat's Ebn Amra; 2) Sat Irk, auf derselben Dhat Erek, und auf der Tamisier's noch schlimmer verstümmelt als Dattrak; 3) Ewtas oder Autas; 4) Wedschre (auf beyden Karten Wagera); 5) Meran, auf der Karte Tamisier's Marran und auf der Planat's Nesibd Marend; 6) Koba. Von hier aus können wir uns nur an die Angaben der Karte Planat's halten: 7) Rokeibe; 8) Fadhlallah; 9) Dschedile (Giadila); 10) Ssarfa; 11) Tandscha; 12) Dama; 13) Karijetein (Karitain), d. i. die beyden Dörfer; 14) Soda; 15) Sofra; 16) Aaneise (Anice); 17) Deraaije. Die Pilgerstraße von Lahsa (el-Hasa), welche über Deraaije geht, läuft von hier aus durch ganz andere, oben angegebene Stationen, nach aller Wahrscheinlichkeit südlich des Bergrückens von el-Aaridh, welcher ober Sat Irk auslaufen muß, und auf der Karte von Berghaus gewiß richtiger angegeben ist, als auf der Planat's, wo zwischen Ewtas und Taif ein hohes Gebirge hinzieht.

XII. Die Heerstraße durch Aasir,

auf welcher sowohl der ägyptische Feldzug in den Jahren 1824, 1825 und 1826, als der zehn Jahre später (1834) unternommene geführt worden, sind auf den beyden Karten Planat's und Tamisier's, wovon jener den ersten und dieser den zweyten Feldzug beschreibt, und endlich auf der großen, dem Werke Hrn. Jomard's beygegebenen Karte der Landschaft Aasir (welche ein Theil von Tihame) angegeben. Den Karten Tamisier's und Jomard's ist der Fehler gemein, daß sie die Planat's nicht gehörig berücksichtigt haben, da selbst auf der großen Karte J.'s nicht alle von Tamisier auf seinem Zuge angegebenen Oerter verzeichnet sind, und daß selbst wesentliche Stationen, wie z. B. Bische, fehlen, welches doch auf der Karte Planat's groß genug gestochen. Der Heereszug, welchen Tamisier mitgemacht, ging von Taif nach 1) Lie; 2) Besel, wo Mohammed Ali die Wehhabis geschlagen (fehlt auf Planat's Karte; 3) das Thal Medallale? (bey P. Medilila); 4) Bir el-Bascha, d. i. des Pascha's Brunnen zu Dschaa (fehlt bey P.); hier wohnten ehemals die Beni Hilal (bey T. II 20 Béni-Hélal), d. i. die Söhne des neuen Mondes, und nicht, wie T. übersetzt: fils légitimes, indem er Hilal mit Hallal vermengt; 5) Bir el-Ghasale, d. i. der Brunnen der Gaselle (fehlt bey P.); 6) Seil-Derra; 7) Seil-Tarawe; 8) Seil-Ferse; von diesen drey Strömen ist auf der Karte P.'s nur der mittlere

angegeben; 9) Warach? (Ouarakhr); 10) Aakik, d. i. Onyx; 11) Durak (auf der Karte Tourah); 12) Seil-Rania (auf P.'s Karte O [1]) Renia); 13) Wadi Sania, fehlt bey P., bey T. hingegen Bische, wiewohl das Heer dort lagerte, und im Werke (II. 125) die Namen von vier und zwanzig der zu Bische gehörigen Dörfer angegeben sind. Am Dorfe Nemeran und an der kleinen Oasis Bille vorbey nach 14) Haife (bey T. Heffa); 15) Melah, auf der Karte Melhe (s. d. P.); 16) Chadhra, d. i. das Grüne, auf der Karte T.'s Khradra, auf der P.'s Kadra; 17) Chalail (Khralail), dann das Dorf 18) Hamama, auch Mahamla Kebir genannt [2]); hier ist der Text T.'s im Widerspruche mit der Karte, auf welcher außer Hamama noch zwey Mahamla (das große ohne Beysatz und das kleine (Maamela statt Mahamla) mit dem Beysatze el-soughayr, d. i. das kleine, angegeben ist; so heißt auch die folgende Station 19) Schehran (auf P.'s Karte im arabischen Texte, im Buche T.'s Oadi-Chaaran, und auf der Karte desselben Ouady Chahran); 20) Dschansur, auf J.'s Karte auch Djanfour, im Buche T.'s Janfour, ein schönes, mit dreyfachem Pinienwalde bepflanztes Thal; 21) Chamißmeschith, wo sowohl im ersten als im zweyten Feldzuge eine Schlacht Statt fand; 22) Seil-Edschela; 23) Haife (Heffa); 24) Menadir, das letzte in einem Bergkessel und also nicht mit Menadhir, d. i. die Aussicht, zu vermengen, wie nach dem Moschterik so viele Orte auf Berghöhen heißen, auf welchen schöne Aussichten von hier an die Seeküste. Außer diesen beyden letzten Heerstraßen ist auf P.'s Karte noch die Straße, auf welcher Ibrahimpascha in den Jahren 1816 — 1819 von Medina nach Deraaije zog, angegeben, nach welcher und nach Burckhardt's Angabe dieselbe in der Karte von Berghaus verzeichnet ist; diese läuft über Suweide nach Hanakije; auf P.'s Karte ist Chaiber südöstlich, auf der Karte von Berghaus nordwestlich von Hanakije angesetzt. Wir werden darauf bey Chaiber und seinen Schlössern zurückkommen. Auf P.'s Karte sind die Goldminen Maaden Nokra angegeben, welche bey Berghaus fehlen. Das Schlachtfeld von Ras steht bey P. zwischen Hanakije und Chaiber, bey Berghaus aber weit östlich von Hanakije in der Oasis Kaßim, wo auch Oneise

[1]) O ist der Anfangsbuchstabe von Ouadi (Wadi), d. i. Thal oder Strom, und in der letzten Bedeutung gleichnamig mit Seil, so daß Wadi Renia oder Seil-Renia eins und dasselbe.

[2]) Outre le nom de Hamama (cette station) prend aussi le nom de Mahamla-el-Kebir (Mahamla le Grand).

(im Dsch. S. 528), auf der Karte von Berghaus Eneyceh und auf der von P. Anise, mit zwey gekreuzten Schwertern als Schlachtfeld bezeichnet. Von Aneise oder Oneise zieht die Heerstraße nach Woschem, wo sie mit der schon oben angegebenen Pilgerstraße von Baßra, welche durch Woschem zieht, zusammentrifft. Noch erwähnen wir des Berichts, welchen über den Feldzug Sinanpascha's i. J. 1569 Kait el-Daudi in einem besonderen, auf der Bibliothek zu Florenz unter Nr. CXXVIII befindlichem Werke erstattet hat, wovon in den Erläuterungen der Geschichte des osmanischen Reichs (III. 780) Kunde gegeben worden. Dieser Zug bewegt sich aber bloß auf den schon bekannten Straßen Jemens zwischen Sebid, Dimar, Taaf und Ssanaa. Mehreres würde daraus noch für die umständlich beschriebene Pilgerstraße von Kairo nach Mekka auszubeuten seyn, da der Verfasser zwey und zwanzigmal die Wallfahrt nach Mekka vollzog. Der kurze Aufenthalt des Rec.'en zu Florenz i. J. 1825 erlaubte ihm nur, diese Handschrift im nächsten Bezug auf die Geschichte des osmanischen Reiches zu benützen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Art. II. J. J. Wagner's kleine Schriften. Auch unter dem Titel: Strahlen deutscher Weltanschauung, — herausgegeben von Philipp Ludwig Adam. Ulm, Stettin'sche Buchhandlung, 1839. Erster Theil, mit des Verfassers Bild in Stahlstich, XIV und 394 S. Zweyter Theil, VII und 418 S. gr. 8

Wenn wir den Zustand der Philosophie in Deutschland im gegenwärtigen Moment überschauen, so bietet er uns zwey Seiten dar. Auf der einen scheint das Interesse der Speculation von einem mächtigeren practischen verdrängt zu seyn. Die Richtung nach innen und nach der Zukunft, die Idealität, die uns Deutsche sonst charakterisirte, und auf die wir uns, im Vergleiche mit andern Nationen, so viel zu Gute thaten, ist in der nach außen, in den realistischen Forderungen der Gegenwart untergegangen; auch wir wenden, wie es Engländer und Franzosen längst gethan, unser Denken, Dichten und Trachten mehr den empirischen, materiellen, industriellen Gegenständen zu. Gegen dies Verfahren ist im Ganzen nichts einzuwenden; es gehört mit zu den Evolutionscyclen der Völker; die metaphysische Richtung war von jeher nur einzelnen Geistern gemäß, und ihre allzu allgemeine, ihre modische Bearbeitung hat, wie eben Deutschland sattsam bewies, die abenteuerlichsten, nutzlosesten, ja schädlichsten Verirrungen zu Tage gefördert. Nur ist natür-

lich ihre gänzliche Vernachläßigung der Philosophie selbst, von der zu sprechen eben hier Aufgabe ist, nicht förderlich. Auf der andern Seite hat sich, durch einen Reflexionsgang, der Allen, die sich mit solchen Aufgaben beschäftigen, bekannt ist, die deutsche Philosophie, von den ersten Ueberschreitungen der durch Kant gezogenen Gränzen an, bis auf die letzten, welche selbst Hegeln zu überbieten streben, so in sich selbst sublimirt, daß das Nichts ihr eigentlicher Inhalt, — das erste Gesetz des Denkens, der Satz des Widerspruchs, Unsinn geworden ist, — eine Philosophie, die sich ganz außerhalb der Sphäre möglicher Beurtheilung versetzt, — mit der wir daher nichts zu thun haben. Betrachten wir dagegen das erste Decennium dieses Jahrhunderts, so bietet es uns ein höchst erfreuliches Bild. Wenn der Begriff von goldenen Zeitaltern sich in der Geschichte je verwirklicht, und wenn er auf verschiedene Kreise des Menschheitlebens anwendbar ist, so war damals das goldene Zeitalter deutscher Philosophie; und Niemand wird uns eigensinnige Laudatores temporis acti schelten, der in jene Zeiten wie in unsere zu schauen gleich fähig ist. Ein allgemeines, ernstlich gemeintes Streben hatte alle Bezirke der Intelligenz, der Kunst und des socialen Lebens durchdrungen, die großen Fragen der Menschheit waren unter uns zur Sprache gekommen; Kant's scharfer und heller Geist hatte Licht in das Labyrinth der Philosopheme gebracht, den Dogmatismus beschämt, das Selbstdenken geweckt, die Kritik befreyt; die empirischen Fächer wurden mit philosophischer Strenge, die philosophischen mit practischem Sinne behandelt, — und Geister mannigfacher Tendenz, die ihr Streben dem Ganzen menschlicher Interessen zuwenderen, thaten sich vielfach hervor.

Unter diese gehört denn auch J. J. Wagner; und ich habe die ganze vorhergehende Schilderung nur entworfen, um in seiner Epoche auch ihn zu schildern, — um den Leser über die Schrift zu orientiren, und einen Gesichtspunkt zu geben, aus welchem sie mit Gerechtigkeit beurtheilt werden kann. Denjenigen, die sich mit philosophischen Studien fachmäßig beschäftigen, ist J. J. Wagner bekannt; allein unsere alles verschlingende, in stetem Umschwunge begriffene Zeit hat nur für das Neueste Raum, was der Tag bringt, — und taucht ein Aelteres auf, das nun, als in sich fertig und abgeschlossen, dem geschichtlich Vorhandenen eingereiht seyn will, so findet sich selten Jemand, der Geduld und Ernst genug hat, ihm, unbeirrt von dem Gewühle des alles mit sich reißenden Stromes, für immer seine Stelle anzuweisen. Dies Geschäft habe ich nun für den Verfasser der vorliegenden kleinen Schriften, die ein Bild seines ganzen Den-

kens und Strebens geben, übernommen; und so sey denn ein gedrängter Bericht über dieß letztere hier niedergelegt.

J. J. Wagner trat zuerst (denn eine Art didactisch-dithyrambischen Romanes: Chiaramonti, aus welchem, als aus einer unausgegohrnen Masse, nichts hervorgeht, lassen wir unberührt) i. J. 1799 mit einem »Wörterbuche der platonischen Philosophie« auf; ein Unternehmen, welches eben so verdienstlich an sich, als charakteristisch für unseren Verf. bleibt. Alle seine späteren Schriften deuten auf dies frühe Studium Platon's hin, und dieses ist zur genetischen Kenntniß von W.'s Theoremen ein Hauptschlüssel. Bey den Deutschen mehr als bey den Schriftstellern anderer Nationen muß man die Schriftsteller, die vorzüglich auf sie gewirkt haben, in Anschlag bringen, — da wir selten Selbstdenker, meist nur Nachdenker (im besseren Sinne des Wortes), manchmal Fortdenker sind, die das Gespinnst mehrerer Köpfe fortspinnen, und mit Eigenem verweben, — wohin wir denn auch unseren Verf. zählen, an dessen Gewebe die Fäden ziemlich deutlich aus einander zu kennen sind. Der erste, der uns ins Auge fällt, gehört, wie erwähnt, Platon, den W. in der genannten Schrift mit Fleiß und Treue commentirt, wenn ihm gleich der Sinn für dessen mehr poetische als philosophische Großheit, die in seiner durchgängigen Ironie liegt, nicht aufgegangen war. Glücklicher Weise gesellte sich zu diesem Lieblingsstudium eben so frühe das Kant's, wovon die heilsamen Spuren: Ernst und Strenge, schon in seinen früheren Schriften sichtbar sind. Das dritte einwirkende Moment war die Naturphilosophie Schelling's, die in ihrer ersten Reinheit und Schöne wie billig sich seinem Gedankenkreise einflocht. Diese drey Elemente sind so deutlich die Grundzüge von W.'s System, daß man seine sogenannte »Konstruktionsmethode« als Sprößling der platonisch-pythagorischen Zahlenmetaphysik (Tetractys), der Kantischen Kategorieen und der Schellingischen Schematismen (Quadruplicität) genetisch bezeichnen kann. Der Einfluß Schelling's prägt sich am entschiedensten in der i. J. 1803 erschienenen Schrift W.'s »Von der Natur der Dinge« aus, — welche, neben Oken's, Steffens's u. a. Systemen, als einer der manchen geistreichen Versuche in unserer Literatur dasteht, die Idee Schelling's in dem Ganzen und Einzelnen der Natur durchzuführen. Zu diesem Plane gehören noch einige andere Schriften W.'s aus jener Zeit: Ueber Licht und Wärme, 1802; über das Lebensprincip, 1803; so wie sich das Uebergewicht der naturphilosophischen Ansicht auch in dem »System der Idealphilosophie, 1804« — selbst gegen die Meinung des Verf.'s, noch sattsam geltend macht. Allein dieses Werk ist es allerdings, in welchem jene Theorie,

die W.'n eigen ist und fortan eigen blieb, sich zuerst herauswickelt, und welches daher jenen Lesern, die gern über das Herankommen einer Denkform im Klaren sind, und in ihrer Geschichte ihr eigentliches Gericht sehen, besonders empfohlen werden müßte. — W. spricht hier zuerst von »einer Philosophirung der Mathematik und einer auf diesem Wege zu findenden Pasigraphie, von formaler Vollendung der Philosophie in einem als Constructionslehre erscheinenden Organon;« und wandte die von ihm gefundene »viergliedrige Construction« alsbald auf einzelne Probleme an, wobey er mit der Staatswissenschaft (1805) den Anfang machte.

Während nun so das eigentliche Philosophem des Verf.'s sich gestaltete, machte sich glücklicher Weise sein practischer Sinn und seine ästhetische Mehrseitigkeit in Nebenarbeiten Raum, auf die er, wie jeder Systematiker, weniger Werth legt, die aber uns gerade erfreulich scheinen, — ja als Motive erscheinen, die im Metaphysiker den Menschen nicht untergehen ließen, und sein Denken vor völliger Stagnation bewahrten, — wozu die vier Dämme seiner Construction eine nicht ganz ungegründete Befürchtung veranlaßten. Diese Nebenarbeiten waren: eine Erziehungskunst, 1802, wobey wieder Platon's Studium nützlich war; — eine Schrift über legislative und executive Staatsgewalt, 1804, wobey, für einen so ganz practischen Gegenstand, die Spielerey mit Parallelen von Staats- und menschlichem Organismus im Geschmacke der naturphilosophischen Schule, den ernsthaften Politiker freylich nicht befriedigt; — eine Schrift über Philosophie und Medicin, 1805, die so gesund im Grundgedanken ist, daß man wohl sagen möchte, sie sey für einen Philosophen zu vernünftig, und hier habe sich einmal der Menschenverstand, der Construction und Idealmathematik zum Trotze, ein wenig Luft gemacht; — mythologische Ideen, 1808, die mit so vielen ihrer hypothetischen Geschwister diejenigen erfreuen mögen, die lieber hinter sich in den Nebel, als vor sich hin auf den Weg ins frische Leben blicken; — und eine Schrift über Homer und Hesiod, die aber nie zum Drucke gelangte; was zu bedauern ist, da der Verf. selbst von ihr sagt: daß der Gesichtspunkt darin ganz griechisch und aus Homer, nicht über Homer genommen war. Eine dialogische »Theodicee,« 1809, — worin »das Uebel aus der Verschiebung der Verhältnisse der Dinge, und die Entstehung der Schiefe der Ekliptik für unsere Erde als das Urfactum erklärt wird, woraus ihren Kindern das Uebel entstanden sey« – gehört, der Sache nach, mehr zu den eigentlich philosophischen Schriften. Kleinere, vorzüglich ästhetische, Aufsätze, wobey wieder die Einwirkung Goethe's, die da-



mals in ganz Deutschland empfunden ward, nicht zu verkennen ist, werden wir später noch erwähnen, da sie zum Theil in die vorliegende Sammlung aufgenommen sind. Für jetzt zur Geschichte des Verf.'s zurück!

Im J. 1811 erschien endlich in W.'s »mathematischer Philosophie« sein eigentliches Evangelium, von welchem alle seine späteren Schriften weitere Entwicklungen, Anwendungen und Commentare, und das »Organon der menschlichen Erkenntniß,« 1830, welches von allen Werken W.'s am bekanntesten geworden ist, den Hauptcanon darstellen. Er verwandelt hier bekanntlich die Kategorieen des Verstandes, die ihm, als bloß logisch, zur »Architectur der Welt und der Erkenntniß« nicht genügen, in Kategorieen der Anschauung, »als erste Producte ihrer (intensiven) Multiplication mit sich selbst (Brechung)« In diesen Kategorieen glaubt er das »Weltgesetz,« und in diesem eine Heuristik, eine Allsprache, eine Allgeschichte, kurz den Schlüssel zur Lösung jeder wissenschaftlichen, ja wie der Versuch der »Dichterschule« zeigt, auch künstlerischen Aufgabe gefunden zu haben. Auf Unterricht, Staat, Privatökonomie, Sprachalphabet, Forstwesen, Technik, Religion, Poesie und Psychologie mußte nun dieser Hauptschlüssel versucht werden; ob er alle diese Heiligthümer aufschloß? mag und wird die Geschichte beantworten. Der Herausgeber der vorliegenden zwey Bände beantwortet (laut Vorwort I. S. VII) diese Frage mit »Ja,« glaubt, daß durch J. J. Wagner »das Höchste, was der Menschengeist zu leisten vermöge, nämlich das Schauen des Universellen, wirklich geleistet worden sey,« und hat in diesem Sinne die Herausgabe dieser Sammlung unternommen, wodurch er das Wirken seines Freundes abschließt, wie wir damit die historische Uebersicht desselben abschließen.

Wir sehen aus ihr, daß der Verf. im Sinne des oben geschilderten Decenniums, dem er ganz eigentlich angehört, in der ganzen Breite menschlicher Interessen verkehrt, Physik, Biologie, Theologie, Metaphysik, Rechtslehre, Politik, Kunst und Leben nach allen Dimensionen durchmißt, wobey man ihm das Zeugniß nicht versagen kann, daß er mit einem Janusblicke stets zugleich das Recht des Gedankens und das des Stoffes erwägt, ohne, wie wir von den meisten Jüngern der Gegenwart klagten, einseitig nur jenes oder dieses zu bedenken. Wenn es nun in der Natur der Sache liegt, daß bey so vielfachen, ja heterogenen Intentionen ein mehreres und minderes Gelingen, ein Zusammentreffen und Abstoßen mit Ansichten Anderer sich herausstellen muß, so sollte es auch in der Natur der Sache liegen, daß die Ansichten eines so vielfach geübten und gebildeten Mannes, die

allenthalben dasjenige berühren, was zu allen Zeiten Gegenwart ist, vor der Jury der Gegenwart nicht ungehört bleiben, nicht leichtfertig abgethan werden, — wie es leider so häufig geschieht, wie es auch in diesem Falle bereits geschehen ist. Wir suchen unsrerseits die verdiente Genugthuung zu geben, indem wir zuerst ein Wort über die ganze Denkart, sodann eines über das vorliegende Buch insbesondere aussprechen; wenn wir, in Bezug auf jene, auch nicht völlig übereinstimmen, und, in Bezug auf dieses, den Leser nicht mit einer Kritik jedes einzelnen Aufsatzes ermüden wollen, so wird doch die ganze Erscheinung sich hoffentlich so herausstellen, daß der Leser sein Verhältniß zu ihr leicht selbst völlig ausmitteln mag. Jede eigene Denkweise, jedes sogenannte System findet in Deutschland einen geschlossenen Kreis übertreibender Schüler, wie herabziehender Gegner, — und so stellt sich Alles mit der Zeit ins Gleichgewicht.

Was nun das zu besprechende System betrifft, so stellt es, nicht entscheidender und nicht verwerflicher als so viele, von Platon bis auf Hegel gewagte Versuche des menschlichen Geistes, sich über sich, Gott und Welt zu orientiren, eine Bethätigung der im Geiste wirkenden Gesetze dar, die der Abdruck eines Individuums ist, und als solcher der Theilnahme des Denkers, dem alle Denkarten interessant sind, so wie des Nachdenkers, der sich bey dem ersten besten ihm dictirten Schema beruhigt, gewiß seyn kann. Und dabey mag und wird es auch bleiben. Die Jünger mögen fortfahren, auf die Worte des Meisters zu schwören, — die Geschichte wird fortfahren, System nach System neben einander in ihre Archive niederzulegen. Nun versichert jeder auftretende deutsche Philosoph, die Systeme aller übrigen seyen in dem seinigen enthalten, und aus ihm erklärbar (auch unserer thut dasselbe) — allein nur Kant durfte das mit Recht, auch nicht von seinem Systeme, wohl aber von seiner Methode, sagen: weil sie bloß kritisch war, und die Mittel an die Hand gab, über sie selbst und andere die Rechnungsprobe zu machen. Was nun W.'s Schema und dessen Construction betrifft, so muß es gar manche glücklich machen, weil es ein rechter Fund für die Bequemlichkeit des lieben Menschenverstandes ist, so einen Schlüssel zu haben, mit dem man, mir nichts dir nichts, Himmel und Erde aufschließt, ein Hocuspocus von vier Worten, womit man jedes Räthsel löst, einen Leisten aus vier Hölzern, über den man Alles und noch etwas schlägt. Dabey bleibt es immerhin für den Meister bequem, wenn der Versuch fehlschlägt, dem Schüler zu sagen: du hast nicht gut construirt! du verstehst das Handwerk nicht! — Dem sey wie ihm wolle; wir unsrerseits glauben das Weltgesetz gut auf-

gehoben in den Händen Gottes, und begnügen uns mit dem Denkgesetze, das Er uns gnädig überlassen und anheimgestellt hat. Und hier thun nun allerdings die alten Kategorieen recht brauchbar ihre Pflicht, — und es bleibt immer ein Zug, der dem Scharfsinne W.'s Ehre macht, daß er das bemerkt und getroffen hat, worauf es ankommt; nur daß er, mit dem »redlichen Gewinne« nicht zufrieden, das Gespann vor einen Wagen spannte, den zu führen es nicht stark genug ist. Alles hienieden hat seine Gränzen, und diese abzumarken und über sie zu wachen scheint mir die Aufgabe der Philosophie. Was heißt das, Kant beschuldigen, er sey auf der Reflexionsstufe stehen geblieben? oder Spinoza vorwerfen, er philosophire bloß mit dem Intellect? Wollte Gott, alle deutschen Philosophen philosophirten mit dem Verstande, statt mit ich weiß nicht was für übermenschlichen Vermögen! Wer zu viel fassen will, ist in Gefahr, das Wenige zu verlieren, was er fassen kann. Eine mathematische Philosophie, eine philosophische Poesie sind mir dasselbe, wie ein wässeriges Feuer, ein sphärischer Kubus. W. will »die Mathematik in Philosophie auflösen, und dadurch wieder die Philosophie construiren,« und glaubt, daß hierin das Heil liege. Nun weiß Jeder, der hier zu Hause ist, daß die Mathematik intuitiv, die Philosophie discursiv, jene synthetisch, diese analytisch verfährt, also die eine Methode nicht in die andere verwandelt werden darf. W. will ferner die Poesie wissenschaftlich behandeln, und es soll, von seiner »Dichterschule« an, Jeder, der nach seiner Vorschrift construiren kann, sofort auch nach Belieben Trauerspiele, Epopöen und Sinngedichte machen können. Ich denke, wir bleiben vor der Hand dabey, die Philosophie philosophisch, die Poesie poetisch zu behandeln; mir aber scheint die Poesie eben nur durch das Poesie zu seyn, was in ihr nicht Intelligibles, was Gabe ist. Auch spricht das Beyspiel des Verf.'s, nach den in den vorliegenden Bänden (I. 44 u. f. — 55, 78 u. f.) mitgetheilten Proben, keineswegs für die Unfehlbarkeit seines Receptes; bey manchen glücklichen Eigenschaften, die auch hier wieder von der Bildung und den Fähigkeiten des Verf.'s zeigen, wird sie schwerlich ein Kenner poetisch nennen. Die dichterische Sprache, Bilder und Tropen, — das ist noch nicht Poesie. Für's Construiren ist W.'s Tetras recht hübsch, und nicht nur dies Schema, sondern das Schematisiren überhaupt ist dem menschlichen Geiste, der eine lebendige Form ist, eingeboren, nothwendig und also auch gedeihlich; aber geschaffen kann damit nicht werden. Einen Begabten wird W.'s Schema, wie jedes andere, dem eine Bedeutung zum Grunde liegt, fördern und anregen; ein Unbegabter wird mit allen Schematen der Welt

nicht ein Epigramm zu Stande bringen. »Den Gehalt in deinem Busen und die Form in deinem Geist!« Dabey bleibt es, — und was einer nicht hat, das kann er nicht geben. W. bemerkt nicht, daß er factisch nicht die Objecte aus seinem Schema gebäre, sondern vielmehr sein mannigfaches Wissen und Fühlen in das Schema hineintrage. Es gibt keinen Schlüssel zu Allem, wie sich ihn der philosophische Epikuräismus vorschmeichelt. Der beste Schlüssel ist: was Rechtes lernen, und dabey selbst denken. Zum Dichten aber ist nun einmal nicht zu helfen; da gilt's: ein frisches Auge für Welt und Leben, ein warmes Herz für menschliche Zustände, und Fingerspitzen, aus denen es gestaltend quillt, — »denn »die Form, sie kommt von oben.« So viel im Allgemeinen. Das Ganze behält seinen historischen Werth, als eines der bedeutenden Philosopheme, und in diesem Sinne ist der Titel: »Strahlen deutscher Weltanschauung,« wiewohl er etwas praciös klingt, vom Herausgeber ganz gut gewählt. Die Gebildeten haben längst anerkannt, und die Mitwelt sieht es immer klarer ein, daß alle Philosopheme nur Formen sind, in denen bloß die Consequenz des menschlichen Denkvermögens ein Gemeinsames bildet, das, gehörig durchgeführt, auch überall zuletzt auf das Eine, Wahre hinleitet, so daß die Systeme weit verträglicher mit einander sind, als sie selbst wissen und zugeben. Es gibt eine Höhe, in welcher Plato und Aristoteles, Spinoza und Leibnitz, Jakobi und Schelling, Fichte und Hegel sich begegnen und versöhnen. So wird denn auch W.'s Anschauungsweise Viele, die von gleichen Prämissen ausgehen, fördern, denen man diese Lust und diesen Gewinn auf keine Weise verkümmern sollte. Wir sind es also vollkommen zufrieden, wenn Andere, trotz der Ueberzeugung, die unsere Nicht-Uebereinstimmung bedingt, mit W.'s Vorstellungsart sympathisiren.

Was das Detail der beyden Bände betrifft, so mag sich der Leser selbst damit bekannt machen, damit nicht, bey dem Reichthume des Inhaltes, diese Anzeige zum Buche werde. Hier nur, was mich zu besonderen Bemerkungen anregte. Die »Ansichten deutscher Poesie,« womit der erste Band beginnt, worin Klopstock's Hermannsschlacht in die erste Reihe, Goethe »als zweyter Hans Sachs.« der Roman »als Tanz,« Wieland als wenig bedeutend, Lessing »als die niedere Potenz von Schiller« (S. 19), und dieser als »Repräsentant des Modernen« bezeichnet wird, — wird wohl kein Unterrichteter unterschreiben. Auch haben dieser und die folgenden ästhetischen Aufsätze: Die Klassiker (S. 22), Was von Poeten zu halten sey (S. 33), und vorzüglich der »Gradus ad Parnassum« (S. 38), der in einer seltsamen, man muß wohl sagen läppischen, wahrscheinlich humo-

ristisch seyn sollenden Manier geschrieben ist, nichts Practisches und Instructives. Der Verf. desavouirt sie wohl jetzt selbst. Dann folgen die oben erwähnten poetischen Proben, die mehr Uebersetzungen in die poetische Sprache als Poesieen sind. Die »Ideen über Musik« (S. 94) enthalten vieles Anregende, wenn auch manches Halbe. Es begreift sich von vorne herein, daß eine pythagorische Verhältnißlehre in dieser Region den angemessensten Spielraum findet. So finden sich auch über Deklamation (S. 210), Wahl der Farben zur Kleidung (S. 229), Oekonomie (S. 233) u. a. manche anziehende Bemerkungen. Dagegen zeigt sich wieder die schädliche Influenz einer Philosophie, die, mit dem philosophischen Standpunkte nicht zufrieden, in die Regionen der Uebervernunft durch's Schauen sich verliert, in dem Aufsatze (S. 250) über Vision und Sympathie, — wo der Mangel an Bildung, der Aberglaube, zum »Allsinne« erhoben, und unter diesem Namen apotheosirt wird. Dahin führt endlich diese Art zu philosophiren, die sich andere als intellectuelle Organe erschafft! — Der Aufsatz (S. 256): »Leben, Gesundheit, Krankheit,« enthält, im Sinne der ursprünglichen, Schelling-schen, Naturphilosophie, manches Gute. Die großen Contouren, mit denen die ganze Sphäre umzeichnet ist, zeigen den geübten, weiten Blick des Denkers, und das Bekenntniß, daß die Philosophie die Methode alles Erkennens zu läutern habe, und die Bearbeitung der Naturforschung durch sie eine schon empirisch durchgearbeitete Masse von Wissen voraussetze, macht gewiß unserem Philosophen auf seiner damaligen Stufe Ehre, — wie denn überhaupt in diesem Festhalten am Vernnnftmäßigen im Ganzen das Hauptverdienst W.'s besteht. Daher kommt es denn auch, daß er in dem trefflichen Programme zur Eröffnung seiner Vorlesungen im J. 1804 (S. 304) zu unserer innigsten Befriedigung, die Grund-Idee des Kriticismus: daß die wissenschaftliche Construction bloß die Erscheinung des Absoluten, nicht das Absolute selbst in ihr Gebiet zu ziehen habe, — nicht nur dem Leibnitz-Wolf'schen Dogmatismus, sondern auch der Fichte-Schelling'schen Speculation vorzieht, bey dieser Immanenz der Erkenntniß beharrend, alle »intellectuelle Anschauung« verwirft, das Absolute nur anerkannt, nicht erkannt wissen will, und: die Elemente im Gleichgewichte zu halten, als Aufgabe der ächten Wissenschaft erklärt. Hier möchte man wohl den deutschen Philosophen ein »Hört ihn!« zurufen, und bedauert nur, daß dieses Credo nicht überall seine Ansichten durchdringt. So muß z. B. (S. 290) Prof. Fuchs sich bemühen, die physiologischen Ansichten des Verf.'s mit dem anatomischen Messer nachzudemonstriren, — während nur aus der wieder-

holten Autopsie behutsame Schlüsse gewagt werden sollten! — Das erwähnte Programm (S. 304) ist überhaupt der Aufsatz, welcher fast von allen am meisten wahrhaft philosophischen Geist mit Bestimmtheit ausspricht, und man ließe sich einen neuen Pythagoras gar wohl gefallen, wenn es ihm bloß darum zu thun wäre, Maß und Ordnung in unsere Wissensmassen zu bringen. Allein leider betritt von S. 318 an der Verf. schon wieder die Region des Schauens, das er kurz vorher verworfen hatte, und zaubert mit seinem Tetragramma die gewohnten Hierophantensprüche. Wenn diese Zahlenmystik schon durchgeführt werden soll, so wünschten wir wenigstens, daß es mit so viel Geist und Sittlichkeit geschehe, als bey St. Martin (der auch mit einer Vier operirt), dem unstreitig reinsten und verständigsten aller Mystiker. Am Schlusse des ersten Bandes bedauert man, daß der Herausgeber nicht die chronologische Ordnung in den Aufsätzen streng befolgte, was gerade bey Wagner dem genauen Leser manches Nachsuchen über seine Bildungsphasen erspart hätte.

Der zweyte Band enthält, außer einem größeren Aufsatze im gewohnten Sinne, eine Menge wohlgeschriebener Kritiken über Bücher des verschiedensten Inhaltes, mit deren Aussprüchen man sich denn natürlich bald in Einklang, bald in Widerspruch fühlt. So finde ich gerade das, was der Verf an Ph. C. Hartmann tadelt: daß dieser, statt einen Maßstab mitzubringen, Systeme bloß nach dem Maßstabe ihrer logischen Consequenz prüft (S. 177), an dem unschätzbaren Manne, dessen Gleichen uns dringend Noth thut, so lobenswerth; so wird Salat gelobt (S. 280 u. f.) und Weiller getadelt (S. 395), da doch beyde einander commentiren; so können wir mit den Urtheilen über poetische Werke selten (es wäre denn über Schlegel's Alarcos, wo es immerhin auch dem Verf. Ehre macht, seiner Zeit vorgeurtheilt zu haben) übereinstimmen; z. B. wenn er den »Wallenstein« (S. 67) geradezu »einen verunglückten Versuch« (!) nennt, — welcher Deutsche, der sein Drama noch kennt, wird ihm beystimmen! —

Dem Allen sey nun wie ihm wolle, — der Schriftsteller überhaupt kann sich aus diesen Recensionen, die oft mit Witz und Scharfsinn geschrieben sind, eine vortreffliche Lehre ziehen: daß nämlich, wie scharf sich auch die sogenannten Systemphilosophen unter einander befehden, sie doch nicht umhin können, einem gesunden, klaren, practischen Streben (wie hier W. dem unseres Vierthaler, S. 213) gemeinschaftlich ihre Anerkennung und Achtung zu gewähren. Und dabey bleibe es auch fortan! Denn die Region des eigentlich Practischen: der Sittlichkeit,

— sie ist jene Höhe, von der ich vorhin sprach: auf welcher sich Platon und Aristoteles, Spinoza und Leibnitz, Jacobi und Schelling, Fichte und Hegel, Kant und J. J. Wagner begegnen und verstehen!

Dr. Ernst Freyh. v. Feuchtersleben.

Art. III. Ueber die sogenannten unregelmäßigen Zeitwörter in den romanischen Sprachen. Nebst Andeutungen über die wichtigsten romanischen Mundarten. Von August Fuchs. Berlin, Verlag von A. Asher und Comp., 1840.

Wohl sollte jeder Richter, jeder Geschichtsforscher und jeder Kritiker vor Allen seine Brust rings umpanzern gegen jedes Vorurtheil, und kein Vaterland, keine Genossenschaft, keine Partey erkennen; allein wir glauben, der Mann muß erst noch geboren werden, der nicht schon von vorneherein im fernen Anblick einer Sache gewisse Meinungen faßt, welche sich in der Folge bey der näheren Untersuchung des Gegenstandes, wie alle Gewohnheiten, schwer abstreifen lassen, wenn sie auch als irrig befunden werden. Dieß in Bezug auf das vorliegende Werk, wobey ich unumwunden gestehe, daß es mir wenig Zutrauen einflößte, einmal, weil mir der Verfasser in einem so wichtigen Zweige der Wissenschaft, Philologie, gänzlich unbekannt war, und das anderemal, weil es mich bedünken wollte, als habe er sich mit der grammatisch-etymologischen Behandlung der Zeitwörter in den romanischen Sprachen eine Aufgabe gewählt, welche auch bey der besten Lösung wenig Gewinn für die Sprachkunde überhaupt, am wenigsten für die deutsche, bringen dürfte. Um wie viel lieber hätte ich es vom Anfang herein gesehen, wenn er, oder irgend ein tüchtiger Sprachforscher, das deutsche Zeitwort zur Sprache gebracht, und Mittel und Wege angegeben hätte, wie den Gebrechen dieses unvollkommensten, unselbstständigsten und unbehülflichsten aller deutschen Redetheile auf irgend eine Weise abzuhelfen wäre; denn wahrlich, wer unsere Zunge mit feinem Ohre belauscht, alle Redetheile mit ihren Biegungen und Tonfällen genau abgemessen, und auch anderen kultivirten Sprachen, namentlich den romanischen gegenüber, sorgsam abgewogen hat, wird mit mir eingestehen, daß unser Zeitwort, zumal das unregelmäßige, einer Kultur bedürfte, die zugleich von Mund und Feder ausgehen müßte, wenn dem großen Uebelstande anders noch einigermaßen abzuhelfen wäre. Doch lassen wir vor der Hand die pia vota atque desideria, und sehen wir, was eben vor uns liegt, denn dieses ist gegenwärtig das Thema, das unser Augenmerk in Anspruch nimmt,

und unser Urtheil abfordert. Wir wollen demnach in Kürze beleuchten, in welche Hauptttheile dieses sprachliche Werk gegliedert ist, und welchen Gang der Verf. in seinen gelehrten Untersuchungen genommen habe.

Er beginnt die Einleitung mit einer Rüge gegen die Oberflächlichkeit und Unzulänglichkeit der früheren Sprachforschung, und meint damit unstreitig die ersten Gründer der Etymologie, nämlich: Wachter, Ihre, Frisch, Adelung ꝛc., welche, wie noch jetzt Viele, die altgriechische Sprache als die Mutter der lateinischen und sogar auch der deutschen betrachten, während zwischen diesen Zungen, nach der Ansicht unseres Verf.'s, nur ein schwesterliches Verhältniß Statt findet. Ingleichen rügt er wieder an Prof Jäckel, daß er, sey es nun aus übertriebener Vaterlandsliebe oder aus dem Streben, etwas Neues zu liefern, die deutsche Sprache als Mutter der übrigen aufstellen und vertheidigen kann. Anderweitig wird die hebräische Sprache (namentlich von Adelung, Höfer, Span ꝛc.), und dann wieder die schwedische, flamländische, keltische, baskische u. s. w. als Ursprache dargestellt; eine Beweisführung und Behauptung, welche auch nach unserer Ansicht lange schon unhaltbar war, und welche sich völlig als irrig erwiesen hat, seit man dem Orient mehr Aufmerksamkeit widmete, und besonders das Studium der Sanscritsprache, welche unser Verf. die älteste und alterthümlichste Schwester der großen europäischen Sprachenfamilie nennt, mit Eifer zu betreiben angefangen hat. Wir wissen, wie viele Verdienste sich in dieser Hinsicht ein Bopp, Wilhelm v. Humboldt, Jakob Grimm ꝛc. gesammelt, und welche treffliche Jünger sie an einem Pott, Benary u. A. gefunden, und stimmen da mit unserem Autor vollkommen überein, wo er (S. 3) sagt: »Wenigstens werden selbst die Gegner der Sanscritforschung (gewiß nur Männer, welche jenes gar nicht oder nur ganz oberflächlich kennen) nicht läugnen, daß erst diese wunderbar kunstvoll gebaute Sprache uns gelehrt hat, jedem einzelnen Buchstaben die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken, und nichts als willkürlich oder zufällig anzusehen, sondern als aus nothwendigen Sprachgesetzen hervorgegangen.«

Der gelehrte Verf. eifert ferner mit allem Rechte gegen die Oberflächlichkeit einestheils, und gegen die Planlosigkeit anderntheils, mit welchen man heut zu Tage besonders die neueren Sprachen zu lehren und zu lernen pflegt, denn das gründliche, etymologisch-grammatische und rein intellectuell-systematische Studium einer Sprache führt nicht nur zur genauen wissenschaftlichen Kenntniß derselben, ihres Baues und Geistes, der das Wort als lautmateriellen Stoff bildet und beherrscht; sondern

wird dem Lernenden auch schon im voraus behülflich zu jeder anderen Sprache, die er künftig noch auf ähnliche Weise zu seinem geistigen Eigenthume machen will. Daß zu diesem Ende das Zeitwort, welches die Lateiner per eminentiam das Wort verbum genannt haben, vom größten Belange sey, müssen wir unserem Autor unbedingt zugestehen. Um eine Sprache in ihrer inneren Wesenheit kennen zu lernen, aufzufassen und wissenschaftlich zu behandeln, sollen wir sie, so weit uns Materialien vorliegen, in ihrer Geschichte studieren. »Eine Geschichte der Sprache aber können wir nur dann erhalten (schreibt unser Verf.), wenn wir die Sprache selbst zum Gegenstande unserer Erkenntniß, nicht bloß zum Mittel für das Verständniß des Schriftenthums machen, wenn wir den Lauf der Sprache von Jahrhundert zu Jahrhundert verfolgen, und eben dieß ist die höhere Sprachlehre, welche da anfängt, wo die niedere aufhört; diese fragt nach dem Wie? jene nach dem Warum? Diese lehrt die Schriftsteller verstehen, jene die Sprache in ihrem inneren Wesen und in ihren äußeren Beziehungen begreifen; ihrer bedarf die Sprache jedes Volkes, welches für uns von geschichtlicher Bedeutung ist.«

Gleichwie nun derjenige ein wahrhafter Geschichtsforscher (und nicht bloß Geschichtschreiber ist), der sich die schwere und mühevolle Aufgabe macht, die aus den Monumenten der Vorzeit vorfindlichen Thatsachen für's Erste systematisch zu sammeln, und dann mit diesem sachkundigen Sammlerfleiße die historische Kritik zu verbinden, d. i. die Angaben genau und unparteyisch nach ihrer Wahrheit und Beschaffenheit zu prüfen, und überall den Geist der Zeit nach Ursache und Wirkung zu beleuchten; so ist auch nur derjenige ein wahrhafter Sprachforscher, der die Sprache in all ihren Elementen, den antiquarischen sowohl als zeitüblichen in der Gegenwart, nach ihrem inneren Geiste und Wesen auskundschaftet, und zu ermitteln sucht, wie sich von jeher die Begriffe und Gedanken im menschlichen Geiste gebildet haben, und wie sie aus demselben, gleich Aesten aus dem Stamme und Zweige aus den Aesten, und endlich noch Blätter und Blüthen aus den Zweigen hervorgewachsen, und nun verkörpert dastehen als Wörter, Wortfamilien und Redeformen.

Wie treffend spricht Wilhelm von Humboldt über die Bildung und den Entwicklungsgang der Sprachen in seinem schätzbaren Werke: »Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java« (S. 207): »Die Sprache entsteht, wenn man sich ein Gleichniß erlauben darf, wie in der physischen Natur ein Krystall sich an dem anderen anschließt. Die Bildung geschieht allmälich, aber nach Einem Gesetze. Diese anfänglich stärker vorherrschende

Richtung auf die Sprache, als auf die lebendige Erzeugung des Geistes, liegt in der Natur der Sache; sie zeigt sich aber auch an den Sprachen selbst, die, je ursprünglicher sie sind, desto reichere Formenfülle besitzen. Diese schießt in einigen sichtbar über das Bedürfniß des Gedankens über, und mäßigt sich daher in den Umwandlungen, welche die Sprachen gleiches Stammes unter dem Einflusse reiferer Geistesbildung erfahren. Wenn diese Krystallisation geendigt ist, steht die Sprache gleichsam fertig da, das Werkzeug ist vorhanden, und es fällt nun dem Geiste anheim, es zu gebrauchen und sich hineinzubauen. Dieß geschieht in der That, und durch die verschiedene Weise, wie er sich durch dasselbe ausspricht, empfängt die Sprache (ihrer Zeit gemäß) Farbe und Charakter.«

Dem zu Folge ist dem tieferen Sprachforscher alles wichtig, jedes Wort, jede Sylbe, jeder Splitter aus jeglichem Zeitalter, gleichwie dem Antiquar auch behauene Steine zertrümmerter Palläste und zerstückte Glieder schöner Formen denkwürdig und schätzbar sind, weil sie ihm, zusammengereiht und an die Geschichte oder die Sage gebunden, eine Perspective gewähren in das Leben und Weben längst verschollener Zeiten. Und wie er sich manch einen merkwürdigen Ueberrest aus Schutt, Erde und Schlamm hervorwühlt, so sucht auch der Sprachforscher oftmals mit gleichem Glücke die Reliquien untergegangener Sprachen in dieser oder jener Volksmundart auf, denn hier grünt und blüht noch manches fort, was für die gelehrte oder Schriftsprache verdorrt ist, und ergänzt ihn auf das erwünschteste in seinem etymologischen Studium. Darauf deutet auch unser Autor hin, wo er (S 8) schreibt: »Man soll stets an das mächtige Walten des Sprachgeistes denken, welcher nie ganz zu wirken aufhört, sondern selbst in verdorbenen und gemischten Sprachen, wenn auch in diesen weniger zum Bewußtseyn des Volkes gekommen, fortlebet, und dieses nach einem richtigen, wenn auch dunklen Gefühle auf gewisse Regeln der Uebereinstimmung und Aehnlichkeit hinweiset, so daß es, ohne es selbst zu wissen, einen im richtigen Sprachgefühle begründeten Gang geht, der öfter ganz von dem abweicht, den die Sprache gegangen ist, aus der jene Sprachen ihren Stoff genommen haben, und der doch am Ende dasselbe, oft sogar vollkommener, erzielt, was die Muttersprache auf einem anderen Wege erzielte. Auch in so ausgearteten Sprachen ist nichts willkürlich, alle Spracherscheinungen haben ihren bestimmten Grund, alle Veränderungen ihre festbegründeten Regeln.«

Außerdem, daß nun der Sprachforscher bey eifriger Untersuchung der älteren und neueren Dialecte, Mundarten und Pa-

tois häufig auf Wörter und Redeformen stößt, die in seiner gelehrten Muttersprache fehlen, seinen Wörterschatz bereichern und seine Wissenschaft vielfach ergänzen und berichtigen; wird er auch alle Lautverschiedenheiten und sogenannte Entartungen vom Urstamme auf die kritische Wagschale legen, und die nothwendigen Gründe zu diesen Abnormitäten aufspüren nach der Weise eines Naturforschers, der es sich zu erklären bemüht ist, warum der Rabe hier zu Lande schwarz, in einer anderen Zone weiß und in einer dritten buntfärbig geworden.

Was nun die romanischen Sprachen anbelangt, welche bey ihrer vielfachen Verzweigung und Zersplitterung eine zwar mühevolle, doch überaus verdienstliche Forschung erheischen, und dafür reichlichen Gewinn für die Sprachwissenschaft liefern, haben vor unserem Autor schon Diefenbach und Diez spezielle Untersuchungen angestellt, und unserem Verf. Materialien geboten, die er dankbar als Grundlagen und Vorarbeiten zu seinem Werke erkennt. Zudem verdient auch angeführt zu werden: Raynouard's Grammaire comparée des langues de l'Europe latine. Paris 1821.

Unser Verf. geht nunmehr auf den eigentlichen Zweck seines Buches über, d. i. auf jene Zeitwörter, welche wir unregelmäßige zu nennen pflegen, von denen aber schon Vater Grimm gesagt hat (s. d. germanischen Sprachen), daß es in der That gar nicht unregelmäßige Redetheile sind, sondern daß gerade in ihnen die eigentlich schaffende Kraft und Regsamkeit der Sprache liegt, und daß sie in vielen Fällen eine noch größere Regelmäßigkeit zeigen, als die jetzt sogenannten regelmäßigen Zeitwörter. Dem zu Folge hat er jene die starken, diese aber die schwachen Zeitwörter genannt; und ungefähr dieselbe Erscheinung zeigt sich nach Bopp's und Pott's unermüdlichen Forschungen auch im Sanscrit, im Griechischen und Lateinischen. Es gibt fast in allen cultivirten Sprachen der sogenannten unregelmäßigen oder starken Zeitwörter nicht bloß viele, sondern sie sind fast immer diejenigen, welche dem Bedürfnisse der Mittheilung zunächst stehen; und die eigentliche Seele der starken Abwandlung ist, wie schon Grimm angegeben hat, der jedesmalige Ablaut.

»Hiemit soll nicht etwa gesagt werden (schreibt unser Autor in der Anmerkung S. 22), daß es überhaupt keine unregelmäßigen Zeitwörter gäbe; im Gegentheile kommen mancherley, besonders durch das Streben nach Wohlklang herbeygeführte Abweichungen vor, aber diese sind lange nicht so bedeutend, wie man gewöhnlich annimmt, und jede hat ihren bestimmten Grund, wenn wir ihn auch nicht jedesmal deutlich erkennen.«

Seine weitere Abhandlung über den besagten Ablaut, über die Selbstlauterweiterung, Selbstlautsteigerung, vermöge welcher sich die Vocale nach Maßgabe der Umstände, d. i. ihrer wechselseitigen Verwandtschaft und der jedesmaligen Bedürfnisse unter einander vertauschen, oder zusammensetzen und oft auch mit Consonanten verbinden, erscheint uns nicht erschöpfend genug, und kömmt uns nur zum klareren Verständnisse, wenn wir nebenher die gründlicheren Abhandlungen eines Grimm, Pott und Bopp nachlesen, welche uns der Verf. für sein Werk in vieler Hinsicht ganz unentbehrlich gemacht hat — was ihm nicht zum Verdienste anzurechnen ist. Um dieß zu zeigen, und unsere kritische Beleuchtung zugleich um einen Schritt zu fördern, sehen wir uns veranlaßt, den §. 4 S. 15 herauszuheben:

»Es frägt sich nun, in welchen Formen sich diese Selbstlautsteigerung durch i und u in den romanischen Sprachen zeigt, und worin sie ihren Grund hat. Zunächst erscheint sie bey sehr vielen Zeitwörtern in der Gegenwart (Tempus praesens) sowohl im Indicativ, wie (als auch) im Conjunctiv. Dasselbe zeigt sich häufig im Sanskrit und Griechischen. Der Grund hievon ist ohne Zweifel ganz richtig von Pott angegeben (I. 48. 58. 60). Besonders nämlich im Griechischen steht das Präsens der Bedeutung nach in einem streng beobachteten Gegensatze zu den Aoristen. Durch jenes wird neben der Gegenwart zugleich Währung ausgedrückt, durch diese das Augenblickliche, schnell Vorübereilende. Darum haben diese Zeiten einfachere und kürzere Formen, die Gegenwart aber eine längere und stärkere (denn im Griechischen z. B. wird sie nicht bloß durch Guna (Selbstlautverstärkung) erweitert, sondern auch durch hinzutretende Sylben, wie νυ; δείκνυμι, von der Wurzel δεικ; oder αν; λαμβάνω, wo auch noch μ = ν verstärkt, von der Wurzel λαβ, s. Bopp V. Gr. III. §. 496; eben so im Lateinischen durch eintretendes n. tango, von der Wurzel tag, vgl. tetigi u. dgl. eben so im Sanskrit. Dasselbe gilt nun auch für die romanischen Sprachen (auch hier wird bisweilen ein Mitlaut oder eine ganze Sylbe zur Erweiterung zugesetzt), bey denen, außer dem in der Bedeutung liegenden Grunde, auch noch ein anderer, bloß lautlicher hinzukömmt. Denn in ihnen haben die Selbstlaute wegen des geänderten Geistes der Völker von ihrem ursprünglichen Werthe verloren, so daß hier, wenn eine Währung ausgedrückt werden soll, eine Stärkung der geschwächten Selbstlaute vorzüglich nothwendig ist, zumal wenn der Wurzellaut schon im Lateinischen ursprünglich kurz ist.«

Wir können dagegen nur einwenden, daß es sehr gewagt sey, sich aus einigen zusammentreffenden Fällen irgend eine Re-

[redacted]

gel abzuziehen, bey der man es offen sieht, daß sie durch zahllose Ausnahmen schwankend gemacht, und durch einige Widersprüche sogar entkräftet werde Wir weisen hier auf das Lateinische, die Mutter der romanischen Sprachen, hin, wo es sich so oftmals zeigt, daß das Präteritum in seinem Grundlaute oft eben so stark als das Präsens, und oft noch über dasselbe verstärkt sey. Zudem sehen wir nicht genugsam ein, warum wegen des veränderten Geistes der Völker gerade der entgegengesetzte Geist in der Wortbildung eintreten sollte, da doch die Sprache selbst in ihren Geisteselementen unverletzt geblieben, und nach Maßgabe der Zeitperioden, der Räumlichkeit und des Einflusses anderer Völker nur mehr in ihren Formen umgestaltet worden ist. Wir wollen damit nicht etwa behaupten, als wären die romanischen Sprachen gedankenlose Verstümmlungen des Lateinischen, nein! die Krystallisation dieser Töchter, wenn ich mich so ausdrücken darf, geschah allerdings nach einem inneren genitalen Gesetze; allein die Kanten, Flächen und Spitzen sind verschiedenartige Resultate von so verschiedenartigen Einflüssen, daß es dem Sprachforscher kaum mehr möglich ist, einen Einklang in den vielfach zerrissenen Theilen herauszufinden. Das Erbtheil des Vaters ist zwar dem leiblichen Sohne noch ein theures Gut, er bewahrt es als ein Heiligthum in Herz und Gedächtniß, und mag es nicht gerne verändern; aber nicht so der Enkel, ihm ist das Alte so heilig nicht mehr, er gebraucht es nach seinem Gefallen, und ändert und tauscht mit ihm, wie es eben seiner Willkür beliebt, oder wie in Bezug auf die Sprache das Organ anschlägt, das sich unvermerkt im Verkehr mit einem Fremdling modificirt und umbildet. Nehmen wir z. B. an, daß das celtische Ar die ursprüngliche Stammsylbe für unser Acker sey, die Griechen sagten ἄρα, d. i. fruchtbares Erdreich, später mit einem abstracten Begriffe und besonderer Form ἄγρος, durch γ verstärkt; die Lateiner bildeten den älteren Ausdruck durch Verlängerung in arvum (goth. aran), den neueren in ager. — Eben so einfach ist das celtische Dar, der Baum; das lat. ar-bor verlor von vorne, gewann aber an der Termination; das griech. δρυς stößt den alten Stammvocal aus, und wird in dieser neuen Form wieder eine Wurzel für mancherley Zweige, als tree, treo, triu, trew, drewo, drevo, drzewo ꝛc., welche alle nur als dialectische Spielarten zu betrachten sind. Die alten Germanen sprachen Dara, Dera; Ueberbleibsel sind noch jetzt: Hohl-der, Aspolter, Apholder ꝛc., wo ter oder der keineswegs bloße Terminationen sind. — Wir wollen auch noch die Formationen eines Verbums ins Auge fassen: nämlich unser Zeitwort sehen; der Kern ist hier s-e, der Vocal ist bekanntlich als das

geistige Element des Wortes gleich der flüchtigen Welle wandelbar, unstät; der Consonant das Materielle der Sprache, der Leib, die Hülle, somit beharrlicher, fester, steter, jedoch keineswegs ohne Wandel; nur geht er jedesmal zunächst in verwandte Laute desselben Organs über, wie wir es am klarsten im Altgriechischen sehen. Die Laute s und t zeigen fast in allen Sprachen eine innige Verwandtschaft, sonach kann die Wurzel von sehen auch t-e (d-e, th-e) seyn. Dieß führt uns nun auf fünf eigenthümliche oder Hauptsprachen: 1) Chinesisch: s-ue; 2) Indisch hinten verlängert: d-e-kna, d-a-kna; 3) Griechisch: θε-αω (θεαομαι) σε-αω; 4) Aeolisch-lateinisch: tha-eo tueor; 5) Galibisch: se:ne. Das Heer der Töchtersprachen und Dialecte hat natürlich wieder seine besondere Formation und Nüancen, für deren bedingtes Entstehen sich in beyder Hinsicht wohl kaum hinreichende Gründe dürften auffinden lassen.

Indeß bemüht sich unser Autor, dieses dunkle Sprachgeheimniß in allen romanischen Mundarten aufzuhellen, zu erklären, und wo möglich die Bedingungen anzugeben. Wir bewundern seine ausgebreiteten Kenntnisse im Felde der Linguistik, staunen über seinen beyspiellosen Fleiß, würdigen sein Geschick, mit dem er die verschiedenartigsten Materialien nach einem gewissen Systeme aufarbeitet — sehen aber nicht ein, welch ein großer practischer Nutzen, den er bezwecken will, für die Sprachkunde erwachsen könnte?

Um unsere verehrten Leser nur einigermaßen mit dem Verfahren und der Behandlungsweise unseres Autors mit den romanischen Sprachen und ihren Dialecten bekannt zu machen, erlauben wir uns, ein Paar Paragraphe aus dem Buche zu excerpiren, wie sie uns eben zu Gesichte stehen. Nachdem er die spanische Sprache in ihren Hauptmundarten: a) der galicischen, b) der leonischen und c) der catalonischen, erörtert hatte, geht er über auf die Abwandlungen im Italischen, und bespricht sodann die Hauptdialecte desselben, als in Ober-Italien: a) den milanischen, b) den piemontischen, c) den bolognischen, d) den genovischen, e) den venezischen — ferner für Unter-Italien: a) den napolischen, b) den calabrischen, c) den sicilischen, d) den sardischen Dialect; macht hierauf den Uebergang durch das provenzalische Idioma zum Französischen, welches er wieder auf ähnliche Weise in seine Hauptmundarten zergliedert. Für Südfrankreich determinirt er: a) die Mundart von der Neu-Provence, b) Dauphiné, c) Languedok, d) Roussillon, e) Gascogne, f) Auvergne, g) Limosine; — ferner für Nordfrankreich: a) die mainesche, b) pikardische, c) lothringische, d) bur-

gundische, e) Pariser, f) wallonische, die mittleren Patois ungerechnet. Im zehnten Abschnitt behandelt er auf gleiche Weise die rhätoromanische Sprache: a) in ihrer rumonschen, b) in der ladinischen Mundart; und den endlichen Schluß macht er mit den Abwandlungen im Dakoromanischen oder Walachischen.

Wie gesagt, wollen wir ein Segment aus dem Werke herausnehmen, und zwar die calabrische Mundart, welche er S. 167 behandelt. Er schreibt §. 161:

»Wie die Landschaft Calabrien immer in enger Verbindung mit der Insel Sicilien und mit Napoli gestanden hat, und zwischen jenen beyden Ländern in der Mitte liegt, so hält auch die kalabrische Mundart ungefähr die Mitte zwischen der napolischen und sicilischen, nähert sich jedoch wegen der südlicheren Lage und der näheren und längeren Verbindung mit Sicilien noch mehr der sicilischen als napolischen Mundart. Einfluß fremder Völker auf das Calabrische zeigt sich fast nur in dem Wörtervorrathe; auf die Aussprache scheinen in einem Punkte die Araber, und auf die Form gleichfalls in einem Punkte die Griechen gewirkt zu haben, während sich im Sicilischen der Einfluß der Araber auf die Form erkennen läßt.«

§. 162. »In der Lautlehre finden wir zunächst, daß die Selbstlaute a und i bey weitem das Uebergewicht über alle Anderen haben, indem sie nicht bloß in solchen Wörtern eintreten, in denen diese Laute im Lateinischen ursprünglich, im Italienischen aber in o und e übergegangen sind, sondern auch sehr häufig da, wo o und e ursprünglich sind, sowohl im Anlaute, wie im Inlaute und Auslaute; z. B. *undi*, it. onde, lat. unde; *cu*, con, cum; *subburcu*, sepolcro, sepulcrum; *hhuri*, fiore (flos); *vuci*, voce (vox); *furtuna*, fortuna; *chiju*, quello ecc'ille; *chistu*, questo, ecc'iste; *nimicu*, nemico, inimicus; *friscu*, fresco, a h d. frisko; *fimmana*, femmina; *timposta*, tempesta; *trisoru*, tresoro (tesoro, thesaurus) u. s. w. Die Doppellaute uo und ie dagegen kommen gar nicht vor; statt ihrer steht einfaches o und e (oder i), z. B. *cori*, cuore; *focu*, fuoco; *locu*, luogo; *novu*, nuovo; *petra*, pietra; *celu*, cielo; *nfernu*, infierno; *chinu*, pieno; *cavaleru*, cavaliere« etc.

§. 163. »Unter den Mitlauten zeigt sich zunächst die mehreren Sprachen gemeinsame Abneigung gegen l; es wird daher theils ganz ausgestoßen, z. B. *vota*, volta; *votari*, voltare; besonders in der Verbindung gl, welche ggh wird, z. B. *figghiu*, figlio; *pigghiari*, pigliare; *megghiu*, meglio u. s. w.; theils wird es bey vorhergehendem a in u aufgelöst; z. B. *autru*, altro; *autaru*, altare; *assautari*, assaltare; *ausari*, alzare

6*

u. s. w.; theils, und dieß ist das häufigste, wird es r; z. B. *quarchi*, qualche; *arba*, alba; *sordatu*, soldato; *urlimo*, ultimo; *affrizioni*, afflizione; *sarvari*, salvare; *umirtà*, umiltà u. s w.; ll endlich wird j (dd); z B. *chiju*. quello; *nuju*, nullo; *seja*, sella; *gaju*, gallo; *cavaju*, cavallo u. s. w. Im Gebrauche der Zischlaute stimmt die calabrische Sprache im Allgemeinen mit der italischen überein, doch finden sich öfters Fälle, wo Zischlaute durch andere Laute (z, s, j) vertreten werden, z. B. *vrazzu*, braccio; *pejizza*, pelliccia; *dassari*, lasciare; *prejari*, pregiare. Besonders im Anlaute steht j häufig statt des Zischlautes g, z. B. *jornu*, giorno; *jelu*, gelo; *judici*, giudice, *ja*, già« u. s. w.

§. 164. »Im Anlaute wird sehr häufig ein Selbstlaut abgeworfen, so daß nicht selten harte Mitlautverbindungen entstehen, während Inlaut und Auslaut überwiegend weich sind, z. B. *nimali*, animale; *pitittu*, appetito; *lligoria*, allegoria; *Ntoni*, Antonio; *ncuntrari*, incontrare; *ncarnizioni*, incarnizione; *mbiatu*, beato; *ntra*, lat. intra; *mpaticari*, calpestari; *nfernu*, inferno; *mparari*, imparare u. s. w. Auch wenn kein Selbstlaut abgeworfen ist, stehen nicht selten doppelte Mitlaute im Anlaute, z. B. *Ddeu*, Dio; *ccà*, quà; *cchiù*, più; *rrè*, rè; *rrobba*, roba; *ssu* st. *chissu*, cotesto, *dducu*, uomo sciocco u. s. w.«

Schon aus diesem Wenigen ersehen wir, daß die herrschenden Grundlaute in der calabrischen Sprache u und i sind, und daß ihnen zunächst das a kömmt, welches in der reinen toskanischen Schriftsprache die Hauptrolle spielt, und neben sich am öftesten o und e hat, welche beyden Vocale in Calabrien am seltensten erscheinen. Nach der Angabe des Fernow aber, der über denselben Gegenstand vor etwa hundert Jahren schrieb, findet, wie unser Verf. selbst anmerkt, hievon gerade das Gegentheil Statt. Nach Fuchs kämen die Doppellaute uo und ie gar nie vor, sondern erscheinen als o oder e; nach Fernow hingegen würden gerade statt o und e die genannten Diphthonge gebraucht, wie er in den nachfolgenden Beyspielen beweiset: *cavalieru*, cavaliere: *sumieru*, somaro; *nfiernu*, inferno, assistienza, assistenza; *viestie*, bestie; *sierpi*, serpe; *cuornu*, como etc.

Unser Autor meint daher annehmen zu müssen, daß sich in dem Zwischenraume eines Säculums diese Mundart entweder bis zu dieser Verschiedenheit umgestaltet, oder aber, daß Fernow nicht richtig geschrieben habe. Allein wir bemerken dagegen, daß Calabrien eben kein kleiner Landstrich sey, und nicht viel weniger Idiotismen und Patois haben mag, als es geräumige Thäler zwischen den Abbruzzi und auslaufende Flächen gegen die

Meeresufer hat. Darf man doch in unserem lieben Vaterlande oft nur einige Meilen weit reisen, so tönt uns wieder ein anderer Volksdialect in die Ohren. In dem Maße nun, als unser Autor bey seiner Bestimmung recht zu haben glaubt, kann auch Fernow nicht bloß nach seiner Zeit der Beobachtung, sondern auch nach dem Raume, wo er dieselbe angestellt hat, vollkommen recht haben. Dieser Umstand läßt uns wieder einsehen, daß es mit der Gränzbestimmung einer Mundart immerhin etwas Gewagtes und Vages sey, um so mehr, wenn die Quellen, aus denen wir schöpfen, spärlich und unlauter sind. Was nun die Schreibart betrifft, so finden wir neben der klangvollsten Weichheit oftmals die rauheste Härte in tonlosen Consonanten, welche das unangenehmste Mißverhältniß bilden würden, wenn die Schreibart anders der volksthümlichen Aussprache getreu nachgebildet ist. Allein eben dieser große Contrast erweckt in uns den Verdacht, daß man die Zunge der Calabresen doch nicht genugsam belauscht habe, und dieß um so mehr, als ein gewisses Consonantverhältniß unter jenem Himmelsstriche kaum denkbar ist, wie z. B.: Ntoni (für Antonio), ncuntrari, mpaticari, nfernu, Ddeu, ccà, dduccu, mbiatu etc., wo der erste Mitlaut zweifelsohne seinen ihm innewohnenden Selbstlaut wenigstens zur Hälfte hörbar machen muß, wenn er selber vernehmlich und verständlich an das Ohr dringen soll. Diese unzulängliche Schreibart hat zwar auch Conia in seinen Gedichten angenommen, allein dieß beweiset uns noch nicht, daß er den calabrischen Redeton durchaus genau durch Schriftzeichen ausgedrückt habe; wissen wir doch, wie verschiedenartig die Franzosen ihre Vaudevilles, wie verschiedenartig die Deutschen ihre Volkslieder niederschreiben. Indeß wird uns der Haupttypus und der Charakter einer Mundart doch im Ganzen am besten ersichtlich, wenn wir eine größere Partie von Wörtern, die doch möglich getreu aus der Mitte der betreffenden Volksklasse genommen und nachgeschrieben sind, vor Augen haben; denn das Studium einer Sprache oder Mundart wird auf diese Art viel practischer, als durch eine lange anatomische Zergliederung einzelner Ausdrücke. Wir loben unseren Verfasser, daß er dieses bey der calabrischen Sprache gethan, und uns aus Conia einige poetische Strophen zur klaren Uebersicht mitgetheilt hat; glauben ihn aber dafür rügen zu müssen, daß er diesen practischen Weg nicht auch bey vielen anderen Mundarten eingeschlagen, und uns einen prosaischen Aufsatz wie einen lebendigen Volksspiegel vor das Auge hingestellt hat.

Hier folgt das Gedicht Conia's:

Tutti chisti palori
Chi avimu, non su novi;
La radica la trovi
A tanti lingui.
Nui simu ntra l'Italia
E summu Greci puru:
E quanti nei ndi furu
Genti strani.
E quandu fummu Greci
Tremau parbeu lu mundu,
E quandu sputu tundu
Ancora trema.
E quanti autri nazziuni
Ndi vinnaru d'intornu
Di Orienti e Meuzijornu
E Tramuntana?
Nei furu Saracini
Nei furu li Nurmanni
E pe tanti e tant' anni
Li Spagnoli;
Nei furu li Tudischi
Nei furu li Romani
Chi non ficiaru pani
A chistu celu.
A l'urtimata poi
Vinnaru li Francisi
Ndi vinnaru li Ngrisi
E tanti truppi,
Prussiani e Muscuviti
Vittimu li Pulachi,
E puru di Cusacchi
Nei ndi furu
Di tutti chisti lingui
Mu ndi pigghiai ha picca
Vidi quanto su ricca
Di palori.
E lingua universali
La lingua Calavrisa. — u. s. w.

Der Leser wird mit uns empfinden, daß man mit einem solchen Sprachmuster gleichsam mit einem Male auf den Standpunkt gesetzt ist, eine gründlich klare Einsicht in den Bau und die innere Beschaffenheit der Sprache zu gewinnen; wornach er in unser wiederholtes Bedauern einstimmen wird, daß der Verf. nicht fast überall eine jener Stellen, aus welcher er seine theoretischen Beobachtungen und Regeln abgezogen, zur Schau ausgestellt hat. Er hätte sich für diesen vorgeschlagenen Fall in seinen Abhandlungen kürzer zu fassen gebraucht, Raum und Mühe dabey erspart, und doch seinen Zweck auf eine noch wirksamere Art erreicht; denn auch hier hätte jener goldene Spruch

seine gute Anwendung gefunden: Verba movent, exempla trahunt.

Nehmen wir indeß das Buch, wie es uns geboten worden ist. Es ist auch in dieser Gestalt ein treffliches Werk, eine Sprachtheorie eigenthümlicher Art, und viel inhaltreicher, als es sich in seinem Titel verlautbart, denn es untersucht und erklärt keineswegs bloß die unregelmäßigen Zeitwörter der romanischen Sprachen, sondern nebst denselben auch die Formationen der übrigen Redetheile, wird da, wo es noth thut, eine etymologische Abhandlung, und geht über in die ältesten Sprachen. Es füllt im großen Gebiete der Sprachforschung eine nicht unbedeutende Lücke aus, und kann sonach mit allem Fug den besseren Werken dieser Art beygezählt werden; ja, wir würden es eine vorzügliche Erscheinung nennen, wenn es nicht so speziell gehalten wäre, und mehr auf practischen Nutzen hingezielt hätte.

Es mochten bis zur Stunde viele unserer Leser der festen Meinung seyn, daß sich die markige Kraft der lateinischen Sprache in ihren Töchtern gleichsam zersplittert und verloren habe; unser Verf. aber belehrt sie vom Gegentheile, und beweiset ihnen, daß das jugendlich kräftige Walten des Sprachgeistes in all den genannten Mundarten unverkennbar ist, und daß die Selbstständigkeit und Lebendigkeit der romanischen Sprachen nicht bloß in der Bildung neuer, eigenthümlicher Zeitformen hervortrete, sondern sich auch vorzüglich in der Einführung der starken Abwandlung zeige. Da keine romanische Sprache die starke Abwandlung ganz vollständig, sondern jede nur mehr oder weniger Bruchstücke von derselben hat, so hat es unser Autor versucht, aus diesen Bruchstücken ein Ganzes zusammen zu stellen, und das gar nicht Vorkommende nach seinen gegebenen Regeln zu ergänzen. Dieses doppelte Paradigma lautet:

I. Zeitwort mit wurzelhaftem A. Sapere.

	Eingebildete Abwandlung.	Wirklich vorkommende Formen.
	Präsens.	
Einh.	1. Saipo — sêpo	Span. sê (st. sêpo, Conj. sepa), franz. sais
	2. Saipes — sêpes	Franz. sais
	3. Saipe(t) — sëpe(t)	Franz. sait
Mehrh.	1. Sapemos	Span. sabemos
	2. Sapetes	Altsp. sabedes, It. sapete
	3. Saipen(t) — rêpen(t).	Altfr. saivent — sèvent.

Perfectum.

Einh.	1. saipi — sèpi	Ital. seppi, Altfr. seu, seui, d. i. sêvi, sêbi.
	2. sapesti	» sapesti
	3. saipe(t) sêpe(t)	» seppe, Altfr. seuist, d. i. sêvist
Mehrh.	1. sapimos	» sapemmo
	2. sapistes	» sapeste
	3. sapêron(t) sêperon(t)	» seppero.

Auf ähnliche Weise stellt er noch mit venire das Zeitwort mit wurzelhaftem E und mit potere das Zeitwort mit wurzelhaftem O zur Schau, und gibt uns dadurch eine Perspective, nach welchen Gesetzen sich hier oder dort die Zeitwörter in der starken Abwandlung behauptet oder dahin formirt haben.

Am Schlusse seines Werkes hält er noch diese kurze Recapitulation, welche für uns als eine allgemeine Uebersicht dienen soll: »Die geringsten Bruchstücke der starken Abwandlung haben, wegen größerer Mischung, die rhätoromanische oder churwälsche und die dakoromanische oder walachische Sprache erhalten. Wenn auch die anderen Hauptsprachen des romanischen Stammes im Laufe der Zeit manches von der starken Abwandlung eingebüßt haben, so kömmt dieß daher, weil die Sprachen nach und nach immer mehr nach Gleichförmigkeit und Einfachheit streben. Am meisten ist dieses bey der französischen Sprache der Fall, in welcher eben so, wie in der deutschen, viele ehemals starke Zeitwörter zur schwachen Abwandlung übergegangen sind. Die Mundarten entbehren im Allgemeinen einer regelmäßig ausgebildeten starken Abwandlung fast ganz, eben so wie auch die deutschen Volksmundarten aus Bequemlichkeit die starken Formen immer mehr aufgeben.«

Diese Bemerkung unseres Autors gilt insbesondere für die oberdeutsche Mundart in Oesterreich und Bayern, denn hier hört man nie die starke Form der vergangenen Zeit, den ursprünglichen Aorist, der in unseren Sprachlehren als Imperfectum vorkömmt, sondern statt dessen das zusammengesetzte Perfectum, also das Participium Prät. mit dem Hülfszeitwort seyn oder haben, wodurch die Rede viel schleppender wird. Auch gebraucht man hier niemals einen eigentlichen Genitiv, sondern bildet die Besitzendung mittelst eines Vorwortes u s. w.

Wir sprechen nunmehr zum Schlusse auch über die Correctheit und äußere Ausstattung dieses schätzbaren Buches unsere vollkommene Zufriedenheit aus. Jos. A. Moshamer.

Art. IV. Geographie nach natürlichen Gränzen und historisch-statistisch bearbeitet von Theophor Friedrich Dittenberger, großherzogl. bad. Kirchenrathe ꝛc. Fünfte Auflage. Heidelberg 1838, bey C. F. Winter.

Wenn ein Buch, troß einer starken Concurrenz, bis zur fünften Auflage gediehen ist, und auch bey diesem Erscheinen noch lebhafte Theilnahme und großen Absatz findet, wie es mit dem vorliegenden der wirkliche Fall ist, so bewährt es durch sich selbst seine Brauchbarkeit und seinen inneren Werth. Weil es aber Thatsache ist, daß das Schicksal der Bücher oftmals dem Schicksale der Menschen gleicht, in sofern der Gute und Verständige nicht selten unterdrückt, der Schlechte und Unwissende hingegen zu Vermögen, Rang und Ansehen erhoben wird, so hat in Betreff jener die gelehrte Kritik sorgsam zu untersuchen, ob ein vielgesuchtes Werk auch in der That sein Glück verdiene, und ob nicht mit der sogenannten Berühmtheit und dem lebhaften Absatze desselben ein altes Monopol der blinden Fortuna und eine Art Gewohnheitssünde verbunden sey. So gibt es Familien, welche glauben, daß Meidinger's Sprachlehren, weil sie daraus französisch und italienisch gelernt haben, noch immer die vorzüglichsten Grammatiken und zweckmäßigsten Lehrbücher für ihre Kinder und Enkel seyen, und machen es ihren fügsamen Hauslehrern zur Pflicht, nach denselben vorzutragen.

Wir wollen damit keineswegs angedeutet haben, daß wir in das vorliegende geographische Lehrbuch einen Mißkredit setzen; allein wir wollen untersuchen, ob es sich in dieser neuen Ausgabe zeitgemäß vervollkommnet, und ob es in der Vergleichung mit den besseren Werken dieser Art, welche aus den neuesten authentischen Quellen geschöpft haben, die Probe besteht.

Der systematische Gang dieses Lehrbuches ist kurz folgender. Zuvörderst behandelt unser Verf. die mathematische Geographie unter der Aufschrift: Allgemeine Einleitung, welche in drey Hauptabschnitte zerfällt. Der erste lehrt den Schüler die geographischen Vorkenntnisse, der zweyte den Erdglobus und der dritte die Eintheilung der Erdoberfläche. Nunmehr geht er auf den ersten Haupttheil des Buches über, d. i. die physische Geographie (nach andern Autoren), welche er die Geographie nach Naturgränzen benennt. Der zweyte und größere Haupttheil endlich behandelt die politische Erdbeschreibung nach den neueren und neuesten Bestimmungen.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß man bey einem Lehrbuche, zumal wenn es auch, wie dieses, für den Selbstunterricht bestimmt ist, nicht bloß auf die Materie selbst, d. i. auf deren Richtigkeit und Objectivität, sondern ganz vorzüglich

auch auf Form, d. i. auf eine zweckmäßige systematische Zusammenstellung, auf einen durchaus pädagogischen Plan, der das gehörige Maß zwischen zu Viel und zu Wenig, und eine Vertheilung des Materials der Art beobachtet, daß für die Geisteskräfte des Lehrlings, für Gedächtniß, Urtheil, Phantasie ꝛc. unvermerkt eine gewisse Abwechslung herrsche.

Wir wissen hierin unserm Verf. keinen Vorwurf zu machen, um so weniger, als er sich dagegen von vorne herein durch seine Andeutungen über geographischen Unterricht verwahrt, worin er nach der Anlage seines Buches für die Schüler, nach Maßgabe ihres Alters und ihrer Kräfte, drey stufenweise Cursus vorschreibt, in denselben die zu erlernenden Materien gehörig bestimmt und vertheilt, und sich durchaus als einen tiefdenkenden und practisch erfahrenen Schulmann beurkundet.

Bey all dem Lobe aber, das wir nunmehr im Allgemeinen über das an sich treffliche Werk und seinen verdienstvollen Verfasser ausgesprochen haben, stellt sich im Besondern doch so manch ein Uebelstand heraus, der uns einen etwas verschiedenen Ton der Sprache anstimmen heißt. Wir haben zwar die vorhergehenden vier Auflagen dieses Buches nicht vor uns, um die gegenwärtige fünfte dagegen halten, und mit Bestimmtheit ersehen zu können, ob diese jüngste Ausgabe wirklich jenen Fortschritt gethan habe, welchen sich die geographische Wissenschaft, die selber täglich fortschreitet, unausweichlich bedingt; allein wir ersehen aus vielen Daten, daß dieses Werk in seiner gegenwärtigen Gestalt keineswegs die erforderlichen Bedingnisse erfüllt, und auch anderweitig mit so manchem guten Werke derselben Art, und sogar mit sich selber in einigem Widerspruche steht.

Wir wollen, um unsere Rüge zu rechtfertigen, einige Stellen des Buches näher ins Auge fassen, und den Anfang mit dem Abschnitte S. 49 machen, wo von den berühmtesten Entdeckern die Rede ist. Hier führt er die Chronologie der Weltumsegler nur bis zum Jahre 1818 fort, und nennt zuletzt (Otto) v. Kotzebue und v. Langsdorf, als hätte sich nach diesen Niemand mehr um die Erdkunde verdient gemacht. Seine jüngsten Pilger und Entdecker zu Lande sind Fr. v. Richter, Belzoni und Dr. Rüppel, wornach die Notizen wieder nur bis zum J. 1828 hinaufreichen.

Es sind zwar in diesen letzten Decennien räumlich nicht viel mehr als ein Paar Inselgruppen entdeckt worden, weil es überhaupt keinen Continent mehr aufzufinden gibt; allein unser ganzer Weltkörper wimmelt in allen Zonen zu Wasser und zu Lande von Reisenden, deren kühne Unternehmungen, scharfsinnige Forschungen und inhaltschweren Berichte vielfach der Art sind, daß wir sagen können, die Welt- und Völkerkunde sey nie

so sehr bereichert, vervollständigt und zur eigentlichen Wissenschaft abgerundet worden, als in der jüngsten Zeit. Während man früher mehr die Schale untersucht und beschrieben, dringt man jetzt tiefer in den Kern; wir besitzen jetzt von so manchem Lande, das wir bis zum Beginne dieses Jahrhunderts nur dem Namen nach, oder auch gar nicht kannten, eine vollständige Statistik. Das größte Verdienst um die Erdkunde erwarben sich auch noch nach Cook die unermüdlichen, thatkräftigen und verwegenen Britten. Wir erwähnen aus Vielen nur: Parry, Roß, King, Laing, Clapperton, Lander, Burton, Golat, Cochrane u. A. Den Belobten machen die folgenden Franzosen in vieler Hinsicht den Ruhm streitig: Freycinet, Duperrey, Bougainville, Dumont d'Urville, Laplace, Le Jong, Caillaud, Caillée, Bonplan rc. Mit ihnen wetteiferten: Humboldt, Siebold, der Prinz von Wied-Neuwied, Körös, Honigberger, Rußegger, Tschudi und noch viele Andere, die wir noch gleich den Angeführten bloß aus dem Gedächtnisse niederschreiben könnten.

Es ist in der mathematischen Geographie gleichsam eine stereotype Technologie geworden, zu sagen: östliche und westliche Hemisphäre, deren Scheidelinie der Hauptmeridian (für uns über Ferro) ist. Man kann indeß vom Aequator aus auch eine nördliche und südliche Hemisphäre oder Halbkugel sprachüblich machen, wie es der Verf S. 30 gethan hat. Indeß kann man nicht (wie der Verf. S. 44 thut) von dreyerley Hemisphären sprechen, dann wirklich vier bestimmen, und diesen noch eine obere und eine untere beyfügen, indem dadurch der Schüler fast nothwendig verwirrt werden muß.

Die Abhandlung über Sprachen S. 69 ist so gar nicht auf die neueren Meisterwerke der Linguistik basirt, sondern datirt sich noch beynahe in die Zeiten eines Adelung zurück, der sich gegen einen Jakob Grimm u. A. wie ein altmodischer Sprachmeister ausnimmt. Zudem treffen wir da auf einen Widerspruch, den wir wohl gerne wollten hingehen lassen, wenn er der einzige Fehler des Buches wäre. Man rechnet auf der ganzen Erde (heißt es) etwa 3000 Sprachen und Mundarten. Wenn wir aber die specifizirten Angaben bey den fünf Welttheilen zusammenfassen, so beläuft sich die Summe nicht viel über die Hälfte.

S. 70 zählt der Verf. die Vulkane oder Feuerspeyer Europas auf, wobey er die wichtigsten namentlich anführt. Warum erwähnte er bey dieser Gelegenheit nichts von den wunderbaren Wasserspeyern auf Island, dem großen und kleinen Geisar?

S. 76 ist die Rede von den wichtigsten Erfindungen der Europäer, namentlich des Schießpulvers, der Druckerey und des Compasses. Verdiente hier nicht die Erfindung des

Lumpenpapieres, der Räderuhren, der Montgolfiers, der Steindruckerey, der Dampfmaschinen verschiedener Art mit den Eisenbahnen, der Daguerrotypie, der Gaserzeugungen u. s. w. eine nachdrückliche Erwähnung?

Warum fügte der Verf. bey einigen englischen und schottischen Städten (S. 136 2c.) die Aussprache hinzu, und läßt sie bey andern außer Acht?

Südlich von den Karpathen (wie der Verf. S. 157 angibt) findet man Auerochsen. Er verwechselt diese wohl mit den Büffeln, denn die alten Ure des Tacitus oder die Auerochsen finden sich jetzt nur noch in Lithauens Wäldern, und das schon in sehr verringerter Anzahl. Auch sind uns in Ungern keine Gemsen bekannt.

S. 158 werden die Szekler in Siebenbürgen Slaven genannt, während sie ohne Zweifel Ueberreste der alten Hunnen sind. Auch werden daselbst die Slowaken oder Slovenzi schlecht dialectisch Schlawaken genannt. Ungern hat keine Quecksilberminen, wohl aber Illyrien, namentlich in Idria, wo bekanntlich nach den spanischen die ergiebigsten Gruben in ganz Europa sind.

Asien. Wenn wir nunmehr das vorliegende Buch in Parallele stellen mit so manch einem geschätzten geographischen Werke der neueren Zeit, namentlich mit dem Abrégé de la Géographie (in der deutschen Uebersetzung) Hausbuch des geographischen Wissens, so ergeben sich in vielfacher Hinsicht bedeutsame Abweichungen, welche unserm Verf. mehr oder weniger zur Last fallen, weil es sich nicht herausstellt, daß er bey seinen letzten Ausgaben nach den besten neuesten Quellen gearbeitet, und das Alte berichtigt hat, wie es z. B. anerkannt der preiswürdige Geograph und Statistiker Adrian Balbi in seinem angeführten schätzbaren Werke thut. Vergleichen wir da beyde über den genannten Welttheil, die Statistik der Länder und Städte 2c, so erweiset sich Balbi für's erste durchgehends gründlicher und authentischer, indem er überall, wo es eben noth thut, seine Bestimmungen und Notizen auf eine Gewährschaft stützt, die alle Achtung für sich hat; für's zweyte aber ist er (Balbi) viel reicher in seinem Texte, und beobachtet für das, was mehr und was weniger wissenswürdig ist, durchaus eine treffliche Eintheilung, welche tabellenartig durch das ganze Werk fortläuft. So ist z. B. Capitän Makartney, auf den sich unser Verf. in der Beschreibung China's beruft, allerdings für seine Zeit eine triftige Quelle; allein die neueren Nachrichten über das besagte Land sind denn doch viel bestimmter und genauer, als die Angaben jenes brittischen Ge-

sandten, dem die schlauen Chinesen nicht sogar viel von ihrem inneren Leben und Weben ablauschen ließen. Vergleicht man ferner die Topographien von Mekka, Dschidda und Mascat rc. in Arabien von Teheran, Isfahan und Schiras rc. in Persien, von Calcutta in Ostindien u. s. w. mit dem, was uns die neuere Presse über diese Städte mittheilt, z. B. die Genfer Annalen, das Journal asiatique, das Ausland, die geographischen Almanache eines Berghaus, Sommer rc., so finden wir oft die größten Abweichungen mit unserm Autor, und sehen klar, daß er nicht immer die besten, und fast nirgends die neuesten Quellen benützt habe.

Afrika. Fassen wir da zuerst Aegypten ins Auge, welches sich kurzweg in Ober- und Unterägypten abscheiden läßt, und wovon dieses, aber nach der älteren Eintheilung, in zehn, und jenes in funfzehn Nazirschaften zerfällt. Unser Verf. stellt die politische Eintheilung auf 24 Vezier- oder Nazirschaften, wobey wir nicht wissen, welcher Auctorität er bey dieser Annahme gefolgt ist. Nach der neueren administrativen Eintheilung (dem Ritter Prokesch v. Osten v. J. 1829 zu Folge) ist Unterägypten in sieben Provinzen abgegränzt, diese zerfallen wieder in Bezirke, die Bezirke in Gemeinden. Oberägypten oder Said enthält 28 Bezirke, welche ebenfalls in Gemeinden abgetheilt werden. Mehmed Ali hat die alten Nazire abgeschafft, und jeder Provinz einen Machmur, jedem Bezirke einen Nazir, jeder Gemeinde einen Hakem-el-Kot und jedem Dorfe einen Kaimakam, d. i. Ortsrichter, vorgesetzt. Nach unserem Verf. wäre Aegypten weit weniger bevölkert, als nach den Angaben der neueren Statistiker; so hätte nach ihm z. B Alexandria nur 15,000 Einwohner, während sie gewiß um die Hälfte mehr zählt. Der berühmte Obelisk: die Nadel der Cleopatra, prangt schon mehrere Jahre nicht mehr in Alexandria (sondern in Paris), dafür gibt es aber dort noch so viel des Merkwürdigen, dessen unser Autor nicht gedenkt. Von den klassischen Ruinen Heliopolis, Memphis, Theben rc. spricht er nur vorübergehend mit wenigen Worten; bey Assuan (Syene) gedenkt er jener ungeheuren rosenfarbigen Granitsteinblöcke nicht, aus welchen die Aegyptier einst ihre meisten Obelisken, Sphinxe und Säulen gehauen rc.

Zu dem Mangelhaften gesellt sich auch so manch ein Widerspruch. So lesen wir z. B. S. 202 in der Abtheilung: Natürliche Geographie: »Madagascar hat etwa drey Millionen Einwohner, Madagascen genannt, mit einer eigenen Sprache. Die Stadt Tannanarwa, in reicher Umgebung, mit riesenhafter Vegetation, 50,000 Einwohner. Das Innere ist wenig bekannt.« Dagegen gibt er S. 568 in der Einth. polit. Geographie der ge-

Lumpenpapieres, der Räderuhren, der Montgolfiers, der Steindruckerey, der Dampfmaschinen verschiedener Art mit den Eisenbahnen, der Daguerrotypie, der Gaserzeugungen u. s. w. eine nachdrückliche Erwähnung?

Warum fügte der Verf. bey einigen englischen und schottischen Städten (S. 136 rc.) die Aussprache hinzu, und läßt sie bey andern außer Acht?

Südlich von den Karpathen (wie der Verf. S. 157 angibt) findet man Auerochsen. Er verwechselt diese wohl mit den Büffeln, denn die alten Ure des Tacitus oder die Auerochsen finden sich jetzt nur noch in Lithauens Wäldern, und das schon in sehr verringerter Anzahl. Auch sind uns in Ungern keine Gemsen bekannt.

S. 158 werden die Szekler in Siebenbürgen Slaven genannt, während sie ohne Zweifel Ueberreste der alten Hunnen sind. Auch werden daselbst die Slowaken oder Slovenzi schlecht dialectisch Schlawaken genannt. Ungern hat keine Quecksilberminen, wohl aber Illyrien, namentlich in Idria, wo bekanntlich nach den spanischen die ergiebigsten Gruben in ganz Europa sind.

Asien. Wenn wir nunmehr das vorliegende Buch in Parallele stellen mit so manch einem geschätzten geographischen Werke der neueren Zeit, namentlich mit dem Abrégé de la Géographie (in der deutschen Uebersetzung) Hausbuch des geographischen Wissens, so ergeben sich in vielfacher Hinsicht bedeutsame Abweichungen, welche unserm Verf. mehr oder weniger zur Last fallen, weil es sich nicht herausstellt, daß er bey seinen letzten Ausgaben nach den besten neuesten Quellen gearbeitet, und das Alte berichtigt hat, wie es z. B. anerkannt der preiswürdige Geograph und Statistiker Adrian Balbi in seinem angeführten schätzbaren Werke thut. Vergleichen wir da beyde über den genannten Welttheil, die Statistik der Länder und Städte rc, so erweiset sich Balbi für's erste durchgehends gründlicher und authentischer, indem er überall, wo es eben noth thut, seine Bestimmungen und Notizen auf eine Gewährschaft stützt, die alle Achtung für sich hat; für's zweyte aber ist er (Balbi) viel reicher in seinem Texte, und beobachtet für das, was mehr und was weniger wissenswürdig ist, durchaus eine treffliche Eintheilung, welche tabellenartig durch das ganze Werk fortläuft. So ist z. B. Capitän Makartney, auf den sich unser Verf. in der Beschreibung China's beruft, allerdings für seine Zeit eine triftige Quelle; allein die neueren Nachrichten über das besagte Land sind denn doch viel bestimmter und genauer, als die Angaben jenes brittischen Ge-

sandten, dem die schlauen Chinesen nicht sogar viel von ihrem inneren Leben und Weben ablauschen ließen. Vergleicht man ferner die Topographien von Mekka, Dschidda und Mascat ꝛc. in Arabien von Teheran, Isfahan und Schiras ꝛc. in Persien, von Calcutta in Ostindien u. s. w. mit dem, was uns die neuere Presse über diese Städte mittheilt, z. B. die Genfer Annalen, das Journal asiatique, das Ausland, die geographischen Almanache eines Berghaus, Sommer ꝛc., so finden wir oft die größten Abweichungen mit unserm Autor, und sehen klar, daß er nicht immer die besten, und fast nirgends die neuesten Quellen benützt habe.

Afrika. Fassen wir da zuerst Aegypten ins Auge, welches sich kurzweg in Ober- und Unterägypten abscheiden läßt, und wovon dieses, aber nach der älteren Eintheilung, in zehn, und jenes in funfzehn Nazirschaften zerfällt. Unser Verf. stellt die politische Eintheilung auf 24 Bezier- oder Nazirschaften, wobey wir nicht wissen, welcher Auctorität er bey dieser Annahme gefolgt ist. Nach der neueren administrativen Eintheilung (dem Ritter Prokesch v. Osten v. J. 1829 zu Folge) ist Unterägypten in sieben Provinzen abgegränzt, diese zerfallen wieder in Bezirke, die Bezirke in Gemeinden. Oberägypten oder Said enthält 28 Bezirke, welche ebenfalls in Gemeinden abgetheilt werden. Mehmed Ali hat die alten Nazire abgeschafft, und jeder Provinz einen Machmur, jedem Bezirke einen Nazir, jeder Gemeinde einen Hakem-el-Kot und jedem Dorfe einen Kaimakam, d. i. Ortsrichter, vorgesetzt. Nach unserem Verf. wäre Aegypten weit weniger bevölkert, als nach den Angaben der neueren Statistiker; so hätte nach ihm z. B Alexandria nur 15,000 Einwohner, während sie gewiß um die Hälfte mehr zählt. Der berühmte Obelisk: die Nadel der Cleopatra, prangt schon mehrere Jahre nicht mehr in Alexandria (sondern in Paris), dafür gibt es aber dort noch so viel des Merkwürdigen, dessen unser Autor nicht gedenkt. Von den klassischen Ruinen Heliopolis, Memphis, Theben ꝛc. spricht er nur vorübergehend mit wenigen Worten; bey Assuan (Syene) gedenkt er jener ungeheuren rosenfarbigen Granitsteinblöcke nicht, aus welchen die Aegyptier einst ihre meisten Obelisken, Sphinxe und Säulen gehauen ꝛc.

Zu dem Mangelhaften gesellt sich auch so manch ein Widerspruch. So lesen wir z. B. S. 202 in der Abtheilung: Natürliche Geographie: »Madagascar hat etwa drey Millionen Einwohner, Madagascen genannt, mit einer eigenen Sprache. Die Stadt Tannanarwa, in reicher Umgebung, mit riesenhafter Vegetation, 50,000 Einwohner. Das Innere ist wenig bekannt.« Dagegen gibt er S. 568 in der Einth. polit. Geographie der ge-

nannten Inseln vier und eine halbe Million Einwohner, und sagt ferner: Im Innern regiert der König von Ovas oder Houvas rc. Es ist aber aus zuverläßigen Quellen bekannt, daß bis zum J. 1828 der wackere Radama den größten Theil dieser Insel beherrschte, und seit dieser Zeit dessen Witwe Ranavala-Manjoka, die neue Semiramis, die größte Gewalt ausübt.

Wir wollen jedoch innehalten mit unserm Tadel, und nur noch hinzufügen, daß wir theilweise auch von den übrigen Materien dieses Buches dasselbe erheben könnten, zumal in Betreff Australiens, welches wir fast auf dieselbe Weise geschildert finden, als es uns vor zehn und zwanzig Jahren unvollkommen bekannt gewesen ist. Wie schon gesagt, haben wir in den beyden letzten Decennien mehr Aufschlüsse über unsern Erdball erlangt, als früher in einem halben Jahrhundert, und diese umsichtig und zweckmäßig zu nützen ist eine unerläßliche Aufgabe für den Geographen und Ethnologen, wenn er anders Tüchtiges leisten will.

Uebrigens wiederholen wir, daß uns dieses Buch im Ganzen vollkommen befriedigt, und das insbesondere in der Methodik, mit welcher es zu einem Lehrbuch nach Maßgabe der Kräfte eingerichtet und bestimmt ist. Die statistischen Tabellen, welche über unsern Welttheil abgefaßt sind, geben von demselben eine eben so schnelle als klare Ansicht, wenn sie auch nach Gemäßheit der obigen Bemerkungen eben nicht durchaus nach den jüngsten und zuverläßigsten Quellen bearbeitet sind. Der Verfasser hat sehr wohl daran gethan, über die Eigennamen der wichtigsten Städte ein kleines Register abzufassen, da der Geschäftsmann, der Studierende so oft in den Fall kömmt, hieraus Belehrung und Nutzen zu ziehen.

Die dem Werke beygefügten neun Versinnlichungskarten, wodurch sich vorzüglich die mathematische und physische Geographie bildlich anschaulich macht, und gleichsam von selbst erklärt, verdienen ein besonderes Lob, und geben dem Buche nicht bloß einen eigenthümlichen Werth, sondern verschaffen ihm auch einen Vorzug vor vielen Werken ähnlicher Art. Der Verf. hat hiebey ganz richtig geurtheilt, daß die Jugend gern nach Bildern hascht, weil sie oft durch bloße Anschauung mehr lernt und in kürzerer Zeit, als durch einen langen, breiten Vortrag, und so hat er sich als einen Pädagogen beurkundet, der unsere Achtung in einem hohen Grade verdient.

Indem wir nun schließlich das Gesagte zusammenfassen, stellen wir das Endurtheil auf den Punkt, daß wir das Buch, troß der nachgewiesenen Mängel, immerhin würdig halten, es Jedermann, sowohl zum Lehrvortrage als auch zum Selbstunter-

richte, bestens zu empfehlen; denn dasjenige, was besonders für die neueste Zeit zu suppliren ist, läßt sich, da einmal ein systematischer Grund gelegt ist, durch eine zweckmäßige dahin einschlagende Lectüre bald ergänzen und berichtigen, wenn nur die Wißbegier nicht fehlt, welche sich ohnedieß noch in jeder Kunst und Wissenschaft als die beste Lehrmeisterin bewährt hat.

Der Verlagshandlung können wir mit dem Exemplare, welches uns vorliegt, eben kein großes Compliment machen; der Text ist zwar in so weit correct zu nennen, als die Errata, deren Zahl groß ist, am Schlusse verbessert werden; allein Lettern und Papier erzeigen sich dem Auge wenig gefällig, und entschuldigen sich nur mit dem niedern Ladenpreise, indem dieser es auch weniger Bemittelten möglich macht, sich ein nützliches Haus- und Schulbuch anzuschaffen. Jos. A. Moshamer.

Art. V. Franz Grillparzer's dramatische Dichtungen.

1) Des Meeres und der Liebe Wellen. Trauerspiel in fünf Aufzügen.
2) Der Traum ein Leben. Dramatisches Mährchen in vier Aufzügen.
3) Weh' dem, der lügt. Lustspiel in fünf Aufzügen.

Wien, bey J. B. Wallishausser, 1840.

Unter allen österreichischen Dichtern hat Franz Grillparzer sowohl in seinem Vaterlande und im übrigen Deutschland, als auch im Auslande die meiste Anerkennung gefunden. Eine solche Anerkennung ist um so erfreulicher, je seltener sie österreichischen Dichtern bey der Mißstimmung, welche sich im übrigen Deutschland gegen dieselben kund gibt, zu Theil wird; eine Mißstimmung, deren Grund nicht ganz leicht zu erklären ist. Denn einerseits ist das Verdienst der Dichter Oesterreichs, jenem des Auslandes gegenüber — worunter hier zunächst das übrige Deutschland verstanden wird: da man dort zuerst, und wiederholt, Oesterreich als »Ausland« bezeichnet hat — kein so überwiegendes, daß Erstere jene Mißstimmung ohne Dünkel und Anmaßung einer neidischen Scheelsucht und Mißgunst der Letzteren zuschreiben dürften: und andererseits ist das Verdienst der Dichter des Auslandes, jenem der österreichischen gegenüber, kein so Alles überbietendes und überstrahlendes, und die Anerkennung der Schwäche und Mangelhaftigkeit ihrer eigenen Leistungen mitunter eine so unabweisbare, daß sie eben keinen zureichenden Grund haben, auf die österreichischen Dichter so gar vornehm herabzusehen. Wenn nun ein solches vornehmes Herabsehen auch die entschiedenste Superiorität des Verdienstes nicht rechtfertigen

könnte: so ist es wohl klar, daß Dünkel und Einbildung noch minder dazu bevorrechten können. Nichts desto weniger sind es die kritischen Stimmführer des Auslandes gewohnt, von Oesterreichs Dichtern und Schriftstellern ungefähr so zu sprechen, als wenn diese die Kinderschuhe noch nicht vertreten hätten: wobey sie gewöhnlich es nicht unterlassen, zum Troste der Betheiligten der ungünstigen Literaturverhältnisse zu erwähnen, von welchen sie sich bedrängt fänden; in der Beurtheilung dieser und anderer Localverhältnisse jedoch nicht selten eine recht klägliche Unkunde und Unwissenheit an den Tag legend. Ja selbst dann, wenn sie einem österreichischen Dichter nicht alle Anerkennung verweigern zu dürfen glauben: so geschieht dieß auf eine Art, daß demselben wenig davon zu Gute kömmt; und man behandelt ihn auch im besten Falle wie einen Unmündigen, aus dem allenfalls etwas hätte werden können, wenn er die ächte Poesie gleich von Kindesbeinen an mit der nordischen Luft eingeathmet hätte.

Das hat denn auch Franz Grillparzer erfahren müssen. Denn während die Kritik des Auslandes einen ehrenwerthen Charakter, Bescheidenheit, eine entschieden würdige Haltung und Adel der Gesinnung ihm willig zugesteht, glaubt sie die Gunst des Publikums mehr den genannten Vorzügen und »seiner wehmüthig einsamen Stellung« (!), als dem Gehalte seiner Werke zuschreiben zu müssen; der ihr als allzu gering erscheint, um jene Gunst zu verdienen, und den sie geradezu als »unzulänglich« bezeichnet. So erfreulich es nun ist, jene Vorzüge, und neben diesen die lautere Unbefangenheit und Humanität in Gr. Charakter, wegen welchen er in seinem Vaterlande von Allen, welche ihn kennen, eben so allgemein geliebt, als geachtet wird, auch von dem Auslande nicht verkannt zu sehen: so ist es doch eben so schwer zu begreifen, wie das stille, fast unbemerkte Leben des Dichters jene liebevolle Theilnahme ihm in ganz Deutschland habe gewinnen können, wenn seine Leistungen ihm keinen Anspruch darauf gaben; als wie der Gehalt derselben bey einem eminenten poetischen Talent, welches die Kritik dem Dichter nie abgesprochen hat, und bey dem Adel der Gesinnung, den sie ihm zugesteht, so unzulänglich seyn könne, um ihm keine geltenden Ansprüche an die Gunst des Publikums übrig zu lassen. Für jeden Fall ist es bey dem Dichter der Gehalt seiner Leistungen allein, der ihm die Gunst des Publikums für die Dauer sichern kann; und eben so gewiß ist es, daß nur eine unbefangene Kritik diesen Gehalt auszumitteln vermag. Einer solchen will Ref. hier zunächst die letzt erschienenen Dramen Gr.'s unterwerfen; wobey es ihm erlaubt seyn mag, gelegenheitlich auch die früheren Leistungen des Dichters zu berücksichtigen.

Des Meeres und der Liebe Wellen. Unter allen Dramen Grillparzer's hat das gegenwärtige bey der Aufführung den wenigsten Beyfall gefunden, und von Seite der Kritik den meisten Tadel erfahren. Was das Erstere betrifft, so darf, da man mehr als einmal darauf hingewiesen, wie der Erfolg der ersten Stücke Gr. durch eine große Schauspielerin gehoben worden sey, mit Recht auch hier daran erinnert werden, daß die Darstellung dieser Hero eine von den Aufgaben sey, für deren Lösung auch ein bedeutendes Talent unzureichend seyn könne. Doch der poetische Werth einer dramatischen Dichtung muß sich als ein selbstständiger ausweisen; und die Kunst des Mimen vermag ihn eben so wenig zu ersetzen, als außer dem unmittelbaren Bereich der scenischen Darstellung einen Einfluß darauf auszuüben. Aus diesem Gesichtspunkte nun läßt sich behaupten, daß die Kritik den Werth dieser Dichtung zu gering angeschlagen: wenn sie gleich in mehr als einer Beziehung einen allerdings nicht ungegründeten Tadel darüber ausgesprochen hat.

Am Allgemeinsten hat man die Wahl des Stoffes getadelt; und man muß zugeben, daß dieser ganz episch ist. Allein auch von den Tragödien des Aeschylus haben mehrere einen epischen Stoff zum Vorwurfe; und die Verzeichnisse von den verloren gegangenen Stücken der alten Tragiker weisen aus, daß sie mehrfach Stoffe behandelt haben, die offenbar mehr epischer als dramatischer Natur sind. Soll nun der neuere Dichter solche Stoffe gänzlich unberührt lassen? Wenn sie der dramatischen Gliederung durchaus widerstreben, ganz gewiß; wenn aber nicht: mit welchem Rechte dürfte man dem Dichter die Wahl eines solchen Stoffes zum Vorwurf machen?

Eine Schwierigkeit wird er dabey immer auf seinem Wege finden. Da Stoffe dieser Art vermöge ihrer epischen Natur nur wenig wirksame dramatische Momente in sich schließen: so wird der Dichter gezwungen seyn, alles Uebrige zu erfinden Und nicht das allein; er wird seine Erfindungen auch mit den durch die Sage gegebenen Momenten in Uebereinstimmung bringen müssen. Da nun diese, wie eben bemerkt wurde, von geringer dramatischer Wirksamkeit sind, und dennoch das Knochengebäude zu seinem Stücke hergeben müssen: so wird er bey seinen Erfindungen sich nicht nur mannigfaltig beengt sehen; sondern auch leicht in den Fall kommen, einerseits zu viel, und andererseits doch wieder zu unbestimmt zu individualisiren. Offenbar ist das Erstere, wie zum Theil in den Charakteren selbst das Letztere, auch dem Dichter der Hero begegnet. Wenn man die Führung der Handlung auch mit Unrecht eine gekünstelte nennen würde: so kann sie doch mit Recht eine zu künstliche heißen; und Ref.

möchte weder die Zudringlichkeit des Tempelhüters, noch die Irrgänge Hero's, noch das Niederbalgen Leander's vertreten. Die Herbeyführung der Katastrophe durch Ermüdung und Schlaf ist zwar allerdings kein sehr wirksames dramatisches Motiv (daß es auch Calderon gebraucht hat, mag nebenher bemerkt werden): allein wer dürfte deßwegen mit dem Dichter rechten, da er so große Vortheile davon zu ziehen, und die tragische Wirkung dadurch so glücklich vorzubereiten und zu steigern weiß. Denn ächt tragisch ist die Täuschung Hero's bey ihrem Erwachen über das Erlöschen der Lampe, während Leander's Leiche wenig Schritte von ihr am Ufer liegt.

Ich sollte wachen hier, doch schlief ich ein.
Es war schon Nacht, da weckte mich der Sturm;
Schwarz hing es um mich her, verlöscht die Lampe.
Mit losgeriss'nem Haar, vom Wind durchweht,
Flog ich hinan. Kein Licht! Nicht Trost und Hülfe.
Lautjammernd auf den Knien fand mich der Tag. —
Und doch, und dennoch —!

Janthe.

Arme Freundin.

Hero.

Arm?

Und dennoch! Sieh! Die Götter sind so gut!
Ich schlief kaum ein, da löschten sie das Licht.
Bey'm ersten Strahl des Tag's hab' ich's beseh'n,
Mit heißem, trock'nen Aug' durchforscht die Lampe:
Kein Hunderttheil des Oehles war verbrennt,
Der Docht nur kaum geschwärzt. Klar war es, klar,
Kaum schlief ich ein, verlöschte schon das Licht.
Die Götter sind so gut! Geschah es später,
So gab der Freund sich hin dem wilden Meer,
Der Sturm ereilte ihn, und er war todt.
So aber blieb er heim, gelockt von keinem Zeichen.
Und ist gerettet, lebt!

Eine solche Erfindung zeugt doch wohl nicht von »Mißgeschick,« ehe könnte man sagen, es zeuge von Mißgeschick, ihren Werth zu verkennen.

Eines ist klar: daß nämlich der Dichter bey solchen Stoffen immer am besten thun wird, seinen Plan so einfach als möglich anzulegen, und die tragische Wirkung von dem Erschöpfen der inneren Momente zu erwarten: so wie er in Betreff der äußeren Momente fast immer mit entschiedenem Vortheile sich an das von der Sage Gegebene halten wird. So würde auch dem Dichter der Hero der Entwurf seines Stückes sich vermuthlich ganz anders in die Hände gegeben haben, wenn er das von Musäus (V. 32 und 187—190) benützte Moment der Sage hätte beachten wollen, daß Hero mit einer einzigen Dienerin in einem ein-

samen, vor der Stadt am Meere gelegenen Thurme wohnte; wobey für jeden Fall ihre Irrgänge, so wie die Zudringlichkeit des Tempelhüters, erspart werden konnten.

Jene Entwicklung der inneren Momente aber ist dem Dichter so gelungen, daß hier nur eine befangene Beurtheilung den Werth seiner Leistungen verkennen kann: wenn gleich manche Züge, weil ein etwas zu künstlicher Plan ihm den Raum beengte, mit kecken leichten Strichen mehr glücklich angedeutet, als hinreichend ausgeführt sind. Hero's erstes Auftreten erinnert an die Eingangsscene in den Jon des Euripides. Aus beyden Scenen duftet der Hauch der holdesten Unbefangenheit und der lautersten Seelenreinheit. Aber Jon's Unbefangenheit ist eine kindlich heitere; die Hero's, ohne darum weniger Unbefangenheit zu seyn, eine mehr zum Selbstbewußtseyn hinstrebende. Der Dichter hat dem hohen Sinn, mit welchem sie ganz dem Dienst der Göttin sich zu weihen entschlossen ist, etwas stolzes Selbstgefühl, und selbst etwas Herbes beygemischt, was sich in der Strenge gegen ihre Gespielinnen, und in der Erinnerung an frühere Kränkungen äußert Sie ist befriedigt in dem Entschlusse, gänzlich dem Dienste der Göttin anzugehören; und hat darüber mit sich abgeschlossen. Sie hofft diese Stimmung zu bewahren, und in ungetrübter Ruhe ihr Wesen nach ihrem Sinne entfalten zu können. Diese Zuversicht ist ihr tragischer Irrthum; oder, wenn man den Ausdruck lieber will, ihre tragische Schuld. Irrthum und Schuld fallen in der Tragödie, wie im Leben, immer in Eines zusammen; und die weltregierende Macht bestraft den einen oft so herb, wie die andere. Daß jenes Moment ein der antiken Sinnesweise entsprechendes, braucht nicht bemerkt zu werden. Daß der gebrochene Schwur, auch aus dem bloß sittlichen Gesichtspunkte, als ein wesentliches Moment der Schuld eintrat, wird nicht geläugnet werden können. Der Dichter hat vermuthlich nur darum keinen Accent darauf gelegt: weil er hier fast sicher seyn konnte, mißverstanden zu werden. Daß der erste Zunder des Funkens bey dieser Hero scharf markirt werden mußte, lag in der Bedingung der dramatischen Behandlung eines solchen Stoffes; und gegen diese Art wird sich am Ende wenig einwenden lassen; nur das Zurücksehen Hero's an ihrem Schuh herab muß als ein verunglückter Zug bezeichnet werden. Die Sache wäre nicht der Rede werth: wenn nicht als ein Beyspiel, wie leicht auch dem besonnenen und sich sicher beherrschenden Dichter ein Zug dieser Art entschlüpfe; und wie leicht eine flache Kritik davon Veranlassung hernehme, ihn zu verunglimpfen. Sonst aber gehört die Entfaltung der Liebe Hero's im dritten Acte wohl zu dem Trefflichsten, was Gr. geleistet. Manche

Züge sind, wie bereits bemerkt wurde, nur mit wenigen Strichen angedeutet; aber jeder Zug, jeder Strich ist naturgetreu und poetisch. Wie duftig hingehaucht und dabey wie sicher sind nicht in dem Monologe Hero's im dritten Acte die Andeutungen über ihre Empfindungen; und welches rege poetische Leben weht nicht in der Stelle, in welcher sie von Leander überrascht wird. Ein oder der andere Zug mag gesuchte Naivetät scheinen, oder ziemlich nahe an diese hinstreifen; die der Natur abgelauschte Durchführung des Charakters der hochsinnigen, in stiller Beschränkung erwachsenen und fast kindlich unbefangenen Jungfrau, die ihrer Gefühle sich kaum halb bewußt geworden, und die bey dem Drange, sich ihnen hinzugeben, zu gleicher Zeit vor der geahnten Macht dieser Gefühle und vor der Entdeckung derselben zittert, wird jedoch nur eine karikirte Kritik »karikirt« zu nennen sich einfallen lassen. Eben so naturgetreu ist bey Hero die Entschiedenheit, mit welcher sie sich später ihrer Liebe hingibt, die sie nicht von sich werfen kann; die gegen ihren Willen sie so übermächtig ergriffen hat, und welche die Götter, wie sie hofft, nicht verdammen werden.

Ich sag' es jetzt: auch meine Pflichten kenn' ich;
Wenn Pflicht das Alles, was ein ruhig Herz,
Im Einklang mit sich selbst und mit der Welt,
Dem Rechte gegenüber stellt der andern Menschen.

Priester.

Dem Recht der Götter nicht?

Hero.

Laß uns nicht klügeln!
Gib deinem Bruder und dir selbst sein Theil;
Die Götter sind zu hoch für uns're Rechte.

Daß dieses Motiv einer aus leidenschaftlicher Befangenheit entspringenden, und die Pietät gegen die Götter verletzenden Zuversicht, ganz entsprechend antiker Sinnesweise, als Stützpunkt der tragischen Wirkung etwas schärfer herausgestellt werden durfte, scheint eben nicht zweifelhaft: so wenig, als daß diese, falls der Dichter seinen Plan überhaupt einfacher anlegte, nichts dabey zu verlieren brauchte, wenn der Sage ihr Recht gelassen, und Hero's Tod nur erzählt wurde.

Der bedeutendste Vorwurf, welchen man dieser Hero, so wie den übrigen antiken Dramen Gr. gemacht hat, ist der einer modernisirenden Färbung; ein Vorwurf, der sich eben so wenig unbedingt zurückweisen läßt, als er so unbedingt und unbestimmt, als es geschehen ist, hätte vorgebracht werden sollen.

Wenn man von dem neueren Dichter, der einen antiken Stoff bearbeitet, verlangt, daß er seiner Bearbeitung eine antike Färbung gebe: so kann damit nicht gemeint seyn, daß er sein

Stück so schreiben solle, wie es der Hellene für hellenische Zuschauer geschrieben haben würde. Denn vermöchte er das auch — und die Geschichte der Poesie kennt einige Beyspiele von solcher Virtuosität im Nachahmen —: so würde er es für jeden Fall nur für wenige, mit dem Alterthume auf das innigste vertraute Gelehrte geschrieben haben. In diesem Sinne fehlt auch der Iphigenie Goethe's und der Athalie des Racine die antike Färbung; und in diesem Sinne können und sollen sie diese auch nicht haben. Auch der genialste und selbstständigste Dichter wird sich dem Einflusse seiner Zeit nicht ganz entziehen können; und er soll es auch nicht: weil er ihr sonst nothwendig fremd werden müßte.

Versteht man aber unter der Forderung antiker Färbung, daß der moderne Dichter nirgends weder gegen die Formen des äußeren Lebens, noch gegen Sinnesart und Sitte des Volkes und der Zeit verstoßen soll, welchen der Stoff angehört: so erscheint sie als eine sehr wohlbegründete; weil sie in der Natur des Stoffes selbst begründet ist. Denn in beyder Hinsicht finden sich immer eben in den besten und prägnantesten Stoffen solche Momente, daß die Handlung, so wie die Sage oder die Geschichte sie gibt, eben nur zu jener Zeit oder unter jenem Volke Statt finden konnte: so daß der Dichter, wenn er die dem Stoffe entsprechende Färbung verfehlt oder vernachläßigt, diese gewissermaßen selbst aufgibt. Einen wesentlichen Verstoß dieser Art nun wird man Gr kaum nachweisen können; wenn auch jener Vorwurf zum Theil als gegründet anerkannt werden muß. Wie jedem ächten Dichter, ist es nämlich auch Gr. zunächst um das bestimmte Herausstellen der poetischen Intention seiner Dichtung, und um die frische, lebenswarme Färbung derselben zu thun. Und nicht bloß zunächst, sondern fast ausschließend ist es ihm darum zu thun; eine Eigenheit, worin er mit seinem Liebling Lope de Vega eine entschiedene Aehnlichkeit hat; dem es ebenfalls überall vor allem Andern um das Herausstellen seiner poetischen Intention zu thun ist, und bey welchem Frische und Lebendigkeit seiner Darstellung durchaus charakteristisch sind. Wenn nun das vollkommenste Herausstellen der poetischen Intention allerdings nur bey der vollkommensten Einheit und Harmonie eines dramatischen Werkes nach allen Beziehungen — die ihm eigenthümliche Färbung mit eingeschlossen — erreicht werden mag: so kann der Dichter dennoch auch sonst jenes Ziel mit eben so viel Glück als Genie verfolgen: bey einem allzu ausschließenden Streben nach diesem Ziele und nach frischer Lebendigkeit seiner Darstellung aber leicht verleitet werden, sowohl seine Composition einer minder strengen Berechnung zu unterwerfen, als

die ihr eigenthümliche Färbung unbeachtet zu lassen. Er erfindet und benützt die Situationen, wie und in so ferne sie zunächst jenem Zwecke zusagen; er stellt die Charaktere heraus, wie und in so ferne zunächst jener Zweck es fordert. Von Leander sagt Naukleros nicht ganz unrichtig:

Wo blieb die Seele für so art'gen Leib;

und Hero's Oheim fehlen nicht bloß scharfe, sondern selbst bestimmte Umrisse. So ist es nun dem Dichter zwar gelungen, seinen nächsten Zweck, das Herausstellen der poetischen Intention zu erreichen, und weil diese Intention von ächtem Gehalte ist, auch seinem Werke ächten Gehalt zu geben; diesem seinem nächsten Zwecke aber zu unbedingt nachstrebend, verliert er jene höhere Einheit aus dem Auge, welche darin besteht, daß alle Theile eines dramatischen Werkes, Motive, Situationen, Charaktere, Ton und Färbung des Ganzen, als ein aus der Eigenthümlichkeit des Stoffes nothwendig Hervorgegangenes erscheinen. Auf gleiche Weise verliert er, indem Frische und Lebendigkeit ihm allzu ausschließend für die wesentlichsten Vorzüge der dramatischen Diction gelten, bey aller Meisterschaft in dieser, bey aller Herrschaft über Sprache und Vers — das gegenwärtige Trauerspiel steht jedoch in letzterer Hinsicht andern Leistungen Gr. bedeutend nach — gelegenheitlich jene ruhige Haltung, jene Klarheit und gleichförmige Würde der Diction aus dem Auge, die wir von dem Begriff eines antiken Trauerspiels nun einmal nicht trennen können.

Am häufigsten und allgemeinsten hat die Kritik den Vorwurf einer modernisirenden und conversationsmäßigen Behandlung der Sappho Grillparzer's gemacht. Daß dieser Vorwurf kein ungegründeter, muß auch hier zugegeben werden. Aber Eines hätte die Kritik nicht übersehen sollen. Der Sage nach stürzte sich Sappho vom leukadischen Felsen aus Verzweiflung darüber ins Meer, daß Phaon ihre Liebe unerwiedert ließ. Eine solche Leidenschaft schrieb der Grieche dem Einflusse einer mißgünstigen oder beleidigten Gottheit zu. Dieses Motiv aber lag dem neueren Dichter zu fern, als daß er mit Vortheil davon hätte Gebrauch machen können. So blieben nur die rein menschlichen Motive der Leidenschaft selbst übrig. Diese blieben allerdings auch wirksam, wenn der Dichter seiner Composition einen mehr antiken Zuschnitt gab: allein kaum konnte er sie dabey gleich frey und reif entfalten, wie er es gethan hat; und leicht ergab sich zwischen einem solchen Bestreben und zwischen dem äußeren, in antikem Sinne erfundenen Momente — und erfunden mußte hier sehr viel werden — ein Widerspruch, der mißlicher war, als eine

moderner Sinnes- und Empfindungsweise entsprechende Behandlung. Diese war hier dem Dichter also gewissermaßen gegeben: wenn er den Stoff nicht ganz zurückweisen wollte. Und warum sollte er das? da er die tragische Wirkung auf diesem Wege zu erreichen, und er sein Werk mit einer so reichen Fülle von Poesie auszustatten wußte, wie er es wirklich gethan hat. Denn an Weichheit, Zartheit und Lieblichkeit der Töne und Farben übertrifft diese Sappho jede andere Leistung des Dichters, und wird in dieser Hinsicht von keinem anderen dramatischen Werke in unserer Sprache übertroffen. Ihr den Mangel an antiker Färbung über die Gebühr anzurechnen, ist eben so viel, als wenn es jemand Canova's Psyche oder Hebe zum Vorwurf machen wollte, daß sie keine Antike sey.

Einiges wird übrigens allerdings auch dem unbefangenen Beurtheiler an dieser Sappho mißklingen. Sappho, bereits über die Mittagshöhe des Lebens hinaus, und mit den Täuschungen der Liebe wohlbekannt, erliegt keiner übermächtigen Leidenschaft, noch ist sie durch eine jener Täuschungen, denen auch das edle und starke Weib schwer widersteht, durch den Schein einer ihr sich ganz hingebenden Liebe in eine solche hineingezogen worden; sie hat der Jüngling nicht an sich gelockt, nicht an sich gerissen: aber sie hat ihn ergriffen, als die Gelegenheit, noch einmal zu lieben, sich ihr anbot; und es wird uns schwer, das zu vergessen, mit wie viel Hoheit der Dichter seine Heldin auch umkleidet hat. Phaon aber ist wenig geeignet, uns das vergessen zu machen Er ist anfangs kalt und ungelenk — was Sappho zu seinem Ruhme sagt, bessert wenig —; die rasch sich entscheidende Neigung für Melitta; sein brüsker Trotz gegen seine Wohlthäterin, und sein polternder Trotz, wo er im offenbaren Unrecht ist, stellen Sappho's Schwäche nur noch mehr heraus. Dagegen hat man dem Dichter mit Unrecht den Vorwurf gemacht, daß Sappho's Erhebung über ihre Leidenschaft durch ein äußeres Motiv erzeugt werde. Der Sieg ihrer edleren Natur ist schon entschieden, ehe jenes Motiv eintritt. Allerdings gibt sie nur auf, was sie schon verloren hat: aber eines blieb ihr, die Rache, wenn jener Sieg sich nicht schon entschieden hatte.

Daß Gr. die Kraft habe, sich auf die Höhe der antiken Tragödie zu stellen, beweist sein größtes und ausgezeichnetes Werk: Das goldene Vließ; ein Werk, dem, wenn die Kritik seinen Gehalt auch nicht verkennen konnte, dennoch die Anerkennung nicht geworden ist, die es trotz seiner Mängel verdiente.

Eine Trilogie im antiken Sinne ist dieses goldene Vließ nicht; sondern ein dramatisches Gedicht in drey Abtheilungen, wie es der Dichter auch selbst benannt hat. Man gibt auf der

Bühne nur die letzte Abtheilung: Medea; gewiß nicht zur Ehre der Kunstbildung unserer Zeit. Denn diese drey Abtheilungen sind ein organisches Ganzes, und wollen darum auch als ein solches aufgefaßt seyn. Medea kann vereinzelt wohl gespielt, aber nicht begriffen werden. Und wenn Kritik und Publikum auf jener Stufe dramatischer Kunstbildung stehen, welche sie ansprechen: wie haben in den Argonauten die Energie in der Darstellung der Leidenschaften in Diction und Sprache, und die Macht dieser Rhythmen, bey ihnen verloren gehen können?

Wie dort Hero und Sappho, so ist im goldenen Vließ Medea das Stück. Die Medea des Euripides ist groß; die Entschiedenheit ihrer Rachsucht, aus dem Gesichtspunkte griechischer Gesinnung betrachtet, entzieht ihr unsern Antheil nicht; und wie glücklich ist nicht diese Rachsucht durch die Ausbrüche mütterlicher Zärtlichkeit gemildert! Grillparzer's Medea ist nicht minder großartig gedacht, als jene des Euripides; aber ihr Schmerz ergreift uns menschlich tiefer: und dabey ist sie eigenthümlicher gedacht, als jene. Sie, die hochherzige, willensstarke Königstochter, hat durch den Mann, der sie verräth und dem Elend preis gibt, nicht bloß Vaterland, Vater und Bruder, sie hat — und das ist ihre tragische Schuld — durch ihn sich selbst verloren. Das ist am Schlusse der Argonauten mit großer Wirkung herausgestellt. Noch prägnanter ist der Anfang der Medea. Hätte Gr. auch nichts geschrieben, als die beyden ersten Acte dieser Medea: er würde gutes Recht haben, sich den tragischen Dichtern des ersten Ranges anzureihen. Medea vergräbt ihr Zaubergeräthe; sie hat ihr eigenes Herz bezwungen, sie hat die Vergangenheit hinter sich geworfen; sie ist entschlossen, das Elend der Verbannung zu tragen, den Hohn, der die Barbarin trifft, den Verdacht eines nicht begangenen Verbrechens: nur den Gatten will sie behalten, durch den sie Alles verloren hat, und durch den dieser Jammer über sie gekommen ist. Aber sie sieht sich von ihm nicht allein gehaßt, sondern verrathen und aufgeopfert. Nun steigt die Fluth der Leidenschaft wie des Jammers in den drey letzten Acten immer höher; aber Einzelnes schwächt ihre Wirkung. Die Scene zwischen Jason und Medea ist denn doch etwas zu breit angelegt; einzelne Stellen luxuriren; und wenn der Schluß des dritten Actes tief erschütternd wirkt, und über jedes Lob erhaben ist: so kann jener des fünften dagegen nur herabstimmen und erkälten.

Den unnatürlichen Frevel des Kindermordes unserm Gefühle erträglich zu machen, hat Euripides mit tiefer Weisheit zuletzt dennoch das beste Mittel gewählt, indem er uns durch die

Besorgnisse der Amme und des greisen Erziehers von vorne herein darauf vorbereitet. Das auf das entschiedenste ausgesprochene Motiv, dadurch sich an ihren Feinden zu rächen, und sich ihrem Hohne zu entziehen, hatte für die Griechen weniger Empörendes, als für uns, und wird durch das nicht minder bestimmt ausgesprochene, die Kinder der Verachtung und dem Elend zu entziehen, das ihrer harre, um vieles gemildert. Das von Gr. gebrauchte Motiv, daß die Kinder die Mutter fliehen, welches, wenn nicht allein, doch vorzugsweise wirken soll, muß bey Medeens Gemüthsstimmung als ein naturwahres anerkannt werden. Aber wie nur der Wahnsinn der Leidenschaft, oder die bis zum kalten Entschluß verdichtete Leidenschaft, und auch diese nur, wenn sie durch eine neue Erschütterung heftig angeregt wurde, die That selbst vollbringen konnte: so konnte auch dieses Motiv nur auf solche Weise richtig gebraucht werden. Ein offenbarer Mißgriff ist es daher zu nennen, wenn uns der Dichter Medea kurz vor der That von der brüderlichen Liebe der Kinder gerührt zeigt, und sie dann sich hinsetzen und in philosophische Reflexionen verlieren läßt. Solche Momente sind es, wo die Fäden durchaus mit fester Hand zusammengehalten seyn wollen.

Jason bezeichnet Medea selbst im zweyten Acte sehr richtig, wenn sie sagt:

Du kennst ihn nicht, ich aber kenn' ihn ganz!
Nur Er ist da, Er in der weiten Welt,
Und alles Andre nichts, als Stoff zu Thaten.
Voll Selbstheit, nicht des Nutzens, doch des Sinn's,
Spielt er mit seinem und der Andern Glück.
Lockt's ihn nach Ruhm, so schlägt er einen todt;
Will er ein Weib, so holt er Eines sich;
Was auch darüber bricht, was kümmert's ihn!
Er thut nur recht, doch recht ist was er will.

Antheil vermag er uns nicht abzugewinnen; und was ihm der Dichter von den Zügen eines Heros geliehen, hat Mühe, gegen den kecken modernen Uebermuth in den Argonauten, und gegen seinen Ehestandsgroll, und seine gleißende Falschheit nach Medeens Verbannung aufzukommen. Dagegen ist Gora eine so großartige Schöpfung, als Medea selbst.

Als ich die Kinder flieh'n sah

sagt sie,

Den Arm der Mutter, der Pflegerin,
Da erkannte ich die Hand der Götter;
Da brach mir das Herz,
Da sank mir der Muth.
Hab' sie gewartet, gepflegt,
Sie, meine Freude, mein Glück;

Die einzigen reinen Kolcher sie,
An die ich wenden konnte
Die Liebe für mein fernes Vaterland.
Du warst mir längst entfremdet, längst!
In ihnen sah ich Kolchis wieder,
Den Vater dein und deinen Bruder,
Mein Königshaus und dich,
Wie du warst, nicht wie du bist.

Dieses Motiv rechtfertigt hinreichend die streng richtige Consequenz, mit welchem dieser Charakter nach vollbrachtem Kindermord durchgeführt ist.

Der Einwirkungen des magischen Vließes kann hier nur kurz gedacht werden. Sie sind unklar, und im Gastfreund selbst zweydeutig; das ist das Schlimmste, was sich davon sagen läßt. Wenn der Dichter dadurch herausstellen wollte, wie an jeden Frevel sich die Rache knüpfe, und wenn diese Rache Aietes, Jason, Pelias und Medeen trifft: wie den Phryxus? Der Traum im Tempel —

Urplötzlich
Umflammt mich heller Glanz, und einen Mann
In nackter Kraft, die Keule in der Rechten,
Mit langem Bart und Haar, ein Widderfell
Um seine mächt'gen Schultern, stand vor mir,
Und lächelte mit milder Huld mich an.
Nimm Sieg und Rache hin! sprach er und löste
Das reiche Vließ von seinen Schultern ab,
Und reichte mir's; da schütternd wacht ich auf.

entfernt jeden Gedanken an einen Frevel durch das Hinwegnehmen des Vließes; und für die Darlegung jener Idee genügte der Mord des Phryxus. Wie viel besser wäre es gewesen, auch hier der Sage ihr Recht zu lassen!

Der Traum ein Leben. »Das Mährchen,« sagt Goethe in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, »soll an Alles und an Nichts erinnern.« Dieser etwas sonderbar ausgedrückte Ausspruch bezeichnet die Natur des Mährchens sehr richtig. In diesem soll nicht eine bedeutende Idee in bestimmten Umrissen poetisch zur Anschauung gebracht werden: aber jedes Moment der Erfindung soll an sich selbst bedeutend seyn; wie das in den Mährchen in jenen Unterhaltungen wirklich der Fall ist. Mit mehr Einschränkung, als von dem epischen, gilt inzwischen jener Ausspruch von dem dramatischen Mährchen. Das dramatische Gedicht fordert überall einen bestimmten Gehalt der Idee und bestimmt ausgesprochene Charaktere; und gewiß haben diejenigen das dramatische Mährchen durchaus verkannt, die es ganz in phantastischer Willkür und in poetischer Unbestimmtheit zerfließen lassen. Wenn aber im dra-

matischen Mährchen die poetische Intention sich allerdings mit Bestimmtheit herausstellen soll: so soll dieses anderseits wieder auf solche Weise geschehen, daß das freye, ungebundnere Walten der Phantasie, und der ätherische Duft, welche der ganzen Gattung so eigenthümlich sind, darüber nicht verloren gehen. Gozzi's Fiabe sind hier Muster; auch Raimund's Dichtungen sind lobenswürdig, den man einen geschmacklosen Gozzi nennen könnte.

Auch das gegenwärtige Drama kann in diesem Genre für musterhaft gelten. Die Erfindung ist sinnreich, ohne phantasiereich im höchsten Grade zu seyn, und das Licht in tausend Farben zu brechen; die Durchführung ist in allen Momenten klar, bestimmt und sicher; die Idee tief, prägnant und entschieden ausgeprägt. Nicht wachend allein, mit entschiedenem Bewußtseyn leben wir; auch der Traum, das rege Streben unserer Phantasie, unsere Ahnungen, unsere Wünsche, unsere in dieser Periode unseres Daseyns nur zum Theil reifenden, nie in die Wirklichkeit tretenden Entwürfe und Entschlüsse, sind ein wahres Leben: denn sie sind wesentliche Momente unserer Entwicklung, unseres Fortschreitens und der künftigen That; wie unsichtbar in der Pflanze die Säfte auf und nieder steigen, und die künftige Blüthe und die Frucht bilden helfen, aus denen wieder eine neue Pflanze hervorkeimen soll.

So ist die Blüthe dieses Traumlebens in Rustan's Seele aufgebrochen.

Sey gegrüßt, du heil'ge Frühe,
Ew'ge Sonne, sel'ges Heut!
Wie dein Strahl das nächt'ge Dunkel
Und der Nebel Schaar zerstreut,
Dringt es auch in diesen Busen,
Siegend ob der Dunkelheit.
Was verworren war, wird helle,
Was geheim, ist's fürder nicht;
Die Erleuchtung wird zur Wärme,
Und die Wärme, sie ist Licht,
　Dank dir, Dank! daß jene Schrecken,
Die die Hand mit Blut besäumt,
Daß sie Warnung nur, nicht Wahrheit,
Nicht geschehen, nur geträumt.
Daß dein Strahl in seiner Klarheit,
Du Erleuchterin der Welt,
Nicht auf mich, den blut'gen Frevler,
Rein auf mich den Reinen fällt.
　Breit' es aus mit deinen Strahlen,
Senk' es tief in jede Brust!
Eines nur ist Glück hienieden,
Eins, des Innern stiller Frieden
Und die schuldbefreyte Brust.

Die Charaktere sind, wie bey Gr. fast immer, mit Bestimmtheit gezeichnet; auch ist es falsch, daß diese im Mährchen bestimmter Umrisse entbehren können. Die Diction ist überall frisch; in einzelnen Stellen glänzend. In der Behandlung des Verses – gewiß ist diese Art, den trochäischen Vers zu behandeln, die unserer Sprache angemessenste — steht jedoch Der Traum ein Leben der Ahnfrau, wie Hero dem König Ottokar und der Medea nach.

Weh' dem der lügt. Man hat behauptet, der tiefe Ernst, welcher alle Dichtungen Gr. charakterisire, beschränke ihn auf die Tragödie; und auf dem Gebiete des Lustspiels bewege er sich in einer ihm durchaus nicht angemessenen Sphäre. Daß inzwischen der Ernst einer tiefen tragischen Weltanschauung mit einer heitern Auffassung des Lebens nicht im Widerspruche stehe, beweisen Shakespeare's und Calderon's Lustspiele unwidersprechlich; ja man darf sagen, daß eine wahrhaft poetische und dabey heitere Auffassung des Lebens ohne jenen tiefen Ernst nicht möglich sey, weil sie nur durch diesen zu jener milden Ironie geläutert und hinaufgetragen werden kann, welcher dem höheren poetischen Lustspiele so wesentlich ist. Die Intention des Stückes ist allerdings eine sehr ernste; allein sie schließt so heitere Elemente in sich, daß der unbefangene Sinn sich nur erquicklich davon angesprochen finden kann.

Es ist sonderbar. »Poesie! Poesie!« schreyen ewig Kritiker und Publikum; und wird ihnen einmal ein Stück ächte Poesie geboten: so wissen sie es nicht zu fassen, und nichts damit anzufangen. Wie viel Lustspiele von gleichem poetischen Gehalt haben wir wohl in unserer hier so blutarmen Literatur; und wie sollen wir von der in mehr als einer Gestalt aufgewärmten deutschen, von dem bettelhaften Nachbilden französischer Spießbürgerlichkeit los werden; und wie soll das Talent zu einem regen Schaffen auf diesem Felde angeregt werden, wenn selbst gelungene Leistungen bey den Kritikern wie bey dem Publikum keine Anerkennung finden? Das Publikum lernt inzwischen sich wohl noch finden — für jeden Fall leichter als die Kunstrichter — wovon mehr als ein Beyspiel vorhanden; weßwegen solche Stücke nicht so schnell zurückgelegt, die Dichter aber ihr Werk nicht zu schnell aufgeben, sondern den Erfolg durch zweckdienliche Abänderungen und Verbesserungen fördern sollten.

Ohne Schuld ist inzwischen der Dichter hier nicht, wenn er nur unvollkommen verstanden wurde. Die Idee des Stückes, daß nur derjenige ganz wahr seyn könne, der auch nicht ein Haarbreit von der geraden Linie abweiche, ist consequent durchgeführt, aber mit zu wenig Entschiedenheit herausgestellt;

und manches ist mit zu leichten Strichen hingezeichnet. Leon hat das: Weh' dem der lügt! Gregor's recht ernstlich ins Herz gefaßt; da aber sein Unternehmen, wenn auch nicht auf ein Unrecht, doch auf Arglist gestellt ist: so sieht er sich, während er mit dem Munde wahr zu seyn strebt, zur thatsächlichen Lüge gezwungen. Ganz recht sagt Edrita von ihm:

Er ist der Mann des Rechts, des trock'nen, dürren,
Das eben nur den Gegner nicht betrügt;
Allein durch ungekünstelt künstliches Benehmen
Vertrau'n erregen; Wünsche wecken, denen
Sein wahres Wort dann polternd widerspricht;
Das mag er wohl, und führt es wacker aus

Daß sie selbst, um ihre und ihrer Freunde Flucht zu sichern, gleich darauf zur List und Verstellung sich gezwungen sieht, nachdem sie Leon eben erst belehrt:

Und doch, sieh nur, wie Trug und Arglist sich bestraft —

entspricht der Idee des Stückes auf das glücklichste. Viel war daraus zu machen, wenn, wie in der Scene an der Fähre, die Lüge überall die drohende Gefahr herbeyzog, welche sie entfernen wollte. Vortrefflich ist das Streiflicht milder Ironie, das der Dichter am Schlusse auf jene Wahrhaftigen wirft:

Wer deutet mir die buntverworr'ne Welt?
Sie reden alle Wahrheit — sind drauf stolz,
Und sie belügt sich selbst und ihn; er mich
Und wieder sie; der lügt, weil man ihm log,
Und reden alle Wahrheit, Alle! Alle!

Leons Spaßhaftigkeit in den beyden ersten Acten wird mitunter etwas breit, und die Scene mit den Schlüsseln (Grimm's Sagen 2, 427) ist unklar. Attalus ungeschlachter Hochmuth hat wenig Ansprechendes. Edrita ist leicht und anmuthig hingestellt. Das Costüme der Zeit ist in seiner Eigenthümlichkeit glücklich aufgefaßt; die Diction leicht und hell; und Gregor's Monolog im ersten Act vereinigt mit philosophischer Tiefe eine krystallhelle poetische Klarheit.

König Ottokar's Glück und Ende hat als dramatisches Kunstwerk ziemlich allgemeine und befriedigende Anerkennung gefunden; und die mindestens mit fester, sicherer Hand gezeichneten Charaktere, so wie die Energie in der Darstellung der Leidenschaften, verdienten diese Auszeichnung unbedingt. Desto mehr Widerspruch und Antipathien hat die historische Auffassung angeregt. Und in der That ist dieser Ottokar nicht der Ottokar der Geschichte; allein wenn die geschichtwidrige Auffassung eines solchen historischen Charakters von Seite des Dichters allerdings ein Unrecht ist — ein um so gewichtigeres, da

sein Irrthum leichter und allgemeiner, als der des Geschichtschreibers, sich der Menge mittheilt —: so kann dieser Irrthum doch im gegenwärtigen Falle dem Dichter nur wenig zur Last gelegt werden. Denn Ottokar's wahren Charakter, seinen hohen Sinn, seine Mäßigung und sein Unglück kennen wir erst seit Kurzem aus der Darstellung des würdigen Palacky (Gesch. von Böhmen, 2. Bd. 2. Abth. 4. 5. c); und gewiß würde Gr. einen andern Ottokar gedichtet haben, wenn er diesen vor sich gehabt hätte; nur um so gewisser, als der Ottokar der Geschichte dem Dichter nicht weniger tragische Momente darbietet, als jener der Reimchronik Ottokar's von Hornek. Auch die Königin Kunigunde gleicht wenigstens in der Zeit ihrer Verbindung mit Ottokar (Palacky a. a. O.) sehr wenig jener des Dichters; und Zawisch von Rosenberg's kecker Uebermuth beleidigt mit Recht, da er in der That ziemlich stark an's Burschikose streift.

Ein treuer Diener seines Herrn. Bancbanus, von König Andreas von Ungern während seiner Abwesenheit auf dem Zuge ins heilige Land im Jahre 1217 zum Reichsverweser bestellt, tödtete die Königin Gertrude, welche seine Gemahlin ihrem Bruder zur Nothzucht in die Hände geliefert hatte. Den rauchenden Dolch in der Hand, trat Bancbanus aus dem Pallaste, verkündete laut seine Rache, und appellirte an die Gerechtigkeit des Königs. Andreas war großmüthig genug, bey seiner Rückkehr dem Bancban zu vergeben; doch wurde dieser nach dem Tode des Königs mit seiner ganzen Familie ein Opfer der Rache seines Sohnes und Nachfolgers.

Hier war Stoff zu einer historischen Tragödie; und zu welcher Tragödie! Daß Grillparzer den historischen Stoff gänzlich umgestaltet, und diese historische Tragödie nicht gemacht hat — begreift sich. Der Schaden ist hier eben nicht groß; da er statt der historischen, eine zwar nicht historische, aber darum nicht minder treffliche Tragödie geliefert hat. Denn an Gehalt der Intention, an Pathos und an Gediegenheit der Diction kann sie neben jeder seiner übrigen Leistungen stehen; und in der Gewandtheit und Umsicht, mit welcher die Handlung durchgeführt ist, wird sie kaum; in der Kunst der Gliederung des Dialoges gewiß von keiner andern übertroffen. In letzterer Hinsicht ist es bey diesem Drama nicht genug, es einmal oder zweymal gesehen oder gelesen zu haben, man muß sich ein Studium daraus machen; was sich hier allerdings der Mühe lohnt.

Eben so umsichtig als die Handlung, eben so tief sind die Charaktere angelegt. Sie bieten dem Psychologen ein eben so reiches Studium, als dem Dramaturgen. Man kann fragen,

ob die höchste Potenz der Pflichttreue, und die höchste Besonnenheit derselben, ohne wesentliche Veränderung der Anlage des Stückes, nicht auch ohne das Phlegma des Alters darzustellen gewesen sey; und ob sie, mit kräftigerer Entschlossenheit verbunden, nicht dramatisch wirksamer geworden wäre? Läßt sich nun das Letztere auch nicht geradezu läugnen, so wird sich doch eben so wenig läugnen lassen, daß der Dichter, indem er Bancban gerade so eigenthümlich hinstellte, wie er es gethan hat, was er von der einen Seite aufgab, auf der andern mit Wucher zu gewinnen wußte. Denn dieses Phlegma des Alters, wie man es genannt hat, ist nirgends Schwäche (höchstens in dem Ueberschwenglichen der Schlußverse:

Und wenn du ja in deinem hohen Sinn
Belohnung jetzt schon räthlich glaubst und gut,
Ach, so erlaub', ꝛc. ꝛc.

kommt so etwas zum Vorschein); weder der Muth, noch die Entschlossenheit zum Handeln sind in diesem Gemüthe altersschwach geworden, und das Bewußtseyn dessen, was er soll, lebt in ihm mit jugendlicher Kraft und Klarheit. Der einzige Maßstab für die Pflichttreue im Conflict mit unseren Interessen und Leidenschaften ist überall die Selbstüberwindung, welche sie uns kostet: und diese Weichheit eines tiefen Seelenschmerzes, die uns so rührend anspricht, ist sicher ein eben so zuverläßiger Maßstab, als die niedergehaltene Vehemenz der Leidenschaft. Seinen Höhepunkt erreicht das Genie des Dichters in der Darstellung dieses Schmerzes zu Anfang des fünften Actes.

Verfolgst du mich auf jedem meiner Schritte?
Stieß ich nicht ein- und zweymal dich zurück?
Wie kamst du in das Laub? in meinen Weinberg?
Wo triebst du dich herum in diesen Tagen?
Ich dachte längst, sie hätten dich gefunden,
Geschlachtet, abgethan wie du's verdienst. —
Rühr' mich nicht an, sonst brauch ich meinen Stock!
Du Wolf, du Hund, du blut'ger Mörder du.
Was wein'st du, Herrlein? — Ja dein Füßlein blutet! —
Setz' dich dorthin, und ruh' ein wenig aus.
Nur kurze Frist, so heißt es weiter geh'n;
Die bösen Menschen sind uns auf der Ferse.
Was aber nun beginnen? — Großer Gott!
Berührst du mir das Kind? — Ja so — Nu, Herzog,
Nehmt hier das Tuch, und trocknet ihm den Fuß.
Und wo's geriz't, da drückt nur fein gelinde. —
Du blut'ger Mörder, wär' ich alt und schwach nicht,
Du solltest mir den Knaben nicht berühren!
Und dennoch, Mann des Unheils, schickt dich Gott!
Laßt, Herzog, jetzt, und hört mich sorglich an. ꝛc. ꝛc.

Wie tief ergreifend ist hier nicht diese Härte, die, nicht aus einem von der Feindseligkeit bitteren Hasses erfülltem Herzen kommend, hart seyn will, um die siechende Qual des Schmerzes einen Augenblick zu täuschen und zu beschwichtigen; und die nicht nur mit Besonnenheit, sondern mit Milde gemischt ist. Und daß der Dichter in der Anlage und Durchführung des ganzen Charakters die Farben so glücklich und so eigenthümlich zu mischen wußte, das hat man ihm zum Vorwurf gemacht! Dagegen ist es ein verfehlter Zug, daß Graf Simon, nicht Bancban, von Otto Zeugniß für Erny's Unschuld fordert. Wenn Bancban selbst nicht daran zweifelt, und keinen Zweifel daran für möglich hielt: so war dagegen nichts einzuwenden. Nur müßte ihn der Dichter dann nicht über die Entdeckung frohlocken lassen.

— — — — Mich belohnen?
Darf ich doch frey den Kummer wieder tragen,
Die Trauer um mein Weib. Darf jeden anseh'n,
Die Antwort lesen, ach! in Jedes Auge:
Unschuldig war sie und gerecht. Ey Lohn's genug!

Die Prägnanz der Schilderung des Charakters und der Leidenschaft Otto's liegt nicht sowohl in der tiefen Anlage, als in der Durchführung, in der jeder einzelne Zug bedeutend und consequent ist. Scharf und richtig zeichnet die Königin seine Leidenschaft:

Kannst also du der Gottheit Abglanz schänden?
Nicht Krankheit ist's, ich weiß, ich kenne dich!
Der Leidenschaft und ihrer Raserey
Wirfst du die Gaben vor des gottgegeb'nen Geistes.
Sie glüht als Fieber durch dein kochend Blut,
Und wirft die Blasen, die sie Krankheit nennen.
Die Leidenschaft! Und wär' es Liebe noch,
Wenn auch verkehrt', verbrecherische Liebe! —
War doch in alter und in neuer Zeit
Entschuld'gung sie für manches Schlimm' und Schiefe —
Doch ist es Liebe nicht, ist Tobsucht nur,
Des ungezähmten Geistes trotzig Walten;
Der Eigensinn, der will, weil er gewollt.
Ich aber denk' es nimmermehr zu dulden,
Am mind'sten wo ich Frau und Königin.

Eben so gelungen und psychologisch richtig ist die Darstellung von Otto's Wahnsinn; nicht genug zu billigen aber ist die Mäßigung, die Gr. hiebey im fünften Acte bewiesen hat. Sie muß darum hier ausgezeichnet werden, weil dieses einer von den Fällen, wo die Dichter so selten Maß zu halten wissen. Die meiste Kunst hat der Dichter in der Zeichnung Erny's und der Königin bewiesen. Daß er der Lieblichkeit ihrer Erscheinung etwas Schuld beygemischt, mildert unsern Antheil an ihrem Schicksale sehr

glücklich. Nicht versteckte Lüsternheit, wie man recht abgeschmackt bemerkt hat: das Aufgähren eines zu raschen, von Besonnenheit nicht gezügelten Selbstgefühls ist ihre Schuld. Die kleinen Züge weiblicher Eitelkeit in Erny's Selbstgespräch, ehe sie von Otto überrascht wird; das Aufwickeln der Locken, das Betrachten der Schuhe —

Nun ist es gut: Der Schuh sitzt fein genug!
Nun ist es gut. Nun will ich nur hinein —

wünscht man weg. Nicht alles, was naturwahr ist, ist darum auch dramatisch zuläßig. Die schwierigste Aufgabe war der Charakter der Königin. Die Begünstigung des Verbrechens aus sittlicher Rohheit und ganz unweiblicher Fühllosigkeit mußte empören. Sie konnte nur als partielle Schwäche der Nachgiebigkeit, und durch das Bangen um einen leidenschaftlich geliebten Bruder, unserm Gefühl erträglich werden. So hat denn der Dichter den Charakter wirklich gefaßt, und kaum wird sich läugnen lassen, daß sowohl dieser Charakter, als die anstößige Situation des Stückes nicht mit mehr Tact und Delicatesse behandelt werden konnten, als es hier wirklich geschehen ist.

Noch mag der Entschiedenheit gedacht werden, mit welcher die ethische Seite des Stückes herausgestellt ist, um so mehr, da die Dichter sich so selten dabey zu nehmen wissen.

Dieses Herausstellen der ethischen Ansicht geschieht am besten durch die Handlung selbst; glaubt aber der Dichter insbesondere darauf hinweisen zu müssen, oder will er es auch nur: so gescheh' es so bestimmt, so scharf und klar, wie es hier der Fall ist.

Unsittlichkeit! Du allgefräss'ger Krebs,
Du Wurm an alles Wohlseyns tiefsten Wurzeln,
Du Raupe an des Staates Lebensmark!
Warum ließ ich beym Scheiden dich zurück?
Warum zertrat ich nicht, verwies dich?
Wie schlecht verwahrtes Feuer gingst du auf,
Und fraßest all mein Haus, mein Heil, mein Glück. —

Ref. hat nun noch des Stückes zu gedenken, womit Grillparzer seine poetische Laufbahn begonnen hat; nämlich der Ahnfrau. Der Erfolg dieses Stückes auf der Bühne war ein außerordentlicher und überraschender. Die Kritik, die es anfangs bey einzelnen Einwendungen und Ausstellungen bewenden ließ, verflocht es später in die nämliche feindselige Polemik, welche sie gegen Müllner's Schuld richtete. Es wäre, nebenher gesagt, nicht übel, wenn sie hinsichtlich des Letzteren — was auch sein literarischer Charakter verschuldet haben mag — es endlich einmal müde würde, ihn im Koth herumzuzerren; erwägend, daß sie dadurch nur fortwährend auf die Schandsäule

hinzeige, die sie sich hier ganz offenbar, entweder in dem anfänglich übertriebenen Lob, oder später in dem endlosen leidenschaftlich übertriebenen Schmähen, gesetzt hat.

Uebrigens ist die Kritik in Betreff der sogenannten Schicksalstragödien nie zu einer befriedigenden Ansicht gekommen. Eines ist klar, daß sie für dasjenige, was ihr hier mißklingt, die Lösung für jeden Fall nur vom Standpunkte der Philosophie; am befriedigendsten wohl in einem streng consequenten, die Lösung des Lebensräthsels an die Idee einer sittlichen Weltordnung knüpfenden Determinismus finden könne. Wie viel die Poesie durch das bezeichnete Philosophem gewinnen könne, muß hier unbeantwortet bleiben. Tritt man aber in den gewöhnlichen Standpunkt, so hat die Kritik sich auch von diesem aus meistens ziemlich unklar gezeigt. Denn sie hat die Schicksalstragödie immer von dem Punkte angegriffen, von welchem aus sie nicht anzugreifen, von dem Einflusse äußerer Umstände auf den Willen, den keine Philosophie wegläugnen will noch kann; und den der Dichter nur in einem prägnanten concreten Fall hinstellt, während sie ihre Angriffe ausschließend auf jeden Schein einer Nöthigung zum Verbrechen hätte richten, und nebenher fragen sollen, wie er, wenn er den Schmerz auf eine so gewaltsame Weise in unserer Brust aufrege, diesen Schmerz versöhnen könne? und wie viel der Dichter für diesen Zweck gethan habe?

Jener Schein nun fällt dem Dichter der Schuld weit mehr zur Last, als jenem der Ahnfrau (wobey bemerkt werden mag, daß die Fabel der Schuld eben so tragisch blieb, wenn der Accent auf die schwachmüthige Furcht der Mutter gelegt wurde): aber auch Gr. hat diesen Schein nicht vermieden. Es ist gar nichts gewonnen, wenn Bertha nach der Erzählung bey dem Verbrechen und dem Verhängniß der Ahnfrau ihren Vater fragt:

> Vater, du siehst bleich: ist's Wahrheit,
> Was der alte Mann da spricht?

und dieser antwortet:

> Was ist wahr, was ist es nicht?
> Laß uns eig'nen Werthes freuen,
> Und nur eig'ne Sünden scheuen;
> Laß, wenn in der Ahnen Schaar
> Jemals eine Schuld'ge war,
> Alle and're Furcht entweichen,
> Als die Furcht, ihr je zu gleichen —

da er, der Schuldlose, der diese Lehre ausspricht, nicht minder, als die Uebrigen, in den Abgrund des Jammers hinabgezogen wird. Daß der magische Einfluß, welchen der Anblick des verhängnißvollen Dolches auf Jaromir ausübt —

Sey gegrüßt, du hülfreich Werkzeug!
Ja du bist's, fürwahr, du bist's!
Wie ich dich so vor mir sehe,
Tauchen ferner Kindheit Bilder,
Lang verborgen, lang entzogen
Von des Lebens wilden Wogen,
Wie der Heimath blaue Berge
Auf aus der Erinnerung Fluth. —
An dem Morgen meiner Tage
Hab' ich dich schon, dich gesehen;
Seitdem durch die Nacht des Lebens
Schwebtest du mir gräßlich vor,
Wie ein blutig Meteor.
In der flucherfüllten Nacht,
Als ich auf der ersten Stufe
Meinem furchtbaren Berufe
Scheu die Erstlinge gebracht:
Da sah ich mit bleichem Schrecken
In der Wunde, die ich schlug,
Statt des Dolches, den ich trug,
Deine, deine Klinge stecken.
Und seit jenem Schreckenstag
Blieb dein Bild mir immer wach! —

ein Mißgriff, hat Ref. schon sonst bemerkt. Eben so wenn der sterbende Borotin in die Worte ausbricht:

Dieser war es? Dieser Dolch?
Ja, du bist es, blutig Eisen,
Ja du bist's, du bist dasselbe,
Das des Ahnherrn blinde Wuth
Tauchte in der Gattin Blut;
Ich seh' dich, und es wird helle,
Hell vor meinem trüben Blick.
Seht ihr mich verwundert an?
Das hat nicht mein Sohn gethan!
Tiefverhüllte, finst're Mächte,
Lenkten seine schwanke Rechte!

Endlich: wenn die Verbrechen der Fabel nicht Bedingung der Entsühnung der Ahnfrau, sondern Folge ihrer Schuld, der fortwuchernden Macht des Samens der Sünde und des verstärkten Antriebes zum Bösen im ererbten Blut waren: so wäre zu wünschen gewesen, daß der Dichter diese Momente, was sich wohl thun ließ, entschiedener herausgestellt hätte. Wie auf andere Weise, so konnte dieses durch die Art, wie die Ahnfrau selbst eingeführt wurde, geschehen. Der Dichter hat diese Weise selbst mit richtigem Sinne angedeutet.

Und wenn Unheil droht dem Hause,
Sich Gewitter thürmen auf,
Steigt sie aus der dunkeln Klause
An die Oberwelt herauf.

Dann sieht man sie klagend gehen,
Klagend, daß ihr Macht gebricht;
Denn sie kann's nur vorhersehen,
Ab es wenden kann sie nicht.

Irret Ref. nicht, so würde die Bedeutung der Dichtung durch das consequente Festhalten dieses Momentes in der durchaus stummen, nur durch Geberden ihren Schmerz ausdrückenden Erscheinung der Ahnfrau um nicht Weniges klarer hervorgetreten seyn.

An Andeutungen zur Versöhnung haben es beyde Dichter nicht fehlen lassen; nur daß diese durchaus ungenügend sind. Es wäre nicht schwer zu beweisen, daß Müllner hier mehr gethan habe als Grillparzer; so wie die Lösung der Aufgabe bey diesem weit schwerer war, als bey jenem. Diese Aufgabe ist nur einmal vollkommen gelöst worden, im Oedipus des Sophokles. Der König Oedipus des griechischen Dichters ist wohl eine herbere Schicksalstragödie, als irgend ein neuerer Dichter auf die Bühne gebracht; aber im Oedipus zu Colonos wird der herbe Schmerz, welchen jener erregt, eben so mild als vollständig versöhnt durch das, worin allein jeder Schmerz des Lebens, einer sittlichen Weltordnung gegenüber, seine Rechtfertigung findet; durch die Läuterung des Leidenden. Wie sehr dabey der griechische Dichter gegen den neueren durch den Stoff so wie sonst, im Vortheil gewesen, braucht nicht insbesondere bemerkt zu werden.

Trotz dieser eingestandenen Mängel der Ahnfrau scheint es dennoch ziemlich überflüssig gewesen zu seyn, nach Sympathien des deutschen Publikums zu suchen, um die Erfolge zu erklären, welche diese Dichtung auf allen vaterländischen Bühnen gehabt hat. Der Grund lag nahe genug in dem drastischen menschlichen, wenn gleich herben Interesse der Fabel; in den meisterlich durchgeführten Charakteren; in der energischen Darstellung der Leidenschaften; vorzüglich aber in der Kraft und Fülle der poetischen Diction, worin die Ahnfrau von keinem andern dramatischen Producte in unserer Sprache übertroffen wird. Wenn nun die Kritik des Auslandes Grillparzer's Talent demungeachtet »unzulänglich« findet: so darf es den lebenden dramatischen Dichter nur nennen, den es gegen ihn in die Wage legen will; uns bleibt von achtenswerthen Erzeugnissen der tragischen wie der komischen Muse immer noch einiger Vorrath, um ihn in unsere Schale nachzulegen, wenn diese, wider Vermuthen, gar zu hoch emporschnellen sollte.

M. Enk.

Art. VI. Mémoires de Mr. *Gisquet*, ancien préfet de police, écrits par lui-même. *Paris*, Marchant, éditeur du magazin théâtral. 1840. 4 Vol. 8.

Man erinnert sich des Prozesses, welcher vor zwey Jahren die Aufmerksamkeit von Paris und der übrigen Welt auf den Verfasser des uns vorliegenden Werkes auf sich gezogen hat. Frankreich ist reich an sogenannten causes célèbres, eine Bezeichnung, die wir in vielen Fällen mit berüchtigt verdeutschen möchten. Der Procès Gisquet hat nur zu vielen Anspruch auf diese Benennung. Indeß fordert doch die Billigkeit, zuzugestehen, daß wenn der Expräfekt durch die Enthüllungen seines Privatlebens, zu welchen die gerichtlichen Verhandlungen geführt hatten, das größte und bedauerlichste Aergerniß gab, er doch hinwieder während seiner mehrjährigen Amtsführung in den schwierigsten Zeitläuften gerechten Anspruch auf die Dankbarkeit der Hauptstadt und der Nation, gewiß auch auf die Anerkennung der Machthaber erworben hatte.

Wie dem auch sey, Gisquet trat, nachdem er seinen Prozeß gegen den Messager gewonnen, vor dem Forum der öffentlichen Moral verurtheilt, in das Privatleben zurück. Bald darauf meldeten die Zeitungen, der ehemalige Polizeypräfekt beschäftige sich mit der Herausgabe seiner Memoiren. Für manche mochte diese Nachricht eine Schreckenskunde gewesen seyn; denn man begreift, daß ein Mann, dem durch fünf Jahre, als Chef der Polizey, der Blick in so viele Verhältnisse, in das innere Familienleben mancher einflußreicher Personen, und in eine Menge Beziehungen, die jede Enthüllung scheuen mußten, gestattet war, die Mittel — daß ein solcher Mann, gereizt, erbittert, geächtet und zum Aeußersten getrieben, den Willen haben konnte, schonungslos, wie seine Gegner, die reichen Materialien, in deren Besitz man ihn wußte, einer höchst unbequemen und ungedeihlichen Oeffentlichkeit preis zu geben. Das große Lesepublikum freute sich dagegen im Vorhinein der pikanten Anekdoten, daran es in dem Werke des Expolizeypräfekten nicht fehlen konnte. Denn leider ist die Lust am Skandal in Frankreich zu einer Art von Bürgerrecht gelangt, so daß man sich ihrer nicht zu schämen, sie kaum zu verbergen braucht. Durch beynahe zwey Jahre blieb indeß dies Gelüste unbefriedigt. Vor einigen Wochen erst trat Gisquet mit seinem Werke hervor. Aber ach, jene Hoffnungen waren getäuscht. Von Skandal keine Spur, die größte Schonung der Personen, unbefangene Darstellung der Verhältnisse, eine gewisse Ruhe, die dem mit Recht oder Unrecht tief gekränkten Manne doch immer hoch angerechnet werden muß, löbliche Vermeidung von persönlichen Ausfällen — dieß

sind die Hauptzüge der Memoiren. Der Zweck, den er sich vorgesetzt, war, sich und seine Amtsführung gegen die Anklage der Presse zu vertheidigen, überhaupt das allgemeine Vorurtheil gegen die Polizey zu bekämpfen, und die Nation über die Beschaffenheit, den Zweck und die Aufgabe derselben aufzuklären. Diesen Gesichtspunkt hat Gisquet keinen Augenblick verloren, und immer dieselbe rühmenswerthe Ruhe bewahrt, nur in den letzten Kapiteln, welche von den Verfolgungen des Ministeriums vom 15. April und dem Prozesse handeln, spricht sich der Verfasser in scharfem Tone gegen seine Feinde aus, ohne aber die Schranken des Anstandes zu überschreiten.

Gisquet ist kein Geist erster Größe, er ist kein Staatsmann, kein Parteyführer; es fehlen ihm hiezu der höhere Standpunkt, gründliche Kenntnisse, ein umfassender und tief reichender Blick; aber Charakterstärke, Muth, Gewandtheit und praktischer Verstand lassen sich ihm nicht abstreiten. Er selbst sagt, daß er in den Principien Kasimir Périer's aufgewachsen sey; dieß ist genug zur Bezeichnung seiner politischen Ueberzeugung, die übrigens, wie aus dem am Schlusse des Werkes enthaltenen Glaubensbekenntnisse des Verfassers hervorgeht, auf sehr seichten Grundlagen beruhen. Gisquet gehörte, bevor er die politische Laufbahn betrat, dem Handelsstande an; er war ein thätiger, eifriger und brauchbarer Commis des Handlungshauses Périer frères, der es allmälich bis zum Associé und Gerenten dieses Hauses brachte, und später durch Kasimir Périer auf die politische Bühne gezogen ward. — In den freyen Augenblicken beschäftigte er sich mit dem Studium der Staatswissenschaften; als Autodidakt brachte er es dergestalt zu einiger Kenntniß von Verhältnissen, in welche er selbst bald berufen werden sollte. An der Spitze der Polizey erwies er sich als treffliche Spezialität, und leistete unbestreitbar Dienste. Nach seinem Rücktritte durch die Wähler von St. Denis in die Kammer geführt, wurde ihm sein erster, gegen das Ministerium vom 15. April gerichtete Versuch einer politischen Thätigkeit verderblich.

Der Verfasser schickt seinen Memoiren eine kurze geschichtliche Darstellung der Polizeyverhältnisse in Frankreich voraus.

»Die Aufgabe der Polizey,« sagt Gisquet, »ist, Personen und Eigenthum zu schützen, über der allgemeinen Sicherheit zu wachen, und demnach alle Veranlassungen von Schaden und Nachtheil wegzuräumen, die Ausübung der Gesetze zu sichern, und alle im öffentlichen Interesse zur Aufrechthaltung der Ordnung erforderlichen Maßregeln vorzukehren.«

»Bey allen civilisirten Nationen waren Todschlag, Brandlegung und beynahe alle durch die heutigen Gesetzgebungen als

Verbrechen bezeichneten Handlungen durch die Gesetze verpönt; in jeder Gesellschaft mußte es demnach eine Behörde geben, deren Aufgabe die Bestrafung der Schuldigen war; aber die Gesetze konnten in ihren Verfügungen nicht alle Fälle und Vorkommnisse aufnehmen, welche, obgleich von geringerer Bedeutung, dennoch den Staatsbürgern zum Nachtheil gereichen. Daher haben die Gesetze zu jeder Zeit und in allen Ländern von was immer für Regierungsformen eine unseren Municipalkörpern analoge Behörde aufgestellt, welche die Aufgabe hat, gleichsam in väterlicher Weise auszufüllen, was die Gesetzgebung mit Schweigen übergeht.«

Die ersten legislativen Bestimmungen über Polizey sind in der von Chlodwig zu Anfang seiner Regierung erlassenen Gesetzsammlung enthalten; sie besteht aus zwey und siebzig Titeln, welche vom Eigenthumsrechte, von der Erbfolge, von den Pflichten gegen den Landesfürsten und den Beziehungen der Individuen unter einander handeln. Diese Bestimmungen sind unter dem Namen des salischen Gesetzes bekannt.

Dieß salische Gesetz enthält Verordnungen über die Verantwortlichkeit der Herren gegen ihre Leibeigenen und Diener, und den an Hausthieren verübten Schaden; gegen solche, welche gegen die guten Sitten verstoßen, werden strenge Strafen verhängt; deßgleichen Verunstaltung von Denkmalen in Kirchen, Jagdfrevel mit Bußen belegt, und selbst Unfälle, welche bey Schanzarbeiten durch Unvorsichtigkeit entstanden sind, nicht vergessen.

Im J. 532 befiehlt Childebert auf dem zu Köln gehaltenen Märzfelde die Beobachtung der sonn- und festtäglichen Feyer; eine andere im J. 554 publizirte Karte verbietet den Baladins ihre Profession zu Weihnachten und Ostern auszuüben; deßgleichen jemänniglich, an hohen Festtagen die Nächte in Gesang, Trunk und Prasserey zu durchschwelgen.

Also in den frühesten Zeiten, so wie später unter den Königen der zweyten Dynastie, hatte sich die Nothwendigkeit polizeylicher Maßregeln fühlbar gemacht, und war ihr durch gesetzliche Verfügungen nachgekommen worden.

Die unter Pipin erlassene Gesetzsammlung, welche unter dem Namen der Kapitularien durch zwey Jahrhunderte den Civil- und politischen Kodex in Frankreich bildete, enthält gleichfalls zahlreiche polizeyliche Verfügungen.

Eine besondere Sorgfalt widmete Karl der Große diesem Zweige der Verwaltung seiner ausgedehnten Reiche; Zeuge dessen sind die von ihm erlassenen Sanitätsvorschriften, die Bestimmungen über Betteley, Landstreicherey und Prostitution; deß-

gleichen die Ordnung der Handwerke und andere Verfügungen, welche z. B. den Preis der Lebensmittel festsetzten, und die strenge Beobachtung der bestehenden Maße und Gewichte vorschrieben.

Zur Zeit der Feudalherrschaft gerieth, wie in alle Verhältnisse, auch in die polizeylichen eine unbeschreibliche Verwirrung. Die Rechtspflege wurde von den Herren und Baronen in eigener Person geübt, die Placita minora und die Gottesurtheile gehören jener Periode der Anarchie an, bis in der Folge die Lehensherren sich durch ihre Vasallen in den Gerichtsversammlungen vertreten ließen. Diese Abgeordneten führten den Namen von Prevôts oder Vicegrafen (quasi vices comitum gerentes).

Die Herzoge, Grafen und Barone behielten sich zwar eine Jurisdiktion vor, deren sie sich jedoch in der Folge zu Gunsten einer höheren Magistratur begaben. Diese bestand aus Baillis und Seneschallen; später gingen diese Benennungen auf die niedern Richter in den Städten und Flecken über, wo denn, unter ihrer Aufsicht, neue Gerichtssprengel entstanden.

In dieser richterlichen und administrativen Organisation befand sich der Prevôt von Paris obenan; er hing unmittelbar von dem König ab, und handhabte sein Amt in des Königs Namen, daher ihm auch zustand, an die Magistrate der Provinzen Verordnungen zu erlassen. Die von ihm ausgehenden administrativen Verfügungen waren bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts für das ganze Königreich verbindlich, daher ihnen der Titel Ordonanzen, gleich den königlichen Entschließungen beygelegt wurde; und obgleich dieselben Akte gegenwärtig nur mehr für die Stadt Paris einen municipalen Charakter haben, so ist den Erlassen des Polizeypräfekten dennoch bis auf den heutigen Tag die alte Benennung geblieben.

Die Beysitzer — rachimburgs — der alten Grafen, deren in den Kapitularien Ludwigs des Frommen vom Jahre 829 Erwähnung geschieht, wurden durch den Rath der Prud'hommes ersetzt.

Im J. 1189 verlegte Philipp August den Sitz der städtischen Gerechtigkeitspflege nach dem großen Chatelet, welches das Stadthaus wurde.

Ludwig IX. ließ zuerst in der Sainte-Chapelle die Ordonanzen der Könige unter dem Titel: Trésor des chartes de France, niederlegen; der Prevôt Boisleve oder Boileau, welcher dem Chatelet neue Attributionen gab, sammelte zuerst die Akten seiner Rechtspflege; in der Folge vervollständigte er die alten Polizeyverordnungen, und bildete daraus einen Band, welcher le libre blanc oder das weiße Buch genannt wurde.

Der Prevôt von Paris vereinigte in seiner Person die mannigfaltigste Wirksamkeit: er war Gesetzgeber, städtischer Beamte, Verwalter der Gemeindegüter, Richter als Präsident des Chatelet, endlich Kriegsanführer, denn eine Ordonanzkompagnie, zwey Kompagnien Sergeanten, eine zu Fuß, die andere beritten, standen unter seinem Befehle; bey öffentlichen Anlässen zog er an der Spitze dieser Truppen einher, in Goldbrokat und Hermelin gekleidet, auf einem reich geschirrten Pferde; zwey Pagen schritten ihm voran, seinen Helm und seine Rüsthandschuhe an der Spitze ihrer Picken tragend. In jedem Pfarrsprengel waren Bürger zur Aufrechthaltung der Polizeyverordnungen gewählt, welche in großer Achtung standen, und Kommissäre hießen; später wurde dies Amt käuflich, was natürlich dem damit verbundenen Ansehen Eintrag that. Die Kommissäre standen mit den Offizieren der Rechtspflege in gleichem Range, und hatten ein jeglicher zehn Sergeanten zu ihrer Verfügung.

Man sieht, daß die heutige Municipalgarde, die Kommissäre und Stadtsergeanten eigentlich nur eine etwas veränderte Reproduktion jener alten Aemter ist.

Der rasche Zuwachs der Bevölkerung und die damit verbundene Vermehrung der Geschäfte steigerten die Pflichten und Obliegenheiten des Prevôts dergestalt, daß er bedacht seyn mußte, sich durch zwey Stellvertreter, deren einer für die Civilfragen, der andere für die Kriminaljustiz ernannt wurden, die Ausübung seines Amtes zu erleichtern.

Das Chatelet, dessen Präsident der Prevôt war, enthielt zehn Richterstühle. Vier von ihnen, nämlich der Parc civil *), die Chambre civile, die Chambre foraine und die Chambre de police, wurden von dem Civillieutenant präsidirt. In der letztgenannten Kammer kamen die Rechtsfälle der Pariser Kaufmanns- und Handwerker-Innungen zum Spruche; deßgleichen wurde alles, was Baufälligkeiten, Straßenreinigung, gezwungene Soldatenaushebung, Freudenmädchen und Ammen betraf, diesen Kammern zugewiesen, welche überdieß die Berichte der Kommissäre über Polizeyübertretungen entgegennahmen.

Außer diesen Kammern sind noch die des Procureur du Roi und die Chambre criminelle zu nennen, welcher letzterer der Kriminallieutenant vorsaß. Ihm war die Sorge für die Aufrechthaltung der Sicherheit der Stadt anvertraut, ihm lag ob, Paris von Landstreichern, Raubgesindel und Leuten ohne Fach zu säubern.

*) Wir entsagen geflissentlich dem Versuche, jene technischen, in keiner Uebertragung genügend bezeichneten Ausdrücke zu übersetzen.

Diese Ordnung währte, bis das von Philipp dem Schönen im J. 1302 ins Leben gerufene Parlament durch mehrfältige Veränderungen den Uebergriffen des Prevôts von Paris, der Baillis und Seneschalle ein heilsames Ziel setzte. Seinen eigentlichen Glanz verlor das Amt des Prevôt de Paris, als Ludwig XII. sie des Rechtes der Ernennung des Civil- und Kriminallieutenants entkleidete, und bestimmte, daß diese beyden Magistrate fortan auf Lebenszeit von dem Könige ernannt werden sollten. Bald sank die Bedeutsamkeit des Prevôts auf einen leeren Titel herab.

Von diesem Zeitpunkte an vereinigte der Lieutenant civil die Obliegenheiten der städtischen Behörde und des Polizeyamtes mit dem Vorsitze des Chatelet und den damit verbundenen richterlichen Funktionen. Zu bemerken ist jedoch, daß, obgleich ihm die Leitung der Polizey übertragen war, dennoch ein Theil dieses Dienstzweiges dem Geschäftskreise einer andern Behörde zugewiesen war: nämlich dem Bureau de la ville oder Stadtamt, welches aus dem Vorstande der Kaufleute, vier Schöppen, einem königlichen Prokurator, einem Greffier und einem Schatzmeister bestand.

Es konnte nicht fehlen, daß eine solche Theilung der Geschäfte zwischen den betreffenden Behörden zu häufigen und gewöhnlich auf den öffentlichen Dienst nachtheilig einwirkenden Reibungen führte.

Schon zwischen dem Civil- und dem Kriminallieutenant war es häufig zu den unangenehmsten Irrungen gekommen, weil beyde mit polizeylichen Funktionen, zwischen welchen die Gränze zu ziehen schwer fiel, bekleidet waren. Das Parlament sah sich daher genöthigt, häufig einzuschreiten, bis endlich, nach langer und reiflicher Berathung, Ludwig XIV. im J. 1667 das berühmte Edikt vorlegte, kraft welchem der polizeyliche Geschäftskreis den beyden Lieutenants des Chatelet entzogen, und einer neuen Obrigkeit, dem Polizeylieutenant (Lieutenant de police) zugewiesen wurde.

Dies Amt bestand vom 29. März 1667 bis zum 14. July 1789, dem Tage der Erstürmung der Bastille, und wurde von vierzehn Magistraten bekleidet, nämlich von den Herren de la Reynie (1667 — 1697), Marquis d'Argenson (1697 — 1718), Machault d'Arnouville (1718 — 1720), Graf Argenson (1720), Taschereau de Baudry (1720 — 1722) (Graf Argenson übernahm im J. 1722 abermals die Stelle eines Polizeylieutenants, und bekleidete sie bis zum J. 1724), Ravot d'Ombrevat (1724—1725), René Herault (1725 — 1739), Feydeau de Marville (1739 — 1747), Berryer (1747 — 1754), Bertin (1754 — 59), de Sar-



tine (1759 — 1774), Lenoir (1774 — 1775 und 1776 — 1785), Remond d'Albert (1775 — 1776), Thiroux de Crosne (1775 — 1789).

Die Revolution vom J. 1789 brachte in alle Zweige der Verwaltung, also auch in die polizeylichen, die größte Verwirrung. Die Stelle eines Polizeylieutenants war seit dem Rücktritt des Hrn. de Crosne herrenlos, und das gesammte Institut würde wahrscheinlich verfallen seyn, wenn die im Stadthause versammelten Wähler nicht auf den Trümmern der eingestürzten Stadtbehörde einen permanenten Ausschuß gebildet hätten, welchem der polizeyliche Dienst zugewiesen wurde.

Diese Wähler beauftragten einen aus sechzig Gliedern gebildeten Rathskörper, der in sechs Departements zerfiel, deren eines das polizeyliche war, mit Führung sämmtlicher Geschäfte, welche gegenwärtig den Wirkungskreis des Seine- und Polizeypräfekten ausmachen.

Damals erschien das von den Gliedern dieser neuen Behörde der Nationalversammlung vorgeschlagene, von ihr angenommene und von dem Könige sanktionirte Gesetz, welches am 6. November 1789 unter dem Titel: Lettres patentes sur la police provisoire de Paris, publicirt wurde..

Kraft dieses Gesetzes hatten die sechzig Komité's, ein jedes innerhalb der ihm angewiesenen Gränzen und unter der Autorität des Municipalkörpers die polizeylichen Funktionen zu versehen.

Diese Organisation erlitt durch das Gesetz vom 27. Juny 1790 eine Veränderung. Es bestimmte dasselbe nämlich, daß die Municipalität von Paris aus einem Maire, sechzehn Administratoren, zwey und dreyßig Gliedern des Stadtrathes, sechs und neunzig Notabeln, endlich aus einem Gemeindeprokurator und zwey Substituten bestehen solle.

Der Maire und die sechzehn Administratoren wurden in fünf Bureau's vertheilt, deren eines das polizeyliche war.

Das angeführte Gesetz behielt die Eintheilung der Stadt Paris in acht und vierzig Sektionen bey, welche eben so viele Primarversammlungen für den Polizeydienst und die Wahlen bildeten.

Seit mehreren Jahrhunderten hatten Polizeykommissäre bestanden, deren Zahl verschiedene Male verändert wurde; so gab es deren unter Philipp von Valois nur 12, unter Franz I. 32, 40 unter Heinrich III., endlich 48 unter Ludwig XIV. Letzte[illegible] Zahl ist bis auf heutigen Tag beybehalten worden. Die 48 S[illegible]tionen versahen den Dienst der Polizeykommissäre bis zur [illegible]derherstellung der letzteren.

Während der Revolutionszeit herrschte eine leicht erklärbare Verwirrung in diesem Dienstzweige. Die Einheit der Handlung verschwindet; zwölf durch das Gesetz vom 7. Fructidor des Jahres II ins Leben gerufene Comité's (die revolutionären Comité's) erhalten die Bestimmung, in Paris die Polizey zu handhaben, und welche Polizey? Blutgierige Leidenschaften, welche keinen Zügel kannten, setzten die rohe Gewalt an die Stelle der durch das Gesetz geregelten Amtsführung der Behörden. Es ist unnöthig zu sagen, daß die zwölf Comité's nur die Zahl der Opfer vermehren halfen, statt die moralische und physische Lage der Stadt zu verbessern.

Nach dem 9. Thermidor *) erließ der Convent ein Gesetz, welches die verschiedenen Zweige der Polizey in die Hände einer Kommission von zwanzig Gliedern legte. Diese wurden jedoch durch das Gesetz vom 28. Thermidor III auf drey herabgesetzt; diese Kommission wurde endlich durch den Artikel 184 der Konstitution vom Jahre III, vom 15. Frimaire IV (6. Dez. 1795) in das gleichfalls aus drey Gliedern zusammengesetzte Centralbureau verwandelt, welches bis zur Errichtung der Polizeypräfektur am 17. Ventose VIII (März 1800) bestanden hat. Die Herren Dubois und Piis waren in diesem Bureau, als dasselbe aufgehoben, und ersterer zum Polizeypräfekten, letzterer zum Generalsekretär ernannt wurden.

Folgendes ist die Liste der Polizeypräfekten von der Kreirung dieses Amtes bis zum Abgange des Hrn. Gisquet: Dubois, vom 17. Ventose VIII (8. März 1800) bis 14. Oktober 1810; — Pasquier, vom 14. Oktober 1810 bis 13. May 1814; — Beugnot, vom 13. May 1814 bis zum 3. Dez. desselben Jahres; — Daudré, vom 3. Dez. 1814 bis 14. März 1815; — Real, vom 21. März bis zum 2. July 1815; — Courtin, vom 2. bis zum 3. July 1815; — Decazes, vom 10. July bis zum 29. Sept. 1815; — Anglès, vom 29. Sept. 1815 bis zum 20. Dez. 1821; — Delavau, vom 20. Dez. 1821 bis zum 6. Jänner 1828; — Debelleyme, vom 6 Jänner 1828 bis zum 13. Aug. 1829; — Mangin, vom 13. Aug. 1829 bis zum 29. July 1830; — Bavoux, vom 29. July bis zum 1. Aug. 1830; — Girod (de l'Ain), vom 1. Aug. bis zum 7. Nov. 1830; — Treilhard, vom 7. Nov. bis zum 26. Dez. 1830; — Baude, vom 26. Dez. 1830 bis zum

*) Der Verfasser bemerkt hier, daß die glückliche Reaktion des 9. Thermidor an dieselben Jahrestage fiel, welche im J. 1830 durch die Juliusrevolution merkwürdig geworden sind; Robespierre, Saint Just, Couthon und ihre Mitschuldigen wurden am 9. Thermidor verhaftet, und am 10. und 11. verurtheilt und hingerichtet. Diese drey Tage entsprachen dem 27., 28. und 29. Julius.

21. Februar 1831; — Vivien, vom 21. Febr. bis zum 17. Sept. 1831; — Saulnier, vom 17. Sept. bis zum 15. Okt. 1831; — Gisquet, vom 15. Okt. 1831 bis zum 6. Sept. 1836.

Die Herren Beugnot, Dandré (beyde hatten nur den Titel von Generaldirektoren), Bourienne, Real, Courtin, Mangin und Saulnier sind verstorben; die übrigen Vorgänger Gisquet's sind noch am Leben, und bekleiden fast alle mehr oder minder hervorragende Stellen im Staate: Graf Dubois lebt in der Zurückgezogenheit; — Baron Pasquier, gegenwärtig Kanzler von Frankreich; — Herzog Decazes, Großreferendär der Pairskammer; — Hr. Delavau, seit dem Jahre 1830 in Ruhestand, ehemals Rath am Kassationshofe; — Hr. Debelleyme, Präsident des Seine-Tribunals erster Instanz; — Hr. Bavour, Rath der Cour des Comptes; — Hr. Girod (de l'Ain), Pair von Frankreich und Präsident des Staatsrathes; — Hr. Treilhardt, Rath der Cour Royale von Paris, gegenwärtig in Rußland; — Hr. Baude, Staatsrath im ordentlichen Dienste; — Hr. Vivien, Staatsrath im ordentlichen Dienste.

Die rasche Aufeinanderfolge der Präfekten konnte nur höchst nachtheilige Folgen haben. Gisquet klagt bitter über den Zustand, in welchem er die Präfektur fand, war er doch seit der Juliusrevolution, das heißt binnen funfzehn Monaten, der siebente Präfekt. Wie sollte die nöthige Einheit und Uebereinstimmung in den verschiedenen Zweigen dieses ausgedehnten Geschäftskreises von Männern erhalten werden, welche kaum Zeit finden konnten, sich einigermaßen mit der Natur des wichtigen Amtes vertraut zu machen, welches man ihnen nur zu vertrauen schien, um es wenige Monate, ja Tage später wieder in andere Hände zu legen.

Das sechzehnte Kapitel des ersten Theiles enthält eine Darstellung der Organisation der Polizeypräfektur, wie sie zur Zeit des Rücktrittes Gisquet's, also im September 1836, bestanden hat, und ohne wesentliche Aenderung noch heute besteht.

»Das Erste, erzählt der Verfasser, »was ich nach Antritt der Präfektur unternahm, war, mich mit meinem neuen Wirkungskreise vertraut zu machen, ihn als Ganzes und in seinen einzelnen Theilen zu studiren, meine Pflichten und Rechte, so wie die Beschaffenheit meiner Beamten kennen zu lernen.

»Es mußte mir viel daran gelegen seyn, zu wissen, in wie ferne die Organe, von denen ich umgeben war, meinem Vertrauen zu entsprechen geeignet wären, und ich konnte bey dieser Prüfung um so mehr meinem Urtheile trauen, als ich schon in der Stellung eines Generalsekretärs die Gelegenheit zur Beobachtung des Personals benützt hatte

»Einige Aenderungen schienen mir wünschenswerth. Unter der Restauration hatten nämlich viele zur Erfüllung ihrer Berufspflichten untaugliche Leute in der Protektion einflußreicher Personen ein Mittel gefunden, in der Administration angestellt zu werden: schon in dieser Hinsicht boten diese Individuen wenig Bürgschaft, da sie der alten Ordnung der Dinge meistentheils geneigt blieben. Traten zu diesem Umstande noch andere Gründe der Unzufriedenheit, wie geistige Unfähigkeit, Nachläßigkeit, körperliche Gebrechen, üble Gewohnheit u. dgl., so war es der Klugheit angemessen, solche Menschen zu entfernen, eine für die, welche es traf, traurige, im Interesse des Dienstes aber unentbehrliche Maßregel.

»Meine Vorgänger seit der Revolution waren zu kurze Zeit im Amte, um im Personale die Veränderungen vornehmen zu können, welche sie ohne Zweifel für nöthig erachteten. Denn es muß hier bemerkt werden, daß die Polizeypräfekten vor dem J. 1830 nur zu leicht den Einwirkungen hochgestellter Personen wichen, und deren Protegé's anstellten, ohne weiter nach ihren Fähigkeiten zu fragen. Der Angestellte brauchte nicht für den Platz zu passen, wenn nur ihm der Platz genehm war. So verlieh man an Greise und Hinkende Aemter, welche Kraft und Beweglichkeit erfordern; Kurzsichtige wurden mit Stellen betraut, welche ein gutes Gesicht erheischten, und Harthörige an Plätze gestellt, wo ihre Aufgabe war, zu hören.

»Ich sah mich also, so unlieb und peinlich diese Pflicht war, genöthigt, manche Aenderungen im Personale vorzunehmen. Dieß geschah gegen Ende Dezember 1831.«

Hr. Gisquet mag hierin Recht haben; es ist aber, zum mindesten, eine weit getriebene Artigkeit des Verfassers für seine Vorgänger s e i t 1830, wenn er bloß der Restauration Begünstigungen, wie die von ihm mit Recht gerügten, zur Last legt. Jedermann, der einigermaßen mit den heutigen Zuständen Frankreichs vertraut ist, kennt die Krebsschäden der französischen Verwaltungsmaschine. Bekanntlich zerfallen in diesem Lande die Staatsdiener in Fonctionnaires und in Employés. Beyde sind amovibel (mit Ausnahme der Gerichtspersonen, welche überhaupt von der Administration — und nur von dieser ist hier die Rede — gänzlich geschieden sind). Die Fonctionnaires oder höheren Beamten haben ihren Halt in den Parteyen, welchen sie angehören; zu diesen höheren Stellen führen zwey Wege: der publicistische und der parlamentarische, die Tagespresse und die Kammer. Einmal zu einem Amte von Bedeutung gelangt, besteht das Geheimniß, sich in der Macht zu erhalten, in der Kunst des Fonctionnaires, mit der Partey, die ihn getragen,

mit der Hofgunst des Schlosses und mit dem jedesmaligen Ministerium geschickt zu paciscieren. Diese Aufgabe ist oft schwierig genug, und kann häufig nur durch das freylich nicht sehr moralische Mittel der Täuschung nach allen Seiten hin gelöst werden. Inzwischen wer auch nur mit Einer dieser drey Puissancen gut zu stehen vermag, kann auf eine Stütze rechnen; für ihn findet sich in Zeiten des Sturmes ein Ankerplätzchen in der Liste civile, oder eine Pension de retraite, wenn er die Parole von dem Schlosse empfangen hat, oder eine Rolle in der Opposition, die dann wieder unter günstigen Umständen zum »pouvoir« führen kann, vorausgesetzt, daß er, wie man dieß zu nennen pflegt, nicht die Interessen der Nation verrathen hat, d. h. der Fahne seiner Partey nicht untreu geworden ist. Dieß ist das Feld, auf welchem sich die bekannten Gestalten, deren Zahl übrigens nicht sehr groß ist, im Kreise, man könnte sagen in einem Cercle vicieux, umhertummeln. Manche sind aber unglücklich, ungeschickt oder ehrlich genug, es mit allen drey eben genannten Gewalten zu verderben; wie z. B. Hr. Gisquet. Diese werden dann auf die eine oder andere Weise beseitigt; entweder indem man sie der Kammer gegenüber kompromittirt — die französische Sprache hat dafür den technischen Ausdruck des Abnutzens recipirt: »en les usant,« oder indem ihr Privatleben preis gegeben wird, was freylich auch dem Ansehen der Regierung, welcher diese Bemakelten gedient haben, nicht zum Vortheile gereichen kann; die Presse und die Tribunale sind hiezu die Werkzeuge; leider ist aber das moralische Gefühl in Frankreich so abgestumpft, daß die Schmach, welche ein diffamirender Prozeß über den schuldig Erkannten zu werfen pflegt, dort vieles von ihren Schrecken verloren hat, und auch dieses Mittel anfängt, abgenützt zu werden.

Es versteht sich von selbst, daß das Partey-Interesse so sehr das Hauptelement bey Vergebung der höheren Aemter bildet, daß die zur Erfüllung der damit verbundenen Pflichten nöthigen Fähigkeiten meist nur beyläufig in Betracht gezogen werden. Dieß ist bey Bildung der Ministerien unbedingt der Fall; nur muß freylich bemerkt werden, daß in jedem Departement ein alter und mit dem Geschäftsgange vertrauter Beamter angestellt ist, der dem neuen Minister an die Hand gehen muß, und selbst außerhalb dem Treiben der Parteyen steht. Diese Beamten — denn sie gehören nicht in die Klasse der Fonctionnaire — besitzen in der Regel große Fertigkeit und genaue Kenntniß des materiellen und formellen Theiles der Geschäfte. Wie ungedeihlich übrigens eine Organisirung ist, welche Sache und Form scheidet, und den Gedanken und die Ausführung in verschiedene Hände

legt, welch überwiegender und durch keine Kontrolle zu beschränkender Einfluß hiedurch einem Subalternbeamten in allen Detailgeschäften eingeräumt wird, wie übel dabey für die Interessen der Administrirten gesorgt ist — dieß ließe sich leicht nachweisen, wenn hier der Ort dazu wäre.

Man sollte glauben, daß in einem Verwaltungskörper, deren Häupter nur selten mehr als eine oberflächliche und allgemeine Kenntniß des Dienstkreises besitzen, in welchen sie die Kombinationen des Zufalles und der sogenannten parlamentarischen Nothwendigkeiten berufen haben, mindestens darauf Bedacht genommen werde, die untergeordneten Plätze mit geübten und mit ihrem Fache vertrauten Personen, mit Spezialitäten zu besetzen, damit der durch die Politik vorzugsweise in Anspruch genommene Chef in dem Geschäftskreise seines Departements mindestens auf den Beystand verläßlicher und gewandter Mitarbeiter rechnen könne. Dieß ist aber nur selten der Fall. Die Klagen des Hrn. Gisquet über die Unbrauchbarkeit seiner Employés und über die Ursachen dieses Uebelstandes würden wohl die meisten Departementschefs unterschreiben. Hr. Gisquet hat aber Unrecht, der Restauration einen Erbschaden zur Last zu legen, den sie nicht erzeugt, sondern überkommen, und welchen die Juliusrevolution sicher nicht geheilt, vielmehr noch weiter entwickelt und ausgebildet hat. Galt unter der Restauration die Protektion des Hofes und der Kongregation mehr, als Verdienst und rechtlich erworbener Anspruch, so sehen wir heute Deputirte, Zeitungsschreiber, Pamphletisten, Börsemänner und Industrielle Gunst und Gnaden ertheilen und selbst empfangen, so lange die Partey, der sie dienen, eben an der Gewalt ist.

»Die Polizeypräfektur,« fährt der Verfasser fort, »war in Folge der von mir eingeführten Reformen zur Zeit meines Rücktrittes im Dezember 1836 folgendermaßen organisirt:

»Der Präfekt. — Das Kabinet des Präfekten. Es besteht aus neunzehn Employés.

»Geschäftskreis des Kabinets. — Eröffnung, Durchsicht, Registrirung und Vertheilung an die betreffenden Bureau's sämmtlicher Depeschen, Briefe und Eingaben, deren Zahl durchschnittlich sich auf mehr als zweytausend täglich beläuft. — Korrespondenz des Präfekten mit den Ministern und den Behörden über politische Gegenstände. — Bildung und Klassificirung der Fascikeln über politische Gegenstände. — Eröffnung der Berichte der geheimen Agenten. — Biographisches Verzeichniß sämmtlicher Individuen, welche in politischen Verhältnissen figurirt haben (dieses Verzeichniß wurde erst von mir eingeführt, und enthielt bey meinem Austritte schon über zwölftausend Namen). —

Korrespondenz und administrative Maßregeln hinsichtlich der fremden Flüchtlinge. — Endlich, im Allgemeinen, aller Bureaudienst, welcher politische Fragen von allgemeinem Interesse betrifft, ohne für die speziellen Bureau's geeignet zu seyn.

»Vor meiner Zeit wurden die Flüchtlingsangelegenheiten nicht im Kabinete behandelt; ich glaubte sie jedoch, wegen ihrer Analogie mit den politischen Fragen, demselben zuweisen zu sollen.

»Früher wurden die Depeschen, welche Municipalgegenstände betrafen, unmittelbar in die betreffenden Bureau's abgeliefert, und alle übrigen, selbst die politischen Berichte an das Generalsekretariat zur Registrirung abgegeben. Dadurch geschah es, daß die Depeschen zerstreut wurden, und der Präfekt nur in die an sein Bureau gelangten, und auch dann nur nach einem, dem Dienste oft sehr nachtheiligen Zeitverluste, Einsicht nehmen konnte; die übrigen Akten wurden ihm nur in seltenen Fällen vorgelegt, wenn nämlich die Divisionschefs, wegen Wichtigkeit des Gegenstandes, eine eigenmächtige Entscheidung nicht auf sich nehmen wollten.

»Man begreift leicht, wie nachtheilig dieser Geschäftsgang war. Der Chef der Behörde konnte niemals, selbst nicht bey der größten Fähigkeit und Geschäftsgewandtheit, einen Ueberblick über die Geschäfte gewinnen, noch durch persönliches Eingreifen die Amtshandlung beschleunigen. Wie hätte er sich über Nachläßigkeit, Verzug oder, was zuweilen der Fall war, gänzliche Vergessenheit in Fragen beschweren können, in welche man ihm niemals Einsicht gab? Die Bureau's behandelten die Geschäfte gerade, als ob sie keinen Vorgesetzten hätten, und der Präfekt seinerseits, auf dem alle Verantwortlichkeit lastete, wurde, ohne es zu wissen, der Gegenstand der Beschwerden und Anklagen von Personen, deren Interesse zu leiden hatte.

»Ich will hier anderer Mißbräuche, die aus einer solchen Geschäftsordnung entspringen konnten, nicht Erwähnung thun. Es bleibe dem Scharfsinne des Lesers überlassen, diese Folgerungen zu ziehen.

»Genug, ich schlug einen andern Weg ein, und traf Anstalt, daß kein Stück an die Bureau's gelangte, ohne vorher nicht in meinem Kabinete eröffnet, vorgemerkt und unmittelbar mir vorgelegt worden zu seyn, wenn es anders nicht einen untergeordneten Gegenstand betraf.

»Es wurde ein Verzeichniß gehalten, in welches die jeden Tag den Bureauchefs durch die Beamten meines Kabinets überreichten Aktenstücke nach der Zahlenreihe eingetragen wurden; auf diese Weise konnte ein jedes sogleich aufgefunden, und der

Name desjenigen, der es zurückhielt, nachgesehen werden; zugleich war die Gewißheit, daß mir alle diese Papiere bekannt seyen, geeignet, den Eifer meiner Untergebenen rege zu halten.

»Das Generalsekretariat bestand aus dem Generalsekretär und neunzehn Beamten.

»Geschäftskreis. — Redaktion der Anstellungs- und Entlassungsdekrete sämmtlicher Angestellter. — Registratur dieses Dienstzweiges. — Eintheilung der Anstellungsgesuche nach Kategorien, und Auskunft über die Kandidaten. — Vorschlag zu den Besetzungen. — Vorschlag zu den Gehaltsbestimmungen und Gratifikationen. — Streitfragen. — Unterhalt der Baulichkeiten und des Mobiliars der Präfektur. — Miethe der Lokalität für den auswärtigen Dienst. — Prüfung der Statuten anonymer Gesellschaften. — Allgemeines Archiv. — Direktion der Municipalgarde und der Sappeurs-Pompiers. — Vorschlag zu Ernennung zu den Offiziers- und Unteroffiziersstellen ꝛc. — Alle Maßregeln, betreffend die Theater, Seiltänzer, öffentlichen Reunionen, Feste und Feyerlichkeiten, Spiele, Ausrufer und Zettelträger; ferner Alles bezüglich den Kultus, Civiletat, die Verwaltung des Stämpels, Pulververkauf, Aufgreifung der Deserteure u. s. f.

»Erste Division. — Hundert drey Beamte von allen Graden.

»Geschäftskreis. — Die richterlichen Funktionen der Polizey; Gerichtsprotokoll; Sammlung sämmtlicher Urtheilssprüche, so binnen 120 Jahren in Frankreich in Kriminalfällen gefällt worden sind. — Verbrechen und Vergehungen gegen die öffentliche Sicherheit. — Sträflinge, Landstreicher, Bettler. — Hausirer, Chiffonniers. — Gold- und Silberprobe. — Versteigerungen. — Verhör aller verhafteten Individuen; ihre Freylassung oder Abführung an den königlichen Prokurator. — Freudenmädchen; Verzeichniß derselben; Maßregeln zu ihrer Beschränkung; ärztliche Untersuchung. — Bettler; Gefängnisse, Arbeits-, Korrektions-, Zwangs- und Versorgungshäuser. — Ertheilung und Visirung der Pässe, Aufenthaltskarten, Waffenbewilligung, Handwerksbücher — Hotelsgarnis- und Wohnungsvermiether.

»Zweyte Division. — Zwey und funfzig Beamte aller Grade.

»Geschäftskreis. — Administration und Ueberwachung der Hallen und Märkte. — Maß und Gewicht. — Die Morgue. — Schiffahrt, Bäder auf der Seine u. s. f. — Kanäle und Flüsse. — Dampfboote — Holz- und Kohlenlager. — Die Börse. — Weinhändler, Bierbrauer. — Straßenpolizey. — Oeffentliche Gebäude. — Reinigung, Beleuchtung, Begießung von Paris. —

Kanäle, Gossen, Wasserleitungen, Brunnen, Springbrunnen, Feuersbrünste. — Oeffentliche Wagen, Fiaker, Kabriolets. — Drehbrücken, Fuhrleute. — Gefährliche, ungesunde und beschwerliche Etablissements. — Oeffentliche Reinlichkeit und Gesundheit. — Aerzte, Chirurgen, Hebammen. — Kräutler, Drogisten, geheime Arzneyen. — Mineralwässer. — Epidemie. — Impfung. — Kirchhöfe. — Ausgrabungen.

»Buchhaltung. — Zwölf Beamte.

»Bureau der Architekten. — Kommissäre der petite voirie. — Dies Bureau besteht aus dreyzehn Architekten oder Experten, welche alle diesen Dienstzweig betreffenden Berichte zu prüfen haben. Diese Berichte erreichen in manchen Jahren die Zahl von zwanzigtausend.

»Kasse. — Eilf Beamte.

»Gesundheitsrath. — Er besteht aus achtzehn Aerzten, Chimisten und Apothekern, welche aus den Ausgezeichnetsten ihres Faches gewählt werden.

»Dieser Rath versammelt sich einmal in der Woche auf der Präfektur, und beschäftigt sich mit allen auf die öffentliche Gesundheit und Reinlichkeit bezüglichen Fragen; hieher gehören die industriellen Anstalten, welche für gefährlich, schädlich oder unbequem betrachtet werden, Epidemien, Viehseuchen u. s. f. Die Glieder dieses Rathskörpers sind für die Bevölkerung des Seine-Departements von höchster Wichtigkeit, was man schon daraus schließen kann, daß in diesem Departement mehr als viertausend Etablissements der genannten Art bestehen, und daß die Berichte der Gelehrten, welche den Rath bilden, Berichte, die sehr häufig die Ausdehnung von gelehrten Abhandlungen haben, im Jahre die Zahl von achthundert übersteigen.

»Dieser nützliche Rathskörper wurde von mir am 24. Dez. 1832, nach den Ansichten der vorzüglichsten Mitglieder, auf eine den Bedürfnissen des Dienstes entsprechendere Grundlage reorganisirt; er ist seither für alle ähnlichen Anstalten in den Departements zum Muster und Vorbild gewählt worden.

Municipalpolizey. — Ein Chef, ein Unterchef, acht Bureaubeamte; vier und zwanzig Friedensoffiziere; ferner alle Brigadiers, Stadtsergeanten, Polizey-Inspektoren, Kontroloren und Aufseher der Hotels garnis; Nachtwächter und Sicherheitspolizey-Agenten, deren Anzahl ich aus Rücksicht für das öffentliche Interesse hier anzugeben nicht für gut finde.

»Ein Bureau, bestehend aus zehn Beamten zur Austragung der Depeschen.

»Ein Oekonom und ungefähr funfzig Kanzleydiener, Thürhüter und Hausknechte.

»Alle vorbenannten Aemter und Stellen gehören der Central-Administration an. Da ich die verschiedenen Zweige, aus welchen letztere besteht, hinlänglich bezeichnet habe, so sind nur mehr die den auswärtigen Dienst betreffenden Stellen namhaft zu machen.

»Die ärztliche Untersuchungskommission (le dispensaire de salubrité), welcher zehn Aerzte beygegeben sind, zur Untersuchung der Freudenmädchen.

»Allgemeine Inspektion der Hallen und Märkte. — Mit hundert neunzig Beamten, deren Aufgabe ist, die Verkaufsgegenstände, so wie die Erhebung der der Stadt zukommenden Verzehrungsabgaben zu überwachen

»Straßenerleuchtungs-, Straßenreinigungs- und Begießungs-Direktion mit ein und achtzig Beamten.

»Allgemeine Inspektion der Schiffahrt und Häfen — mit acht und zwanzig Beamten.

»Allgemeine Holz- und Kohlen-Inspektion — fünf und zwanzig Beamte.

»Kontrolle der Mehl- und Getreidehallen — sechs Beamte.

»Prüfung des Getreides — neun Beamte.

»Inspektion der Wagen — fünf Beamte.

»Oeffentliche Gewichte (in den Hallen, auf den Märkten und Häfen) — fünf und zwanzig Beamte.

»Polizeykommissäre. — Es gibt deren im Ganzen sechs und funfzig, davon einer in einem jeden der acht und vierzig Pariser Stadtviertel; einer für Chaillot; einer, welcher die Funktionen des Staatsanwaltes bey dem einfachen Polizeytribunal versieht; zwey zur Verhörung der verhafteten Individuen; drey der Präfektur zugetheilt, um die dringenden richterlichen Maßregeln und Verhaftbefehle sogleich in Ausführung zu bringen; endlich einer, der mit Ueberwachung der königlichen Residenzen beauftragt ist.

»Funfzig Sekretäre, sieben und funfzig Inspektoren, acht und vierzig Polizeydiener sind den Polizeykommissären beygegeben.

»Ueberwachung der Börse. — Ein Polizeykommissär und neun Beamte.

»Die Zahl der Beamten des Bureau- und äußeren Polizeydienstes beläuft sich demnach auf eilfhundert vierzig, ohne Inbegriff der Beamten, deren Anzahl ich geflissentlich nicht erwähnt habe, als da sind die Stadtsergeanten, Polizey-Inspektoren, Nachtpatrouillen, Sicherheitsagenten, deren Geschäft die Diebspolizey ist u. s. f.; sodann die Aufseher über die Hotels garnis, Miethhäuser und Zimmervermiether u. s. f. Es versteht

sich von selbst, daß die geheimen Agenten in den vorstehenden Tabellen nicht inbegriffen sind.

»Ohne die Anzahl dieser letztgenannten fünf Beamtenklassen anzugeben, soll hier doch in Kürze von ihrem Geschäftskreise Erwähnung geschehen.

»Einem jeden Arrondissement von Paris ist eine Brigade zugetheilt, deren Stärke je nach Maßgabe der Lokalität variirt; sie wird von einem Friedensoffizier befehligt, und ist aus Stadtsergeanten und Inspektoren zusammengesetzt.

»Ihre Aufgabe ist, das Arrondissement fortwährend zu exploriren, auf Ausführung und Beobachtung der Ordonnanzen zu halten, Unordnungen zu unterdrücken, auf der That ertappte Verbrecher zu verhaften, den Bedrängten beyzuspringen, und so viel als möglich die freye Cirkulation zu unterhalten. Ihr Dienst beginnt am frühen Morgen, und hört erst um Mitternacht auf, um welche Stunde die Sicherheit der Stadt andern Agenten und den Militärpatrouillen anvertraut wird.

»Die Stadtsergeanten und Inspektoren haben in ihrem Arrondissement einen Sammelplatz, wo sich der Friedensoffizier aufhält, welchem sie mündlich oder, wenn es seyn kann, schriftlich Bericht erstatten; dieser macht daraus einen Auszug, den er zweymal des Tages, und im Falle außerordentlicher Vorfälle noch öfters, dem Polizeypräfekten mittheilt; so daß nichts in Paris vorfallen kann, was nicht sogleich zur Kenntniß des Präfekten gelangte. Diese Einrichtung setzte mich in den Stand, niemals mein Kabinet zu verlassen, ohne die Lage, in welcher die Hauptstadt sich eben befand, vollkommen zu kennen.

»Eine starke Brigade von Stadtsergeanten hat die spezielle Aufgabe, alle Hemmnisse auf den Straßen bey Seite zu schaffen, und namentlich auf den Marktplätzen und in den Hallen freye Cirkulation zu unterhalten.

»Vier andere Brigaden, ohne bestimmte Aufgabe, bleiben stets zur Disposition des Präfekten, um in unvorhergesehenen Fällen die speziellen Agenten auf Punkten, wo diese unzureichend seyn sollten, zu unterstützen.

»Mit Hülfe dieser Brigaden, welche nach Maßgabe der Umstände durch die Mannschaft anderer, auf andern Punkten verwendeter Brigaden verstärkt wurden, ist es mir gelungen, eine große Anzahl von Emeuten und Aufständen zu unterdrücken; freylich hatte ich auch Bedacht genommen, nur junge, tapfere und kräftige Leute in dieses Korps der Stadtsergeanten aufzunehmen.

»Die Nachtpatrouillen, Rondes de nuit, sind in Escouaden abgetheilt, ehemals nannte man sie die grauen Patrouil-

len; sie cirkuliren die ganze Nacht über in Paris. Diese Patrouillen haben ihre vorgeschriebene Marschroute, so daß alle Theile der Stadt zu gleicher Zeit explorirt werden; sie durchziehen hauptsächlich die übel berüchtigten Straßen, entlegenen Quartiere, endlich alle Stadtgegenden, wo die Sicherheit der Bewohner gestört werden könnte. Der Dienst dieser Patrouillen beginnt um 11 Uhr Nachts.

»Die Aufseher der Hotels garnis haben täglich die Hotels und Privathäuser, in welchen Fremde und Einheimische aufgenommen werden, zu besuchen, um auf abgesonderten Zetteln, welche noch denselben Tag auf die Präfektur gelangen, Namen, Geschlecht, Alter und Stand der aufgenommenen und abgegangenen Individuen zu verzeichnen. Diese Bulletins werden sogleich alphabetisch geordnet, und dienen in sehr vielen Fällen, die Spuren von Reisenden aufzufinden. Man begreift den Nutzen dieser Einrichtung, wenn man bedenkt, daß es an dreytausend neunhundert Häuser gibt, wo man Fremde beherbergt, und daß die Zahl der täglich Ein- und Ausziehenden im Durchschnitte sich auf zweytausend sechshundert belaufen mag. Die Gesammtzahl der oben erwähnten Zettel beträgt im Jahre neunhundert funfzigtausend. Die Durchschnittszahl der in Hotels garnis wohnenden Personen beläuft sich auf sieben und funfzigtausend, worunter sechstausend Ausländer.

»Die Agenten des Sicherheitsdienstes sind insbesondere mit Beobachtung der entlassenen Sträflinge beauftragt; deßgleichen mit Aufsuchung der Verbrecher und deren Verhaftung; ferner mit Auffindung der Beweise, welche ihre Schuld konstatiren, mit Vollziehung der Mandate und gerichtlichen Ordonnanzen; kurz mit Allem, was zum aktiven Polizeydienste in Civilgegenständen gehört.

Dieß ist und dieß war der Zustand, in welchem ich die Polizeypräfektur nach fünfjähriger Amtsführung verließ.«

Wir haben nicht die Absicht, in diesen Zeilen dem Verfasser Schritt für Schritt zu folgen. Indem er die Geschichte seiner Amtsführung und mit ihr, so zu sagen, die Stadtgeschichte von Paris schreibt, sucht er sich von den vielfachen Anklagen zu reinigen, welche die Presse mit dem unversöhnlichsten Hasse gegen ihn angehäuft hat. Was insbesondere seinen Prozeß mit dem Messager anlangt, so herrscht unter allen Unparteyischen, und namentlich unter allen Rechtskundigen in Frankreich nur Eine Stimme, daß nämlich jener Prozeß auf eine, der Würde der Justiz wenig entsprechende Weise geführt wurde, und daß das Ministerium Molé einen politischen Zweck nur allzu unverhohlen in der ganzen Sache durchblicken ließ. Bekanntlich gewann Hr.

Gisquet seinen Prozeß, d. h. der Messager, welchen der Expräfekt wegen verläumderischer Anklage (des Mißbrauchs seiner Amtsgewalt) belangt hatte, wurde verurtheilt. Aber im Laufe des Prozesses waren über das Privatleben Gisquet's so ärgerliche Aufschlüsse gegeben worden, daß dieser Sieg vor dem Tribunale die moralische Niederlage nicht aufwog. Gleich darauf wurde ihm sein Titel als Staatsrath entzogen; sein Schwiegersohn, der eine einträgliche Stelle als Generalsteuereinnehmer bekleidete, entsetzt; genug, das Ministerium Molé ließ nichts fehlen, um zu der Demüthigung und moralischen Herabsetzung in Folge jener skandalösen Enthüllungen auch noch, so viel an ihm lag, das möglichst volle Maß von äußerer Schmach und Kränkung hinzuzufügen. — Gisquet behandelt diesen Prozeß, am Schlusse seines Werkes, in aller Kürze. Ueber seine Privatverhältnisse, und was sich daran knüpft, spricht er sich nicht weiter aus, er berührt sie kaum, nur die Anklage des Messager, die Anklage wegen Mißbrauchs seiner ämtlichen Gewalt weist er von sich; nur hierauf bezieht sich seine Rechtfertigung. Das damalige Ministerium und seine Agenten klagt er der Verfolgung und Ungerechtigkeit an. Der Beweis des Gegentheils würde schwer zu führen seyn; im Grunde hat diese Frage, von dem Standpunkte unserer Leser betrachtet, nur einen untergeordneten Werth. Daß Gisquet geopfert wurde, weil er nicht das willenlose Werkzeug der Partey seyn wollte, in deren Händen sich damals die Gewalt befand; daß man, uneingedenk der wesentlichen Dienste, die er geleistet, und in welcher Zeit und unter welchen Umständen geleistet! ihn seinem Schicksale überließ, ist Thatsache. Der moralische Makel, den jener ärgerliche Prozeß auf ihn warf, wird wohl schwerlich je gänzlich verlöscht werden können. Sind aber die reiner, welche ihn ohne Schonung und ohne Rücksicht der allgemeinen Verachtung preis gaben? Ein Blick in das Innere der französischen Zustände reicht hin, um diese Frage zu beantworten.

Uns ist aber gerade um die objektive Seite des vorliegenden Werkes zu thun, weil es dem europäischen Publikum das lebhafteste Interesse darbietet. Von der Persönlichkeit des Verfassers wollen und müssen wir absehen. Ob er wahr berichtet, ob die hämische, keine Scham noch Schranken kennende Verfolgung, jener Vertilgungskrieg, welchen die revolutionäre Presse gegen Gisquet ohne Unterlaß führte, sein Herz nicht mit Galle getränkt; ob das Benehmen der Machthaber gegen ihn, während des Prozesses, seinen Geist nicht dergestalt befangen habe, daß eine unparteyische Darstellung der Verhältnisse von ihm nicht wohl erwartet werden können, hierauf kömmt freylich Alles an.

Innere Gründe sprechen in dieser Beziehung gegen Gisquet; die Haltung seines Werkes hebt jedoch diese Zweifel bis auf einen gewissen Grad. Seine Darstellung ist klar, lichtvoll, erschöpfend; der Mann von Fach, der seines Gegenstandes sicher ist, tritt hier allenthalben unverkennbar hervor. Ihm Mäßigung absprechen zu wollen, wäre geradezu Ungerechtigkeit. Die Natur des Werkes ist übrigens der Art, daß eine Widerlegung der Thatsachen nur in Frankreich geschrieben werden könnte. Sie müßte dann aber nicht von Privaten kommen, sondern von der Regierung ausgehen, welche allein im Besitze der ämtlichen, in diesem Falle allein Geltung habenden Urkunden ist. Bis also ein solcher Gegenbeweis nicht geführt ist, sehen wir nicht wohl ein, wie man Gisquet der Lüge zeihen könnte, zumal wo er, ohne Rücksicht auf die gegen ihn geführten Klagen, wie z. B. wegen der berüchtigten Fusils Gisquet's, sich darauf beschränkt, die Geschichte seiner Amtsführung zu schreiben. Wir wählen hier eine der wichtigsten Krisen, durch welche die Vorsehung die Juliusdynastie geführt hat, nämlich den Aufruhr am 5. Juny 1832.

Vielleicht bietet diese Darstellung dem Leser wenig neue Thatsachen: was ihr ein eigenthümliches Interesse verleiht, ist aber eben, daß sie aus der Feder eines Mannes fließt, welcher in jener bewegten Zeit die Fäden der in Frankreich so sehr ausgebildeten polizeylichen Staatsmaschine in seinen Händen vereinigte. In seinem Munde hat jedes Wort Gewicht. Wer je in ämtlichen Beziehungen stand, wird diesen Umstand zu würdigen wissen.

»Die karlistische und die republikanische Faktion« — erzählt Gisquet im neunten Kapitel des zweyten Bandes — »war zum Aufstande entschlossen. Alles war zum Losbruch bereit.

»Bisher hatten die Republikaner nicht gewagt, mit gewaffneter Hand sich in den Straßen zu zeigen. Die häufigen Emeuten, Aufläufe und so häufig unterdrückten Verschwörungen waren noch nicht bis zum Gebrauche der Feuergewehre gediehen. Die Heldenthaten der Agitatoren beschränkten sich auf Straßentumult, aufrührerisches Geschrey und Plünderung einiger Waffenläden.

»In dieser Weise rekrutirten sie das Gesindel, gewannen sie ihre Proselyten; diese mußten, bevor es zum Schlagen kam, an die Bewegungen in den Gassen gewohnt werden, gleichsam wie die Rekruten, bevor ihnen das Gewehr verabreicht wird, vorerst marschiren lernen.

»Seit sechs Monaten hatten die Wortführer in der Presse ihre Sprache bis zur Wuth gesteigert; mit welcher Erfindungs-

gabe erschöpften sie sich in Beschwerden gegen die Regierung; so wurde behauptet, daß der König große Summen ins Ausland schicke, daß er Alles befürchte, daß er an Flucht denke u. s. f.

»Umsonst widerlegt die Regierung diese Gerüchte. Man wiederholt sie, man behauptet seiner Sache gewiß zu seyn.

»Und nicht etwa in den Schenken und andern öffentlichen Orten, nicht nur durch Flugschriften wurden diese Gerüchte verbreitet; die Journale der Parteyen selbst nahmen sie auf, und gaben sie als Thatsachen.

»Man erinnerte sich, daß während der Schreckenszeit die Bluthunde Hebert und Marat sammt Konsorten die Wuth des Pöbels durch die Vorspiegelung, als konspirire die Aristokratie mit dem Auslande, dem sie die festen Plätze und unsere Provinzen ausliefern wolle, bis zum Wahnsinne gesteigert hatten. Jetzt wurden dieselben Mittel angewendet, um auf die Einbildungskraft der leichtgläubigen Menge zu wirken: jeden Morgen waren die feindlichen Heere zum Einmarsch bereit; unsere Gränzen waren schutzlos, unsere Festungen unbesetzt; Frankreich preis gegeben. Schon kamen die Russen, Oesterrricher und Preußen in Eilmärschen nach dem Rheine gezogen; während das Justemilieu in Paris ein Häuflein disponibler Truppen unterhielt, um als Handlanger der Polizey gegen die Freunde der Freyheit zu agiren. Der Verrath war offenkundig; die Regierung Ludwig Philipps bestand aus Verräthern, die gezahlt seyen, um die ältere Linie auf den Thron zurückzuführen, daher sich denn die Patrioten nicht genug beeilen könnten, Frankreich von ihnen zu säubern.

»Ich möchte diejenigen, welche eine solche Sprache führten, wahnwitzige Träumer nennen können; aber dieser Ausdruck ist zu milde, denn ich habe die Ueberzeugung erlangt, daß sie diese Lügen mit voller Kenntniß der wahren Lage verbreiteten.

»Mit Hülfe dieser Mittel gelang es ihnen, den Haß ihrer Adepten bis zum Delirium zu steigern; aber es war nicht genug, ihnen den glühendsten Rachedurst gegen den König und die Vollstrecker seiner Macht einzuflößen: »die alle sich mit dem Schweiße eines großmüthigen und unglücklichen Volkes mästeten;« man mußte diese Regierung noch als isolirt darstellen in der Mitte der Nation, als bedroht, jeden Augenblick van der Armee, von der Nationalgarde, von ihren eigenen Organen verlassen zu werden. Hierauf zielten denn unsere Tagespublicisten, um dergestalt ihren Parteygängern Vertrauen einzuflößen, um ihnen zu beweisen, daß ein energischer Schlag hinreichen würde, die »ganze Genossenschaft von Schurken und Tyrannen« aus einander zu sprengen. Die Journalisten der Faktion hatten dieß so oft wiederholt, daß

sie am Ende selbst an die Schwäche der Regierung glaubten; unsere durch die gefährlichsten Doktrinen bearbeiteten Regimenter schienen ihnen von republikanischen Grundsätzen durchdrungen; sie bildeten sich ein, daß die Soldaten nicht gegen das Volk zum Schutze des Thrones einschreiten würden. Die Nationalgarde würdigte man kaum in Anschlag zu bringen. Zugegeben wurde zwar allerdings, daß sie ihrem Wahlspruche stets treu geblieben, und daß die öffentliche Ordnung oftmals durch sie aufrecht erhalten oder wieder hergestellt worden sey; aber damals handelte es sich von Emeuten; die Bürgermiliz hatte nur mit Unbewaffneten zu thun; da eigentliche Gefahr nicht vorhandeu war, so hätte sie eben keines besonderen Muthes bedurft; aber beym ersten Büchsenschuß würden diese Bürger sammt und sonders die Flucht ergreifen; die wohlhabenden Klassen wurden von unseren Brutusen gar geringfügig beurtheilt; diese Kaufleute, diese Rentiers, diese »Gewürzkrämer,« hieß es, seyen zu nichts gut, als zur Parade.

»Als alle diese Mittel gefruchtet hatten, als man des Pöbels sicher war, und seine Aufregung die Höhe des eigenen Fanatismus erreicht hatte, entschlossen sich die Führer zum Losbruche. Der Entschluß war gefaßt. Es bedurfte nur einer günstigen Gelegenheit, um die Republikaner zu versammeln, die Volksklassen zum Aufstande zu bringen, und die Mitwirkung der Legitimisten zu benützen. Das Leichenbegängniß des Generals Lamarque war also nur das Signal und nicht die Veranlassung der Insurrektion.

»In der Erwartung dieser oder einer andern, den Absichten der Verschwörer günstigen Gelegenheit zögerten sie nicht, ihr Vertrauen in den Erfolg laut auszusprechen. Ihre Frechheit erreichte einen unglaublichen Grad.

So enthielt die Tribune, die ich häufig citire, weil dies Blatt so zu sagen das offizielle Organ der heftigsten Faktion der republikanischen Parten war, und als solches die wüthendsten Schmähungen gegen die Regierung enthielt, — in ihrer Nummer vom 15. May 1832 folgende Zeilen, deren letzte, merkwürdig genug, wenn man sie mit den Vorfällen des 5. Juny zusammenhält, dem Redakteur eine glückliche Prophezeyung schien:

»Man versichert, der König habe diesen Abend auf das Be»stimmteste erklärt, daß wenn Kasimir Perier unterläge, er die »Verwaltung des Landes augenblicklich in andere Hände legen »würde, woraus man schließen muß, daß wenn die Agonie des »Hrn. Periers einen Monat währte, das Provisorium gutwil»lig nicht früher ein Ende nehmen wird. Wahrscheinlich »aber würde dieß zu spät seyn.«

»Die Legitimisten-Blätter boten den Republikanern die Hand. Die Gazette de France sagte geradezu: »Die Republi-»kaner und die Karlisten sind auf allen Punkten geschlagen wor-»den, weil sie isolirt handelten; vereinigen wir unsere Kräfte, »und der Sieg ist unser.«

»Die Tribune wies dies Anerbieten nicht zurück; doch bestand die Koalition mehr stillschweigend, wie dieß die Thatsachen nachwiesen; geradezu ausgesprochen wurde sie nicht Das Organ der republikanischen Partey ließ sich ungefähr so vernehmen: Bringt (ihr Karlisten) die Provinzen nicht unnöthigerweise durch eure Parteyen in Aufregung; legt euch nicht in der Vendee hinter den Busch; kommt vielmehr nach Paris; hier könnt ihr uns helfen, denn hier muß der entscheidende Schlag geführt werden. In der Erwartung des großen Aufstandes geht uns bey den Emeuten an die Hand, statt sie zu kritisiren.

»Die Karlisten gingen auf diesen Plan nur theilweise ein. Sie wollten ihre Kräfte nicht auf einem Punkte konzentriren. Vielmehr bestand ihre Taktik darin, zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten aufzustehen. In Paris aber machten beyde Faktionen gemeinschaftliche Sache.

»Der Zweck, welchen die republikanische Partey zunächst im Auge hatte, war, alle Mißvergnügten unter einem Banner zu vereinigen, den guten Willen der Ihrigen aufrecht zu erhalten, ihre Unschlüßigkeit indirekt zu tadeln, und durch die Verheißung eines mächtigen Beystandes zu beseitigen. Ein Artikel der Tribune vom 29. May ist in dieser Beziehung besonders beachtenswerth.

»In solcher Weise hatten die beyden Faktionen sich wechselseitig zur Revolte zu stimmen gesucht. Es war ein lang angelegter Plan, welcher die beyderseitigen Kämpfer zu einer gemeinsamen Aktion vereinigen sollte. Ihr Einverständniß ist durch die Gleichzeitigkeit ihrer Anstrengungen in der Vendee und in Paris erwiesen.«

Vielleicht scheint diese Auseinandersetzung der Umstände, unter welchen die Juniusrevolution vorbereitet und zum Ausbruche geleitet wurde, zu weitläufig. Allein in diesen Einzelheiten liegt eben zum Theil der Beweis, welchen Gisquet führen will, nämlich daß die nachmalige Behauptung der republikanischen Partey, dieser Aufstand sey ein Werk des Augenblicks und des Zufalls gewesen, in welchem die Polizey die Rolle eines Agent provocateur gespielt habe, völlig grundlos und durchaus verläumderisch sey.

Der Verfasser beginnt nunmehr seine Erzählung mit dem 2. Juny.

»An diesem Tage hatten die Republikaner den bevorstehenden Tod Lamarque's erfahren. Sogleich beschlossen sie, die Schilderhebung bis zum Leichenbegängniß des Generals zu verschieben. Dieß ließ nicht lange auf sich warten.

»Am 3. Juny ließen die Verwandten des berühmten Generals seinen Tod bekannt machen, und seine Freunde zum Leichenbegängniß, welches am fünften Statt haben sollte, einladen. Der Versammlungsort war das Haus des Verstorbenen, Rue de Saint-Honoré Nro. 368. Der Leichnam sollte unmittelbar nach der Barriere und von dort nach seiner letzten Wohnung gebracht werden.

»Am 4. Juny ließen die Anordner des Aufstandes sämmtlichen in Paris anwesenden Flüchtlingen die Rue Taranne, den Zöglingen der beyden Schulen die Place de l'Odéon als Versammlungsort bezeichnen; die Gesellschaft der Volksfreunde hatte die Place de Londre, die politischen Verurtheilten die Place Madeleine, die Pariser Artillerie die Place du Palais Royal gewählt.

»Von diesen verschiedenen Punkten aus sollten die Zusammengerufenen sich dem Leichenzuge anschließen.

»Es ist kaum nöthig zu bemerken, daß die Artillerie der Pariser Nationalgarde seit geraumer Zeit aufgelöst war; dennoch erschien eine beträchtliche Anzahl von Personen, welche ihr angehört hatten, und sämmtlich von feindseliger Gesinnung waren, in Uniform und bewaffnet bey dem Leichenbegängnisse.

»An diesem Tage (4. Juny) ließ ein Herr Oreilly, Chef der Gesellschaft der Juliusreklamanten, sechstausend Flintensteine und sechs und dreyßig Dutzend republikanische Kokarden zur Vertheilung an die Kämpfer überreichen; seinen Leuten gab er Befehle für den kommenden Tag, theilte sie in Dekurien, Centurien und Legionen von je fünfhundert, ernannte die Anführer, traf noch andere Vorkehrungen, und erschien am andern Tage an der Spitze seines Haufens, der eine rothe Fahne trug.

»Ein Herr Thielmont, Chef der Société gantoise, traf ähnliche Anstalten.

»Die Gesellschaft Aide-toi, die der Juliusreklamanten, der Union, welcher unter andern der junge Dichter Viktor Ecousse, der eines so tragischen Todes starb, angehörte, die Gesellschaft des freyen und unentgeltlichen Volksunterrichtes lieferten gleichfalls ihr Kontingent.

»Uebrigens rekrutirte man in den Komptoirs und Werkstätten jedermann, der sich herbeyließ.

»Am Abend desselben Tages entwarfen die Haupträdelsführer den Plan für den nächsten Tag; man kam überein, sich mit

Dolchen und Pistolen zu bewaffnen; Flugschriften zur Vertheilung unter das Volk wurden entworfen, die zuerst anzugreifenden Punkte, um sich Waffen zu verschaffen, festgesetzt; einem jeden Verschworenen ein Posten angewiesen; alles vorgesehen, alles bedacht bis zu den kleinsten Einzelnheiten. Die Möglichkeit eines Angriffes auf St. Cloud, wo sich die königliche Familie aufhielt, wurde erwogen; endlich beschlossen, den Leichnam Lamarque's, ungeachtet der Einwendungen seiner Familie, welche die Ruhestörungen voraussah, und deren Trauer dadurch nur erhöht wurde, nach dem Pantheon zu bringen. Dadurch hofften die Verschworenen am leichtesten einen Konflikt herbeyzuführen, was eben der Gegenstand ihrer Wünsche war. Das Losungswort zum Angriffe sollte der Ruf: »Nach dem Pantheon!« seyn.

»Von ihrer Seite hatten die Karlisten den Ihrigen die Ordre gegeben, sich allen Bewegungen der Republikaner anzuschließen.

»Noch am 4. Abends,« erzählt Gisquet, »erhielt ich von diesen Vorgängen Kenntniß, und gab sogleich, nach einer Besprechung mit dem Minister des Innern, die nöthigen Befehle, damit die in Paris in dem Weichbilde in Garnison liegenden Regimenter konsignirt, und auf das erste Zeichen marschfertig gehalten wurden.

»Zwey Bataillons waren zur Begleitung des Zuges kommandirt

»Die ganze unter meinen Befehl gestellte Municipalgarde wurde beordert, die bedrohtesten Punkte, namentlich die Straßen, welche von der Austerlitzbrücke nach dem Pantheon führen, zu besetzen. Die sämmtlichen Detaschements ertheilte Konsigne lautete, Unordnungen im Leichenzuge vorzubeugen, zu wachen, daß er genau die vorgeschriebene Richtung verfolge, und hauptsächlich zu verhindern, daß er nach Ueberschreitung der Austerlitzbrücke die Linie verlasse. Ich wußte nämlich, daß dieß gerade die Absicht der Ruhestörer war, welche den Sarg durchaus nach dem Pantheon bringen wollten. Nach allen Anzeichen sollte der Kampf in der Nähe des botanischen Gartens in den mit ihm parallel laufenden Straßen beginnen. Dort wartete ein Wagen, um den Sarg nach Mont-de-Marsan zu bringen. Ohne Zweifel beabsichtigten die Verschworenen, das Zeichen zum Losbruche in dem Augenblicke zu geben, wo der Sarg von der Bahre herabgehoben, und in den Reisewagen gesetzt werden sollte.

»In dieser Voraussicht ließ ich an jenem Punkte einige starke Abtheilungen der Municipalgarde unter dem Befehle des Oberstlieutenants Dulac aufstellen, eines muthigen und herz-

haften Mannes, in welchen ich unbedingtes Vertrauen setzte, und der gegenwärtig Oberst der ersten Legion der Gensdarmerie ist; es lag viel daran, daß das erste Zusammentreffen mit den Aufrührern für die Truppen nicht ungünstig ablief.

»Die Polizey-Inspektoren und Stadtsergeanten hatten Befehl, sich in den Seitenstraßen der Boulevards und zunächst des Vendomeplatzes aufzustellen, und durch Zurückhaltung der Wagen, so lange das Convoi vorüberzog, jedes Hemmniß zu beseitigen.

»Ein Piquet Municipalgarden und Stadtsergeanten blieben zur Verfügung der Polizeypräfektur, um allenthalben, wo ihre Gegenwart nothwendig, verwendet zu werden.

»Seinerseits traf auch Marschall Lobau, welchen der Minister des Inneren und ich von der Lage der Dinge verständigt hatten, im Vorhinein die nöthigen Maßregeln, damit ein Theil der Nationalgarde nöthigenfalls sogleich seinem Rufe zu folgen bereit sey.

»Nachdem alle diese Vorkehrungen verfügt waren, erwartete ich ohne Besorgniß über den Ausgang des Kampfes, und die Beharrlichkeit der Verschworenen fast noch in Zweifel ziehend, den Anbruch des 5. Junius. Ich dachte, und mit mir viele Männer von Erfahrung, daß die Feinde der Ordnung zögern würden, den Rubikon zu überschreiten; daß die gute Haltung der Truppen und der Nationalgarde, daß die allgemeine Mißbilligung im entscheidenden Augenblicke sie einschüchtern würden. Dieß war indeß nicht der Fall. Der ungeheure Zulauf von Neugierigen, welche dem Zuge folgten, erregte bey den Republikanern den Glauben, daß die ganze Bevölkerung bereit sey, sich ihnen anzuschließen.

»Am 5. Juny besetzten die Municipalgarden die bezeichneten Punkte bereits am frühen Morgen; überall wurden die von mir ertheilten Konsignen mit Mäßigung aufrecht erhalten. Die beyden zur Begleitung des Zuges kommandirten Bataillone Linientruppen und der Rest der Garnison erwarteten in den Kasernen die Befehle der Militärchefs.

»Bereits um 9 Uhr waren alle Zugänge zu dem Leichenhause von der Menge besetzt; um 10 Uhr füllten die verschiedenen Abtheilungen des Leichengefolges die Straßen Saint-Honoré und Rivoli, und den Platz de la Concorde und die Rue Royale. Einige ungeduldige Faktiosen erlaubten sich auf diesen Punkten feindselige Handlungen gegen die Stadtsergeanten, welche ruhig vorübergingen; mehrere wurden mißhandelt, und hatten gerade nur noch Zeit, sich in den Tuileriengarten zu flüchten, dessen

Gitter sogleich verschlossen wurden. Schon ließ sich der Ruf: »Es lebe die Republik!« vernehmen.

»Der Zug setzte sich mit Mühe in Bewegung. Auf der Höhe des Vendomeplatzes angelangt, nöthigen die Ruhestörer ihn mit Gewalt, den vorgezeichneten Weg zu verlassen, und den Leichenwagen sich um die Vendomesäule zu bewegen; diesen Unfug ließ man hingehen, um nicht wegen einer unbedeutenden Sache eine Kollision herbeyzuführen.

»Am Boulevard Montmartre werden die Pferde ausgespannt, und etwa sechzig schlecht gekleidete Männer ziehen den Wagen. Dieser Zwischenfall hatte einen Zeitverlust zur Folge, und brachte in dem Zuge Verwirrung und Unordnung hervor; denn während die Enthusiasten, deren wohl die wenigsten wußten, wer eigentlich Lamarque gewesen, vorgespannt wurden, und demnach die Spitze des Zuges Halt machte, drängten sich die Nachfolgenden herbey

»Gleichzeitig beginnt der Angriff gegen die in den Seitengassen aufgestellten Stadtsergeanten; wo sie sich blicken lassen, werden sie insultirt, viele verdanken ihr Leben nur der schleunigsten Flucht in dem Schutze ehrbarer Bürger. Diese Beamten, deren sich nur zwey oder drey auf einem jeden Posten befanden, waren zu schwach, um sich gegen die wüthenden Massen vertheidigen zu können. Unablässig kamen sie in der Polizeypräfektur an, alle übel zugerichtet, die Kleider in Fetzen, um über die Vorfälle, deren Zeugen sie waren, Bericht zu erstatten.

»Am Boulevard Saint-Antoine brach ein Haufe von fünf- bis sechshundert Individuen, sämmtlich unheimliche Gestalten, größtentheils in aufgeschürzten Hemdärmeln und mit dicken Stöcken bewaffnet, aus der inneren Stadt hervor, in der Menge sich gewaltsam Platz schaffend; sie setzten sich zwischen den Artillerie-Pelotons und der Kolonne der Flüchtlinge fest. Auf der ganzen Linie des Zuges ließen sich aufrührerische Rufe, Drohungen und wildes Geschrey vernehmen.

»So langt man endlich am Bastilleplatze an; hier erhebt sich lauter Zank; die einen wollen Halt machen, um Reden zu halten, die andern dringen darauf, daß der Zug fortschreite. Die letzteren behalten dießmal die Oberhand; aber am Ende des Boulevard Bourdon, vor der Kanalbrücke, gegenüber den Fruchtspeichern, kommt die Verschwörung zum Ausbruche. Aufrührerische Worte, der Ruf zum Aufstande, eigene Namen, die die Menge ausstößt, Freyheitsmützen, Umarmungen der Verbrüderten, endlich das verabredete Losungswort: au Panthéon, entscheiden die Bewegung.

»Der immer von Menschen gezogene Leichenwagen hält am Pont Austerlitz. Hr. Lepelletier, ein Freund des Verstorbenen, liest eine biographische Skizze, andere Redner folgen ihm; mehrere halten aufrührerische Reden: die Flüchtlinge nähern sich dem Sarge, den sie mit ihren Fahnen bedecken.

Der Zug bot jetzt den betäubendsten Anblick dar; die größte Verwirrung herrschte in der zwischen den Gräben der Bastille und die Getreidemagazine eingepfropften Menschenmasse; die Wuth des republikanischen Pöbels äußerte sich in den scheußlichsten und tollsten Ausrufungen.

»Seit ich von den ersten sträflichen Handlungen am Morgen Kunde erhalten hatte, sah ich voraus, was dieser Tag bringen mußte. Ich war also bedacht, der beym botanischen Garten harrenden Municipalgarde gewaffneten Beystand zu sichern, und ersuchte demnach den Obersten des sechsten Dragonerregimentes, welches am Quai des Celestins kasernirt war, zweyhundert Mann nach der Austerlitzbrücke zu entsenden.

»Als diese Mannschaft an dem eben bezeichneten Punkte ankam, fand sie sich im Angesichte einer zahllosen Menge; sie machte also Halt, um die unbeschreibliche Verwirrung nicht zu vermehren.

»In diesem Augenblicke wird General Lafayette umrungen, ergriffen, und gleichsam gezwungen in einen Fiaker zu steigen; man will ihn nach dem Hôtel-de-Ville fahren, um dort durch ihn die Republik proklamiren zu lassen; die Pferde wurden ausgespannt, und durch zerlumpte Kerle ersetzt. Die Dragoner machen dem Wagen Platz, in welchem der berühmte Lafayette mit verlegener Miene sichtbar ist; der Freund Washington's schien durch eine Ovation, die von solchen Leuten ausging, nur wenig geschmeichelt; glücklicher Weise gestatteten materielle Hindernisse, vielleicht auch die Einwendungen des Generals, seinen unberufenen Verehrern nicht, ihn, wie sie wollten, nach dem Hôtel-de-Ville zu bringen; sie waren genöthigt, ihre kostbare Ladung durch die Straßen von Paris zu schleppen, bis denn Hr. Lafayette an der Rue Anjou Saint-Honoré Gelegenheit fand, sich seiner Vorspann zu entledigen.

»Kaum hatte er den Boulevard Bourdon verlassen, als drey oder vier Elende, deren Namen ich nicht entdecken konnte, den Vorschlag machten, ihn in den Fluß zu stürzen, und dies Verbrechen der Polizey aufzubürden.

»Dieser scheußliche Plan war übrigens nicht so ungeschickt angelegt. Man hatte nämlich ganz richtig berechnet, daß die Kunde hievon auf die hunderttausend auf dem Schauplatze jener Excesse zusammengedrängten Menschen elektrisch wirken würde.

»Mittlerweile hatte jedoch die gezwungene Entfernung Lafayette's diesen Plan, zu seinem Heile, vereitelt.

»Während sich dieß ereignete, hatten gleichzeitig verschiedene Vorgänge in der ungeheuren Masse Statt gefunden. Nachdem die Freunde und alten Kollegen des Verstorbenen ihm ein letztes Lebewohl gesagt, und die Flüchtlinge den Manen Lamarque's in verschiedenen Anreden gehuldigt hatten, setzte sich der Leichenwagen abermals in Bewegung, und überschritt die Austerlitzbrücke.

»In diesem Augenblicke erscheint ein Jüngling, Namens Peyron, zu Pferde mitten in der Menge; auf einer rothen Fahne, welche er trägt, liest man in großen Buchstaben die Worte: »Freyheit oder Tod!« — Eine andere, von einer rothen Mütze überragte rothe Fahne wird gleichfalls sichtbar; in Eile wird eine Barrikade aufgeworfen, um die Kavallerie aufzuhalten; hinter einer Bretterwand hervor fallen Flinten- und Pistolenschüsse auf die am Ende des Quai des Célestins aufgestellten Dragoner, deren einige getödtet, andere verwundet werden; schon schicken sich die Truppen an, das Feuer zu erwiedern, als einige ehrbare und muthige Bürger, unter welchen man mir die Herren Larabit, Dufour, Deranchelle und Soubiranne genannt hat, sich zwischen die Dragoner und die Insurgenten stürzen, und letztere, nach langem Zureden, endlich bestimmen, das Feuer einzustellen. Die Truppen hatten bis dahin keinen Schuß gethan.

»Inzwischen hatte der Oberst des sechsten Dragoner-Regimentes von dem Angriffe auf seine Dragoner Kunde erhalten, und sogleich mit dem Reste seines tapferen Regimentes die Kaserne verlassen, um den beyden Schwadronen zu Hülfe zu kommen. In einer Straße nächst den Bastillegräben wird er mit Steinwürfen und Flintenschüssen empfangen: er sowohl als sein Lieutenant werden verwundet, der Kommandant Chollet und mehrere Soldaten getödtet. Jetzt erreicht die Kolonne den Boulevard, den sie nach einigen Dechargen, aber ohne zu schießen, einigermaßen säubert. Die Menge zieht sich nach der Rue Contrescarpe und den benachbarten Gassen zurück.

»Ein nicht minder dramatischer Auftritt fand jenseits der Austerlitzbrücke vor dem Gitter des botanischen Gartens Statt, wo der immer noch von Menschen gezogene Leichenwagen angekommen war.

»Ihrem Plane gemäß, wollten die Aufrührer die Richtung nach dem Pantheon verfolgen. Die Municipalgarde, welche Befehl hatte, sich diesem Vorhaben zu widersetzen, wird mit Steinwürfen und Flintenschüssen lebhaft angegriffen: der Oberst-

lieutenant Dulac wird verwundet und vom Pferde gerissen, der Kapitän Turpin getödtet; einige Unteroffiziere und Gemeine wurden gleichfalls kampfunfähig gemacht. Demungeachtet leistete diese wackere Mannschaft muthigen Widerstand, warf die Angreifer zurück, zerstreute die Menge, ließ den Sarg auf den Reisewagen schaffen, und von einem Häuflein der Ihrigen bis zur Barriere geleiten, wo der Leichnam Lamarque's nicht weiter von den Aufrührern entweiht wurde.

»Dieser Vortheil war bedeutend. Aber die Municipalgarden hatten zwar den Sarg den Insurgenten entrissen, den Muth hatten sie ihnen aber nicht benommen. Einen ihrer Entwürfe aufzugeben gezwungen, beeilten sich diese vielmehr, ihre übrigen Pläne ins Werk zu setzen.

»Ein Haufe stürzt sich auf die Veteranenkaserne nächst dem Jardin des Plantes, wo er nur schwachen Widerstand findet, und sich der dort aufbewahrten Waffen bemächtigt. Eine andere Schaar setzte sich nach einem ungleichen Kampfe mit dem schwachen Posten in Besitz der Pulvermühle. Eine Menge Pulverfässer werden sogleich fortgeschleppt, und unter die verschiedenen Insurgentenhaufen vertheilt.

»Der Polizeykommissär des Stadtviertels Saint-Victor eilte nach der Pulvermühle auf die erste Nachricht von dem Angriffe. Er versuchte einige Worte vorzubringen, wurde aber niedergeschlagen und mit Füßen getreten. Einige Bekannte huben ihn auf, und trugen ihn in einem sehr übeln Zustande in seine Wohnung. Ein Aderlaß gereichte ihm zu doppeltem Heile, denn gleich darauf drangen Banditen in das Haus, um ihn zu ermorden. Eine Magd sagte ihnen, daß ihr Herr bereits von ihren Freunden getödtet sey, und wies zum Beweise ein mit seinem Blute gefülltes Gefäß vor.

»Nach diesen verschiedenen Großthaten verbreitete sich dieselbe Horde in Faubourg Saint-Marceau, gräuliches Geschrey ausstoßend, die Republikaner und das Volk zu den Waffen rufend, und einige Barrikaden errichtend.

»Auf dem Platze Maubert wird der Municipalgardeposten von zehn Mann angegriffen, drey von ihnen kampfunfähig gemacht, und der kommandirende Offizier Wolbert in der Schulter verwundet. Dennoch behauptete das kleine Häuflein den ihm anvertrauten Posten.

»Wichtigere Vorgänge finden zu gleicher Zeit am rechten Seineufer Statt. Die Insurgenten bemächtigen sich des Arsenals und der kleinen, von den Linientruppen besetzten Posten in den Marais. Die Mairie des achten Arrondissements auf dem Place royale wird angegriffen und genommen; schnell verbreite-

ten sich die Aufrührer nunmehr in diesem Stadtviertel, errichten mehrere Barrikaden, und eröffnen ein Flintenfeuer gegen die zwölf Municipalgarden, welche den Posten auf dem Platze Saint-Antoine besetzt hatten; zwey von ihnen werden getödtet, drey verwundet, die übrigen vertheidigen sich bis zur Nacht. Gleichzeitig wird eine Waffenfabrik in der Rue Popincourt geplündert, und 1500 Flinten fortgetragen; die Posten de la Galiote und des Château d'Eau werden genommen, und im Quartier Saint-Martin zahlreiche Barrikaden aufgeworfen.

»Andere nehmen die Kaserne der Sapeurs-Pompiers, Rue Culture Sainte-Catherine, verbreiten sich in allen Straßen der Viertel des Arcis, des Lombards und in den Hallen; barrikadiren die Straßen Montorgueil, Montmartre und du Cadran, wo sie sich verschanzen; besetzen in starker Zahl den Passage du Saumon, nehmen den an der Ecke der Banque de France befindlichen Posten weg, und machen dann einen Versuch, den Posten der Nationalgarde bey den Petits-Pères zu entwaffnen. Die Nationalgarden leisten Widerstand: dann wird unterhandelt, da man die Wechselfälle eines Kampfes mit dreyßig bis vierzig bewaffneten Bürgern vermeiden wollte. Aber bald erscheint eine Truppenabtheilung, welche den Posten bey der Bank wieder nimmt, und die Aufrührer in die Flucht jagt; diese ziehen sich hinter die Barrikaden der Rue Montmartre zurück.

»Die engen Straßen der Cité werden in einem Augenblicke verbarrikadirt; ähnliches geschieht in der Rue Planche-Mibray und in der Umgebung des Platzes du Châtelet.

»Endlich legt eine Bande Plünderer an einigen Barrieren Feuer an, und entwaffnet die sie vertheidigenden Soldaten.

»Diese leichten Vortheile wurden von den Insurgenten fast gleichzeitig errungen; in weniger als zwey Stunden hatten sie halb Paris besetzt, mehr als 4000 Flinten und eine beträchtliche Menge Munition theils in den von ihnen eroberten Kasernen und Wachtposten, theils in den geplünderten Waffenläden erbeutet, die Vereinigung der Nationalgarde verhindert, die Tambours, welche den Appel schlugen, getödtet oder verjagt, die Trommeln zerschlagen und die aus ihren Wohnungen herbeyeilenden Nationalgarden mit Flintenschüssen empfangen. So geschah es, daß das vierte, fünfte, sechste, siebente, achte, neunte und zwölfte Arrondissement nur mit Mühe ihre Legionen versammeln konnten.

»Auch das Postgebäude, Rue J. J. Rousseau, wurde angegriffen, aber erfolglos. Ein Polizeykommissär, Hr. Gournay d'Arnouville, wurde eben, als er die Straße Montmartre durcheilte, um sich auf einen der bedrohten Punkte zu begeben, durch einen Flintenschuß getödtet. Zahlreiche Berichte haben in mir

die Ueberzeugung hervorgebracht, daß ein gewisser Wachaez, Bäcker in der Straße Montmartre, der Thäter war, und obgleich er von dem Kriegsgerichte in der Folge freygesprochen wurde, so blieb ich dennoch von seiner Schuld überzeugt.

»Ein anderer betrübender Fall darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden: Ein in der Administration der Posten angestellter junger Mann stellt sich an sein Fenster, und zielt auf die Insurgenten; die vorüberziehenden Truppen halten ihn für einen Aufrührer, und als er wieder am Fenster erscheint, wird er durch eine Kugel furchtbar verstümmelt.

»Man könnte fragen, warum der Revolte bis zu diesem Augenblicke ein so schwacher Widerstand geleistet wurde. Man bedenke jedoch, daß alles bisher Erzählte das Werk zweyer Stunden war, und daß diese Zeit kaum hinreichte, um den Regimentern der Garnison die Befehle zukommen zu lassen, sie auf dem Karousselplatze zu versammeln, und von dort nach den von Insurgenten besetzten Punkten zu entsenden. Jeder andere Vertheidigungsplan hätte die übelsten Folgen nach sich ziehen können, weil man nicht wissen konnte, wie weit sich die Insurrektion verbreiten, welche Mittel sie entfalten, welche Fortschritte sie machen würde. Hätte man, bey einer solchen Lage der Dinge, die Regimenter von ihren Kasernen aus sogleich unmittelbar nach den von den Aufrührern besetzten Punkten instradirt, so wären sie in den engen und krummen Straßen sogleich cernirt, und gleichsam vertheidigungslos bloßgestellt worden. Auch wäre es unmöglich gewesen, in die Operationen Einheit zu bringen, und leicht hätte es geschehen können, daß die Truppen in Straßen, welche von den Insurgenten verlassen waren, ihre Zeit verloren hätten, während dringende Gefahr an andern Orten ihre Anwesenheit erheischte.

»Da es nun doch zum Kampfe kommen mußte, so handelte es sich vor Allem, das Terrain zu finden, welches der Feind besetzt hielt; und da der Erfolg offenbar von der Einheit, ja Gleichzeitigkeit der Operationen abhing, so war es nothwendig, daß die Truppen dieselbe Impulsion erhielten, daß Eine Hand sie führte und Ein Wille ihre Bewegungen leitete.

»Dieser Gang wurde auch befolgt. Der Marschall Lobau vereinigte den Oberbefehl der Truppen und der Nationalgarden. Ohne einen Augenblick zu verlieren, berief er die letzteren ein, und ließ zugleich die im Weichbilde der Stadt kasernirten Regimenter kommen, welche in der Nacht eintrafen.

Bald stehen ein Theil der Bürgermiliz und die Gesammtzahl der Linientruppen unter den Waffen: und sogleich beginnt, mit völliger Einheit, eine Reihe von Operationen gegen die In-

surgenten. Hier muß jedoch vorerst noch einer Episode Erwähnung geschehen.

»Nachdem ich dem Minister des Innern fortwährend Bericht über die Vorfälle des Tages seit dem Morgen zugesandt hatte, erhielt ich von ihm die Weisung, mich zum Marschall Lobau im Gebäude des Generalstabs zu verfügen. Es war vier Uhr.

»Ich eilte dahin; ich fand dort bereits in einem Saale versammelt die Marschälle Lobau und Soult (letzter schien sehr besorgt), Hrn. v. Argout, kaum von einer Krankheit genesen, aber entschlossen und voll Muth wie immer in schwierigen Augenblicken; in gleicher Haltung Hrn. Thiers, Hrn. v Montalivet, Minister des Innern, die Generale Pajol, Darriule und Jacqueminot; sodann noch mehrere andere Personen, deren Namen mir entfallen sind.

»Einige kurze, von Hrn. v. Montalivet und mir gemachte Mittheilungen schilderten die Lage der Dinge; man berieth sich einen Augenblick über die zu ergreifenden Maßregeln, ohne sich vereinigen zu können. Die mit militärischen Fragen am mindest Vertrauten sprachen am meisten; eine Stimme erhob sich mit dem Vorschlage, die Truppen abzurufen, und am Marsfelde zu koncentriren, verstummte übrigens bald, überzeugt, wie wenig praktisch dieser Vorschlag war. Ich wies ihn mit Wärme zurück, indem ich bewies, daß dadurch die Stadt den Insurgenten überliefert, der Regierungsgewalt die Hände gebunden, die Vereinigung der Nationalgarde verhindert, Paris der Plünderung preis gegeben, die Kräfte des Feindes verzehnfacht, die unsrigen zu Dreyviertheilen geschmälert, endlich dem Aufstande zu einem Siege ohne Widerstand verholfen würde. Ich fügte hinzu, daß um das freywillig aufgegebene Terrain wieder zu gewinnen, mehr Anstrengung und zehnmal mehr Zeit erforderlich seyn würde, als jetzt nöthig sey, um die Insurrektion zu vernichten. Alle begriffen das Verderbliche eines solchen Planes, den man sofort ohne weiteren Zeitverlust fallen ließ.

»Eine halbe Stunde verstrich in unnöthigen Debatten. Da kündigte Marschall Lobau, der bisher geschwiegen hatte, mit wenig Worten an, daß seine Verfügungen getroffen seyen, daß es besser sey zu handeln, als zu sprechen, und daß er sich anheischig mache, die nöthigen Maßregeln zu ergreifen. Ein jeder kehrte hierauf an seinen Posten zurück.

»In die Präfektur zurückgekehrt, fand ich dort einige Stadtsergeanten und mehrere Detachements Municipalgardisten. Diese wackeren Männer erboten sich, die Barrikaden der Cité und des Quai aux Fleurs anzugreifen und zu zerstören. Sie brachen

sogleich auf, und in weniger als einer halben Stunde war jenes Stadtviertel so wie die Umgebung des Hôtel-dieu und der Platz Maubert gesäubert. Später kam ein Offizier der Municipalgarde zu mir, um mir anzubieten, mit dreyßig Mann die Zugänge zum Platz du Châtelet, die Straße Planche-Mibray und die Straße des Arcis zu reinigen. Mit Zögern gestattete ich das kühne Unternehmen. Der tapfere Offizier griff mit seinem entschlossenen Häuflein sofort die bezeichneten Punkte an, zerstörte sechs bis sieben Barrikaden, und drang durch die Rue des Arcis bis gegen Saint-Meroi vor; dort aber sah er sich von zu überlegenen Kräften angegriffen; ein lebhaftes Musketenfeuer beginnt, aus mehreren Häusern wird auf die kleine Schaar geschossen, welche sich erst nach hartnäckigem Widerstande mit einem Verluste von drey Todten und sechs Verwundeten zurückzieht.

»Ihrerseits agirten die Linientruppen und die Nationalgarden mit Tapferkeit, und warfen die Anarchisten auf allen Punkten zurück. Um neun Uhr Abends waren das ganze linke Seineufer und die excentrischen Quartiere gereinigt; aber der ganze Theil von Paris zwischen den Boulevards und der Seine, von der Rue Montmartre bis zur Hälfte der Vorstadt St. Antoine war noch in der Gewalt der Insurgenten.

»Auf die Kunde von diesen Vorfällen hatte der König St. Cloud verlassen. Er war eben in den Tuilerien angelangt, als ich um sieben Uhr Abends dort den Minister des Innern aufsuchte. Hr. v. Montalivet befand sich mit sämmtlichen Ministern bey Sr. Majestät. Der König rief mir zu: »Hr. Gisquet, »Sie haben einen heißen Tag gehabt; ruhen Sie ein wenig aus, »morgen wird es besser gehen.«

»Der König verfügte sich hierauf nach dem Karousselplatze, durchschritt die Reihen der Nationalgarde und mehrerer Regimenter, wurde mit Begeisterung empfangen, verbreitete allenthalben Muth und gute Hoffnung, und steigerte das Vertrauen zu einem baldigen und glücklichen Ausgange.

»Der Rest des Abends wurde dazu benützt, die Insurgenten mehr einzuengen, und die Vorkehrungen zu einem allgemeinen Angriffe von allen Seiten, der am folgenden Morgen Statt finden sollte, vorzubereiten.

»Schon waren ihre Reihen durch Desertion geschmolzen; alle jene, welche sich mehr aus Instinkt und Nachahmungssucht angeschlossen, jene, welche auf Plünderung gehofft, endlich die bedeutendste Anzahl derer, die sich geschmeichelt hatten, daß die Bevölkerung und sogar die Truppen der Bewegung günstig wären, jetzt aber die Mißbilligung der ersteren und den gegen sie gerichteten Eifer der letzteren gewahr wurden, suchten sich aus

dem Staube zu machen. Sie begriffen, daß, da sie auf sich selbst beschränkt waren, ihr Untergang unvermeidlich sey. Halb Paris durchzogen und für einen Augenblick besetzt zu haben, war kein wirklicher Vortheil, da die Masse der Bürger und Arbeiter sich ihnen nicht angeschlossen, und ihre Kräfte nicht vermehrt hatten; nur mit Hülfe der Massen, wie in den Juliustagen, war der Sieg möglich. Ist die Bevölkerung für die bestehende Ordnung, oder ist sie ihr nur nicht feindselig genug, um sich mit den Insurgenten zu vereinigen, so vermag die Faktion nicht eine Regierung zu stürzen, welche durch eine treue Armee vertheidigt wird.

»Die Aufrührer erkannten also ihre Verlassenheit und die Gefahr ihrer Lage: nur die ärgste Verblendung konnte sich darüber täuschen; daher denn auch, wie gesagt, die Anführer am Abend des fünften bereits von der Mehrzahl der Ihrigen im Stiche gelassen wurden.

»Um 11 Uhr Abends erhielt ich vom Minister des Innern den Befehl, die für den folgenden Tag bestimmte Nummer der Tribune, des National, der Quotidienne und des Courrier de l'Europe konfisciren, die Pressen versiegeln und die in den Bureau's dieser Blätter betroffenen Personen verhaften zu lassen.

»Ich erließ sogleich die nöthigen Befehle, und beauftragte zwey Polizeykommissäre mit deren Vollziehung. In dem Bureau der Quotidienne und des Courrier de l'Europe lief alles ruhig ab. In dem Bureau der Tribune hielt der Kommissär für möglich, auf Widerstand zu stoßen, und ließ sich daher von etwa hundert Nationalgarden das Geleite geben. Die Tribune wurde also gleichfalls mit Beschlag belegt, die Pressen, ungeachtet der Protestationen der anwesenden Redaktoren Sarrut und Boussi, versiegelt, und sie selbst arretirt, nach kurzer Haft aber wieder frey gelassen, zum großen Verdrusse der Nationalgarden, welche in ihrem Unwillen gerne dem wüthendsten Organe der republikanischen Partey in der Person ihrer Wortführer sowohl als durch Zerstörung der Pressen ein Ende gemacht hätten.

»Der Kommissär wollte sich hierauf nach der Druckerey des National begeben, fand aber die Straße Montmartre, durch die ihn sein Weg führte, und die Straße du Cadran, welche er zur Hälfte der Länge nach durchschreiten mußte, verbarrikadirt. Beym Austritte aus der Straße der Fossés-Montmartre werden die Nationalgarden mit Flintenschüssen empfangen. Da der Kommissär das Leben der Bürger einem versteckten und verschanzten Feinde gegenüber inmitten einer finstern Nacht dem Wechselfälligen eines ungleichen Kampfes nicht aussetzen wollte, so entließ er die Nationalgarden, und kehrte nach der Präfektur zurück,

ohne das Mandat gegen den National ausgeführt zu haben. Ich konnte diesen Entschluß des Kommissärs nur billigen, zumal er mir als persönlich tapfer bekannt war.

»Diese Maßregeln ließen übrigens hinsichtlich der Legalität manches zu wünschen übrig. Rechtfertigen kann man sie nur durch den Drang des Augenblickes; vielleicht auch dadurch, daß der Minister erfahren hatte, daß am andern Morgen mehrere aufrührerische Artikel erscheinen sollten; der Veröffentlichung solcher Aufmunterungen zum Aufstande im Angesichte der entfesselten Leidenschaften konnte nur durch die Beschlagnahme der Druckpressen vorgebeugt werden.

»Wenn ich mich recht besinne, so sagten die Redaktoren der Quotidienne meinen Agenten, daß die Vorsichtsmaßregel, mindestens insofern sie sie betreffe, unnöthig sey, daß sie aber die von der Lage der Dinge zur Pflicht gemachte Vorsicht gar wohl begriffen.

»Die Redaktoren der Tribune ließen am 7. Juny ein fliegendes Blatt verbreiten, in welchem sie gegen die Illegalität meines Mandates protestirten, und ihre Absicht ankündigten, mich und meine Agenten gerichtlich zu belangen, weil ich die Beschlagnahme einer Schrift vor ihrer Veröffentlichung verordnet, und diese Verordnung zu einer ungehörigen Stunde hätte vollziehen lassen. Auch für die Anlegung der Siegel an ihre Druckpressen, Papier u. s. f. wollten sie Schadenersatz verlangen. Nach Aufhebung des Belagerungszustandes wiederholten sie diese Drohungen; später habe ich jedoch nichts weiter davon gehört.

»Doch ich kehre zur Nacht vom fünften auf den sechsten zurück.

»Meine geheimen Agenten und die Polizey-Inspektoren erstatteten mir fortlaufenden Bericht über alles, was sich zutrug; die kleinsten Zwischenfälle gelangten sofort zu meiner Kenntniß; ich wußte von Minute zu Minute, wo sich die Aufrührer befanden und was sie unternahmen.

»Ihre Zahl war, wie bereits gesagt worden, bedeutend geschmolzen, und die noch unter den Waffen waren, durch Ermattung, Schlaf oder Wein außer Stand gesetzt, die Barrikaden zu vertheidigen

»Ich hatte gegen dreyßig Berichte vor mir liegen, nach welchen die Insurgenten der einen oder andern dieser Ursachen unterlagen, als Oberst Feisthamel, welcher die Municipalgarde kommandirte, in mein Kabinet trat. Dieselben Nachrichten waren auch ihm zugekommen, und hatten in ihm den Gedanken erregt, durch einen unmittelbaren kräftigen Angriff ihre Niederlage zu vervollständigen. Nach der Meinung des Obersten waren drey Kolonnen zu je zweyhundert Mann, welche in Uebereın-

stimmung marschirten, hinreichend, um die Straßen zu säubern, und die Revolte bis zum kommenden Morgen zu ersticken.

»Sein Plan schien mir gut und anwendbar; da ich jedoch die Verantwortlichkeit einer solchen militärischen Expedition ohne Wissen und Beystimmung des Marschalls Lobau und ohne Mitwirkung der Linientruppen nicht auf mich nehmen konnte, so begab ich mich mit Oberst Feisthamel nach den Tuilerien, wo, wie ich wußte, der Marschall und die Minister versammelt waren. Als wir ankamen, war es 1 Uhr Morgens, und die Minister waren bereits fortgegangen. Der König empfing uns in seinem Schlafgemache, und forderte uns auf, nachdem ich ihm unsern Plan, den er weder billigte noch verwarf, aus einander gesetzt hatte, uns mit dem Marschall, der den Befehl über die Linie und Bürgermiliz führe, zu verständigen.

»Wir eilten also zum Marschall Lobau, bey dem wir die Generäle Jacqueminot und Darriule und mehrere Oberoffiziere fanden. Auch sie waren eben in der Berathung über die Mittel, dem Aufstande schleunigst ein Ziel zu setzen, begriffen. Als Oberst Feisthamel seinen Plan vorgetragen hatte, machte der Marschall, der dem Obersten nicht sehr hold war, und, in seiner militärischen Weise, dessen kein Hehl hatte, einige Einwendungen, namentlich hinsichtlich der Schwierigkeit, sogleich die nöthige Truppenzahl zusammenzubringen, und über die Opfer an Menschenleben, welche ein nächtlicher Angriff gegen die Barrikaden unvermeidlich machen würde. Wir werden thun, setzte er hinzu, was Sie vorgeschlagen haben, aber erst wenn es Tag ist; die Insurgenten können keinen langen Widerstand leisten, und wir brauchen nicht unnöthiger Weise unsere Mannschaft bloß zu stellen.

»Ich kehrte also nach der Präfektur zurück, während Oberst Feisthamel im Etat-Major zurückblieb, um weitere Befehle zu erwarten.

»Die Nationalgarden des Weichbildes waren, auf die erste Kunde von den Ruhestörungen der Hauptstadt, voll des löblichsten Eifers zusammengetreten. Die erste Legion von Saint-Denis, welche mein trefflicher Freund, Oberst Benoit, befehligte, war am 6. Juny bereits um 3 Uhr Morgens in der Straße Lafayette angelangt. Die anderen Legionen trafen fast gleichzeitig ein.

»Um 4 Uhr greift eine starke, aus Soldaten und Nationalgarden gebildete Kolonne unter dem Befehle des Obersten Feisthamel die Aufrührer im Quartier Montmartre an, verfolgt sie mit Nachdruck, nimmt den Passage du Saumon nach lebhaftem Widerstande, zerstört die Barrikaden, durchzieht die Boulevards

bis zum Platze St. Antoine; dort aber stößt die Kolonne auf eine Barrikade, welche Oberst Feisthamel anzugreifen nicht für gut hält; er kehrt daher mit seiner Truppe nach dem Karousselplatze zurück, wo er dem Marschall Bericht erstattet.

»Dieser entsendet hierauf ein neues Detaschement mit Artillerie unter dem Befehle des Generals Schramm; die Barrikade wird sogleich erstürmt, deßgleichen eine andere in der Grande-Rue Faubourg St. Antoine.

»Auf dieser Expedition wurde Hr. Pepin, der in der Folge als Mitschuldiger Fieschi's hingerichtet wurde, zum ersten Male verhaftet. General Schramm berichtete, daß von dem am Eingange der Vorstadt gelegenen Hause Pepin's ein lebhaftes Feuer gegen die Truppen unterhalten, und bereits mehrere Soldaten verwundet worden waren, als sechzehn Grenadiere das Hausthor erbrachen, und Pepin, der die Nationalgarde-Uniform trug, verhafteten, eben als er im Begriffe war, eine Pistole, die aber glücklicher Weise versagte, auf einen der Soldaten abzufeuern. Man fand vierzehn Flinten, deren die Aufrührer sich offenbar bedient hatten, sie selbst waren jedoch mittlerweile durch eine Hinterthüre entkommen. Die Erbitterung der Soldaten gegen Pepin war so groß, daß sie nur mit Mühe abgehalten werden konnten, ihn in Stücke zu hauen.

»General Schramm und Oberst Feisthamel, welche beyde bey der Gefangennehmung Pepin's anwesend waren, und beyde aus seinen Fenstern die Schüsse der Insurgenten hatten fallen sehen, haben mir zu wiederholten Malen alle diese Einzelnheiten bestätigt.

»Andere Detaschements, immer aus Linientruppen und Nationalgarden gebildet, hatten die Quais, die Hauptstraßen des Marais, der Vorstädte St. Denis, St. Martin du Temple, des Quartiers Popincourt und des Arsenals durchstreift; nirgends waren sie auf ihrem Marsche aufgehalten worden; die Aufrührer waren also nach der Einnahme des Faubourg St. Antoine durch General Schramm nur mehr im Besitze von Saint-Merri und der Straße Saint-Martin.

»Am Mittag machte General Tiburce Sebastiani mit zweyhundert Mann Infanterie eine Rekognoscirung ihrer Positionen, ohne sie delogiren zu können.

»Um dieselbe Stunde verließ der König die Tuilerien, um sich durch das Gitter des Pont royal nach dem Platze de la Concorde in die Champs Elisées zu begeben, wo er die zahlreich versammelten Truppen Revue passirte. Von dort begab er sich durch die Rue Royale nach den Boulevards, welche er in ihrer ganzen Länge bis auf den Platz St. Antoine durcheilte. Se. M.

begaben sich sodann nach der Barrière du Trône, und kehrten von dort durch die Vorstadt St. Antoine über die Austerlitzbrücke und die Quais, und durch den Louvre nach den Tuilerien zurück. Diese ganze Linie, deren Ausdehnung an drey Lieues betragen mag, war von der Nationalgarde und den Truppen besetzt. Von jedermann mit Begeisterung empfangen, hatte sich der König zu wiederholten Malen unter die versammelte Menge begeben, Muth und Vertrauen wieder erweckt, und durch seine Gegenwart das von den Insurgenten verbreitete Gerücht von seiner Flucht widerlegt.

»In dem Augenblicke, als der König sich auf dem Quai gegenüber der Rue Arcis befand, fielen mehrere Schüsse von diesem, noch in der Gewalt der Insurgenten befindlichen Punkte, ohne jedoch irgend Schaden zu thun.

»Mehr als sechzigtausend Mann hatten während der Revue dem Könige ihre Ergebenheit durch einstimmigen Zuruf an den Tag gelegt. Wie hätte man glauben sollen, daß im Angesichte einer solchen Macht einige hundert Rasende es noch wagen würden, den Kampf fortzusetzen; und dennoch war dieß ihre Absicht.

»Allmälich aus allen Gassen nächst der Rue Saint-Martin verdrängt, sahen sie sich endlich in der Umgebung der Kirche St. Merri eingeschlossen: dort aber waren sie durch eine furchtbare Barrikade vertheidigt. Mehrere Angriffe waren gescheitert; die in Paris angehäuften ungeheuren Truppenmassen blieben für den Augenblick unthätig.

»Ich selbst war von Ungeduld verzehrt; auf den Quais und Brücken, am Greveplatze und dem Platze du Chatelet waren die Nationalgarden und Linientruppen aufgestellt, ohne sich zu regen, während einige Schritte weiter die Meuterer ruhig hinter ihren Verschanzungen lagen. Ich befürchtete, daß abermals die Nacht hereinbrechen würde, ohne daß man des Aufstandes Meister geworden.

»Nachdem ich durch meine Agenten zahlreiche Verhaftungen vorgenommen, Papiere und Waffen mit Beschlag belegt, die zertrümmerten Laternen durch neue ersetzen, das Pflaster ausbessern, die verlassenen Posten besetzen und den gestörten Waffen- und Polizeydienst wieder in Wirksamkeit gesetzt, mit einem Worte, die Spuren der noch nicht gänzlich gedämpften Revolte so viel als möglich verlöscht hatte, eilte ich, von Ungeduld getrieben, nach dem Generalstabe, um mich nach der Ursache jener Zögerung zu erkundigen.

»Als ich den Pontneuf passirte, sah ich aus allen Fenstern eines am Quai de Gerres an der Ecke des Chateletplatzes gelegenen Hauses Schüsse fallen. Sie rührten von einer Bande her,

welche in dies Haus gedrungen war, und auf die Truppen feuerte. Die letzteren erwiederten das Feuer ohne Wirkung, da sich die Meuterer nach jeder Decharge durch die Fensterbrüstungen zu decken wußten. Es wurde also zu einem wirksameren Mittel geschritten: die Liniensapeurs sprengen die Thore, die Soldaten dringen ein, und lassen die Aufrührer die verdiente Strafe erleiden. Während dieses Gefechtes ließen sich mehrere der Nationalgarde des Weichbildes angehörige Kompagnien, die auf dem Quai der Messagerie aufgestellt waren, verleiten, von panischem Schreck ergriffen, die Flucht zu ergreifen. Ihre Offiziere liefen mit ihnen, hoffentlich nur um sie zum Stehen zu bringen, was ihnen aber erst unweit den Tuilerien gelang. Ich will annehmen, daß nach einem Augenblick der Ruhe sie sich von ihrem Entsetzen erholten, denn zwanzig Minuten später kehrten sie wieder nach ihrem verlassenen Posten zurück. Freylich ließen sich dann keine Flintenschüsse mehr vernehmen.

»Ich selbst befand mich eben auf den Stufen des Pontneuf, in der Erwartung des Ausganges jenes Gefechtes, als sie die Flucht ergriffen, und versuchte umsonst sie aufzuhalten. Diese guten Leute hörten aber nicht auf mich; sie behaupteten, keine Kartuschen zu haben. Mehrere von ihnen waren verwundet worden, und sie schienen nicht geneigt, Kugeln zu empfangen, ohne sie erwiedern zu können.

»Nach diesem Zwischenfalle begab ich mich nach dem Generalstabe, wo ich nur den General Leydet fand. Mehrere andere Generäle und Marschall Lobau waren beym Könige. Ich theilte dem General Leydet meine Bemerkungen mit, der sie ganz richtig fand, und über jene wirkliche oder scheinbare Lauheit der Operationen nicht weniger als ich verstimmt war. Ich begegnete hierauf dem General Jacqueminot am Karousselplatze: er war eben beschäftigt, einigen Detaschements der Nationalgarde Befehle zu ertheilen, und sie mit seiner bekannten Thätigkeit und Entschlossenheit auf die Punkte zu beordern, wo ihre Anwesenheit nützlich seyn konnte. Ich hörte nun, daß die Revue jene Zögerungen verursacht hatte, ein Uebelstand, der übrigens neben den großen moralischen Vortheilen der Revue gänzlich verschwand.

»Nach der Präfektur zurückgekehrt, erfuhr ich sogleich, daß die Artillerie die Barrikade von Saint-Merri demolirte, daß General Leydet mit einem Theile des ersten Linienregiments durch die Quais nach der Rue des Arcis debouchirt war, das erste Haus genommen, diejenigen, welche es vertheidigten, niedergemacht, hierauf die zahlreichen Barrikaden dieser Straße im Sturmschritte erstiegen hatte, und bis zur Kirche St. Merri, dem letzten Zufluchtsorte der Meuterer, vorgedrungen war, wäh-

rend gleichzeitig ein Bataillon des zwey und vierzigsten unter ihrem Oberst aus der Rue de la Verrerie hervorgebrochen, und eine zweyte Kolonne desselben Regimentes in der Rue Saint-Merri erschienen war. Die Häuser, aus welchen die Aufrührer schossen, wurden nach hartnäckigem Widerstand, welcher den Truppen einige Leute kostete, genommen; zwey und dreyßig Insurgenten verloren dabey das Leben. Man fand in den Häusern viele Waffen, Pulver und selbst Kugeln. Der Oberst des 42. Regimentes wurde durch eine Kugel in der Seite verwundet.

»Nachdem dieser Punkt genommen war, stürzten sich die beyden Kolonnen, denen sich die Nationalgarden angeschlossen hatten, in die Rue Saint-Martin, die sie, während die Tambours den Generalmarsch schlugen, durchschritten. An mehreren Stellen stießen sie auf Barrikaden, wo sie mit Flintenschüssen, Ziegel- und Steinwürfen empfangen wurden; aber alles, was Widerstand leistete, wurde sogleich niedergemacht, und nur zwanzig Rebellen verschont, welche die Soldaten nach dem Hôtel-de-Ville abführten. Viele waren im Augenblicke des Eindringens der Truppen über die Hausdächer entkommen.

»Dieß war der letzte blutige Auftritt jenes von der Rebellion gegen die bestehende Macht erhobenen Kampfes.

»Um sechs Uhr Abends begann der Rückzug der Nationalgarden; zugleich wurde der größere Theil der Truppen nach ihren Kasernen entlassen.

»Im Ganzen waren achtzehn Nationalgarden getödtet und hundert verwundet worden; die Linientruppen zählten zwey und dreyßig Todte und hundert siebzig Verwundete, die Municipalgarde zwanzig Todte und zwey und funfzig Verwundete, was zusammen siebzig Todte und dreyhundert sechs und zwanzig Verwundete ausmacht, die Opfer, welche nicht diesen drey Korps angehörten, nicht einbegriffen.

»Der Verlust der Insurgenten, namentlich an Verwundeten, läßt sich nicht mit Genauigkeit angeben; nach den von mir gesammelten Angaben berechne ich ihn auf zweyhundert Verwundete und achtzig Todte. Die letztere Zahl ist gewiß nicht übertrieben; denn am Abend des 6. Junius wurden zwey und sechzig auf den Straßen und in den von den Insurgenten besetzten Häusern der Gegend von St. Merri, St. Martin, Rue des Arcis und Chatelet aufgegriffene Leichen nach der Morgue gebracht. Von diesen Leichen wurden drey und vierzig erkannt, und von Verwandten und Freunden reklamirt; ein und zwanzig blieben mehrere Tage ausgesetzt, und wurden endlich unerkannt begraben.

»Am 6. Juny waren bereits mehr als tausend Gefangene in den Gefängnissen eingeschlossen, und die Nationalgarden brachten

fortwährend neue ein; aber die meisten wurden zuerst nach den Wachtposten geführt, ohne daß man darauf Bedacht nahm, ihre Identität zu konstatiren, und ihre Theilnahme am Aufstande zu erweisen. Man lieferte sie ab, als Kriegsgefangene, und nicht als Angeklagte, welche der Gerechtigkeit verfallen waren. Die Eskorten wußten in der Regel keine Auskunft zu geben weder über die Ursache der Verhaftung, noch über die Personen, welche sie veranlaßt hatten. So sah ich mich genöthigt, eine Menge Angeschuldigter in gefängliche Haft zu nehmen, gegen welche kein gesetzlicher Klagegrund obwaltete, und deren Namen mir sogar unbekannt waren.

»Doch dieß konnte nicht anders seyn: während des Kampfes beeilten sich die Soldaten und Nationalgarden, ihre Gefangenen dem ersten Posten anzuvertrauen, worauf sie dann, ohne mit Aufnahme von Protokollen oder Zeugenlisten, ohne mit Verhören und der Erfüllung der, in gewöhnlichen Fällen beobachteten Förmlichkeiten ihre Zeit zu verlieren, wieder nach dem Kampfplatze, oder wohin sie sonst ihre Pflicht rief, zurückeilten, mit Recht darauf bedacht, vor Allem die Aufrührer zu besiegen und unschädlich zu machen.

Dieser Mangel an allen Belegen wurde aber für viele Gefangene ein Unterpfand der Straflosigkeit, obgleich sie alle, die Waffen in der Hand, ergriffen worden waren.

»Die Zahl der Angeschuldigten wuchs noch durch Verhaftung von etwa funfzig Personen, welche die öffentliche Stimme anklagte, Soldaten und Nationalgarden verwundet oder getödtet zu haben, und die ich sofort einziehen ließ. Auch andere wurden eingezogen, weil sie beschuldigt wurden, Insurgentenhaufen befehligt oder zum Aufstande angeeifert zu haben. Unter ihnen figurirten Hr. Thibeaudeau, Sohn, der aber bald seine Freyheit wieder erhielt, nachdem ich sein Loos nach Kräften erleichtert hatte; deßgleichen General Ramorino, welcher, in Folge befriedigender Erklärungen, schon eine Stunde nach seiner Verhaftung ebenfalls auf freyen Fuß gesetzt wurde; und der in der eleganten Welt wohlbekannte Hr. Deschapelles: letzterer war angeklagt, mit mehreren der hervorragendsten Republikaner Mitglied eines Insurrektionskomité's gewesen zu seyn, und zur Koalition der beyden Faktionen zum Behufe einer gemeinsamen Schilderhebung mitgewirkt zu haben. Hr. Deschapelles schrieb, nachdem er einige Tage auf der Polizeypräfektur in Haft gewesen, einen Brief, in welchem er sein Vergehen offen eingestand, und erklärte, daß er sich über die Stimmung der Bevölkerung getäuscht, daß seine Verbindungen mit der republikanischen Partey in ihm für Augenblicke gefährlichen Grundsätzen Eingang verschafft, daß er



den König für unpopulär, und Frankreich für geneigt gehalten habe, den Aufstand zu begünstigen: er gestand, ein schlechter Bürger gewesen zu seyn, und schloß mit der Versicherung, daß die lauten und kräftigen Begrüßungen, mit welchen der König in allen Theilen der Stadt empfangen worden sey, seine Täuschungen glücklicher Weise zerstört hätten.

»Der Ton und Inhalt dieses Briefes, und die Achtung, deren Hr. Deschapelles bey vielen ehrbaren Personen genießt, erregten in mir den lebhaften Wunsch, ihm nützlich zu seyn, und es gelang mir, ihm in Folge meiner Verwendung bey dem Minister des Innern, nach kurzer Zeit, seine Freyheit zu erwirken.

»Gegen Hrn. Carrel vom National, der nicht zu entkommen versuchte, die Herren Sarrut und Boussi von der Tribune, welche entflohen waren, in Bleré (Indre-et-Loire) aber aufgegriffen wurden, und mehrere andere Zeitungsredaktoren wurden Verhaftbefehle erlassen.

»Andere Verhaftungen wurden am 7., 8., 9. und 10. Juny in den Häusern, welche die Rebellen besetzt hatten, und bey Personen, welche im Verdachte der Mitschuld standen, vorgenommen: ganze Straßen, wie z. B. die Rue Beaubourg, wurden durchsucht, um Waffen und Munition zu finden. In Folge dieser Nachforschungen überbrachten mir meine Agenten beynahe dreytausend Flinten von jeder Größe, Säbel, Degen, Pistolen, Dolche, Lanzen, Fahnen und eine verhältnißmäßige Masse von Kugeln. Ein großer Saal des Hôtel-de-Ville wurde damit angefüllt; er glich einem Arsenale, denn man sah hier Waffen von allen Zeitaltern, da viele darunter von der Juliusrevolution herrührten, wo sie aus dem Artillerie-Museum und aus den Theatern fortgetragen worden waren.

»Alle von öffentlichen oder Privatangestellten, ja selbst von einzelnen Bürgern, wenn sie ihre Ansprüche erwiesen hatten, reklamirten Stücke wurden zurückgestellt.

»Es dürfen hier nicht die gegen drey Deputirte: die Herren Cabet, Garnier-Pagès und Laboissières, erlassenen Verhaftsbefehle unerwähnt bleiben. Alle drey waren abwesend. Hr. Cabet zeigte selbst in einem langen Briefe an, daß er für nöthig erachtet habe, sich dem Mandate zu entziehen, da die gerichtliche Verfolgung seine Theilnahme an dem sogenannten Komplott des 5. und 6. Juny zum Gegenstand habe, während doch die bedauerlichen Vorfälle dieser Tage nicht das Resultat eines Komplottes, sondern einzig das Werk des Zufalles und einer freywilligen und momentanen Bewegung gewesen seyen.

»Die in den Wohnungen der Herren Cabet und Garnier-Pagès weggenommenen Papiere enthielten nichts von Bedeutung;

aber mehrere bey Hrn. Laboissières vorgefundene Briefe seines Bruders ließen schließen, daß dieser Deputirte von dem Attentat des 5. Juny im Vorhinein Kenntniß gehabt hatte.

»Ich glaube auf das Unwiderleglichste bewiesen zu haben, daß der Aufstand des 5. Junius von den Feinden der bestehenden Ordnung ausgedacht und vorbereitet worden war; sie hielten nämlich den Sieg für leicht, und verhehlten eben so wenig ihr Vertrauen in den Erfolg, als ihren Haß gegen die Regierungsgewalt. Ueber den von dem Siege zu machenden Gebrauch wurde im Vorhinein berathen. Ich habe Belege vorgebracht, und noch andere werden folgen, welche über die Thatsache des gemeinsamen Zusammenwirkens der Legitimisten und Republikaner keinen Zweifel lassen. Dem ungeachtet ging die Verblendung des Parteygeistes so weit, dies Ereigniß als eine Folge vorsätzlicher, von der Polizey ausgehender Anstiftung darzustellen.«

Der Verfasser sucht nun das Grundlose dieser Beschuldigung nachzuweisen. Wir folgen ihm hier um so weniger, als die Unwahrheit aller solcher Beschuldigungen längst erwiesen ist, und in Frankreich an diese Lügen von Niemand mehr, am wenigsten von jenen, die sie vorbringen, geglaubt wird.

Merkwürdig genug ist der Prozeß der Junius-Angeschuldigten. Es bildet den letzten Akt jener Tragödie.

»Als die Rebellion vollständig unterdrückt, und die Ordnung wieder hergestellt war, mußte man darauf bedacht seyn, das Loos der 1500 Gefangenen zu entscheiden. Die Truppen und die Nationalgarden hatten ihre Pflicht gethan. Jetzt kam die Reihe an die Justizbehörden.

»In dieser Lage der Dinge glaubte die Regierung Paris in Belagerungsstand versetzen zu müssen. Der von Hrn. v. Montalivet unterzeichnete Rapport gibt als Grund das Bedürfniß an, dem öffentlichen Wunsche zu willfahren, und das Land vor der Wiederkehr ähnlicher verbrecherischer Handlungen sicher zu stellen. Der Minister fügte bey: »Der Belagerungsstand wird »im Gange der gewöhnlichen Rechtspflege keine Aenderung nach »sich ziehen, eben so wenig als in der Verwaltung in allen Din»gen, welche der Vorbereitung und der Ausführung des Kom»plottes fremd sind.«

»Die einzige Wirkung des Belagerungsstandes war also, durch die Kriegsgerichte diejenigen, welche das Komplott vorbereitet und welche es ins Werk gesetzt hatten, zu richten.

»Der Nutzen dieser Maßregel hat mir niemals eingeleuchtet, und ich habe nie die Absicht, in welcher man sie ergriff, ergründen können. Wenn es geschehen war, um, wie Hr. v. Montalivet sagte, einem allgemeinen Wunsche zu willfahren, so kann

man entgegnen, daß die Staatsklugheit erfordert, den Leidenschaften des Tages Widerstand zu leisten. Die Regierung kann in Zeiten der Reaktion recht wohl hinter dem allgemeinen Willen zurückbleiben. Die öffentliche Meinung, die leicht beweglich ist, kehrt bald zur Ruhe zurück, und weiß dann die Mäßigkeit einer Regierung, welche den ersten Eingebungen des Unmuthes kein Gehör schenkte, wohl zu schätzen.«

Wir folgen dem Verfasser nicht weiter in der Schilderung des Prozesses der Angeschuldigten, die wenig Neues enthält.

Das folgende zehnte Kapitel des zweyten Bandes umfaßt eine zusammenhängende Schilderung der Unruhen in der Vendée, und der Gefangennehmung der Herzogin von Berry. Ueber Deutz läßt sich Hr. Gisquet folgendermaßen vernehmen:

»Während die Regierung so viele Hebel in Bewegung setzte, ohne die erwünschte Lösung herbeyführen zu können, eröffnete sich ihr plötzlich und unvermuthet eine neue Quelle, kam ihr einer jener glücklichen Zufälle zu Gute, welche zuweilen in den wichtigsten Angelegenheiten den Ausschlag geben: Deutz bot der Regierung seine Dienste an.

»Dieser Mensch hatte bereits durch seine feyerliche Bekehrung zum Christenthume, welche im Jahre 1828 Statt fand, eine Art Berühmtheit erlangt. Nach einem dreyjährigen Aufenthalte in der Hauptstadt der Christenheit, wo er sich umsonst bemühte, das Loos seiner ehemaligen Glaubensbrüder zu verbessern, begab er sich nach den vereinigten Staaten.

»Ein Jahr später, gegen Ende 1831, kam er nach London, in der Absicht, nach Rom zu gehen, wo die Erhebung des Kardinals Capellari auf den päpstlichen Stuhl ihm einen mächtigen Schutz zu sichern schien.

»Er reiste hierauf, in Begleitung der Gräfinnen von Bourmont, die er bis nach Genf begleitete, von London ab, brachte einige Zeit in Turin zu, und begleitete sodann Hrn. Cauchy nach Massa.

»Die Herzogin von Berry hielt damals ihren kleinen Hof in Massa. Deutz wurde ihr im Februar 1832 vorgestellt; er fand bey ihr die Herren v. Bourmont, v. Choulot, v. St. Priest, v. Kergorlay, v. Mesnard u. s. f. Die Herzogin dankte ihm für die den Gräfinnen Bourmont geleisteten Dienste, und versah ihn mit Empfehlungsschreiben für Rom.

»Kaum war Deutz in dieser Stadt angekommen, als ein Brief des Hrn. v. Bourmont ihn nach Massa zurückrief; dort geschah es, daß die Herzogin ihn mit einer Mission an Don Miguel beauftragte.

»Deutz hielt sich einige Tage in Barcelona und Madrid auf; in letzterer Stadt entstand in ihm der Gedanke, dem Minister des Königs Ludwig Philipp seine Dienste anzubieten.

»In einem Schreiben, welches er an Hrn. v. Montalivet richtete, und dem Grafen v. Rayneval, unserem Botschafter am spanischen Hofe, übergab, theilte er den Zweck seiner Mission mit, sich, wie er sagte, der Diskretion der Regierung anheimstellend.

»Hielt er den Erfolg des Unternehmens der abenteuerlichen Herzogin für unmöglich, und die Sache der Legitimisten für verloren? Wollte er sich, ohne persönliche Rücksichten, der Julinsrevolution anschließen? Handelte er in der Hoffnung eines Gewinnes, oder bloß unter dem Einflusse einer vaterländischen Regung und in der Absicht, die Zwietracht zu tilgen, und den Gährungsstoff des Bürgerkrieges zu vernichten? Hierüber kann Niemand mit Bestimmtheit ein Urtheil fällen. Ich halte dafür, daß das Gefallen am Seltsamen, eine heiße und unstäte Einbildungskraft, absolutes Abhandenseyn von festen Grundsätzen und ein Mangel an Urtheil, der ihn die häßliche Seite einer schlechten Handlung nicht erkennen ließ, an seinem Entschlusse mehr Antheil hatten als Geldgier.

»Er selbst sagte:

»Mein Zweck war, Frankreich vor den Schrecken des Bürgerkrieges und der fremden Invasion zu bewahren. Was konnte ich von Ludwig Philipp, dessen Macht noch schwankte, erwarten? Etwa Ehren, Aemter, Geld? Aber alle diese von dem Ehrgeize und der Geldgier gesuchten Vortheile waren mir weit sicherer, wenn ich bey der Partey der Herzogin verweilte. Wenn ich geschwiegen hätte, konnten mir, der ich bereits geadelt, zum Baron erhoben, zum Bevollmächtigten der Regentin ernannt, und mit einer Mission Behufs der Abschlüsse einer Anleihe von vierzig Millionen für sie und Don Miguel beauftragt war, weder Auszeichnung noch pekuniärer Gewinn fehlen; indem ich sprach, opferte ich so glänzende Hoffnungen auf, gab mich den Dolchen der Karlisten preis, dem Fluche und der Rachsucht der Partey, dem schimpflichen Vorwurfe des Verrathes — und ich habe gesprochen, ich habe mein Privatinteresse meiner Ueberzeugung aufgeopfert.

»Ich schrieb an Hrn. v. Montalivet einen zweyten Brief, in welchem ich ihm die Pläne und Absichten der Herzogin und ihrer Parteygänger enthüllte. Es gibt, sagte ich, nur Ein Mittel, Frankreich vor Anarchie und Bürgerkrieg zu sichern, und dies Mittel ist die Verhaftung Madame's; nur Ein Mann kann dieß vollbringen, und dieser Mann bin ich. Für diesen Dienst, zu

dem ich mich erbot, verlangte ich nur, daß mir das Leben der Herzogin verbürgt werde.«

»Gegen Ende September verläßt Deutz Portugal, durchreist Spanien, und kömmt in Paris an; er begibt sich sogleich zu Hrn. v. Montalivet, und wiederholt ihm mündlich den Inhalt seiner beyden Schreiben. Der Minister hört ihn an, und ermuntert ihn, seinem Vorsatze treu zu bleiben; zugleich setzt er eine Zusammenkunft für einen der nächsten Tage fest. Aber an einem dieser nächsten Tage wird Hr. v. Montalivet durch Hrn. Thiers ersetzt, d. h. das Ministerium vom 11. Oktober 1832 trat ins Leben.

»Deutz setzt mit Hrn. Thiers den mit Hrn. v. Montalivet angeknüpften Verkehr fort.

»Bereits durch Hrn. v. Montalivet in Kenntniß der Revelationen dieses Menschen gesetzt, und in ihr von Hrn. Thiers erhalten, hatte ich zuweilen Unterredungen mit Deutz über den einzuhaltenden Weg, der zu einer raschen Entwicklung führen könne. Hr. Thiers meinte, daß Deutz, ohne sich von Paris zu entfernen, durch das unbedingte Vertrauen, welches er bey der Partey genoß, in Stand gesetzt werden würde, der Regierung die Mittel zur Verhaftung der Herzogin an die Hand zu geben. Der Charakter des Revelateurs mußte uns vorsichtig machen, um nicht mystifizirt zu werden. Dieser Grund, so wie die Besorgniß, daß dieser Mensch ermordet werden, oder, wenn er sich in der Gegenwart der Herzogin befände, seinen Vorsatz ändern könnte, machten, daß wir ihn nicht ohne einige Besorgniß nach Nantes abreisen sahen.

»Um den Gedanken einer Sinnesänderung möglichst fern zu halten, bemühte sich Hr. Thiers in allen seinen Unterredungen mit Deutz, das Verdienst hervorzuheben, welches er sich durch seine That um das Vaterland erwerben würde, eine Auffassung, für welche Deutz besonders empfänglich schien; aber Hr. Thiers unterließ auch nicht, auf die Ausdehnung der zu erwartenden Belohnung leichthin anzuspielen; hier muß aber der Wahrheit zur Steuer bemerkt werden, daß Deutz diesen Punkt mit einer Art von Gleichgültigkeit behandelte.

»Ungeachtet der Einwendungen der Minister, erklärte Deutz, daß er sich zur Herzogin begeben wolle: die Gründe dieses Entschlusses gab er folgendermaßen an:

»Gewohnt, die Gefahr zu verachten, und geraden Weges einherzugehen, machte diese Betrachtung (die Möglichkeit der Ermordung) wenig Eindruck auf mich; ich glaubte, daß von meiner Anwesenheit an Ort und Stelle die Verhaftung der Herzogin und die Erhaltung ihres Lebens abhinge; denn meine Ab-

ficht war nicht nur, sie verhaften, sondern sie mit völliger Sicherheit an Leib und Leben verhaften zu lassen, und ohne daß ihr ein Haar gekrümmt werde, noch ein Mensch ihrer Partey einen Tropfen Blutes zu vergießen habe.«

»Dem zu Folge reiste Deutz unter dem Namen Gonzagues ab« u. s. f.

Man kann aus den vorstehenden Auszügen leicht entnehmen, daß das uns vorliegende Werk einen Schatz von Aufschlüssen über die französischen Zustände der Gegenwart enthält. Jedes Kapitel ist reich an treffenden Bemerkungen. Was die Tagespresse zerstreut und gefärbt je nach der Richtung und dem Geiste der Parteyen zur öffentlichen Kenntniß gebracht hat, findet hier seine Stelle, und tritt zu einem innerlich gegliederten und wohlgeordneten Ganzen zusammen. Vielleicht wäre eine lebendigere Darstellung zu wünschen. Der Verfasser erkennt diesen Mangel selbst, und bedauert, so wahr als bescheiden, daß er in früheren Jahren, im Drange eines bewegten Geschäftslebens, zur schriftstellerischen Ausbildung weder Gelegenheit noch Muße gefunden habe. Aber dieß auch nur leichthin zu rügen, wäre unbillig. Was der Form zu wünschen bleibt, wird durch die Reichhaltigkeit des Stoffes, durch die Unbefangenheit des Autors wohl mehr als ersetzt.

Und welche bewegte, stürmische Zeit ist die von Gisquet beschriebene? Es bedarf in der That eines Mannes von Entschlossenheit, von Muth und geistiger Spannkraft, um in so schwierigen Verhältnissen und unter der Last einer so schweren Verantwortlichkeit nicht gänzlich zu erliegen.

Eine inhaltsschwere Lehre liegt in dem Bilde, welches Gisquet von seinem Verhältnisse zur Presse entwirft; abermals ein Beweis, daß bey zügelloser Freyheit des gedruckten Wortes jede Art von Regierung gehemmt, gestört, ja geradezu unmöglich gemacht wird.

»Ich hätte nie gedacht,« ruft der Verfasser aus, »daß treulose Böswilligkeit einen langen und dauernden Erfolg zu erringen vermöge; ich glaubte, daß Rechtlichkeit, Ehrlichkeit, Selbstverläugnung und Aufopferung für das allgemeine Beste auf die Länge über die Vorurtheile und Leidenschaften des Tages den Sieg davon tragen, und daß am Ende die Wahrheit, der Lüge und Verläumdung zum Trotze, zu voller Klarheit und allgemeiner Anerkennung gelangen müsse: ich habe mich getäuscht.

»Die Aufgabe der Presse ist groß und erhaben; aber so sehr ich geneigt bin, dem gewissenhaften Schriftsteller, der seine Ansicht unabhängig und mit Mäßigung vertritt, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so wenig Achtung flößen mir jene Scribler

ein, die ihre in Galle getauchte Feder dem Dienste der Leidenschaften, der gekränkten Empfindlichkeit und der Rachsucht weihen, und ohne eigene Ueberzeugung der ersten besten Parteyansicht, oft allen zugleich, sich dahingeben.«

Da Gisquet die Käuflichkeit dieser Federn nicht benützen wollte, um Lob oder doch Schweigen zu erhandeln, so hatte er die ganze Wuth ihrer nichtswürdigen Polemik zu erfahren.

»Zu meinem großen Schaden hatte ich an mir die Macht erprobt, welche die Journale auf die öffentliche Meinung ausüben; ich glaube den Organen der Regierung, welche sich in ähnlicher Lage mit mir befinden, und meinem Beyspiele folgen möchten, einen wahren Dienst zu erweisen, indem ich ihnen die Gefahren eines bloß passiven Widerstandes, wozu ein ruhiges und vorwurffreyes Gewissen mich antrieb, vor Augen führe.

»Ich möchte ihnen sagen: Besitzt ihr keine Geschäftsgewandtheit, fällt es euch leichter, Gunst zu erschleichen, als sie zu verdienen, denkt ihr mehr auf eure Carrière, als an das Wohl eurer Administrirten; habt ihr das Bewußtseyn, sey es nun wegen Trägheit, Unfähigkeit oder Mangel an Charakter, eurem Amte nicht gewachsen zu seyn, so laßt euch dieß nicht gram seyn: mit leichter Mühe könnt ihr den Ruf eines vollendeten Geschäftsmannes, eines unabhängigen Staatsdieners, eines muthigen, rechtlichen, hochbegabten, jeder Aufopferung fähigen Staatsmannes erlangen.

»Das Recept hiezu ist einfach.

»Macht einigen in der Presse einflußreichen Männern den Hof; stellt eure Amtsgewalt, so viel sich thun läßt, zu ihrer Verfügung; laßt es euch auf einige Demuth, selbst auf ein bischen Kriechen nicht ankommen; nehmt überhaupt die Miene ihres Schützlings an, und macht sie glauben, daß ihr ihre Doktrinen theilt, daß ihr in eurer ämtlichen Wirksamkeit euch von ihnen leiten laßt.

»Zugleich müßt ihr aber auch jene literarischen Klopffechter niedern Ranges zu erkaufen wissen, damit sie die Lauge ihres Witzes gelegentlich für euch, nie über euch ausgießen.

»Mit diesen beyden Hebeln werdet ihr leicht und ausgiebig auf die Meinung der ernsten und gebildeten Leute, der Staatsgrübler, und zugleich auf jene frivole Klasse des Publikums wirken, welche nicht unter die Oberfläche der Dinge einzudringen vermag; es wird euch dann an tausendfältigem Echo eures wohlkonditionirten Rufes nicht fehlen.

»Vergeßt nie, daß in Frankreich, und namentlich in Paris, wo die Wahrheit immer mit Mühe sich zu Tage arbeitet, die Masse der Leser immer nur bereits fertige Urtheile

annimmt und beglaubigt; die Journale sind also die Apotheken, in welchen Reputationen gemacht und feilgeboten werden. Wäret ihr in jeglicher Rücksicht ausgezeichnet, ein l'Hospital an Rechtschaffenheit, ein Süllý an Hingebung, an Genie ein Colbert, ein Laffayette an Patriotismus, so wird ein schaler Wortwitz hinreichen, euch dem öffentlichen Gelächter preis zu geben, oder die allgemeine Entrüstung auf euer Haupt zu laden.«

Die Regierungsgewalt ist fortwährend die Zielscheibe der Angriffe der Tagespresse, um wie viel mehr und ganz insbesondere ein Zweig der Administration, welche mit Vollziehung der gegen die Uebergriffe der Presse gerichteten Maßregeln beauftragt ist. Gisquet, als der Chef dieser, vor allen andern dem Hasse der Journalisten verfallenen Behörde, fand sich also ihren Angriffen in erster Linie ausgesetzt.

»Die Journale,« fährt der Verfasser fort, »welche es verschmähen, zu gröblichen Beleidigungen herabzusteigen, beschränkten sich auf eine mehr oder minder bittere Kritik; da aber einerseits die moralische Deutung immer unter dem Einflusse gewisser Ideen und zu Gunsten gewisser Ansichten vor sich geht, und andererseits die Ausführung der Maßregeln, welche ihrer Natur nach jene Ideen und Ansichten verletzen mußten, in der Regel auf eine entstellende Weise dargestellt wurde, so folgte hieraus eine fortwährende Neigung, alle meine Handlungen zu tadeln. Eine gewisse Art von Mäßigung war häufig geschickt genug berechnet, um einer bitteren und fast immer ungerechten Kritik nur um so größeres Gewicht zu verleihen. Dieß galt von den Journalen ersten Ranges.

»Die andern, deren Art es ist, abwechselnd die Waffen des Spottes und der Schmährede zu führen, und dergestalt den Gegenstand ihrer erkünstelten Wuth mit Schimpf zu überschütten, bezeichneten mich dem Hasse der Partenen, und ließen kein Mittel unversucht, um mich eben so boshaft als sinnreich tagtäglich der öffentlichen Verachtung preis zu geben Sie bilden die verlornen Vorposten der ernsthaften Presse; man kann sie, wenn sie zu weit gehen, verläugnen und fallen lassen, und dennoch auf ihren Beystand rechnen: ihre spitzen und giftigen Pfeile, die bald mit dem Gifte der Ironie getränkt, bald mit dem Stachel des Wortwitzes versehen sind, verwunden und zerreißen einen bisher unbescholtenen Ruf nach Herzenslust. Die Kunst, auf Kosten eines Andern lachen zu machen, ist um so wirksamer, je mehr sie sich in die die Menge täuschende Hülle unbefangener Heiterkeit und naiver Natürlichkeit zu kleiden weiß; zudem ist der Mensch nun einmal zum Spotte geneigt, und nur zu bereit,

seinen Nächsten herabzusetzen, und besonders die Träger der Gewalt in den Staub zu ziehen, um sich nicht zu ergötzen an jenen sprühenden Witzfunken, Wortspielen und kurzweiligen Ausfällen, welche kein Ende und keine Barmherzigkeit kennen.

»Während fünf Jahren haben die Journale fast ohne Ausnahme jeden Morgen ihre verwundenden Pfeile auf mich abgedrückt, die unbedeutendsten meiner Schritte entstellend und tadelnd, mir die scheußlichsten Absichten unterlegend; mich der Willkür und Ungerechtigkeit mit einer Beharrlichkeit beschuldigend, welche ohne Beyspiel ist.

»Es gibt keine Lüge, auf die man nicht verfallen wäre, keine Unwahrscheinlichkeit, die man nicht für baare Thatsache gegeben hätte, um mich dem Hasse der ehrbaren Menschen zu weihen; kein Schmähwort, welches man gegen mich nicht gebraucht hätte. Und man kann noch glauben, daß der unbescholtenste Charakter unbemakelt bleibe, daß der wohlbegründetste Ruf auf die Länge widerstehe? — Unmöglich!«

Wir haben bisher nur die politische Seite des ausgebreiteten Wirkungskreises des Polizeypräfekten in das Auge gefaßt; wir haben Hrn. Gisquet gesehen im Kampfe mit der Revolution, die Spuren der Verschwörung verfolgend, oder im offenen Kampfe mit der Emeute, zwischen Barrikaden und erstürmten Häusern, zwischen Leichen und Verwundeten, im Volksgedränge und Straßentumult, angeregt durch königsmörderische Attentate oder durch die im Dunkeln vorbereiteten Entwürfe der geheimen Gesellschaften. Aber neben dieser traurigen Aufgabe hat der Präfekt noch andere Pflichten zu erfüllen, Pflichten, welche in anderen, glücklicheren Ländern den eigentlichen Wirkungskreis der Polizeybehörden ausmachen; auf dem vulkanischen Boden Frankreichs aber, als dessen Krater Paris gelten kann, durch die Ausbrüche jener inneren, immer Brand und Verderben dräuenden Glut, nur allzusehr in den Hintergrund geschoben werden. Wir meinen den administrativen Dienst, dessen innere Organisation bereits dargestellt worden ist. Das sechste Kapitel des vierten Bandes enthält eine historische Schilderung der Thätigkeit Gisquet's auf diesem Felde. Als Beyträge zur Sittengeschichte Frankreichs und der Hauptstadt Paris hat diese einfache Erzählung den größten Werth. Wir können hier natürlich, wegen Mangel an Raum, dem Verfasser nicht weiter folgen. Beyspielsweise glauben wir jedoch einige Bemerkungen Gisquet's über die Morgue, welche gleichfalls in den Geschäftskreis der Polizeypräfektur gehört, wiedergeben zu sollen.

»Die Morgue ist im Jahre 1835 nach einem besseren Plane beynahe ganz neu erbaut worden; bey dieser Gelegenheit wurden

einige Einrichtungen getroffen, welche die Unannehmlichkeiten dieses Gebäudes größtentheils beseitigten.

»Es werden in der Morgue jährlich drey= bis vierhundert Leichen ausgesetzt; wobey jedoch zu bemerken ist, daß diese Zahl bey weitem nicht die Gesammtzahl der jährlich verübten Selbstmorde oder durch Zufall herbeygeführten Todesfälle ausdrückt.

»Denn es werden nur die Leichen von Unbekannten und solche, nach welchen keine Nachfrage geschehen ist, nach der Morgue gebracht; dort bleiben sie während drey Tagen öffentlich ausgesetzt, und werden nach Verlauf dieser Frist, wenn niemand gekommen ist, um sie abzuholen, auf Befehl des königlichen Prokurators während der Nacht beerdigt

»Selbstmorde zählte man vor der Juliusrevolution zwischen zweyhundert funfzig und dreyhundert jährlich; aber vom Jahre 1831 bis 1836 hat sich diese Durchschnittszahl in einer furchtbaren Weise, und zwar in einer ununterbrochenen Progression, bis auf achthundert jährlich gesteigert. Es würde sich der Mühe lohnen, nach den Ursachen dieser Erscheinung zu forschen; ich betrachte als die Hauptveranlassung die schrankenlose Genußsucht und das Andrängen nach höheren Lebensverhältnissen, welches in der genannten Periode der Aufregung in allen Gemüthern gährte.

»Die heftigen Emotionen, welche eine Folge der politischen Leidenschaften sind, die Erbitterung getäuschten Ehrgeizes hatten bey Vielen Lebensüberdruß erzeugt, der sodann, in einem Anfalle von Wahnsinn, zum Selbstmorde führte. Wenn die Einbildungskraft bis zum Fiebertraum erhitzt worden, ist das menschliche Herz empfindlicher für Seelenleiden, häuslichen Kummer und für die Drangsale des Lebens, und nur zu leicht sinkt dann der Muth, welchen allein die moralische Kraft verleihen kann, dem Unglück die Stirne zu bieten. Ja es läßt sich, nach meinen Erfahrungen, behaupten, daß sogar der Luft und der Temperatur über dergestalt herabgestimmte Gemüther eine unselige Macht eingeräumt ist.

»Als Beweis zu Gunsten dieser Ansichten kann die Thatsache angeführt werden, daß die Fälle von Wahnsinn und Geistesabwesenheit in einem den Selbstmorden analogen Verhältnisse zugenommen haben; es hat immer eine Art von Gleichmäßigkeit zwischen beyden geherrscht; so hat man in den Jahren 1835 und 1836 ungefähr achthundert freywillige Todesfälle und eben so viele Fälle von Wahnsinn gezählt. Hieraus läßt sich nun doch wohl der Schluß ziehen, daß die Ereignisse jener Zeit die gemeinsame und hauptsächliche Ursache dieser Erscheinung sind.

»Die Besoldung der bey der Morgue angestellten Beamten verursacht der Stadt Paris eine ziemlich unbedeutende Auslage, indem sie sich im Ganzen nur auf 3900 Franken im Jahre belauft; hiezu kommen 6000 Franken für Auffischung der Ertränkten, da für jede Lebensrettung die Polizeypräfektur eine Prämie von 25 Franken zahlt; wer einen Ertrunkenen aus dem Wasser zieht, erhält von ihr 15 Franken Die Kosten des Transports der Leichen nach der Morgue betragen etwas mehr als 1500 Franken; für die Herbeyschaffung von Verwundeten und Kranken, welche auf der Straße aufgegriffen wurden, zahlt die Stadt jährlich über 4000 Franken.

»Wie sich Mißbräuche allenthalben auch bey Dingen, welche ihrer Natur nach am wenigsten Anlaß hiezu bieten, einzuschleichen pflegen, so geschah es auch mehr als einmal, daß die Prämien von 25 Franken, welche für Lebensrettung gezahlt werden, einigen unter sich einverstandenen Spießgesellen zu Gaunerstücken Veranlassung gaben. Ein Mensch fällt, wie durch Zufall, in den Fluß; er kämpft mit den Fluthen, schon verschwindet er, als ein Menschenfreund seines Weges kömmt; sogleich stürzt er sich dem Unglücklichen nach, den er denn auch alsbald glücklich ans Ufer bringt. So wurden denn 25 Franken verdient und eine gute Handlung verrichtet. Schade nur, daß der Verunglückte und der Lebensretter unter einer Decke steckten, daß das Ganze eine verabredete Komödie war, und die erdiebten 25 Franken sofort in der nächsten Schenke wohlhäbig verzehrt werden.

»Dennoch dürfen die Behörden sich durch solche Streiche, auf die Gefahr hin, zuweilen betrogen zu werden, im Interesse der Menschheit nicht abschrecken lassen. Auch sind diese Beyspiele ziemlich selten; ich selbst erinnere mich nur drey oder vier Fälle, wo der Betrug erwiesen war, indem nämlich zwey Schelme, welche nicht zu viele Helfershelfer ins Vertrauen ziehen, und den Gewinn allein unter sich theilen wollten, sich zu wiederholten Malen wechselseitig aus dem Wasser gezogen hatten.

»Die Hälfte der Selbstmorde geschieht durch Ertränkung; zunächst der Zahl nach folgen Erstickungen durch Kohlendämpfe, sodann durch Feuergewehre, Erhenkung u. s. f.

»Dank der ärztlichen Kunst, wird ungefähr ein Viertel der durch Dämpfe, Wasser oder den Strang Erstickten wieder zum Leben gerufen. Im J. 1834 allein sind von 139 Personen, welche die Besinnung verloren hatten, und darunter mehrere, deren Glieder bereits erstarrt, deren Körper erkaltet und das Gesicht violett oder schwarz geworden war, 115 gerettet worden.

»Man sieht daraus, welche Bedeutung dieser Zweig des Polizeydienstes hat, und wie nothwendig es ist, den damit

beauftragten Beamten die größte Wachsamkeit zur Pflicht zu machen.«

Ueber das Diebswesen faßt sich Hr. Gisquet sehr kurz, indem dieses Thema bereits durch weitläufige Abhandlungen erschöpft worden sey. Die wenigen Bemerkungen, welche wir im achten Kapitel des letzten Bandes über diesen Gegenstand finden, scheinen uns jedoch neu und bedeutend genug, um hier erwähnt zu werden.

»Ich habe oftmals die Frage aufwerfen hören, wie viel Diebe und Räuber es in Paris gebe? Man antwortete dann gewöhnlich, zehntausend, funfzehntausend, gleichsam als ob man sie gezählt hätte. Ich gestehe offen, daß mir ihre Zahl genau anzugeben unmöglich ist, doch glaube ich hinlängliche Notizen zu besitzen, um eine allgemeine Schätzung wagen zu können.

»Vor Allem muß man sich über den eigentlichen Sinn und die Bedeutung der Benennung Gauner und Diebe verstehen. Begreift man darunter alle Individuen, welche sich ein- oder mehrmals in gerichtlicher Untersuchung wegen unredlicher Handlungen befanden, so würde ihre Zahl freylich Legion seyn, denn eine große Menge ehrlicher Leute, welche bloß durch ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen in Untersuchung gezogen wurden, würden hier mit inbegriffen seyn. Die Frage wird also anders gestellt werden müssen.

»Wie viel Menschen gibt es, welche in gewissen Fällen die Gesetze der Ehrlichkeit vergessen, und mit ihrem Gewissen in Unterhandlung treten würden? Ich antworte hierauf dreyßigtausend. (Hr. Gisquet verzeihe uns, wenn wir diese Schätzung, so wie die Annahme der folgenden Ziffern für mehr als bloß gewagt und willkürlich halten; wir können in der That nicht glauben, daß sich die moralische Stimmung einer ganzen Bevölkerung so geradehin in runden Zahlen ausdrücken lasse. Ein anderes ist es, wenn es sich um verübte Verbrechen oder Vergehungen handelt; diese zu zählen und zu klassifiziren stehen dem Polizeypräfekten allerdings mehr Mittel als irgend jemand zu Gebote. Aber in die Herzen seiner Administré's zu sehen, und im Vorhinein die Zahl derer zu bestimmen, in welchen das Sittengesetz und die Stimme des Gewissens in gegebenen Fällen schweigen würde, hiezu dürften doch wohl die Bureau's des Präfekten mit ihren eilfhundert Beamten und den noch zahlreicheren Agens secrets schwerlich hinreichen. Allein selbst eine gewagte Berechnung hat in dem Munde des Mannes, der durch so lange Zeit im Besitze so vieler und reichhaltiger statistischer Notizen war, eine gewisse Bedeutung. Wir lassen daher Hrn. Gisquet in seinen Ansätzen fortfahren.) Wird die Zahl von dreyßigtausend

angenommen, so ergibt sich, daß ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung von Paris in die Kategorie der unehrlichen Leute gesetzt werden muß. Ich glaube, daß z. B. in Paris etwa dreyßigtausend Menschen im Stande wären, eine fremde Börse, welche sie auf der Straße fänden und unbemerkt aufheben könnten, mit sich fort zu tragen, ohne sie dem Eigenthümer, selbst wenn er ihnen bekannt wäre, zurückzustellen.

»Wie viele würden sie zurückstellen, wenn eine Anfrage an sie erginge? Ich antworte: zwanzigtausend. Diese zwanzigtausend, obgleich in der Verfassung, sich bey guter Gelegenheit fremdes Besitzthum zuzueignen, haben also mit den Grundsätzen der Ehrlichkeit doch nicht gänzlich gebrochen; es wäre daher unbillig, sie schon als Diebe zu betrachten. Aber die anderen zehntausend werden die fremde Börse zu behalten suchen, entweder indem sie läugnen, sie genommen zu haben, oder indem sie sie in andere Hände übergehen lassen, damit sie nicht bey ihnen gefunden werden könne, oder endlich indem sie behaupten, sie sey ihr Eigenthum. Dieß sind eigentliche und wahre Schurken.

»Wie viele unter diesen zehntausend würden die Börse von einem Tische, einer Bank oder im Theater aus einer Loge, wo sie zurückgelassen worden wäre, fortnehmen? Antwort: sechstausend.

»Wie viele unter diesen würden die Börse in der fremden Tasche aufsuchen? dreytausend.

»Wie viele von diesen dreytausend würden sich in der Abwesenheit des Eigenthümers in seine Wohnung mittelst eines Nachschlüssels schleichen, um die Börse zu entwenden? Antwort: zweytausend.

»Wie viele unter diesen würden Nachts in die Wohnung einsteigen oder gewaltsam einbrechen? Zwischen tausend und zwölfhundert.

»Endlich, wie groß dürfte die Anzahl derer seyn, welche um zu stehlen, im Vorhinein zum Mord entschlossen sind? Wenigstens sechshundert.

»Diese verschiedenen Kategorien gestatten den Rückschluß auf den Grad der Verworfenheit, zu welchem die oben genannten zehntausend Verbrecher herabgesunken sind.«

Unter der Amtsführung Gisquet's wurden die Hinrichtungen, welche seit undenklichen Zeiten auf dem Greveplatze Statt fanden, nach dem Platze von St. Jacques verlegt. Der erste Verbrecher, welcher seit der Juliusrevolution die Todesstrafe erlitt (1832), war auch der erste, welcher auf dem letztgenannten Platze vor der Barrière desselben Namens hingerichtet wurde.

Der Beachtung werth erscheint uns das siebente Kapitel, in welchem der Verfasser von jenen unglücklichen Geschöpfen handelt, die bekanntlich in Paris die besondere Aufmerksamkeit der Polizeypräfekten in Anspruch nehmen.

Interessante und erschöpfende Aufschlüsse gibt das unter dem Titel: De la Prostitution dans Paris, berühmt gewordene Werk des Hrn. Parent Duchatelet. Die Eintheilung dieser Unglücklichen nach Klassen, ihre moralische Gemüthsstimmung, die sich in den meisten Fällen gleichende Geschichte der Verführung, die Oekonomie und innere Gliederung dieses Industriezweiges hat der genannte Verfasser einfach, klar, erschöpfend und durchaus der Wahrheit gemäß dargestellt. Hr. Gisquet fügt dennoch einige neue Züge zu dem Gemälde dieser scheußlichen und nie heilenden Wunde großer Bevölkerungen.

So erzählt er, daß die unterste Klasse dieser Dirnen fast durchgängig die Genossinnen der Diebe und Gauner sind, und die von ihm gepflogenen Nachforschungen in den Registern fünfhundert von ihnen aufweisen, welche bereits wegen Diebstahls vor Gericht erschienen waren. Die meisten Diebstähle wurden jedoch von den Bestohlenen begreiflicher Weise nicht angezeigt, da sie es scheuten, als Zeugen vor Gericht erscheinen zu müssen. Dagegen erhielt die Polizey häufige Anzeigen von Entwendungen; da aber die Bestohlenen nur selten hinlängliche Auskünfte geben konnten, um den Dieben auf die Spur zu kommen; so verfiel Gisquet auf den Gedanken, sämmtliche Mädchen der untersten Kategorien ihres Standes durch einen geschickten und gewandten Maler, ohne daß sie es wußten, während sie sich dispensár befanden, porträtiren zu lassen. So entstand eine Gallerie, welche häufig zur Entdeckung der Schuldigen führte.

In den letzten Kapiteln schildert der Verfasser seine Zerwürfnisse mit dem Ministerium Molé, die Erkaltung des Hrn. v. Montalivet, und die verhängnißvollen Folgen, die hieraus für ihn erwuchsen. Wir hätten gewünscht, daß Hr. Gisquet die Gründe seiner Entzweyung mit dem Ministerium Molé deutlicher angegeben hätte. Seine Darstellung läßt manches im Dunkel, was zum Verständnisse dieser Mißhelligkeiten und des damit zusammenhängenden Prozesses hätte dienen können.



Art. VII. Schiller's Leben, in drey Büchern, von Gustav Schwab. Stuttgart, Verlag von S. G. Liesching, 1840. 12. 785 S.

Dieses Werk liefert aufs Neue den Beweis, daß der eigentliche Biograph des Dichters nur der Dichter seyn kann, da nur er mit all den tausend wundervollen Eigenthümlichkeiten bekannt ist, welche den Poeten zu dem machen, was er ist, und welche von dem bloßen Darsteller der Zufälligkeiten, die in seinem Leben auf ihn eingewirkt haben, oder von dem prüfenden Verstande allein nicht wohl aufgefaßt und dargestellt werden können.

Wenn dieß nun von jedem Dichter überhaupt gilt, muß es um so mehr bey Schiller der Fall seyn, dessen Hinneigung zu Spekulation und dessen Sorge für oratorische Pracht so leicht zu falschen Beurtheilungen verleiten können. Alle diese Einwirkungen und Verhältnisse müssen als Zuthat angesehen und beurtheilt werden, und die dichterische Natur ist immerdar als solche ins Auge zu fassen und zu erklären. Zu diesem Geschäfte ist nun der Verfasser der vorliegenden Biographie, in dem Deutschland mit Recht einen seiner vorzüglichsten Dichter erkennt und achtet, und der sich dabey der durch Kenntnisse und Erfahrungen erworbenen kritischen Ruhe erfreut, ganz der Mann, und so ist diese Biographie unbestritten die beste der vielen, die wir von Schiller besitzen.

Die Veranlassung zu dem Werke hat die Mitwirkung des Verfassers bey der Enthüllung von Schiller's Standbilde gegeben, welches ein wiederholtes, später fortgesetztes Studium seiner Werke bewirkte.

Von Quellen und Hülfsmitteln hat der Verfasser zuerst sämmtliche, in H. Döring's neuestem Abrisse von Schiller's Leben verzeichnete benützt. Er schöpfte aus den Quellen, sofern sie ihm zugänglich waren, immer unmittelbar, unterwarf zu diesem Zwecke die verschiedenen Briefwechsel Schiller's der genauesten Durchsicht, und benützte die Lebensbeschreibungen Döring's, Carlyle's, Hofmeister's und Hinrich's nur dann unmittelbar, wenn ihm einzelne Quellen nicht zu Gebote standen, wenn er besonders treffende Ansichten aus ihnen hervorzuheben, oder Behauptungen, denen er nicht beypflichten konnte, zu widersprechen hatte. Wo es nöthig, wird immer durch Citate auf die Quellen und Subsidien verwiesen.

Nicht wenig Neues ist theils aus gedruckten Notizen und Urtheilen hinzugekommen, theils aus mündlichen und brieflichen Mittheilungen von Zeitgenossen des Dichters an den Biographen,

theils aus Urkunden und bisher unbekannten oder unvollständig mitgetheilten Briefen Schiller's.

Schon aus der allgemeinen Uebersicht der Schwierigkeiten, welche sich dem Verfasser bey Gestaltung der vorliegenden Biographie entgegenstellten, erkennen wir in der Wegräumung derselben seine Beharrlichkeit und seinen redlichen Fleiß. Wir gehen nun zur Mittheilung der biographischen Notizen und der damit verbundenen kritischen Beleuchtung der Schiller'schen Werke über.

Was das Geschlecht des Dichters betrifft, so ist davon Folgendes zu bemerken. Schiller's Vater, Johann Kaspar Schiller, ist zwey Stunden nördlich von der Ghibellinenstadt Waiblingen und in ihrem Oberamte, zu Bittenfeld (nicht Bitterfeld), einem altwürtembergischen Pfarrdorfe von etwa tausend Einwohnern, am 27. October des Jahres 1723 geboren; dessen Vater, der Großvater des Dichters, hieß Johannes Schiller, war Schultheiß des Dorfes und Bäcker, und am 20. Oct. 1682 zu Bittenfeld geboren; heiratete am 30. Oct. 1708 eine Bewohnerin des Dorfes Altdorf, Eva Margaretha Schatzin, und starb am 11. Juny 1733. Der Vater des Johannes, der Urgroßvater des Dichters, hieß, wie der Enkel, Johann Casper Schiller, war Mitglied des Gerichts, und, wie sein Sohn, ein Bäcker. Seine Gattin hieß Anna Katharina. Er starb, 37 Jahre 8 Monate alt, am 4. Sept. 1687. Dieser ist im Tauf- und Kopulationsbuche Bittenfelds nicht zu finden, und er soll von Großheppach nach Bittenfeld gezogen seyn.

Wir wenden uns also nach diesem stattlichen Dorfe des weinreichen Remsthals, welches durch die Zusammenkunft der Helden Marlborough, Prinz Eugen und Markgraf Ludwig von Baden im dortigen Wirthshause zum Lamm am 9. Junius des Jahres 1704 eine geschichtliche Illustration erhalten hat. Wirklich entdecken wir hier einen Hans Schiller, geb. den 13. März 1650, dessen Alter bis auf zwey Monate mit der Altersangabe Hans Caspars zu Bittenfeld übereinstimmt, und der weder im Kopulationsbuche noch im Todtenbuche Großheppachs zu finden ist. Die kleinen Differenzen können denjenigen, der die Ungenauigkeit alter Kirchenregister aus der Erfahrung kennt, nicht irre machen. Höchst wahrscheinlich ist Hans Schiller von Großheppach der Urgroßvater des Dichters. Der Vater des Hans hieß Ulrich Schiller, wie es scheint, geb. den 2. Juny 1617; Ulrich's Vater war Georg Schiller, geboren den 15. May 1587; Georg's Vater Jakob Schiller, zu dessen Geburt die Kirchenbücher nicht mehr hinaufreichen, der aber um

die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts geboren seyn wird. Jakob's uns unbekannter Großvater muß im besten Mannesalter den Bauernkrieg der Gegend erlebt haben, und als im Jahre 1514 »der arme Kunrad« auf dem Kappelberg, eine Stunde von Heppach, sich verschanzte, kann ein Schiller Zeuge gewesen seyn. Von Jakob Schiller bis Friedrich von Schiller sind es sieben Generationen. Hans Schiller hatte einen Bruder Jerg und mehrere Schwestern. Der Name Schiller kömmt auch sonst in den Kirchenbüchern Großheppachs sehr häufig vor, und mehrere dieses Namens werden als Gerichtschreiber und Schultheißen aufgeführt. Zu Marbach selbst, dem Geburtsorte des Dichters, findet sich ein Zweig jenes Geschlechts: einem Johann Caspar Schiller, Bürger und Bäcker, wurde dort im Jahre 1727 ein Christoph Friedrich Schiller geboren.

Durch diese Genealogie, welche das Geschlecht des Dichters mit großer Wahrscheinlichkeit mitten aus einem Rebenthale aufsprossen läßt, wird auch ein Licht auf die Bedeutung seines Geschlechtsnamens geworfen. Schiller heißt nämlich im Remsthale, wie in anderen Weingegenden am Neckar, am Niederrhein, in Ungern, seit Jahrhunderten ein Wein, dessen Farbe schielt, der weder weiß noch dunkelroth ist, und aus gemischten Traubensorten gewonnen wird; denn schielen heißt in den süddeutschen Dialecten schillen. In einem anderen Weindorfe jenes Thales ist eines der ausgebreitetsten Geschlechter das der »Unger,« was unwillkürlich an die Ungertrauben erinnert; sollte nicht auch Schiller's Urvater zu Heppach im Remsthale seinen Namen vom Schillerwein, den er baute, erhalten haben? So sind wir wenigstens nicht genöthigt, den ersten Schiller zu einem Strabo oder Pätus zu machen, römische Familiennamen, die einen Schieler bezeichnen.

Johann Caspar Schiller, des Dichters Vater, wird nach dem Zeugniß der verschiedenen Zeitgenossen als einfach, kraftvoll, gewandt, thätig für's praktische Leben, dabey rasch und rauh geschildert; nur Eines nennt ihn einen im Grunde abenteuerlichen, schiefen, stets über Entwürfen brütenden Kopf. Er hatte eine strenge militärische Dressur, die sich auch auf die Religionsübungen des Hauses erstreckte, während seine inneren Ueberzeugungen etwas von der kühlen Aufklärung des Zeitalters an sich trugen. Wissenschaftliche Studien im strengeren Sinne hatte er nicht gemacht, obgleich die verklärende Freundschaft oder Bewunderung für den Dichter, seinen Sohn, selbst dem Vater Beschäftigung mit der Dichtkunst und eine natürliche Anlage zu

derselben, viele Belesenheit in der Weltgeschichte, Studium der Philosophie, der Mathematik, der Militärgeschichte, und namentlich des dreyßigjährigen Krieges zuschreibt. Dieß Alles beschränkte sich wohl auf Liebhabereyen, Lectüre, oder der alte Schüller wird mit seinem Verwandten, Johann Friedrich Schiller, verwechselt.

Im Jahre 1745, als ein Jüngling von 22 Jahren, war dieser Johann Caspar, der seinen Vater in einem Alter von nicht vollen 10 Jahren verloren hatte, mit einem bayerischen Husarenregimente als Feldscherer in die Niederlande gegangen, und wurde hier auch als Unteroffizier zu kleinen kriegerischen Unternehmungen gebraucht. Der Aachner Friede des Jahres 1748 gab ihn seinem Vaterlande Würtemberg zurück, und er heiratete die Mutter des Dichters zu Marbach, einem unfern von Ludwigsburg anmuthig auf einem Rebenhügel am Neckar gelegenen Landstädtchen Die Wundarzneykunst nährte ihn hier nur kümmerlich. Er gab sie daher mit dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges auf, und wurde Fähnrich und Adjutant bey dem damaligen Regimente Prinz Louis, das ein Theil des Hülfskorps war, welches in einigen Feldzügen jenes Krieges mit dem österreichischen Heere focht. Als in Böhmen dieses Korps durch ein ansteckendes Fieber heimgesucht wurde, besorgte Schiller, den seine Mäßigkeit gesund erhielt, da es an Wundärzten fehlte, die Kranken, und vertrat beym Gottesdienste die Stelle des Geistlichen durch Verlesung von Gebeten und Leitung des Gesanges. Später stand er bey einem anderen Regimente in Hessen und Thüringen, und kehrte, nach beendigtem Kriege, in das Quartier zu Ludwigsburg zurück, wo er landwirthschaftlichen Beschäftigungen oblag, und Gründer einer glücklich gedeihenden Baumschule wurde. Herzog Carl von Würtemberg übertrug ihm bald eine größere Anstalt dieser Art, die auf der Solitude, dem schönen herzoglichen Waldschlosse bey Stuttgart, errichtet worden war. Hier lebte er in der spätern Zeit ununterbrochen, von seinem Fürsten geachtet und mit dem Hauptmanns- (nicht Majors-) Titel geschmückt, dem Gartenbau und der Baumzucht, die er als Kenner trieb und pflegte, und über welche er, mit Beyhülfe fremder Redaction, auch Bücher geschrieben hat. Von seinen Untergebenen war er wegen seiner Biederkeit und Unparteylichkeit geliebt, aber auch um seiner strengen Ordnungsliebe willen gefürchtet. Gattin und Kinder erwiesen ihm die ehrerbietigste Hochachtung und die innigste Liebe. Er erlebte noch den vollen Ruhm seines Sohnes, und langte mit vor Freude zitternden Händen nach den Manuscripten, die aus der Fremde in die Verlagshandlung gesendet, vor allen Dingen dem glücklichen

Vater mitgetheilt wurden. Bis ins hohe Lebensalter gesund, wurde er im drey und siebzigsten Lebensjahre an den Folgen eines vernachläßigten Katharrs nach achtmonatlichen Leiden am 7. September 1796 von der Seite seiner Gattin genommen. Ueber seinen Tod schrieb der Sohn an die geliebte Mutter Worte, die ein unsterbliches Denkmal seiner Gesinnung sind: »Auch wenn ich nicht einmal daran denke, was der gute, verewigte Vater mir und uns allen gewesen ist, so kann ich mir nicht ohne wehmüthige Rührung den Beschluß eines so bedeutenden und thatenvollen Lebens denken, das ihm Gott so lange und mit solcher Gesundheit fristete, und das er so redlich und ehrenvoll verwaltete. Ja wahrlich, es ist nichts Geringes, auf einem so langen und mühevollen Laufe so treu auszuhalten, und so, wie er, noch im drey und siebzigsten Jahre mit einem so kindlichen reinen Sinn von der Welt zu scheiden. Möchte ich, wenn es mich gleich alle seine Schmerzen kostete, so unschuldig von meinem Leben scheiden, als Er von dem seinigen! Das Leben ist eine so schwere Prüfung, und die Vortheile, die mir die Vorsehung in mancher Vergleichung mit ihm gegönnt haben mag, sind mit so vielen Gefahren für das Herz und für den wahren Frieden verknüpft!... Unserem theuren Vater ist wohl, und wir Alle müssen und werden ihm folgen. Nie wird sein Bild aus unserem Herzen erlöschen, und der Schmerz um ihn soll uns nur noch enger unter einander vereinigen.«

Die Mutter des Dichters scheint zu seinem Wesen und seiner Bildung noch mehr beygesteuert zu haben.

Elisabetha Dorothea Kodweiß ward zu Marbach, fünf Stunden von Stuttgart und eine Meile von Ludwigsburg entfernt, geboren. Ihr Vater war Georg Friedrich Kodweiß, nicht Johann Friedrich, wie ihn, einem Schreibfehler des Marbacher Taufbuchs nach, Schiller's Biographen hier und da nennen. Dieser mütterliche Großvater des Dichters war am 4. Juny 1698 geboren: er war ein ehrsamer Bürger und Bäcker, Sohn und Enkel zweyer Johann Kodweiß, beyde Bäcker, der ältere auch Bürgermeister von Marbach (geb. den 5. April 1640). Weiter rückwärts erscheint das Geschlecht in den mangelhaften Kirchenbüchern der im Revolutionskriege eingeäscherten Stadt Marbach nicht Eine Familiensage leitet dasselbe von einem herabgekommenen Adelsgeschlechte von Kottwitz (nicht Kattwitz) ab, und läßt es aus Norddeutschland nach Schwaben einwandern. Schiller's Muttervater hatte sich als Wirth und Holzmesser ein kleines Vermögen rechtlich erworben, dasselbe aber bey einer großen Neckarüberschwemmung eingebüßt. Mit Unrecht wird also Schiller's Mutter das Kind wohlhabender Landleute genannt;

und durch ein seltsames Mißverständniß denselben eine gut eingerichtete Wirthschaft in Cannstadt und Ludwigsburg zugeschrieben. Vielmehr mußte der herabgekommene Mann zuletzt seine Zuflucht zur Thorwartstelle zu Marbach in einem noch jetzt vorhandenen Hause nehmen, das damals eine armselige Hütte war, die unser Dichter als Knabe, wenn er den Großvater von Ludwigsburg her besuchte, aus Scham nicht von vorn betreten mochte, sondern in die er vom Stadtgraben aus hinterwärts hineinschlüpfte.

Schiller's Mutter verband Innigkeit des Gefühls, wahre Frömmigkeit, Sinn für Natur, Anlage zur Musik und selbst zur Poesie, daher sie im Kreise ihrer Gespielinnen als Mädchen wohl für eine Schwärmerin galt. Das Spiel der Harfe soll sie leidenschaftlich geliebt haben, und den Gatten, der ihre erste Liebe war, begrüßte sie im neunten Jahre ihrer, damals noch kinderlosen Ehe am ersten Tage des Jahres 1757 mit den einfachen Strophen, die, als von Schiller's Mutter gedichtet, wohl im Gedächtnisse seiner Verehrer aufbewahrt werden dürfen:

O hätt' ich doch im Thal Vergißmeinnicht gefunden,
Und Rosen nebenbey! Dann hätt' ich dir gewunden
Im Blüthenduft den Kranz zu diesem neuen Jahr,
Der schöner noch als der am Hochzeittage war.

Ich zürne, traun, daß jetzt der kalte Nord regieret,
Und jedes Blümchens Keim in kalter Erde frieret!
Doch eines frieret nicht, es ist mein liebend Herz,
Dein ist es, theilt mit Dir die Freuden und den Schmerz.

So anspruchlos diese Verse sind, so zeugen sie doch von einer Fertigkeit im Versbau und einem Sinne für den Rhythmus, welche nicht zweifeln lassen, daß die Anlage zur äußerlichen Form der Poesie bey Schiller ein Erbstück der Mutter war, zu deren Lieblingsbüchern Klopstock's damals kaum erschienene Messiade, Uz und Gellert gehörten.

Schiller's Mutter überlebte den Gatten sechs Jahre, welche sie theils in dem würtembergischen Landstädtchen Leonberg, unweit von der Solitude, theils bey ihrer Tochter Louise in der Nähe von Heilbronn zubrachte.

Johann Christoph Friedrich Schiller ward nicht den 10ten, wie bis heute einstimmig gesagt wird, sondern den 11. November 1759 zu Marbach geboren. Die Mutter hatte, nach einem sehr glaubwürdigen Zeugnisse, ihren Gatten, der damals Lieutenant war, in dem Lager besucht, wo er bey den gewöhnlichen Herbstübungen des würtembergischen Militärs sich aufhalten mußte, und in seinem Zelte fühlte sie die ersten Anzeichen ihrer nahen Entbindung. So hätte beynahe Schiller das

Licht der Welt zuerst in einem Lager erblickt, und doch gelang es der Mutter noch, in ihr älterliches Haus, von wo aus sie den Gatten besucht hatte, nach Marbach zurückzukehren, wo sie eines Knaben genas.

Im Jahre 1765 wurde Schiller's Vater von seinem Herzog als Werbeoffizier nach der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd geschickt, und durfte seinen Aufenthalt im Dorfe und Kloster Lorch, als nächstem würtembergischen Gränzorte, nehmen. Dadurch wurde der Knabe im sechsten Jahre aus dem lachenden Neckarthale in die ernste Stille eines von Nadelhölzern umstellten Wiesengrundes versetzt.

In dieser Einsamkeit, an der das Herz des Dichters noch in späten Jahren hing, wurde jetzt Schiller's Erziehung in Gemeinschaft mit einem Freunde des Hauses, dem Ortsdiakon Moser, einem wackeren Manne, besorgt, der nur wenig Jahre älter war, als Schiller der Vater. Von ihm erhielt der kleine Fritz den ersten Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache, und Schiller hat seinem Lehrer durch den Charakter des Pastors Moser in den Räubern ein dankbares Denkmal gesetzt. Mit dem Sohne dieses würdigen Geistlichen, Carl Moser, schloß der Knabe die erste Jugendfreundschaft, deren Spuren sich noch im reifen Alter des Dichters vorfinden. Auch seine, lang in der Seele fortglimmende Neigung zum Studium der Theologie scheint aus den Eindrücken zu stammen, die er im Pfarrhause zu Lorch aufgenommen hatte. Oft sah man ihn mit einer schwarzen Schürze statt des Kirchenrocks umbunden, ein Käppchen auf dem Kopfe, von einem Stuhle herab der Mutter und Schwester sehr ernsthaft predigen, und seine kindischen, aus Bibelsprüchen zusammengereihten Vorträge zeigten schon eine Spur logischen Zusammenhanges.

Schiller's gründlichster Biograph, Hoffmeister, findet in diesem kindischen Spiele schon die tiefste Bestimmung der Natur träumend errathen. »Schiller ist wirklich dem Wesen nach ein Prediger geworden, aber nicht von der Kanzel, sondern von der Schaubühne herab, nicht vor einer confessionellen Gemeinde, sondern ein Prediger vor der großen Menschenfamilie.«

Im Jahre 1768 wurde Schiller in die lateinische Schule Ludwigsburgs geschickt, um neben dem Latein auch im Griechischen und Hebräischen, Behufs der theologischen Studien, zu denen er bestimmt war, Unterricht zu erhalten. In Ludwigsburg sah der neunjährige Knabe zum ersten Male ein Theater.

Zum ersten Versuch in der Reimkunst begeisterte den zehnjährigen Schiller der Lohn von zwey Kreuzern, den er, unter Androhung der Peitsche, für sein rüstiges Katechismussprechen

in der Kirche vom Geistlichen sich verdient hatte. Mit einem Freunde, der die gleiche Belohnung erhalten hatte, pilgerte er aufs Land, und erhielt die saure Milch, die er auf dem alten, benachbarten Schlößchen Harteneck vergebens gesucht hatte, nach langem Fragen im nächsten Dorfe Neckarweihingen, in reinlicher Schüssel mit silbernen Löffeln, für die kleine Barschaft. Auf dem Heimwege kehrte sich Schiller auf der Anhöhe, die den Ueberblick auf beyde Orte gestattete, um, und seine Lippen ergossen sich in einen gereimten pathetischen Fluch über den Ort, der sie hungerig entlassen, und in einen Segen über den anderen, der sie so milde gespeist hatte.

Auf Verwendung des Herzogs Carl von Würtemberg wurde Schiller im Jahre 1773 in die Carls-Akademie aufgenommen, und dort auf fürstliche Kosten erzogen. Schiller entsagte nunmehr den theologischen Studien, und widmete sich denen der Rechtswissenschaft. Da jene Bestimmung weniger durch innere, als durch äußere Verhältnisse ihm gegeben wurde, entsagte er ihr bald, und glaubte im Studium der Heilkunde eine ihm entsprechendere Beschäftigung zu finden. Der Hang zur Poesie blieb immer vorherrschend und ausgesprochen in ihm, nur war er frühzeitig, wie in späteren Jahren, der Meinung, daß es auch für den Dichter gut sey, irgend ein wissenschaftliches Feld absolvirt zu haben, sey es nun welches es wolle.

Das älteste Gedicht, das sich von Schiller erhalten hat, stammt aus dem Jahre 1776, also nicht mehr von der Solitude. Es ist eine Rhapsodie auf den Abend, und enthält neben wenig eigenthümlichen Bildern und Gedanken, welche schon den Dichter versprechen, Erinnerungen aus Uz, Klopstock und den Psalmen. Der Anfang ist das schönste:

Die Sonne zeigt, vollendend gleich dem Helden,
Dem tiefen Thal ihr Abendangesicht —
(Für and're, ach! glückseligere Welten,
Ist das ein Morgenangesicht!) —

Nächstdem rührt das Gefühl, das den Dichter noch viel später mit gleicher Stärke begeisterte, »das paradiesische Naturgefühl« —

Für Könige, für Große ist's geringe,
Die Niederen besucht es nur.
O Gott! Du gabest mir Natur —
Theil Welten unter sie, nur, Vater, mir Gesänge!

Balthasar Haug, der Vater des Epigrammendichters, Professor an der Carlsschule, theilte es, mit Verbesserung einiger Sprachfehler und Reimlicenzen (er ließ deren genug stehen), in seinem schwäbischen Magazine mit, und fügte die Bemerkung

hinzu: »Dieses Gedicht hat einen Jüngling von sechzehn Jahren zum Verfasser. Es dünket mich, derselbe habe schon gute Autors gelesen, und bekomme mit der Zeit os magna sonaturum.«

Ein zweytes Gedicht: »Der Eroberer,« führte derselbe Haug im Jahre 1777 mit der Bemerkung ein: »Von einem Jünglinge, der allem Ansehen nach Klopstock liest, fühlt und beynahe versteht. Wir wollen seinen Feuereifer beyleibe nicht dämpfen; aber Non sens, Undeutlichkeit, übertriebene Metathesen; — wenn einst vollends die Feile dazu kommt, so dürfte er mit der Zeit doch seinen Platz neben — einnehmen, — und seinem Vaterlande Ehre machen.« Dies Gedicht hat weniger Persönlichkeit, als das erstere, es ist mit Stoff und Form ganz aus Klopstock's Nachahmung hervorgegangen. »O, damals war ich noch ein Sclave von Klopstock!« rief Schiller später selbst aus; und Petersen schilt das Gedicht »den Erguß einer orientalischen Geistesergrimmung, mit Erinnerungen aus der Messiade und den Propheten, voll wilden Feuers und roher, brausender Kraft, aber auch voll Schwulst, Unverständlichkeit und Unsinn.«

Ueber die Art und Weise, wie er schon damals dichtete, ist uns eine merkwürdige Aeußerung desselben Freundes, der sein poetischer Gewissensrath war, aufbehalten. »Man wähne ja nicht, daß Schiller's frühere Dichtungen leichte Ergießungen einer immer reichen, immer strömenden Einbildungskraft, oder gleichsam Einlispelungen einer freundlichen Muse gewesen seyen. Erst nach langem Einsammeln und Aufschichten erhaltener Eindrücke, erworbener Vorstellungen, angestellter Beobachtungen; erst nach vielen Bilderjagden und den mannigfaltigsten Befruchtungen seines Geistes, erst nach vielen mißlungenen und vernichteten Versuchen hob er sich etwa im Jahre 1777 so weit, daß scharfsichtige Prüfer mehr aus einzelnen kleinen Aeußerungen, als aus größeren Arbeiten den bedeutenden künftigen Dichter in ihm ahneten, so wie er auch selbst nicht früher als um diese Zeit sich der Inwohnung und schaffenden Wirkung des Dichtergeistes gewiß wurde.«

Mit dem Eintritte ins Studium der Medicin und der Naturwissenschaften kam eine fremde Bewegung in das ohnedieß stürmende, aber doch von einer gewissen Seite bisher noch ruhige Gemüth des Jünglings. Er hatte den Segen einer frommen Erziehung genossen. Eine vertraute Freundin sagt von ihm: »Welche religiöse Zweifel auch späterhin Schiller'n bedrängen mochten, das Gemüth, die Innerlichkeit, die bey jedem guten und reinen Menschen am Ende das Band zwischen Himmel und Erde machen, waren früh in ihm geweckt und gebildet. Durch

seinen großen Geist verklärt, sollten sie einst nicht allein ihm Befriedigung und Ruhe geben, sondern auch ihn fähig machen, Gottes Wege auf Erden in großen Bildern den Menschen darzustellen.«

Aber diese anerzogenen Glaubenssätze und Gefühle mußten, was ihr Wesentliches betrifft, im Feuer gehärtet, ihre Wahrheit mußte durch wissenschaftliche Unterstützung, durch die Anläufe der Leidenschaft, durch die Erfahrungen des Lebens versucht, erprobt, geläutert werden, und den Anfang zu diesem großen und gefährlichen Prozesse machten seine Berufsstudien in der Akademie.

Im Jahre 1775 hatte er sich für die Medizin entschieden, und schon im zweyten Jahre dieses Studiums sich mit seiner ganzen Geisteskraft so tief darein versenkt, daß ihm das Lob der Lehrer, welche seine Antworten und Bemerkungen weit höher achteten, als den mechanischen Fleiß der Andern, nicht genügte, sondern daß er viel höhere Forderungen an sich selbst stellte. »Er beschloß,« nach der Versicherung eines Jugendfreundes, »so lange nichts anderes, was die Medizin betreffe, zu lesen, zu schreiben, oder auch nur zu denken, bis er sich das Wissenschaftliche seines Berufes ganz zu eigen gemacht hätte.«

In demselben Jahre nun erschienen im schwäbischen Magazine von ihm »Morgengedanken am Sonntage,« welche der Herausgeber Haug mit der Bemerkung begleitete, daß sie das Gebet eines warm, schön und rührend betenden Dichters seyen, »den Schicksale in Sachen der Religion und Wahrheit so geläutert haben, daß er seinen Zustand und die Nothwendigkeit eines Entschlusses für die Wahrheit fühlte« Aber die Schicksale des achtzehnjährigen Jünglings lagen nicht hinter ihm, sondern vor ihm; die Entscheidung für die Wahrheit war bey ihm die Aufgabe eines ganzen Dichter- und Denkerlebens, und was dem redlichen Herausgeber des schwäbischen Magazins als ein Resultat des Glaubens erschien, das waren die Trümmer der überlieferten Glaubenslehre, welche der Zweifel des jugendlich empörten Geistes bald darauf für den Augenblick von sich stieß. In jenen Morgengedanken entfaltete er vor Gott »das heiße Verlangen seiner Seele nach Wahrheit,« und die bangen Zweifel der umnachteten. Er sieht den schrecklichen Abgrund vor sich, und dankt der göttlichen Hand, die ihn wohlthätig zurückzog. Er fühlt sich zu trüben Tagen aufbehalten, wo der Aberglaube zu seiner Rechten raset, und der Unglaube zu seiner Linken spottet. Aus Zweifelsucht, Ungewißheit, Unglauben möchte er sich in die Wahrheit retten. Um die Ruhe, die heilige Stille fleht er, in der sie uns am liebsten besucht. Und diese Wahrheit erkennt

er bis jetzt noch in Jesus, den Gott gesandt hat. »Hab ich die Wahrheit, so hab ich Jesum, so hab ich Gott; hab ich Gott, so hab ich Alles.« Dieses Kleinod, diesen Trost will er sich durch die Weisheit der Welt nicht rauben lassen. Jedes herzfesselnde Erdenglück, jede betäubende Weltfreude mag ihm Gott nehmen, wenn er ihm nur die Wahrheit läßt. Um diese bittet er auch für die Irrenden. Mit ihnen will er hinüber gebracht seyn, wo kein Zweifel mehr unsere Herzen quält, wo Gott als Vater und Jesus als Abglanz seiner Herrlichkeit erkannt wird.

Dieses ist ein Ton, der in solcher Einfalt weder vor noch nach in der Seele des Dichters angeklungen hat, und, wenn das Datum nicht widerstritte, so wäre man versucht, zu glauben, der ganze Aufsatz sey eine Stylübung oder eine dramatische Studie. Nun aber läßt sich kaum zweifeln, daß derselbe wirklich beym Schallen der Glocke geschrieben ist, die den Jüngling in den Tempel rief, wo er sein Bekenntniß befestigen sollte; vielleicht war es ein Beichtgebet vor dem Genusse des Abendmahls. Den Schluß bildet ein Gedicht im Tone Gellert's, ganz verschieden von den gleichzeitigen Versuchen des Dichters.

Die Wissenschaft riß ihn bald in ganz andere Bahnen hinein. Um ein Examen über die theoretischen Disciplinen der Arzneykunde bestehen zu können, widmete er sich wirklich, seinem Entschlusse getreu, ganz seinem erwählten Berufe. Nach Verlauf von drey Monaten konnte er in seiner neuen Berufswissenschaft eine Prüfung bestehen, von welcher er die größten Lobsprüche seiner Lehrer erntete. Und schon im folgenden Jahre (1778) legte er seinem Lehrer eine, leider nie gedruckte, und dadurch verloren gegangene Abhandlung, »Philosophie der Physiologie« betitelt, vor, welche bald darauf von ihm ins Lateinische frey übertragen wurde. Am neunten Jahrestage der Akademie (14. Dezember 1779) erhielt Schiller drey Preise, in der praktischen Medicin, der Materia medica und der Chirurgie.

Im Jahre 1780 verließ Schiller die Akademie. In jenem Jahre erschien die Probeschrift, welche er im Dez. 1780 in Gegenwart des Herzogs und in lateinischer Sprache vertheidigte, und wodurch er sich vor seinem Austritte aus der Akademie Befähigung zur ärztlichen Praxis erwarb. Sie handelt von dem Zusammenhange der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. Er widmete dieselbe dem Herzog, dessen unvergeßlichen, mündlichen Unterricht er in der Zueignung rühmte.

Diese Abhandlung ist als das geistige Resultat seiner Berufsstudien zu betrachten. Es erhellt aus ihr, wie Hoffmeister bemerkt hat, »daß Schiller's philosophisches Talent viel früher reifte, als sein poetisches.« Geistreich und scharfsinnig entwickelt

derselbe Schriftsteller, der seinem Leben Schiller's einen Auszug jenes Schriftchens einverleibt hat, in Bezug auf die Apologie der Sinnlichkeit, welche dasselbe enthält, daß die Beweise für die Abhängigkeit des Körpers vom Geiste, die an einem, in Idealen schwelgenden Jünglinge befremden könnten, Anstrengungen eines großen Verstandes seyen, welcher seinen Idealisirtrieb habe zur Erfahrung zurückzwingen, und eine einseitige Richtung der Natur durch die Erfahrung verbessern wollen, so, daß die medizinischen Studien dazu gedient hätten, ein realistisches Element in seinem Denksysteme einheimisch zu machen.

In jene Zeit fällt die Entstehung des ersten Werkes, mit welchem Schiller die allgemeine Aufmerksamkeit bleibend auf sich zog, nämlich der Räuber. Höchst bezeichnend und aus der Beleuchtung des innersten Charakters des Dichters heraus ist die Bemerkung des Herausgebers.

Zunächst aus dem Kampfe mit der äußern Welt, dann aus dem Kampfe mit der Sünde, zuletzt aus dem Kampfe mit der unbändigen Macht seiner eigenen Naturanlage, und der ihn manchmal fast überwältigenden Reflexion ist der Genius des gewaltigen Dichters, dessen Lebensbild wir schildern wollen, siegreich hervorgegangen. Mit den Sterblichen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel, zuletzt, wie Jakob, mit Gott selbst hat er gerungen, und ist mit ungelähmter Hüfte aus dem Ringkampfe hervorgegangen.

Ueber die innere Entstehung der Räuber äußert sich ihr Verfasser in der rheinischen Thalia 1784 folgendermaßen:

»Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient. Früh verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein seltsamer Mißverstand der Natur hat mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plane seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel. Aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe: was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealwelt aus. Aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden, unbekannt mit den Menschen, denn die Vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß Eines und eben desselben Models, von welchem die plastische Natur sich feyerlich lossagte — unbekannt mit den Neigungen freyer, sich selbst überlassener Wesen, denn hier kam nur Eine zur Reife, die ich jetzt nicht nennen will: jede

übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich convulsivisch spannte; jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren —; unbekannt mit dem schönen Geschlechte — die Thore dieses Institutes öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben es zu seyn; unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beyspiel einer Geburt zu verewigen, welche die naturwidrige Vermischung der Subordination und des Genius hervorgebracht.«

»Ich meine die Räuber. Dies Stück ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefordert. Seine ganze Verantwortung sey das Klima, unter dem er geboren ward. Wenn von allen den unzähligen Klagschriften gegen die Räuber eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwey Jahre vorher mich anmaßte, Menschen zu schildern, ehe noch einer mir begegnete.«

Der Biograph nennt diese Selbstanklage mit richtiger Erkenntniß übertrieben und ungerecht. Schiller ist auch, wie es dem größten Künstler zu ergehen pflegt, durch zu unbescheiden absprechende Kritiken seines Werkes an sich irre gemacht worden. Was den theatralischen Effekt der Räuber betrifft, so kann er bey dem gleichen Erfolge, welchen das Stück seit seiner Entstehung bis nun in ganz Deutschland und darüber hinaus behauptet hat, nicht in Zweifel gezogen werden. Es können also nur der poetische Gehalt und die sittliche Beschaffenheit in die Frage kommen. Was den ersten betrifft, so verbürgen ihn hinlänglich die gut erfundene Fabel, die grell aber richtig gezeichneten Charaktere, die manchmal excentrische, übersprudelnde, aber poetisch kräftige Sprache. Aber auch in sittlicher Beziehung wird sich wenig dagegen einwenden lassen, wenn man die Tendenz, Bestrafung verbrecherischer Handlungen, als Hauptaufgabe des Dichters ins Auge nimmt, und nicht bey der grellen Schilderung der Sitten und beym Ausdrucke stehen bleibt.

Die Räuber wurden nach Schiller's Austritt aus der Akademie, welcher im Jahre 1780 erfolgte, zu welcher Zeit er als Regimentsarzt in Stuttgart angestellt wurde, gedruckt. Die erste Edition hat als Vignette einen aufsteigenden zornigen Löwen mit dem Motto: In Tyrannos.

Höchst interessant, besonders durch eine Hinweisung auf Goethe in jenen Verhältnissen, ist das, was der Biograph über Schiller's erste Lyrik sagt, die sich fast gleichzeitig mit den Räubern entwickelte. Wären jene lyrischen Gedichte als selbstständige Werke der Poesie zu betrachten, so könnte die Kunstkritik nur ein verwerfendes Urtheil über sie aussprechen. Dieselben sind zum größten Theile in der »Anthologie« enthalten, welche von dem jungen Dichter in Verbindung mit einigen Freunden im Jahre 1781 veranstaltet worden, und im Jahre 1782 »gedruckt in der Buchdruckerey zu Tobolsko,« in Wahrheit bey J. B. Metzler in Stuttgart, erschienen ist. Die Veranlassung gab der verunglückte schwäbische Poet G. G. Stäudlin durch seinen Musenalmanach, zu welchem Schiller selbst für's Jahr 1782 einen Beytrag geliefert hatte. Plötzlich aber entzweyten sich beyde, und die Anthologie sollte nun den mittelmäßigen farblosen Musenalmanach »zermalmen.« Der junge Dichter fand jedoch, nach Scharffenstein's Versicherung, wenig Anhang.« »Seine Fahne hatte etwas Unheimliches, Energisches, das sentimentale, weichliche poetische Rekruten eher abschreckte als anzog.« Die mit M., O., P., v. R., Wd. und Y. unterschriebenen, wahrscheinlich auch einige andere, im Ganzen ungefähr vierzig Gedichte der Anthologie sind von Schiller, das übrige sind ziemlich geistlose Epigramme, Zoten und Oden einiger anderen Akademisten.

Schiller selbst hat die meisten dieser lyrischen Jugendprodukte verdammt, und nur ganz wenige sind von ihm in die Sammlung seiner Gedichte, und auch diese nur als »Produkte eines wilden Dilettantismus,« das heißt als solche, die auf Kunstbildung keinen Anspruch machen, aufgenommen worden. Die meisten werden in Mangel an Geschmack, in aufgedunsenen Redensarten, im Gemengsel heterogener Bilder nur durch die ungemein rohe prosaische Zueignung an den Tod übertroffen; manche haben, vom Brotstudium des Dichters her, einen höchst widerlichen medizinischen Beygeschmack und anatomischen Geruch; in den Liedern an Laura ist viel überwallendes, unreines Blut, und selbst »der Venuswagen,« eine unförmliche Rhapsodie gegen die Wollust, welche nicht in der Anthologie steht, sondern abgesondert schon im Jahre 1781 bey Metzler erschien, und einige schöne, selbst rührende Stellen mitten unter Bombast und »Klingklang« enthält, zeigt eben so viel Spuren von Lüsternheit als Entrüstung.

Welche vollendete Blumen des Liedes hat Goethe's Poesie im gleichen Jugendalter hervorgetrieben, neben welchen diese Auswüchse von einem gebildeten Auge nicht ertragen werden können! Kein Wunder, daß dem Dichter, sobald der gereinigte

Schönheitssinn in seinem Geiste zu herrschen anfing, nur acht Jahre später die der Anthologie einverleibte Operette Semele recht in der Seele zuwider war, und er (30. April 1789) an eine Freundin in Weimar schrieb: »Daß Sie der Semele erwähnen, hat mich ordentlich erschreckt. Mögen es mir Apoll und seine neun Musen vergeben, daß ich mich so gröblich an ihnen versündigt habe.«

Ueberdieß war weder die Form, in welcher die Begeisterung in diesen lyrischen Gedichten auftrat, noch ihre Sprache etwas eigentlich Neues und Originelles. Die Sturm- und Drangperiode, wie die unordentlichen Ausbrüche eines negativ wirkenden, nationalen Freyheitsgelüstes in der Literatur jener Zeit genannt werden, thut sich auch in diesen ersten Versuchen Schiller's kund, und erscheint in ihnen als nichts Ursprüngliches, sondern, so weit jene Töne lyrisch seyn wollen, Angelerntes. So zuversichtlich uns von mehreren Seiten versichert wird, daß Schiller keine nähere Verbindungen mit Schubart gehabt, den er nur ein oder einige Male auf der Festung aus Theilnahme an seinem Schicksale besucht habe, ja, daß er erst auf seiner Flucht nach Mannheim sich ernstlich mit einem Hefte ungedruckter Gedichte Schubart's beschäftigt, so zeigt doch die auffallende Aehnlichkeit der stürmischen Gedankenbewegung, der erhaschten Gegensätze, der grellen Bilder, der übertriebenen Sprache, welches Vorbild ihm bey vielen derselben vorgeschwebt, und wenn selbst der Styl in den Räubern nicht selten an Schubart's Chronik erinnert, wenn er sein »Gedicht auf die schlimmen Monarchen,« dieses Seitenstück zu Schubart's Fürstengruft, in jenes Blatt einrücken lassen: so ist kaum zu glauben, daß ihm Schubart's Gedichte nicht längst sollten bekannt gewesen seyn, und daß er auf der Flucht sich zum ersten Male an ihnen erbaut hätte.

Wenn nun weder die Form dieser lyrischen Jugendgedichte Schiller's klassisch, noch ihr Gehalt und Ton neu zu nennen ist, und wenn wir so ziemlich dem Kritiker beystimmen müssen, der, was Schiller damals dichtete, für gespannt, unnatürlich und nicht selten voll Ziererey erklärt, und bemerkt, daß er, ohne für sein Eigenthümliches noch die rechten Worte zu haben, gewissermaßen nach allen Seiten hin zu wandeln versuchte, sich aber für's erste mit längst gebahnten Wegen begnügte; so wird unser Urtheil sich doch bedeutend modificiren, sobald wir jene lyrischen Gedichte nicht als selbstständige Organismen, sondern zum Theil gleichsam als die Feilspäne betrachten, welche dem cyklopischen Arbeiter unter Schärfung des geschmiedeten Donnerkeils, unter Dichtung der Räuber, von der schaffenden Hand stäubten. Wir werden dann immer noch das Korn jener, auch unförmlichen,

aller genialen Poesie in ihnen erkennen: in den »Phantasien und Liedern an Laura« setzt sich, die Blutwallungen abgerechnet, die ganz der Subjectivität des Dichters gehören, Amaliens Gestalt und Moor's Liebe zu ihr in allerley Variationen fort, in »Rousseau,« in den »schlimmen Monarchen« concentrirt sich aufs Neue die Opposition gegen Vorurtheil und Knechtschaft, die den schnaubenden Athem der Räuber bildet, das »Monument Moor's, des Räubers,« ist eine Rekapitulation und Apologie seiner Idee, »Kastraten und Männer« ist ein zweytes Räuberlied, und in der »Bataille« hallt die Räuberschlacht wieder. Auch sind diese Jugendgedichte nur im Geleite jenes Dramas unter das Publikum geschlüpft, und haben sich bald wieder verloren, so daß die Anthologie, welche sie enthielt, frühzeitig zu den seltenen Büchern zu rechnen war.

Am 13. Jänner 1782 erfolgte die erste Darstellung der Räuber auf dem Hoftheater zu Mannheim, dessen Intendant einer der entschiedensten Gönner Schiller's, der Freyherr von Dalberg war. Das Stück erschien damals in sieben Handlungen, und dauerte von fünf Uhr Abends bis nach zehn. Im Ganzen war das Stück von der vortrefflichsten Wirkung. Die drey ersten Akte machten weniger Wirkung, als man davon erwartet hatte; die letzten befriedigten auch die gespanntesten Forderungen. Iffland spielte die Rolle des Franz. — Die ungewöhnliche Aufregung, welche durch das Stück in den Köpfen unreifer Jünglinge hervorgebracht wurde, und Verfolgungen beym Zugange, hatten die unangenehme Folge, daß die Wiederholung der Aufführung des Stückes verboten wurde, und der Dichter die Weisung erhielt, alles weitere Indruckgeben seiner Schriften, wenn es nicht medizinische wären, zu unterlassen, und sich aller Verbindung mit dem Auslande zu enthalten, sich bloß auf seinen Beruf als Arzt und auf die Stadt, worin er lebe, einzuschränken.

Eben dieser Druck entwickelte im Dichter die Eigenthümlichkeit seines Charakters. Im Rousseau hatte er gelesen, daß der Charakter des Fiesko einer der merkwürdigsten sey, welche die Geschichte aufzuweisen habe, und er hatte dieses Charakters schon in seiner medizinischen Probeschrift gedacht. Hoffmeister bemerkt, daß die Wahl dieses dramatischen Stoffes hauptsächlich dadurch entschieden wurde, daß dieser Gegenstand der Grund-Idee der Räuber so nahe lag. Dieser Stoff verdrängte in seiner Seele den Götz von Berlichingen, an dessen Umarbeitung er sich gerne gewagt hätte, wenn er es hätte können, ohne Goethe zu beleidigen. Neben seiner neuen dramatischen Arbeit hatte Schiller, als das Verbot des Herzogs an

ihn erging, sich eben auch mit Professor Abel und seinem Freunde Petersen zur Herausgabe des »würtembergischen Repertoriums,« das an die Stelle von Haug's »schwäbischem Magazin« treten sollte, vereinigt, und es erschienen von dieser Zeitschrift drey Hefte, in welchen sich von Schiller selbst, unter verbergenden Chiffern, ein Aufsatz über das gegenwärtige deutsche Theater, ein anderer, der Spaziergang unter den Linden, eine Novelle, die Selbstrecensionen der Räuber aus der Anthologie, so wie einige andere Beurtheilungen befinden.

Schiller machte nun alle nur möglichen Versuche, die Erlaubniß zur Wiederaufführung der Räuber zu bewirken, leider blieben aber alle fruchtlos. Die Unzufriedenheit mit seinem Verhältnisse steigerte sich von Tag zu Tage; er beschloß, Stuttgart zu verlassen, und im Vertrauen auf seinen Gönner Dalberg nach Mannheim zu flüchten; ein Entschluß, welchen er am 17. September 1782, in Gesellschaft seines Freundes Streicher, ausführte.

In Mannheim angekommen, fand Schiller mehr Verwunderung über seine Anwesenheit als Freundlichkeit. Merkwürdig ist die Vorlesung des Fiesko, welche er dort veranstaltete. Eines Nachmittags versammelten sich gegen vier Uhr außer Iffland, Beil, Beck, mehrere Schauspieler; man setzte sich um einen großen runden Tisch, der Verfasser schickte eine kurze Erzählung der Geschichte voran, und begann zu lesen. Sein treuer Freund Streicher feyerte schon im Stillen den Triumph, wie überrascht diese Leute, die den Dichter mit unverwandten Augen ansahen, über die vielen schönen Stellen gleich in den ersten Scenen seyn würden: er erwartete den tiefsten Eindruck. Aber der erste Akt, unter größter Stille gelesen, erntete kein Zeichen des Beyfalls; kaum war er zu Ende, als Beil sich entfernte, und die Gesellschaft sich über die Historie des Fiesko, oder über Stadtneuigkeiten unterhielt. Auf die gleiche Weise erging es dem zweyten Akte, und weiter gedieh die Vorlesung nicht. Erfrischungen und ein Bolzenschießen, zu dem auf den Vorschlag eines Schauspielers Anstalt getroffen wurde, machten ihr ein Ende. Alles verlief sich, und nur Iffland blieb mit den Freunden zurück. Meier aber zog den jungen Freund Schiller's, der sich von seiner innerlichen Entrüstung gar nicht erholen konnte, ins Nebenzimmer, und fragte: »Sagen Sie mir jetzt ganz aufrichtig, wissen Sie gewiß, daß es Schiller ist, der die Räuber geschrieben?« Auf die zwiefache betheuernde Bejahung dieser wiederholten Frage und eine staunende Gegenfrage antwortete der Schauspieldirektor: »Ich fragte — weil der Fiesko das Allerschlechteste ist, was ich in meinem Leben gehört, und weil es unmöglich ist, daß

derselbe Schiller, der die Räuber geschrieben, etwas so Gemeines, Elendes sollte gemacht haben.« Und dabey blieb er. Wenn Schiller wirklich die Räuber und Fiesko geschrieben, so hat er alle seine Kraft an dem ersten Stück erschöpft, und kann nun nichts mehr, als lauter erbärmliches, schwülstiges, unsinniges Zeug hervorbringen.

Aeußerst verstimmt, nahm Schiller zeitig mit seinem Gefährten Abschied; erst zu Hause lüftete er seinen Aerger, über Neid, Kabale, Unverstand der Schauspieler klagend. Wenn er nicht als Schauspieldichter angestellt, wenn sein Trauerspiel nicht angenommen werde, so erklärte er sich entschlossen, selbst als Schauspieler aufzutreten, indem eigentlich noch Niemand so deklamiren könne wie er.

Am andern Morgen suchte Streicher Herrn Meier wieder auf, der ihn mit dem Ausruf empfing: »Sie haben Recht! Fiesko ist ein Meisterstück, und weit besser bearbeitet, als die Räuber. Aber wissen Sie auch, was Schuld daran ist, daß ich und alle Zuhörer es für das elendeste Machwerk hielten? Schiller's schwäbische Aussprache, und die verwünschte Art, wie er alles deklamirt! Er sagt alles in dem nämlichen, hochtrabenden Tone her, ob es heißt: er macht die Thüre zu, oder ob es eine Hauptstelle seines Helden ist.

Mit der frohen Botschaft, daß das Trauerspiel vor den Ausschuß und bald auf die Bretter kommen werde, eilte, alles andere verschweigend, der Freund zum Freunde. Indessen wurde, da Baron Dalberg noch immer in Stuttgart verweilte, dem Rathe der Freunde gemäß, die immer noch ein Auslieferungsgesuch von Stuttgart fürchteten, nach wochenlangem Verweilen in Mannheim von den beyden Genossen eine Reise über Darmstadt nach Frankfurt beschlossen, und zwar eine Fußreise, da ihr kleines Kapital kaum noch für zwölf Tage reichte, und Schiller aus verschiedenen Gründen sich an die Aeltern nicht wenden konnte.

In den ersten Tagen des Novembers wurde Fiesko für das Theater umgearbeitet, und ihm der tragische Schluß gegeben, der sich am nächsten an die historische Wahrheit anschloß. Schiller wollte, Fiesko sollte ein ganzes großes Gemälde des wirkenden und gestürzten Ehrgeizes werden.

Mit der Welt zerfallen, beschließt der Dichter auch von ihr abgeschieden zu leben, und wählt das einsame Bauerbach zu seinem Aufenthaltsorte. Der Zufall bringt ihn dort mit einem edlen, sittlichen Wesen in Verbindung, das die erste, wahre Liebe in ihm aufregt. Dort war schon in der Mitte Januars 1783 die »Louise Millerin« fertig geworden, und schon wieder

beschäftigten ihn neue Entwürfe. Dalberg hatte zuerst seine Aufmerksamkeit auf Don Carlos (Schiller schrieb sehr lange, hartnäckig das spanische Idiom mit dem portugiesischen verwechselnd, Dom Karlos) — gelenkt, der junge Dichter aber diesen Wink nur im Vorübergehen ins Auge gefaßt. Jetzt ließ er sich von seinem Freunde, dem Bibliothekar Reinwald, die bekannte historische Novelle Saint Reals über diesen unglücklichen Fürsten geben, und der Gegenstand begeisterte ihn so sehr, daß er auf der Stelle den Gedanken zu einer neuen Tragödie faßte, die sich in seinem Kopfe mit andern dramatischen Stoffen, Imhof und Maria Stuart, stritten, wie denn auch Conradin von Schwaben in seinem Geiste aufgestiegen war, dessen sich später seine Bewunderer und Nachahmer in längst vergessenen Stücken bemächtigten.

Reinwald war ihm jetzt, wie einst in Stuttgart Petersen, auch in Beziehung auf seine Muse ein willkommener Freund und Herzensrath. Durch Hypochondrie und immerwährende Kränklichkeit höchst reizbar und empfindlich gemacht, war dieser Mann seinem Kerne nach doch ganz vortrefflich, und auch, was Geist und Kenntnisse betrifft, würdig, von Schiller hochgehalten zu werden, wie er um seines Herzens willen von demselben geliebt wurde.

Diesem vertraute Schiller während seines Aufenthaltes zu Bauerbach alle poetischen Nöthen und Freuden. Ihm klagte er, wie ihn die von einer Seite so wohlthätige Einsamkeit, von der anderen Seite doch auch wieder in der Produktion hemme und beschränke. Er war der Meinung: »daß das Genie, wo nicht unterdrückt werden, doch entsetzlich zurückwachsen, zusammenschrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von außen fehlt.« — »Mühsam,« äußert er sich gegen den Freund, »und wirklich oft wider allen Dank muß ich eine Laune, eine dichterische Stimmung hervorarbeiten, die mich in zehn Minuten bey einem guten denkenden Freunde selbst anwandelt, oft auch bey einem vortrefflichen Buch oder im offenen Himmel. Es scheint, Gedanken lassen sich nur durch Gedanken locken, und unsere Geisteskräfte müssen wie die Saiten eines Instruments durch Geister gespielt werden. Wie groß muß also das Originalgenie seyn, das weder in seinem Himmelsstriche und Erdreiche, noch in seinem gesellschaftlichen Kreise Aufmunterung findet, und aus der Barbarey selbst hervorspringt!«

Durch Reinwald's Vermittlung hatte er wegen seines bürgerlichen Trauerspiels Druckunterhandlungen mit dem Buchhändler Weygand angeknüpft, ein Handel, der sich auch zerschlug. Der Freund in Meiningen hatte die Idee, ihn nach Pfingsten

mit nach Gotha und Weimar zu nehmen, wohin ihn Freunde und Verwandte zogen. Dort hätte er ihn bey den ersten Geistern eingeführt; Goethe und Wieland hätten ihn mit ihrem Rathe unterstützt, ihm einen neuen Lebensplan vorgezeichnet, ihn in die förderndsten Verbindungen gebracht, und zwey verdrießliche, durch Krankheit sehr getrübte Jahre wären dem Dichter erspart geblieben.

Es sollte nicht so kommen. »Was den Dichter von dieser Reise abhielt,« sagt uns Streicher, »war die Sirenenstimme, die sich vom Theater zu Mannheim wieder vernehmen ließ.«

Drey Monate, nachdem Schiller in Oggersheim so schnöde mit seinem Fiesko von Dalberg abgewiesen worden war, hatte dieser die Stirne, sich brieflich bey jenem wieder zu melden, und zwar in solchen Ausdrücken, daß Schiller scherzend an Meier in Mannheim schrieb, es müsse ein dramatisches Unglück dort vorgegangen seyn, weil er von Dalberg einen Brief erhalten. Allerdings wandte sich dieser Herr an Schiller unbedenklich wieder, sobald er seiner bedurfte. Er hatte die Trauerspiele Lanassa und Shakespeare's Julius Cäsar unter der Schere, und fühlte wohl, wie trefflich ihm Schiller's Dienste hierbey zu Statten kommen würden. Der politische Eindruck der Räuber in Deutschland war verwischt, und in dieser Beziehung die Vokation des Dichters nicht mehr gefährlich, und von den Schauspielern, die den Plan der Louise Millerin von Streicher begeistert aus einander setzen hörten, wurde er nach diesem Stücke sehr lüstern gemacht.

Anfangs stutzte Schiller. »Ich kenne ihn ziemlich,« schrieb er am 27. May an Reinwald, »und meine Louise Millerin hat verschiedene Eigenschaften an sich, welche auf dem Theater nicht wohl passiren.... Ehe ich mich in einen Weygandartigen Handel mit Dalberg einlasse, will ich die Sache lieber gar nicht in Bewegung bringen.« Zugleich schreibt er seinem Freunde, »daß er nunmehr entschlossen und fest auf einen Don Carlos zu arbeite. Ich finde, daß diese Geschichte mehr Einheit und Interesse zum Grunde hat, als ich bisher geglaubt, und mir Gelegenheit zu starken Zeichnungen und erschütternden oder rührenden Situationen gibt. Der Charakter eines feurigen, großen und empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen ist — einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindung bey allen Vortheilen ihres Schicksals verunglückt — eines eifersüchtigen Vaters und Gemahls, — eines grausamen, heuchlerischen Inquisitors und barbarischen Herzogs von Alba, sollten mir, dächte ich, nicht wohl mißlingen« Alles war, wie man sieht, mit Einem Schlage in Schiller's Geiste vorbereitet, und nur auf den

Marquis Posa harrte der Plan noch. Zum Behufe der Vorstudien erbittet sich Schiller von Reinwald Brantome's Geschichte Philipp's II. Auf ihre nächste Zusammenkunft sollte eine Scene von Don Carlos fertig seyn, die Reinwald zu richten hätte.

Schon sechs Tage nach dieser Unterhaltung mit Reinwald war die Antwort an Dalberg fertig, kalt, gemessen, aber nicht verneinend und ohne Empfindlichkeit: ».... E. E. scheinen, ungeachtet meines kürzlich mißlungenen Versuches, noch einiges Zutrauen zu meiner dramatischen Feder zu haben. Ich wünsche nichts, als solches zu verdienen; weil ich mich aber der Gefahr, Ihre Erwartung zu hintergehen, nicht neuerdings aussetzen möchte, so nehme ich mir die Freyheit, Ihnen Einiges von dem Stücke vorauszusagen. Außer der Vielfältigkeit der Charaktere und der Verwicklung der Handlung, der vielleicht allzufreyen Satyre und Verspottung einer vornehmen Narren- und Schurkenart, hat dieses Trauerspiel auch diesen Mangel, daß Komisches mit Tragischem, Laune mit Schrecken wechselt, und, obschon die Entwicklung tragisch genug ist, doch einige lustige Charaktere und Situationen hervorragen. Wenn diese Fehler für die Bühne nichts Anstößiges haben, so glaube ich, daß Sie mit dem Uebrigen zufrieden seyn werden. Fallen sie aber bey der Vorstellung zu sehr auf, so wird alles Uebrige, wenn es auch noch so vortrefflich wäre, für Ihren Endzweck unbrauchbar seyn, und ich werde es besser zurückbehalten..... Gegenwärtig arbeite ich an meinem Don Carlos. Ein Sujet, das mir sehr fruchtbar scheint, und das ich E. E. zu verdanken habe.«

Und zu diesem Don Carlos kehrte er nun wieder mit ganzer Seele, aber mit einer mehr lyrischen als dramatischen Stimmung zurück. Am 14. April 1783, früh in der Gartenhütte, schreibt er seinem Freunde Reinwald: »In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich Sie, Freund, — und meinen Carlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten blankeren Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr. Prüfen Sie solche.« Nun führt eine scharfsinnige, tiefsinnige, ja spitzfindige Meditation in dem Briefe den Gedanken aus, daß jede Dichtung nichts anderes sey, als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unseres Kopfes. Selbst die Liebe sey ein solcher glücklicher Betrug; nicht für das Fremde, uns ewig nie eigen werdende Geschöpf erschrecken, erglühen, zerschmelzen wir, sondern wir leiden dieß Alles nur für das Ich, dessen Spiegel jenes Geschöpf ist. »Ich nehme selbst Gott nicht aus. Gott, wie ich mir denke, liebt den Seraph so wenig als den Wurm, der ihn unwissend lobet. Er erblickt sich, sein großes unendliches Selbst, in der un-

endlichen Natur umhergestreut. In der allgemeinen Summe der Kräfte bewahret er augenblicklich sich selbst, sein Bild sieht er aus der ganzen Oekonomie des Erschaffenen vollständig, wie aus einem Spiegel zurückgeworfen, und liebt sich in dem Abriß«.... »Der ewige innere Hang, in das Nebengeschöpf überzugehen, dasselbe in sich hinein zu schlingen, ist Liebe.... Verwechslung eines fremden Wesens mit dem unsrigen.« — Nun »das, was wir für einen Freund, und was wir für einen Helden unserer Dichtung empfinden, ist eben das.... Ein großer Dichter muß wenigstens die Kraft zur höchsten Freundschaft besitzen.... Wir müssen die Freunde unserer Helden seyn, wenn wir in ihnen zittern, aufwallen, weinen und verzweifeln sollen.... Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden — er muß mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund seyn.« Und so trägt denn auch Schiller den Carlos an seinem Busen, — er schwärmt mit ihm durch die Gegend um — um Bauerbach herum. »Carlos hat von Shakespeare's Hamlet die Seele — Blut und Nerven von Leisewitz's Julius — und den Puls von mir.«

Wann ist ein Irrthum beredter und verführerischer vertheidigt worden? denn daß es ein Irrthum sey, beweist die Schöpfungsweise Shakespeare's, Goethe's, des spätern Schiller selbst — und gewiß auch der Schöpfungsakt der ewigen Liebe, so weit wir ihn begreifen können.

Am 28. Julius kehrte er nach Mannheim zurück.

Endlich war die Zeit gekommen, wo sein Fiesko für das Theater umgeformt, und bei Eröffnung des Mannheimer Carnevals, nach seiner eigenen Anordnung gegeben werden sollte, und er wurde am 17. Januar nach mehreren Proben, die dem Verfasser durch Unlenksamkeit der Statisten manchen Aerger verursachten, aber auch Aufheiterung bereiteten, auf's Prächtigste aufgeführt.

Auch ihm ging, wie den Räubern, eine gedruckte Zurechtweisung des Publikums voran, die nichts Empfehlenderes zu sagen wußte, als daß J. J. Rousseau den Fiesko im Herzen getragen, und die den Helden des Stückes mit folgenden Worten schildert: »Fiesko, ein großer, furchtbarer Kopf, der unter der täuschenden Hülle eines weichlichen, epikurischen Müßigganges in stiller, geräuschloser Dunkelheit, gleich dem gebärenden Geist auf dem Chaos, einsam und unbehorcht eine Welt ausbrütet, und die leere, lächelnde Miene eines Taugenichts lügt, während Riesenplane und wüthende Wünsche in seinem brennenden Busen gähren — Fiesko, der lange genug mißkannt, endlich einem Gott gleich hervortritt, das reiche, vollendete Werk vor erstau-

nende Augen stellt, und ein gelassener Zuschauer dasteht, wenn die Räder der großen Maschine dem gewünschten Ziele unfehlbar entgegen laufen; — Fiesko, der nichts fürchtet, als seines Gleichen zu finden, — der stolzer darauf ist, sein eigenes Herz zu besiegen, als einen furchtbaren Staat; — Fiesko, der zuletzt den verführenden schimmernden Preis seiner Arbeit, die Krone von Genua, mit göttlicher Selbstüberwindung hinwegwirft, und eine höhere Wollust darin findet, der glücklichste Bürger, als der Fürst seines Volkes zu seyn.«

Der historische Genueser Fiesko sollte nach dieser Erklärung »allerdings nichts als den Namen und die Maske zu seinem Fiesko hergeben; dieser ist größer als der wahre.« Zugleich ersieht man aus der Deklaration, daß der fünfte Akt gänzlich geändert war, und, von der Geschichte ganz abweichend, Fiesko als großmüthiger Republikaner endigte.

Trotz dieses euripideischen Prologs, welcher den rechten Eindruck vorbereiten sollte, und besonders auch, wie bey den Räubern, die Moral des Stückes etwas ängstlich in Schutz nahm, trotz aller Berücksichtiguug des Publikums, durch Auslassung gedehnter Scenen und Verkürzung schleppender Monologe, und obgleich Fiesko durch Böck, Verrina durch Iffland, der Mohr durch Beil vortrefflich dargestellt waren, und manche Scenen die lauteste Bewunderung erregten — vermochte sich doch das Publikum im Ganzen für die Aufführung nicht zu erwärmen, nicht, weil eine Verschwörung in jenen ruhigen Zeiten zu gewaltig war, auch nicht bloß, weil man bey'm Fiesko ähnliche Erschütterungen, wie bey den Räubern erwartete, sondern vielmehr aus den Gründen, die der schlichte Musicus Streicher, aus Gelegenheit der Einwürfe Dalberg's und der Schauspieler vortrefflich zusammengefaßt: »daß bey den Räubern weniger Einwendungen gemacht wurden, davon war der überwältigende Stoff, so wie die ergreifende Wirkung der meisten Scenen die Ursache. Bey Fiesko war der Inhalt schon an und für sich kälter, die schlauen Verwickelungen erwärmten nicht; die langen Monologe, so meisterhaft sie auch waren, konnten nicht mit Begeisterung aufgefaßt und gesprochen werden, indem sich größtentheils nur der Ehrgeiz darin malte, und zu befürchten war, daß die Zuschauer ohne Theilnahme bleiben würden. Man gestand nicht gern, daß die Anstrengung des Darstellers mit dem zu erwartenden Beyfalle nicht im Verhältnisse stehen möchte.« Gedruckt wurde Fiesko bey Schwan 1784, und dem Baron Dalberg gewidmet.

Am 9. May 1784 erfolgte die erste Darstellung von Kabale und Liebe, welche mit stürmischem Beyfall aufgenommen wurde.

Nach einem, von Dalberg angeregten, mißlungenen Versuche, zur Medicin zurückzukehren, beschließt Schiller, seine ganze Zeit der Bühne und insbesondere dem Don Carlos zu widmen. Am 26. Juni las er zum Eintritt in die deutsche Gesellschaft einen Aufsatz über die Frage: »was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?« Derselbe ist unter dem Titel: »die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet,« in seine Werke aufgenommen, und neuerdings von Hoffmeister sorgfältig zergliedert und im rechten Verhältniße zu seiner fortschreitenden Geistesbildung dargestellt, insbesondere auf die darin enthaltene Idee aufmerksam gemacht worden, »daß das ästhetische Gefühl, und folglich auch die Kunst, in einem harmonischen Spiele und mittleren Zustande der sittlichen und geistigen Kräfte des Menschen liege,« eine Idee, auf welche er später seine ganze Theorie des Schönen erbaute.

Müssen wir mit den, durch Schärfe und Richtigkeit gleich ausgezeichneten, Ansichten ganz und gar einverstanden seyn, welche der Biograph in dem Kapitel: »Rückblick auf Schiller's bisheriges Leben und Dichten« aufstellt, so können wir es doch nicht mit den Meinungen über Fiesko und Kabale und Liebe seyn. Der Biograph stellt Fiesko unter die Räuber, vor denen er doch durch Großartigkeit der Anlage, feine und wahre Charakteristik, dann durch natur- und kunstgemäße Behandlung der Sprache den Vorzug verdient. Den Mohren hält der Biograph insbesondere für eine schlimme Mißgeburt. Er meint, im Ernste könnten solche Gesinnungen nie geäußert, solche Worte nie gesprochen seyn. Die Unnatur sey allzu greifbar. Deßhalb nähmen ihn auch die Schauspieler zum Voraus als Karikatur und machten aus ihm einen Bouffon, oder ließen ihn Sprünge machen, wie ein schwarzer Affe. Wir halten den Mohren für eine meisterhafte Composition für sich, wie durch sein Verhältniß zum Ganzen. Sein Charakter ist mit der Haupthandlung auf das Innigste verwebt, sie wird durch ihn vorwärts gebracht, und seine südliche Lebendigkeit bildet einen höchst wirksamen Contrast zu der raffinirten Benehmungsweise Fiesko's und zum Ernste Verrina's. Wir können in Hassan's Charakter keinen einzigen Widerspruch finden. Es ist eine Galgennatur, die zuletzt ihr Recht erhält. Weit eher widerspricht sich der schlaue Fiesko, dem Mohren gegenüber, den er durchschaut hat und dessen ungeachtet im entscheidenden Augenblicke wegjagt. Das Unrichtige der Behauptung bezüglich des Darstellens fällt durch die Beleuchtung der Leistung großer Künstler, wie z. B. des Herrn Carl la Roche, weg, welche, ohne sich der mindesten Uebereilung schuldig zu machen, damit die bedeutendste Kunstwirkung erzielt haben.

Dagegen ist dem Trauerspiele »Kabale und Liebe« ein viel zu großer Kunstwerth beygelegt. Es ist das einzige Stück, welches in seiner Totalität des großen Dichters unwürdig erscheint. Unwahr in seiner Situation, übertrieben in seinen Charakteren, wo alles auf die Spitze gestellt ist, der Präsident — Wurm — Kalb — Ferdinand — wirkt es mehr auf die Empfindeley als auf die Empfindsamkeit, und hat seine eigentliche Wirkung immer nur auf roman-verderbte Jünglinge und dünnfühlende Mamsellen gehabt, und läßt sich unserer Ansicht nach mit keinem anderen Werke Schiller's in Vergleich bringen. Der Hauptvorwurf, welcher den Personen des Stücks gemacht werden kann, ist ihre bodenlose Albernheit, welche der Dichter doch nur im Kalb repräsentiren wollte. Ein Präsident, der mit seinem Sekretär falsche Handschriften verfertigt und den Dümmling Kalb in die Mitwissenschaft eines staatsgefährlichen Complottes zieht, — ein junger Offizier, welcher das Mädchen, dessen Lebens- und Gesinnungsweise ihm genau bekannt sind, in dem Verdacht eines Liebesverhältnisses mit einer Karikatur hält, auf der Parade einen Brief aufhebt, der einem Anderen aus der Tasche fällt und ihn liest, — ein schlau seyn sollender Sekretär, welcher auf diesen zufälligen Umstand seinen Plan gründet, der sich dem Mädchen, das er liebt, von der verächtlichsten Seite zeigt und bey ihr gleich darauf um ihre Hand wirbt, alle diese Personen können in uns mit ihrer Handlungsweise nicht die mindeste Theilnahme hervorbringen. Selbst die Sprache, die oft dichterisch ist — ist nicht minder oft widerlich, affektirt und geschraubt.

Das zweyte Buch berichtet über den Aufenthalt Schiller's in Leipzig und Dresden. Von entschiedener Wichtigkeit ist die Entwicklung seiner philosophischen Ansichten in jener Zeit. Nicht nur hatte Schiller, wie beobachtende Freunde längst erkannt und »die Räuber« vor der Welt bestätigt hatten, mit der bürgerlichen Convenienz seine Lanze gebrochen, sondern es hatte sich auch in seinem Innern der Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen schon seit geraumer Zeit aufgethan; das speculative Bewußtseyn hatte dem gemeinen, wie man heutzutage spricht, in seiner Seele schon vor Monaten, ja vielleicht vor Jahren, die erste Schlacht geliefert, und einen Sieg gewonnen, dessen glänzendste Frucht auf dem Gebiete der Dichtung unstreitig eben jener Don Carlos war, in dessen Besitznahme durch den Geist ihn die Wäsche seiner Hausfrau zu Dresden unterbrach.

Der ausführliche und vollständige Bericht über diesen Kampf ist in den »philosophischen Briefen« enthalten, welche zuerst im dritten Hefte des ersten und im siebenten Hefte des zweyten Bandes der rheinischen Thalia erschienen sind, die somit

ihrer reiferen Gestaltung nach in Mannheim begonnen und in Leipzig oder Dresden vollendet worden zu seyn scheinen. Ueber die Personen Julius und Raphael darf man nicht grübeln; sie sind nur die Hypostasirung der sich unter einander verklagenden oder entschuldigenden philosophischen Gedanken des Jünglings, die in so weit eins und mit einander verschworen sind, daß sie beyde in ihm den frommen, überlieferten Glauben des Aelternhauses, der Schule und des Hörsaales bekämpfen; und die geheimen Bundesgenossen des speculirenden Dichters, die sich zum Schein einander bekriegen, sind zwey vornehme Freunde des Ringenden: hinter Julius versteckt, ein alter Bekannter von der Akademie her — Benedikt Spinoza, hinter Raphael (wie er zuletzt spricht) der erst in Sachsen hinzugetretene Immanuel Kant.

Aus dem verworrenen Schlachtgeschrey tönen aber vernehmliche Worte des Genius heraus, die uns mit Staunen und Hochachtung vor dem speculativen Geiste des Verfassers erfüllen. Es sind ungefähr folgende Gedanken, die sich aus dem chemischen Prozesse von vielen Schlacken als reines Metall (doch nicht als das Gold der Wahrheit) absondern.

Zuerst spricht Julius aus dem jungen, ringenden Geiste. Der Glaube ist ihm gestohlen, der ihm Frieden gab. Sein Freund Raphael, sein Lehrer in der Philosophie, hat ihn verachten gelehrt, wo er anbetete. Er glaubt nicht mehr, daß die Lehre, welche die Besten unter den Menschen bekennen, welche so mächtig siegt und so wunderbar tröstet, darum wahr seyn müsse. Er glaubt niemand mehr, als seiner eigenen Vernunft; es gibts nichts Heiliges als die Wahrheit, und was die Vernunft erkennt, ist Wahrheit. »Ich habe alle Meinungen aufgeopfert, gleich jenem verzweifelten Eroberer alle meine Schiffe in Brand gesteckt, da ich an dieser Insel landete, und alle Hoffnung zur Rückkehr vernichtet.«

Und welches System hat nun die spinozistisch gewordene Vernunft aufgebaut? »Das Universum ist ein Gedanke Gottes. Nachdem dieses idealische Geistesbild in die Wirklichkeit hinübertrat, und die geborene Welt den Riß ihres Schöpfers erfüllte — erlaube mir diese menschliche Vorstellung — so ist der Beruf aller denkenden Wesen, in diesem vorhandenen Ganzen die erste Zeichnung wiederzufinden, die Regel in der Maschine, die Einheit in der Zusammensetzung, das Gesetz in dem Phänomen aufzusuchen und das Gebäude rückwärts auf seinen Grundriß überzutragen. Die große Zusammensetzung, die wir Welt nennen, bleibt mir jetzo nur merkwürdig, weil sie vorhanden ist, mir die mannigfachen Aeußerungen jenes Wesens symbolisch zu bezeichnen.

Alles in mir und außer mir ist nur Hieroglyphe einer Kraft, die mir ähnlich ist. Die Gesetze der Natur sind die Chiffern, welche das denkende Wesen zusammenfügt, sich dem denkenden Wesen verständlich zu machen — das Alphabet, vermittelst dessen alle Geister mit dem vollkommensten Geiste und mit sich selbst unterhandeln.« Seit dieser Entdeckung ist alles um ihn her bevölkert. Wo er einen Körper entdeckt, da ahnet er einen Geist; wo er Bewegung merkt, da räth er auf einen Gedanken.

Wo kein Todter begraben liegt, wo kein Auferstehen seyn wird, redet noch die Allmacht durch ihre Werke zu ihm, und so versteht er die Lehre von einer Allgegenwart Gottes.

Einige Verlegenheit zeigt Julius, wenn er von dieser metaphysischen Identitätslehre von Gott und der Welt in's ethische und gemüthliche Gebiet hinübergehen soll, eine Schwierigkeit, die der Spinozismus auch in der neuesten Zeitform nicht überwunden hat. Das Streben nach Vollkommenheit, das er bey allen Geistern wahrnimmt, erkennt der denkende Dichter in dem gemeinschaftlichen Triebe derselben, ihre Thätigkeit auszudehnen, alles, was sie als gut oder reizend erkennen, sich zu eigen zu machen.« Welchen Zustand wir wahrnehmen, in diesen treten wir selbst. In dem Augenblicke, wo wir sie denken, sind wir die Eigenthümer einer Tugend, Urheber einer Handlung, Erfinder einer Wahrheit, Inhaber einer Glückseligkeit.... Unser eigener Zustand ist es, wenn wir einen fremden empfinden; die Vollkommenheit wird auf den Augenblick unser, worin wir uns eine Vorstellung von ihr erwecken; unser Wohlgefallen an Wahrheit, Schönheit und Tugend löst sich endlich in das Bewußtseyn eigener Veredelung, eigener Bereicherung auf.«

Mit Recht sieht Hoffmeister in diesen spekulativen Träumen (»deren Hauptresultate wir auch in unseren Tagen mit der Anmaßung der absoluten Wahrheit haben wiederkehren sehen«) die glänzendste, geistreichste Darstellung des Pantheismus. Doch vollendet der Verfasser diese Bahn nicht ganz.

Der gemüthliche Theil dieses Systems, Liebe überschrieben, ist auch der unklarste, und höchst wahrscheinlich derjenige, der schon vom Jahre 1781 und aus Stuttgart stammt, denn in ihm finden sich die Citate aus der Anthologie. Er erklärt die Liebe, dieses schönste Phänomen der beseelten Schöpfung, den allmächtigen Magnet in der Geisterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabensten Tugenden, für den Wiederschein jener einzigen Kraft des Vollkommenheitstriebes, für eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tausch der

Persönlichkeit, eine Verwechselung der Wesen. »Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung ist das Wiederfinden eines veräußerten Eigenthums — Menschenhaß ein verlängerter Selbstmord; Egoismus die höchste Armuth eines erschaffenen Wesens.« Von nun an werden die Gedanken verworrener, besonders wo Julius von der Liebe zur Aufopferung übergeht.

Ob Schiller diese Gedanken haltbar tröstlich gefunden, ob er dieses System für den Hafen der Seelenruhe gehalten, in dem sich sein eigenes Lebensschiff vor Anker legen könne, werden wir im Verlaufe unserer Biographie zu untersuchen Gelegenheit finden.

Nachdem Julius in Gott, als der Substanz, und in der Natur, als dem Abbilde dieser Substanz, dem Prisma des göttlichen Einen Lichtstrahls, zum Abschlusse seines Systems gekommen, ist auch er schon weit entfernt, in diesem Glaubensbekenntnisse seiner Vernunft Ruhe zu finden. »Möglich, daß das ganze Gerüste seiner Schlüsse ein bestandloses Traumbild gewesen.« Die menschliche Vernunft macht einen Kalkul, wie der Weltentdecker Columbus, »wenn sie das Unsinnliche mit Hülfe des Sinnlichen ausmißt, und die Mathematik der Schlüsse auf die verborgene Physik des Uebermenschlichen anwendet. Noch fehlt die letzte Probe zu ihren Rechnungen, denn kein Reisender kam aus jenem Lande zurück, seine Entdeckung zu erzählen.« Und alsdann schließt er: »Vier Elemente sind es, woraus alle Geister schöpfen: ihr Ich, die Natur, Gott und die Zukunft. Alle mischen sich millionenfach anders — aber Eine Wahrheit ist es, die, gleich einer festen Achse, gemeinschaftlich durch alle Religionen und alle Systeme geht — »Nähert euch dem Gotte, den Ihr meinet!«

Julius hatte gestanden, daß er keine philosophische Schule gehört und wenig gedruckte Schriften gelesen. Nun erhebt sich Raphael zum Schlußworte, er, der wenigstens Eine Schrift weiter gelesen hat, als sein Freund, das neueste Orakel der Zeit, — die Kritik der reinen Vernunft. Oder wo sonst her können, bey aller ihrer Eigenthümlichkeit, der letzten Quelle nach, seine besänftigenden Sprüche stammen?

Diese Hinweisungen sind von der größten Wichtigkeit, weil sie unmittelbaren Aufschluß über viele der späteren Arbeiten des Dichters geben.

Noch in diesem Jahre, 1787, hatte sich Schiller in Weimar fixirt, wo er die freundlichste Aufnahme von Seite des Herzogs und aller seiner Umgebungen fand. »Ich bin jetzt, wonach ich mich so oft gesehnt habe, in Weimar, und wähne, in Grie-

chenlands Ebenen zu wandeln. Der Herzog ist ein vortrefflicher Fürst, ein wahrer Vater der Künste und Wissenschaften, von denen ich hier auch keine einzige verwaist getroffen habe, du müßtest denn das steife Ceremoniell der Höfe in die ernste Reihe der Künste und Wissenschaften aufnehmen wollen. Du kennst die Männer, auf welche Deutschland stolz seyn kann: einen Herder, Wieland und andere; und Eine Mauer umschließt mich jetzt mit ihnen. Wie vieles Treffliche hat nicht Weimar! — Ich denke hier, wenigstens im Weimarischen, mein Leben zu beschließen, und endlich einmal ein Vaterland wieder zu erhalten.« So schrieb Schiller bald nach seiner Ankunft in Weimar an seinen Freund Moser zu Ludwigsburg, und sprach freudig eine Ahnung aus, die in Erfüllung gegangen ist. — Carlos ging nun in die Scene. Aus Schiller's Briefen ging hervor, daß er bey seiner ersten Aufführung keine günstige Aufnahme gefunden, daß Schiller gar wohl wußte, warum, und die Mängel seines Stückes wenigstens sehr bestimmt fühlte; daß er sich aber der Vorzüge noch viel bestimmter bewußt war, und aus den Untiefen mit seinem Geiste in die Tiefen des Stückes sich rettend, hier sich dem Tadel des Publikums und der an den seichten Stellen herum sondirenden Kritik unzugänglich wußte.

Nichts destoweniger schmerzte ihn, ohne ihn zu entmuthigen, der Mangel an Theatererfolg. Seine späteren Ansichten über das Trauerspiel sprechen sich hinlänglich in dem bekannten Briefe Schiller's über Don Carlos aus.

Zu Weimar und in dem holden weiblichen Kreise zu Rudolstadt wurde Schiller auch, am letztern Orte als lernender Lehrer, seit seinen Schulstudien, die doch selbst in der Akademie nicht viel über die Elemente der griechischen Sprache hinausgegangen waren, wieder, und zwar zum ersten Male, obwohl nur durch Uebersetzungen, gründlicher in die Welt des hellenischen Alterthums eingeführt, und »das Leben und Weben in diesen Urgebilden wurde auch ein Wendepunkt für seinen eigenen Geist.«

In dieser Zeit schrieb er an seinen Freund Körner: »Ich lese jetzt fast nichts als Homer; die Alten geben mir wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzeley sehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing.«

Dieses Lesen im Homer geschah in Gesellschaft der Freundinnen, denen Schiller Abends regelmäßig die Odyssee vorlas; »und es war ihnen, als rieselte ein neuer Lebensquell um sie her.« Darauf kamen die griechischen Tragiker, freylich nur aus des Pa-

ters Brumoy französischer Uebersetzung, an die Reihe. Aber auch so ergriff »diese große Darstellung der Menschheit in ihrer Allgemeinheit und ewigen Naturwahrheit,« sagt Schiller's Schwägerin, »uns im tiefsten Innern, und entzückte uns so sehr, daß wir viele Stellen der Tragödien übersetzten, um nur diese Reden, Gefühle und Bilder vermittelst unserer Sprache inniger in Herz und Seele aufzunehmen.« Schiller versprach ihnen, ihre Lieblingsstücke zu verdeutschen, und wahrscheinlich hat dieses Versprechen die deutsche Bearbeitung der Iphigenia in Aulis von Euripides veranlaßt, welcher die Kritik etwas zu viel Ehre anthut, wenn sie dieselbe ausführlich beurtheilt. Sie ist aus einer wörtlichen lateinischen Uebersetzung und zwey französischen Uebertragungen entstanden, und erschien zuerst im sechsten und siebenten Hefte der Thalia (1789); auch bey den, etwas später übersetzten, Scenen aus den Phönizierinnen desselben Dichters ließ sich, nach einer, im Vaterlande Schiller's ziemlich verbreiteten, Sage, Schiller den Text von einem Stuttgarter Freunde und alten Lehrer, dem gelehrten Philologen Professor Nast, in wörtliche Prosa übersetzen, und bearbeitete diese zu fünffüßigen Jamben.

Schiller wurde durch diese Studien ruhiger, klarer, seine Erscheinung, wie sein Wesen, anmuthiger, sein Geist den phantastischen Ansichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz hatte verbannen können, abgeneigter. Die oben angeführten Worte an Körner bewiesen, wie gut er wußte, was ihm Noth that, und wie viel er von den Alten für die vom wahren Gehalt unzertrennliche Form seiner Poesie vom Eindringen in Wesen und Gestalt derselben erwartete.

Dennoch wirkten diese zu allererst nicht so auf seinen Geist, wie er solches jetzt schon wünschte und wie es später geschah; sondern sie verbündeten sich zunächst mit der skeptischen Tendenz seiner bisherigen Philosophie, um das Material seiner Ueberzeugungen von dem anerzogenen Glauben, dessen göttlichen Gehalt leider sein Herz auf dem in seiner Zeit allein gebahnten Wege sich nicht anzueignen vermochte, vollends und mit etwas gewaltsamem Trotze loszureißen.

Einigen Antheil an dieser Stimmung des Dichters hatte ohne Zweifel Wieland's Umgang, von welchem Schiller jetzt eben herkam, und den er den Tempel der Venus Amathusia in verführerischen Reimen schon längst hatte bekränzen sehen. Am 2. Juny hatte ihm dieser Priester der griechischen Musen und Grazien nach Volkstädt geschrieben: »Sie sind also in ihrem selbstgewählten Patmos glücklich angelangt, mein liebster Schiller! und gefallen sich da? Quod felix faustumque sit! und mögen Ih-

nen auch, wie dem heiligen Johannes Theologus, — nur nicht ganz in seiner Manier — hohe Offenbarungen daselbst zu Theil werden.«

Jene hohe Offenbarung ließ nicht auf sich warten; wahrscheinlich noch in demselben Jahre wanderten von Volkstädts schöner Höhe die Künstler zu Wieland, und erschienen in seinem Merkur im März 1789.

Im Jahre 1789 finden wir ihn mit Euripides und den Zeitvergehen beschäftigt. Von Ereignissen, die für sein Leben merkwürdig sind, finden wir den Erhalt einer Professur und bald darauf seine Vermählung mit Charlotte von Lengefeld.

Man hat über den Nachtheil, welchen Schiller's Dichtergeiste die Kant'sche Philosophie gebracht, viel gesprochen, und Goethe hat ein offenes und wahres Wort darüber hinterlassen. Einen Vortheil aber hat, außer den unermeßlichen Diensten, welche seinem Dichtergenius viel später die Kritik der Urtheilskraft geleistet, schon die Kritik der reineu Vernunft, deren Inhalt auch ungelesen für ihn längst transspirirt hatte, seinem dichterischen Wirken gebracht: die entfernte Kunde von derselben hat ihn von dem traurigen, freyheitlähmenden Egoismus der spinozistischen Ansicht befreyt, und er hätte ohne dieses Correktiv sicherlich den Don Carlos zu dichten nicht vermocht, sein Geist hätte sich nie zur Begeisterang eines Posa entzündet, dessen Beredtsamkeit an alle Nationen spricht, man mag ästhetische Skrupel wider ihn haben, welche man will.

Jetzt ist der historischen Schriften Schiller's zu gedenken. Das richtigste Urtheil darüber ist wohl das Hoffmeister's, daß Schiller's historischer Standpunkt, wie sein poetischer, der allgemein menschliche war. Daß Menschenfreyheit, Menschenwürde, Menschenrecht die herrschenden Ideen seiner Geschichtsdarstellung seyen, denen als sein zweytes Princip die Humanität zur Seite gestellt ward, welche ihm als die Blüthe der Freyheit galt. Die ganze Weltgeschichte ist ein ewig wiederholter Kampf der Herrschsucht und der Freyheit um ihr streitiges Gebiet, sagt er im Abfall der Niederlande. Und hier findet Hoffmeister die Stelle, wo das sittlich-tragische Interesse mit dem Geschichtlichen, wo der Historiker und der Dramatiker eins sind.

Eine langwierige Krankheit, welche für das Leben des Dichters besorgen ließ, hinderte sein künstlerisches Wirken und zerrüttete seine finanziellen Verhältnisse. Ein Brief des Herzogs von Augustenburg, und des Grafen Schimelmann, vom 27. November 1791, in welchen ihm auf drey Johre zur Herstellung seiner durch allzuhäufige Anstrengung und Arbeit verletzten Gesundheit, ein jährliches Geschenk von tausend Thalern ohne alle Bedin-

gung geboten wurde, welche Schiller dankbar annahm, befreyte ihn von drückenden Sorgen, und regte durch das Gefühl der Anerkennung edler Menschen ihn wohlthätig auf. Mit dieser Zeit beginnt Schiller's neue geniale Thätigkeit; vorerst in selbstständiger Bearbeitung Kantischer Ideen und deren Anwendung auf Kunsttheorie, ja sogar auf politisches und geselliges Leben, sichtbar. Durch die Schriften dieses Faches ist er, obwohl mehr mittelbar, als unmittelbar, hauptsächlich ein Lehrer seiner Nation und der Menschheit geworden.

Dennoch glaubte er selbst, da sein Geist ihn schon jetzt zur Ausführung des Wallensteins drängte, sich mehr zur Schöpfung als zur Forschung berufen. »Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle;« schreibt er an Körner im Laufe des Jahres 1792; »in der Theorie muß ich mich immer mit Principien plagen, da bin ich bloß Dilettant. Aber um der Ausübung selbst willen philosophire ich gern über Theorie. Die Kritik muß mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat. Und geschadet hat sie mir in der That; denn die Kühnheit, die lebendige Gluth, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisse ich schon seit mehreren Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeisterung, und meine Einbildungskraft verträgt sich mit minderer Freyheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erst so weit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitteten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freyheit wieder zurück, und setzt sich keine anderen, als freywillige Schranken.«

Schon im März 1792 hatte er, wie ein Brief an Körner bezeugt, mit diesem den Plan zu den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen verabredet, in der Art, daß sie wirklich einen Briefwechsel zwischen beyden bilden, daß beyde auf denselben Zweck hinarbeiten und eine gleichförmige Sprache führen sollten. Im Frühjahre 1792, als er seinen Freund, von Professor Fischenich begleitet, in Dresden besuchte, eine Freude, die auch wieder durch Krankheitsanfälle getrübt wurde, besprach er mit diesem ohne Zweifel die Materie des breiteren, und im Oktober hoffte er bald den Anfang machen und ihn mit seinen Untersuchungen und Entdeckungen unterhalten zu können, und wollte die verabredete Korrespondenz einleiten. Wir dürfen also wohl annehmen, daß die Ideen zu diesen Briefen eben jetzt in Schiller's Geiste verarbeitet wurden.

Diesen fünfjährigen philosophischen Studien Schiller's verdanken wir alle jene tiefsinnigen Aufsätze, welche theils in der

neuen Thalia, theils später in den Horen zuerst bekannt gemacht wurden und der Sammlung seiner Schriften großentheils einverleibt sind.

Das Jahr 1793 ist in der Biographie unseres Dichters durch die Bekanntschaft mit einem Manne ausgezeichnet, welche einen wichtigen Einfluß auf seine Lebensverhältnisse übte. Er machte nämlich zu Tübingen Bekanntschaft mit den damaligen Besitzern der Johann Georg Cotta'schen Buchhandlung, Johann Friedrich Cotta und Christ. Jakob Zahn, welche zu einem dauernden Freundschafts- und Geschäftsverhältniß mit dem ersteren führte. Cotta zeigte sich großsinnig für die deutsche Literatur, und seine Anerbietungen übertrafen Alles, was bis jetzt für deutsche Schriftsteller geschehen war. Schiller schätzte seinen Verstand, seine Umsicht, seine außerordentliche Thätigkeit, und vertraute seinem Charakter. Er wurde in seinen Hoffnungen nicht getäuscht. Der Dichter verdankte den Verträgen mit der Cotta'schen Buchhandlung seine Unabhängigkeit, und seine Erben danken ihnen den festen Grund ihres Wohlstandes. Zahn, gleichfalls ein vielseitig gebildeter Mann und geistreicher Gelehrter, dessen Name mit dem Namen des Freyherrn von Cotta auch unter dem würtembergischen Verfassungsvertrage steht, so wie beyde Männer nach einander den Vicepräsidentenstuhl der zweyten Kammer lange Zeit eingenommen, hat später seinen Beytrag zur Popularisirung Schiller's durch die köstliche Melodie des Reiterliedes geliefert.

Mit Cotta wurde der Plan zu den Horen entworfen, und das Ideal einer deutschen Zeitung besprochen, zu deren Redaktion Schiller jedoch später vom Verleger vergeblich eingeladen ward.

Das dritte Buch schildert die bedeutendste Periode von Schiller's Daseyn, welche der Biograph die Periode des vollendeten dichterischen Kunstlebens in hellem, geistigen Bewußtseyn der geläuterten Erkenntniß und der erhöhten Kraft nennt, von 1794 bis 1805.

Bald nach Schiller's Rückkehr nach Jena im May 1794, mit dem September desselben Jahres, entspann sich der, anderthalb Jahre hindurch nie unterbrochene Briefwechsel mit diesem Freunde, mit welchem der Dichter vorher nur vereinzelte Schreiben gewechselt hatte, und der somit die vollständigste und ausführlichste Nachricht von dessen innerem Leben während dieser achtzehn Monate gibt. Die überwiegende Mehrzahl der Briefe ist von Humboldt; aber man erfährt auch so unendlich viel und Wesentliches über den Poeten, über sein Forschen und Dichten, weil der Spiegel, in welchem er sich beschaut hat, und in welchem wir

ihn hier erblicken dürfen, Humboldt's nicht nur hochgebildeter, sondern auch seinem dichtenden Freunde verwandter, in die philosophischen Tiefen der Poesie eindringender, den Dichter, den er bewundert, studierender Geist ist.

Humboldt selbst bezeichnet den Hauptzeitraum dieses Briefwechsels als ohne Zweifel den bedeutendsten in der geistigen Entwicklung Schiller's. »Er beschloß,« sagt seine Einleitung: »den langen Abschnitt, wo Schiller seit dem Erscheinen des Don Carlos von aller dramatischen Thätigkeit gefeyert hatte, und ging unmittelbar der Periode voraus, wo er, von der Vollendung des Wallenstein an, wie im Vorgefühle seiner nahen Auflösung, die letzten Jahre seines Lebens fast mit eben so vielen Meisterwerken bezeichnete. Es war ein Wendepunkt, aber vielleicht der seltenste, den je ein Mensch in seinem geistigen Leben erfahren hat. Das angeborene schöpferische Dichtergenie durchbrach, gleich einem angeschwollenen Strome, die Hindernisse, welche ihm eine zu mächtig angewachsene Ideenbeschäftigung und zu deutlich gewordenes Bewußtseyn entgegensetzten. Den glücklichen Erfolg dieser Krise verdankte Schiller der Gediegenheit seiner Natur und der rastlosen Arbeit, mit der er auf den verschiedensten Wegen der einzigen Aufgabe nachstrebte, die reichste Lebendigkeit des Stoffes in die reinste Gesetzmäßigkeit der Kunst zu binden.«

Derselbe Freund Schiller's sagt auch nur die Wahrheit, wenn er nachweiset, daß der Genius desselben auf's engste an das Denken in allen seinen Tiefen und Höhen geknüpft war, daß er recht eigentlich auf dem Grunde einer Intellectualität hervortritt, die Alles, ergründend, halten, und Alles, verknüpfend, zu einem Ganzen vereinigen möchte. Und sicherlich ist es auch »dieser tiefe Antheil des Gedankens,« der ihn zum Lieblinge der denkendsten Nation der Erde stämpelt. Die große Mehrzahl der Deutschen liebt Schiller'n gerade um der in seiner Poesie überwiegenden Reflexion willen; unsere Landsleute entbehren die reinste, bewußtlose Schönheit gern über dem wunderbaren Reize, den für sie der Anblick jener unermüdlichen Thätigkeit hat, die bald als ein Spiel, bald als ein Ringen erscheint; der Deutsche hat nicht den Dichter am liebsten, der ihm die Poesie als leichtgewonnene Geliebte entgegenführt, sondern den, der nach tiefem Sinnen die Formel findet, mit deren Hülfe die in einen Drachen verzauberte erlöst wird, und vor dem staunenden Auge sich in Schönheit verwandelt. Ja, der Aufwand von Kraft, der bey diesem Wagestücke fühlbar wird, ist ihm oft sogar lieber, als die Poesie, die daraus entspringt. So — während Schiller mit [illegible]ermenschlicher Anstrengung den steilen Pfad hinanklimmt, auf [illegible] Gipfel ihm das Ziel, die künstlerische Schönheit, winkt,

zu welcher auf der entgegengesetzten Seite ein müheloser Weg über die Hochebene führt; den freylich nur wenigen glücklichen Wanderern jener höchste Instinkt zeigt, der auch in der Poesie die seltenste Himmelsgabe ist — so blickt der staunende Zuschauer weniger auf jenes Ziel, als auf die Riesenschritte dessen, der es auf dem schwierigsten Wege erstrebt; der Wanderer selbst ist der Gegenstand seines Interesses, und sein Anblick macht den Eindruck des Erhabenen, über welchem man das Schöne wo nicht vergißt, doch, wenn es von dem Dichter auch nicht als Ziel erfaßt würde, eher entbehren könnte.

Der zweyte Bund, den Schiller bis an sein Lebensende segnend anerkannte, war der mit Goethe. Aber auch dieser sah, lange nach Schiller's Tode, mit Rührung und Dankbarkeit darauf zurück. »Ich weiß wirklich nicht«, schreibt er an einen Freund, »was ohne die Schiller'sche Anregung aus mir geworden wäre. Der Briefwechsel gibt davon merkwürdiges Zeugniß. Meyer war schon wieder nach Italien gegangen, und meine Absicht war, ihm 1797 zu folgen. Aber die Freundschaft zu Schiller, die Theilnahme an seinem Dichten, Trachten und Unternehmen hielt mich, oder ließ mich vielmehr freudiger zurückkehren, als ich, bis in die Schweiz gelangt, das Kriegsgetümmel bis über die Alpen näher gewahr wurde. Hätte es ihm nicht an dem Manuscripte zu den Horen und Musenalmanachen gefehlt, ich hätte die Unterhaltungen der Ausgewanderten nicht geschrieben, den Cellini nicht übersetzt, ich hätte die sämmtlichen Lieder und Balladen, wie sie die Musenalmanache geben, nicht verfaßt; die Elegien wären wenigstens damals nicht gedruckt worden, die Xenien hätten nicht gesummt, und im Allgemeinen, wie im Besonderen, wäre gar Manches anders geblieben.«

In der ersten, innigen und bedeutsamen Verbindung erblicken wir beyde Dichter bey Herausgabe der Horen, zu deren Redakteur en Chef Schiller dadurch erhoben wurde, daß er alle Expeditionen allein zu unterschreiben hatte. Dieser Zeitschrift verdankte Deutschland die gediegensten Aufsätze Schiller's, die seinen Uebergang von der Philosophie durch die Aesthetik zur Poesie bezeichnen. In der neuen Thalia waren (1792 und 1793) schon die Abhandlungen »über verschiedene ästhetische Gegenstände,« »über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen,« »über die tragische Kunst,« über Anmuth und Würde,« »über das Pathetische,« erschienen. In den Horen fuhr er auf diesem Wege fort. Dieselben brachten nach einander die »Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes« und »über schmelzende Schönheit« (dritte Abtheilung der Briefe), die Abhandlung »von den nothwendigen Gränzen des Schönen,« über

»die Gefahr ästhetischer Sitten,« »über das Naive,« »die sentimentalischen Dichter« (beydes zusammen später »über naive und sentimentalische Dichtung« betitelt), »über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten.« Die Beurtheilungen von Goethe's Egmont und Matthisson's Gedichten, so wie die Gedanken »über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst,« erschienen theils früher, theils später in der allgemeinen Literaturzeitung.

Im Jahre 1794 wurde der Plan zum Musen-Almanach entworfen und bey seinem Besuche in Weimar Goethe'n mitgetheilt. Im Oktober dieses Jahres hatte er auch schon einen jungen Buchhändler aus Neustrelitz, Herrn Michaelis (jetzt zu Tübingen als Professor emeritus lebend), gewonnen, und der Almanach sollte für 1796 auf die Herbstmesse 1795 erscheinen. »Auf Ihre Güte,« schreibt er darüber (20. Okt. 1794) an Goethe, »zähle ich dabey sehr. Mir ist diese Entreprise dem Geschäfte nach eine sehr unbedeutende Vermehrung der Last, aber für meine ökonomischen Zwecke desto glücklicher, weil ich sie auch bey einer schwachen Gesundheit fortführen und dadurch meine Unabhängigkeit sichern kann.«

Dieser Sache nahm sich Goethe sogleich an; er that schon jetzt den Vorschlag, ein Büchelchen Epigramme ein- oder anzurücken. »Getrennt bedeuten sie nichts; wir würden aber wohl aus einigen hunderten, die mitunter nicht producibel sind, doch eine Anzahl auswählen können, die sich auf einander beziehen und ein Ganzes bilden. Das nächste Mal, daß wir zusammen kommen, sollen Sie die leichtfertige Brut im Neste beysammen sehen.« (26. Okt. 1794.) Damit sind aber nur erst Goethe'sche Distichen, auf »die schönen Bettinen und Lazerten« in Italien, und noch nicht die Xenien gemeint.

Am 21. May des folgenden Jahres erschien nun der Almanachsverleger mit einem freundlichen Empfehlungsschreiben Schiller's bey Goethe in Weimar. Schiller wünschte von seinem Freunde Beyträge von kleinen Gedichten, Romanzen und dergleichen, was Stoff zu Vignetten gäbe, die vielleicht Unger skizziren würde. Der Almanach sollte bei dem letztern elegant gedruckt werden.

Zur Michaelismesse 1795 erschien das Büchlein, dessen Druck Humboldt von Tegel, seinem Landgute, aus in Berlin besorgt zu haben scheint. Im December schickte der Musenalmanach Goethe'n durch Schiller ein kleines epigrammatisches Honorar. »Es wird nicht hinreichen, die Zechinen zu ersetzen, die über den Epigrammen daraufgegangen sind,« sagte er dabei lächelnd zu dem einstigen Wanderer durch Italien. Nach Humboldt's Versicherung aus Berlin, um dieselbe Zeit, wurde der Almanach

dort »entsetzlich gekauft,« und man fand ihn in allen Häusern. Die Vernünftigen sind natürlich ganz und entschieden für ihn; aber dieser gibt es nur wenige. Bey den übrigen muß man sich begnügen, wenn sie seinen offenbaren Vorzug über seine Brüder anerkennen. — Unter Ihren Stücken höre ich die Ideale am meisten, den Tanz am wenigsten loben. An der Würde der Frauen hörte ich Mangel an eigentlichem Plan und Nothwendigkeit des Zusammenhanges tadeln, in der Macht des Gesanges die letzten Strophen den ersten schlechterdings nachsetzen, und was des Geschwätzes mehr ist.«

Daß der Musenalmanach durch den schnellen und großen Absatz eine dauernde Unternehmung und Einnahme zu werden versprach, war unserem Dichter besonders deßwegen zu gönnen, weil er schon im Anfange des Jahres 1795 einen vortheilhaften Ruf nach Tübingen entschieden abgelehnt hatte.

Im Herbste 1795 sehen wir unsern Dichter sinnend an einem Scheidewege seines großen Berufes stehen. Als die Elegie, die er selbst für die größte poetische That dieses Jahres erklärte, fertig war, da gedachte er, einem langen Wunsche nachgebend, sich in einer neuen Gattung zu versuchen, und eine romantische Erzählung, wozu er den rohen Stoff schon hatte, in Versen zu machen. Den Stoff bewältigen zu können, hoffte er, scheute jedoch den großen Zeitaufwand, als ein Opfer, das, möglicher Weise für eine bloße Grille dargebracht, doch vielleicht zu groß wäre. Auf der anderen Seite möchte er sogleich gern an seine »Malteser« gehen, einen dramatischen Vorwurf, der sich ihm seit längerer Zeit neben dem Wallenstein dargeboten hatte. In den nächsten vier Monaten, vom Dezember an gerechnet, sey er bey den Horen nicht besonders nöthig, könnte also sehr weit kommen, wo nicht ganz und gar mit jenem Trauerspiele fertig werden. Es sollte mit Chören verbunden seyn, und so knüpfte es sich schon eher an seine jetzige lyrische Stimmung an. Eine einfache heroische Handlung sollte den Inhalt bilden; und eben solche Charaktere, die zugleich lauter männliche wären; dabey wäre es Darstellung einer erhabenen Idee, wie er sie liebt.

»Denken Sie, lieber Freund,« so schließt er seine Consultation Humboldt's vom 5. Oktober, »denken Sie noch einmal recht streng über mich nach, und schreiben mir dann Ihre Meinung. Poesie wird auf jeden Fall mein Geschäft seyn; die Frage ist also bloß, ob episch (im weiten Sinne des Wortes) oder dramatisch?

Ihm erwiederte der poetische Gewissensrath am 15. Oktober: »Es ist eine schwierige Aufgabe, liebster Freund, bey sich selbst zu entscheiden, ob der eigenthümliche Charakter Ihres Dich-

»die Gefahr ästhetischer Sitten,« »über das Naive,« »die sentimentalischen Dichter« (beydes zusammen später »über naive und sentimentalische Dichtung« betitelt), »über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten.« Die Beurtheilungen von Goethe's Egmont und Matthisson's Gedichten, so wie die Gedanken »über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst,« erschienen theils früher, theils später in der allgemeinen Literaturzeitung.

Im Jahre 1794 wurde der Plan zum Musen-Almanach entworfen und bey seinem Besuche in Weimar Goethe'n mitgetheilt. Im Oktober dieses Jahres hatte er auch schon einen jungen Buchhändler aus Neustrelitz, Herrn Michaelis (jetzt zu Tübingen als Professor emeritus lebend), gewonnen, und der Almanach sollte für 1796 auf die Herbstmesse 1795 erscheinen. »Auf Ihre Güte,« schreibt er darüber (20. Okt. 1794) an Goethe, »zähle ich dabey sehr. Mir ist diese Entreprise dem Geschäfte nach eine sehr unbedeutende Vermehrung der Last, aber für meine ökonomischen Zwecke desto glücklicher, weil ich sie auch bey einer schwachen Gesundheit fortführen und dadurch meine Unabhängigkeit sichern kann.«

Dieser Sache nahm sich Goethe sogleich an; er that schon jetzt den Vorschlag, ein Büchelchen Epigramme ein- oder anzurücken. »Getrennt bedeuten sie nichts; wir würden aber wohl aus einigen hunderten, die mitunter nicht producibel sind, doch eine Anzahl auswählen können, die sich auf einander beziehen und ein Ganzes bilden. Das nächste Mal, daß wir zusammen kommen, sollen Sie die leichtfertige Brut im Neste beysammen sehen.« (26. Okt. 1794.) Damit sind aber nur erst Goethe'sche Distichen, auf »die schönen Bettinen und Lazerten« in Italien, und noch nicht die Xenien gemeint.

Am 21. May des folgenden Jahres erschien nun der Almanachsverleger mit einem freundlichen Empfehlungsschreiben Schiller's bey Goethe in Weimar. Schiller wünschte von seinem Freunde Beyträge von kleinen Gedichten, Romanzen und dergleichen, was Stoff zu Vignetten gäbe, die vielleicht Unger skizziren würde. Der Almanach sollte bei dem letztern elegant gedruckt werden.

Zur Michaelismesse 1795 erschien das Büchlein, dessen Druck Humboldt von Tegel, seinem Landgute, aus in Berlin besorgt zu haben scheint. Im December schickte der Musenalmanach Goethe'n durch Schiller ein kleines epigrammatisches Honorar. »Es wird nicht hinreichen, die Zechinen zu ersetzen, die über den Epigrammen daraufgegangen sind,« sagte er dabei lächelnd zu dem einstigen Wanderer durch Italien. Nach Humboldt's Versicherung aus Berlin, um dieselbe Zeit, wurde der Almanach

ich nicht wahr nennen möchte (?!); aber es bleibt ihnen ein schwer zu bestimmendes Etwas, ein gewisser Glanz, der sie von eigentlichen Naturwesen unterscheidet.... *Charaktere, die Goethe'n unglaublich gelingen*, Götzen's Frau, Götz selbst, Klärchen, Gretchen, *würden Ihnen große Schwierigkeiten machen.* Dennoch aber, so fest *ich auch glaube, daß Ihre Stärke nicht in dieser Gattung der Tragödien, sondern nur in jenen einfachen und heroischen ganz sichtbar* seyn würde, so sehr wünschte ich doch, daß es Ihnen möglich wäre, den Versuch durch alle Gattungen durchzumachen. Es ist das anziehendste Schauspiel, das ich mir denken kann, zu sehen, wie sich die Welt in einer Seele, wie die Ihrige ist, spiegelt; zu sehen, wie Sie Ihre Charaktere aus einem idealischen Kreise herbeyführen, und ihnen doch eine so lebendige Wirklichkeit geben. Indeß gestehe ich gern, daß dieser Reiz fremdartig ist, und nicht eigentlich als ein Vorzug der Kunst angesehen werden kann.... Verglichen mit der dramatischen, halte ich die epische Poesie nicht so fähig, Ihre ganze Stärke zu entwickeln. An sich braucht das eigentliche Epische überhaupt (nicht aber die große Epopöe) eine leichtere, lachendere, mehr malende Phantasie, als Ihnen, in Vergleichung mit der Tiefe der Ihrigen, eigen scheint. Gewiß würden Sie auch hier mit großer Würde auftreten, aber Sie würden eine Ihnen selbst nachtheilige Wahl treffen.« Endlich erkennt Humboldt in den »Göttern Griechenlands« und ähnlichen Gedichten eine episch-didaktische Gattung, die Schiller geschaffen hat, und ahnet die episch-lyrische, die er in seinen (freylich nur so *genannten*) Balladen schaffen wird.

Dieses ganze Consilium ist ein Meisterstück; es enthält in seiner ersten Hälfte den herrlichsten Commentar zu dem aristotelischen Ausspruche: »*durch Furcht und Mitleid*;« und verschleyert in seiner zweyten, nachdem es Schiller's wahre, tragische Größe in's Licht gestellt, seine Mängel so, daß sie doch kenntlich genug durchschimmern. Der alte Goethe hat freylich unumwundener davon gesprochen, zu einer Zeit, wo es nicht mehr kränken konnte.

Die Ueberzeugung, daß Schiller für die einfach heroische Gattung bestimmt sey, ließ seinen Freund Humboldt für die Malteser gegen den Wallenstein sprechen, der allerdings an sich bey Weitem größer und tragischer und auch gewiß in demjenigen Kreise sey, für welchen Schiller die Bestimmung habe. Und auch Goethe versichert, daß, wenn Schiller ihn *vor* seinem Wallenstein gefragt hätte, ob er ihn schreiben solle, er ihm sicherlich abgerathen hätte: »denn,« sagte er: »ich hätte nie denken können,

daß aus solchem Gegenstande überall ein so treffliches Theaterstück wäre zu machen gewesen. Man soll daher nie Jemanden fragen, wenn man etwas schreiben will.«

Ehe Schiller antworten konnte, warnte ihn Humboldt noch in einem zweiten Briefe, nicht einer Rüge Körner's nachzugeben und aus seiner Eigenthümlichkeit einen Uebergang in die allgemeine classische Bahn zu versuchen. Sein Dichtercharakter sey gerade Erweiterung des Dichtercharakters überhaupt.

Schiller dankte dem Freunde für sein gründliches Gutachten, als Antwort auf jene Gewissensfrage, ohne sich vorerst entschieden zu erklären; vielmehr vertiefte er sich mit ihm, wie wir schon oben gesehen, in jene Prolegomenen zu der Schrift über naive und sentimentalische Dichtung.

Mit dem 5. November 1795 kam Goethe nach Jena und blieb dort, um Schillers Geburtstag begehen zu helfen. Sie saßen, nach Gewohnheit, von Abends um fünf Uhr bis Nachts zwölf, auch ein Uhr beysammen, und plauderten unter Anderem auch viel über griechische Literatur und Kunst. Bey dieser Gelegenheit entschloß Schiller sich ernstlich, das Griechische, von dem er nur noch die Wörter ohne die Regeln kannte, zu treiben, sah sich nach einer guten Grammatik und einem solchen Wörterbuch, auch einer Schrift über die Methode um, gedachte auf der Stelle den Homer vorzunehmen, und damit den Xenophon zu verbinden. »Langsam freylich wird diese Arbeit gehen,« sagt er dem Freunde in Tegel, »da ich nur wenige Zeit darauf verwenden kann; aber ich will sie so wenig als möglich unterbrechen, und ausharren.« An die Malteser hatte er noch nicht kommen können, da ihn der Aufsatz über das Naive und sein Gegenstück bisher beschäftigte, auch zweyundvierzig Bogen der Horen mit eigenen und fremden Beyträgen auszufüllen, keine kleine Mühe machte.

Eine Unpäßlichkeit des immer kränkelnden Dichters unterbrach zuerst diese ernsthaften Gedanken, und als die Heiterkeit der Stimmung und seine unbegreifliche Thätigkeit zurückgekehrt waren, lenkte eine Kleinigkeit die Freunde auf Anderes ab, und gab Veranlassung, ein großes, muthwilliges Feuer anzuzünden. Ohne diesen Einfall, über den wir sogleich berichten wollen, hätte Schiller, nachdem er im Geiste das ganze Feld der Poesie in naive und sentimentalische, und diese letztere wieder in Satyre, Elegie und Idylle getheilt, sich schaffend an die Idylle gewagt, zu der er in seinem »Reiche der Schatten« nur die Regeln erkannte. Er hatte ernstlich im Sinne, da fortzufahren, wo dieses Gedicht aufhört, aber darstellend und nicht lehrend. Herkules ist in den Olymp eingetreten; hier endigt letzteres Gedicht. Die Vermählung des Herkules mit der Hebe

würde der Inhalt der Idylle seyn; eine solche wäre eigentlich das Gegenstück der hohen Komödie, deren Stoff auch das Pathos ausschließt, aber die Wirklichkeit ist. Der Stoff dieser Idylle wäre das Ideal. »Denken Sie sich den Genuß, lieber Freund,« schließt er begeistert diese Mittheilung an Humboldt, »in einer poetischen Darstellung alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freyheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranke, nichts von dem Allen mehr zu sehen. Mir schwindelt ordentlich, wenn ich an diese Aufgabe, wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflösung denke. Eine Scene im Olymp darzustellen, welcher höchste aller Genüsse! Ich zweifle nicht daran, wenn mein Gemüth nur erst ganz frey und von allem Unrathe der Wirklichkeit recht rein gewaschen ist; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Theil meiner Natur noch auf einmal zusammen, wenn er auch bey dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden. Fragen Sie mich aber nichts. Ich habe bloß noch ganz schwankende Bilder davon.«

Aber hinter dem trunkenen Monologe der erwachenden Dichterkraft lauschte schon Mephistopheles. Unvermerkt lenkte der schadenfrohe Geist den Poeten von seinen Entschlüssen ab, und durch einen leichtfertigen Gedanken vom Gebiete der Idylle hinüber auf das der Satyre.

Es entstanden die Xenien, unbezweifelt von Goethe angeregt. Hier ist die Stelle, wo der Dichter sterblich war. Dieser kleine Krieg, in welchem Alt und Jung, Dünkel und Verdienst ohne Wahl angegriffen, und nur die von dem Dichter persönlich Begünstigten geschont wurden, ist der Männer unwürdig, die Stellung und Talent zu einem großartigeren Wirken berufen hatte. — Die Sensation, sagt der Biograph, welche die martialische Justiz dieser Epigramme machte, war durch ganz Deutschland ungeheuer, alles nahm Partey für oder wider. Die Geschonten freuten sich über die Demüthigung ihrer Feinde: F. A. Wolf, Eberhard, selbst ein Schwager Nicolais lachten in die Faust; aber sonst galt von den Dichtern, was die Schrift von Ismael sagt: »ihre Hand wider Jedermann, und Jedermanns Hand wider sie.« Der Herzog von Gotha war wegen Schlichtegroll, den er hoch hielt, entrüstet; in Kopenhagen war man ganz grimmig, und die Gräfin Schimmelmann, die Schiller's wie Baggesen's Freundin war, wußte nicht, mit wem sie es halten sollte. Auch war man ungewiß, über wen man mit seinem Aerger herfallen sollte, über Goethe oder über Schiller; nach der allgemeinen Meinung wurde diesem »die miserable Rolle des Verführten« zugeschoben; Goethe »hatte doch den Trost des Verführers.« Die Muse selbst erinnerte sich der Vaterschaft bey den

meisten dieser ungezogenen Jungen nicht mehr, denn es war »zwischen Goethe und Schiller förmlich beschlossen worden, ihre Eigenthumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals aus einander zu setzen, sondern es in Ewigkeit beruhen zu lassen.« Dieselben Epigramme laufen deßwegen zum Theil in den Werken beyder Dichter, und man müßte sie Kinder der Liebe nennen, wenn sie nicht — die Votivtafeln und wenige andere ausgenommen — Kinder des Hasses wären. Der »Thierkreis« ist nach Goethe's Zeugniß von Schiller, und Goethe las ihn immer mit Bewunderung. Ueberhaupt nannte er die Xenien Schiller's scharf und schlagend, seine eigenen dagegen unschuldig und gering. Schiller hat keineswegs die besten in seine Werke aufgenommen. Insgesammt sind sie von sehr ungleichem Werthe nach Gehalt und Form; manchen ist der nächste beste Kittel angehängt, viele erscheinen unwitzig, einige kränken das deutsche Nationalgefühl.

Goethe blieb ohne Gewissensbisse, er freute sich, daß die Xenien den Kopenhagnern einen faktischen Beweis für die Existenz des Teufels lieferten; an Schillern aber rächte sich das hier und da verletzte sittliche Zartgefühl: vergebens sagte er sich vor, daß die Einheit bey einem Produkte, wie die Xenien, bloß in einer gewissen Gränzenlosigkeit und alle Messung überschreitenden Fülle gesucht werden könne, daß zwar das Meiste wilde Satyre, aber doch auch untermischt mit poetischen und philosophischen Gedankenblitzen sey; am Ende soll er doch in seinem Garten in Jena (der schmale Weg dorthin war von den Studenten Xeniengasse getauft worden) geäußert haben: »Respice finem! das hätte ich besser bedenken sollen.... (Zwar) unsere Literatur bedarf einer wohlthätigen Revolution.... die Xenien sind aus der Erinnerung an Bahrdt's Ketzeralmanach entstanden. (Aber) Ich lebe gern im Frieden; ich habe mir einigermaßen selbst den Krieg erklärt — man wird mich verkennen. Warum duldete ich doch den Anhang der Xenien in meinem Almanach! Ich mochte ihn doch erst nicht.«

Die größte Strafe, in der leider die Welt zugleich gestraft wurde, war, daß Schiller's übrige Poesie während dieser Polemik fast ganz feyerte. Die »angenehme und zum Theil genialische Impudenz und Gottlosigkeit, wie er die Xenienstimmung gegen Humboldt charakterisirte, hatte die züchtige Muse vertrieben, und während die Epigrammatisten am 1. Februar schon im dritten Hundert der Xenien waren, und auf tausend abzielten, entstand im ganzen Jahre 1796 von größeren Gedichten fast nur die Klage der Ceres. »Noch im November 1796 jammerte er dar-

über, »auch nicht den Saum des Kleides einer Muse erblickt zu haben, ja selbst zur Prosa sich untüchtig zu befinden.«

Das einzige Gute, was die Xenien gehabt haben mögen, ist, daß sie den Bund zwischen Schiller und Goethe, der durch gegenseitige Aufregung und Ermunterung für die Welt so segensreich war, immer mehr befestigte.

Die merkwürdige Aenderung, die bald darauf mit unserem Dichter vorging, war die, daß er, von der Spekulation übersättigt, der Philosophie den Scheidebrief gab, um sich ganz der Dichtkunst zu widmen. Der Biograph schildert das Jahr 1797 als Schiller's Balladenjahr. Der Taucher — der Handschuh — der Ring des Polykrates — die Kraniche des Ibykus entstanden sämmtlich in jener Zeit. Den Stoff zu den erstgenannten Balladen hatte Schiller älteren Erzählungen entlehnt, den der Kraniche von Goethe erhalten, welcher ihn früher selbst bearbeiten wollte, und auch bey der Ausführung durch Mittheilung seiner Ideen das Gedicht modificirte. Die vorzüglichsten Balladen, welche im nächsten Jahre entstanden, waren die Bürgschaft und der Kampf mit dem Drachen, welche beyde gleich nach ihrer Entstehung Goethe'n zur Beurtheilung zugeschickt wurden.

Jenes Jahr 1798 war vorzüglich durch die Vollendung des Wallenstein bedeutend, welches Werk schon im Jahre 1793 angelegt wurde. Seit jener Zeit ließ Schiller den Stoff ruhen, und nahm ihn erst im erstgedachten Jahre wieder auf. Im Oktober kam das Lager zur Aufführung, und übertraf die kühnsten Erwartungen.

Die Gelehrten aber urtheilten anders als Goethe und das Publikum. Wieland fand das Lager höchst unmoralisch; Jean Paul wurde auf die ersten Vorstellungen desselben verdrießlich, und Herder gar über die »sittlichen und ästhetischen Fehler des Stückes« vor Aerger krank. Goethe dagegen freute sich, daß Alles so vergnügt und heiter geschieden sey, und pries den angenehmen Tag. Und Ludwig Tieck, kein parteyischer Freund Schiller's, nennt das Lager »trefflich, unvergleichbar. Alles lebt und stellt sich dar, nirgends Uebertreibung, nirgends Lückenbüßer, so der echte, militärische, gute und böse Geist jener Tage, daß man Alles selbst zu erleben glaubt, kein Wort zu viel, noch zu wenig; es gehört freylich (was A. W. Schlegel getadelt hatte) nicht zur Handlung selbst, von welcher es sich auch durch Sprache und Reimweise absondert; es ist Schilderung eines Lagers und der Stimmung desselben, ein Gemälde ohne Handlung, in niederländischer Manier, Styl und Haltung, ganz anders als die Tragödie.«

Auch Frau von Staël, die das Stück während ihres Auf-

enthalts in Deutschland aufführen sah, bewunderte den kriegerischen Eindruck desselben. Als man es in Berlin vor den Offizieren gab, die sich zum Kriege anschickten, erscholl von allen Seiten das laute Geschrey des Enthusiasmus.

Die Aufführung der Piccolomini geschah am 30. Januar 1799, dem Geburtstage der Herzogin von Weimar. Die Darstellung gelang vollkommen. Schiller genoß lebhaft die Arbeit von sieben Jahren. Wallensteins Tod wurde zum ersten Male in der Mitte Aprils zu Weimar dargestellt.

Durch Krankheits-Verhältnisse bestimmt, verließ Schiller Jena, um sich bleibend in Weimar anzusiedeln. Der Herzog kam dem Dichter, der seit dem März 1798 Professor Ordinarius in Jena war, gütig entgegen, bestimmte ihm einen Gehalt von jährlich tausend Thalern, und erbot sich, ihm das Doppelte zu geben, im Fall er durch Krankheit verhindert seyn sollte, zu arbeiten. Schiller lehnte dieses letzte Anerbieten ab, und machte nie davon Gebrauch. »Ich habe das Talent,« sagte er, »und muß mir selber helfen können.«

Sogleich nach Vollendung des Wallenstein, lange noch in Jena, hatte Schiller, um jener Geistesöde, die wir mit seinen eigenen Worten geschildert haben, zu entgehen, nach einem neuen Stoffe gegriffen, einem Stoffe, den er sich vor sechzehn Jahren schon in Bauerbach angesehen. Er hatte sich nun wirklich an die Regierungsgeschichte der Königin Elisabeth von England gemacht, und den Prozeß der Maria Stuart schon im April 1799 zu studiren angefangen. Soldaten, Helden, Herrscher hatte er herzlich satt; er freute sich auf einen leidenschaftlichen und menschlichen Vorwurf. »Ein paar tragische Hauptmotive,« schreibt er seinem Freunde damals, »haben sich mir gleich dargeboten und mir großen Glauben an diesen Stoff gegeben, der unstreitig sehr viele dankbare Seiten hat.« Immer mehr überzeugte er sich nun unter der schon begonnenen Dichtung, die im Juny mitten in ihrem ersten Akte war und ihn »keinen Tag ohne Linie« ließ, von der tragischen Qualität des Gegenstandes, worunter besonders gehört, daß man die Katastrophe gleich in den ersten Scenen sieht, und, indem die Handlung des Stückes sich davon wegzubewegen scheint, ihr immer näher geführt wird. »Meine Maria,« setzte er bey, »wird keine weiche Stimmung erregen; es ist meine Absicht nicht; ich will sie immer als ein physisches Wesen halten, und das Pathetische muß mehr eine allgemeine tiefe Rührung, als ein persönliches und individuelles Mitgefühl seyn. Sie empfindet und erregt keine Zärtlichkeit, ihr Schicksal ist nur, heftige Passionen zu erfahren und zu entzünden. Bloß die Amme fühlt Zärtlichkeit für sie.« Ende July war der erste

Akt fertig, ja, am vorletzten Tage dieses Monats »war er schon ganz ernstlich im zweyten Akte bey seiner königlichen Heuchlerin,« und der August schloß denselben.

In den ersten Wochen des Jahres 1800 fiel die dramatische Bearbeitung des Makbeth, welche Schiller, so wenig er auch das Englische verstand, doch nach dem Originale fertigte, und am 15. Februar wurden die Piccolomini vor einem halben Tausend von Zuschauern gegeben. Die beyden Dichter beschauten sich in dieser Zeit mit einander die Mondsberge durch das Teleskop, sehnsüchtig, wie Schweizeralpen. »Es gab eine Zeit,« sagte Goethe, »wo man den Mond nur empfinden wollte; jetzt will man ihn sehen.«

Die Vollendung der neuen Tragödie Schiller's geschah in aller Stille. Noch im May konnte dieser eine Abendvorlesung des größten Theiles der »Maria« halten, bey welcher er seinen Freund Goethe eigentlich nicht anwesend wünschte, weil er ihm die ganze zweyte Hälfte des Stückes, die jener noch nicht kannte, lieber auf einmal vorlegen möchte, »und bey dem verzettelten Lesen das Beste verloren geht.«

Die Vorlesung der vier ersten Akte fand wirklich in Schillers Hause vor einer kleinen Gesellschaft, von der auch die Schauspielerin Demoiselle Jagemann war, Statt. Schiller unterhielt die Gäste so anziehend und geistreich, daß das Lesen bis nach Tische, wobey Constantiawein, eine Gabe des Verlegers, auf das Gelingen des fünften Aktes getrunken worden war, ja bis nach Mitternacht verschoben wurde. Die Vorlesung gab das Ganze unverkürzt und durch gesellige Reden unterbrochen. Kein Wunder, daß die Maynacht zum Maymorgen wurde, und die Gesellschaft erst bey Sonnenschein aus einander ging.

Während der Arbeit häufig durch Fremde gestört, wünschte Schiller manchmal im Scherz, es möchte ihm ein Potentat Gefährliches zutrauen, und ihn einige Monate lang auf eine Bergveste mit schöner Aussicht einsperren, jedoch gut halten. Da sollten erst Werke aus Einem Guß entstehen!

Den fünften Akt zu vollenden, begab sich der Dichter nach Ettersburg, dem Lustschlosse des Herzogs, wo er ihn zu Ende brachte, als schon die Proben der ersten Aufzüge begonnen hatten, und der Tag der Aufführung nicht mehr ferne war. Denn im Juny konnte das Stück für das Theater präparirt werden, und beyde Dichter besprachen den kühnen Gedanken, eine Communion auf's Theater zu bringen, gegen welchen im Voraus protestirt wurde, so daß Goethe veranlaßt ward, den Verfasser zu ersuchen, die Funktion zu umgehen. »Ich darf jetzt bekennen,« fügte er hinzu, »daß es mir selbst dabey nicht wohl zu Muthe

war.« So tief steckte das Christenthum, oder doch die Ehrfurcht davor, selbst in diesem angeblichen Heiden. Schiller hingegen wollte nicht begreifen, wie diese Scene das religiöse Gefühl beleidigen könnte, und Herder meinte sogar, es sollte sie erwecken!

Maria Stuart wurde am 14. Junius, an einem heißen Abende jenes glühenden Sommers, der in Schwaben einen großen Schwarzwaldbrand herbeyführte, im überfüllten Hause gegeben, und spielte vier Stunden lang, nicht ganz zur Zufriedenheit des Publikums, obwohl Goethe mit der Aufführung content gewesen zu seyn scheint, und durch das Stück außerordentlich erfreut war. Die öffentliche Stimme hatte und hat mancherley auszusetzen.

Während der Ausarbeitung des herrlichen Werkes war das Lied von der Glocke vollendet, mit deren Plan sich Schiller noch vor Entstehung des Wallenstein beschäftigte.

Das folgende Werk Schiller's war die Jungfrau von Orleans. Die erste Veranlassung zu dieser Arbeit gaben ihm mehrere Urkunden, welche den Urtheilspruch der Jeanne d'Arc und seine Widerlegung enthielten, und die im Jahre 1790 durch das Mitglied der französischen Akademie der Inschriften, Delaverdy, im Auszuge bekannt gemacht worden waren. Er wollte dadurch den Revisionsprozeß mit den poetischen Akten des romantischen Zeitalters vornehmen; und nachdem sich von jeher so viele Dichter und Dichterlinge an der Jungfrau versündigt, sie in die Rechte ihrer Zeit wieder einsetzen.

Mit dem neuen Jahre waren drey Akte fertig, und Schiller schreibt im Februar an Goethe: »Ich habe Ihnen von meiner Jungfrau schon so viel Einzelnes, Zerstreutes verrathen, daß ich es für's Beste halte, Sie mit dem Ganzen in der Ordnung bekannt zu machen. Auch brauche ich jetzt einen gewissen Sporn, um mit frischer Thätigkeit zum Ziele zu gelangen. »Was fertig war, wurde nun am 11. Februar bey Goethe gelesen. Im März war Schiller ohne seine Familie in Jena und arbeitete dort an seiner Aufgabe, die, obgleich er das Sujet einzig, den Stoff beneidenswerth, der Iphigenie der Griechen ähnlich nannte, ihm doch nicht wenig zu schaffen machte. »Was mein eigenes Thun betrifft, so kann ich noch nicht viel Gutes davon sagen,« schreibt er; »die Schwierigkeiten meines jetzigen Pensums spannen mir den Kopf noch zu sehr an; dazu kommt die Furcht, nicht zur rechten Zeit fertig zu werden; ich hetze und ängstige mich, und es will nicht recht damit fort. Wenn ich diese pathologischen Einflüsse nicht bald überwinde, so fürchte ich, muthlos zu werden.«

Im Jahre 1802 erfolgte die Darstellung, und zwar zuerst in Leipzig. Die Urtheile der Kritik fielen bekanntlich günstig und ungünstig aus, je nachdem der Standpunkt war, von welchem man das Stück betrachtete. Hat Schiller irgendwo gefehlt, so war es darin, daß er mit Voltaire in die Schranken trat. »Sie werden mir zugeben,« schreibt er an Wieland, »daß Voltaire sein Möglichstes gethan, einem dramatischen Nachfolger das Spiel schwer zu machen. Hat er seine Pücelle zu tief in den Schmutz herabgezogen, so hab' ich die meinige vielleicht zu hoch gestellt. Aber hier war nicht anders zu helfen, wenn das Brandmahl, das er seiner Schönen aufdrückte, sollte ausgelöscht werden.«

Ueber die Entstehung der Braut von Messina fehlen die Mittheilungen; sie wurde zuerst am 3. July 1803 zu Lauchstädt, später zu Weimar, dann zu Berlin prachtvoll gegeben.

Von den Kritikern war nur Humboldt voll ziemlich ungetrübter Bewunderung über dasselbe, und nannte von Rom aus (22. Oktober 1803) den Dichter einen unendlich glücklichen Menschen, dem es gelungen sey, so bestimmt einen selbstgezeichneten Weg zu verfolgen und seine Produktionskraft ewig in sich rege zu erhalten. »In Rücksicht der strengen Form kann keines Ihrer Stücke,« schreibt er, »sich mit der Braut messen. In ihr ist Alles poetisch, Alles folgt streng auf einander, und es ist überall Handlung. Auch über den Chor (den Schiller in der Vorrede ausführlich gerechtfertigt hatte) bin ich einstimmig mit Ihnen. Er ist die letzte Höhe, auf der man die Tragödie dem prosaischen Leben entreißt, und vollendet die reine Symbolik des Kunstwerks.« Dennoch wagt schon Humboldt es, den Gebrauch zu tadeln, den Schiller von dem Chore macht, daß nämlich dieser, dessen Bestimmung sey, den Stoff zu intellektualisiren, den handelnden Personen zu nahe stehe, und in sich den Reichthum nicht habe, den er haben könnte. Es fehle ihm also zugleich an Ruhe und an Bewegung. Daß der Chor Partey mache, tadeln sowohl Humboldt als Schlegel. Auch die übrige Kritik, und jetzt so ziemlich jedermann, ist über die Mängel des Stückes einig. Nach Tieck hat sich unsere Bühne noch nie so weit verirrt, als dieß in Schiller's Braut von Messina geschehen ist. Es bleibe ein unbegreiflicher Irrthum des Dichters, auf diese Weise, die das Schicksal aufhebe, statt es zu ergänzen und zu erklären, den Chor der Alten uns ersetzen zu wollen. Und Seume, sonst ein absoluter Schillerianer, sagte: »Das Schlechteste, was Schiller gemacht hat, ist die erste Hälfte der Mutter in der Braut von Messina und sein Chor daselbst. Dieß mag ihm der Geist der Humanität vergeben. Mir ist es unbegreiflich, wie so

etwas aus seiner Seele kommen konnte.« Auch Hegel erklärt sich gegen den Chor, den nur Hinrichs dem Dichter gegen den Meister, aber nach des Meisters Methode, zu vindiciren sucht. Schiller scheint mit dieser Tragödie an der Klippe gescheitert zu seyn, vor der er sich selbst einst gewarnt hatte, am »erfundenen Stoff.«

Das erste Gastgeschenk, das Goethe seinem Freunde Schiller, bald nach der Schließung ihres Dichterbundes, gemacht hatte, waren »die Kraniche des Ibykus.« Das zweyte, das er ihm, kurz vor der Trennung ihres Bündnisses durch den Tod des jüngeren Genossen, übergab, war der »Wilhelm Tell.«

Als Goethe im Spätjahr 1797 sich bey seinem Freunde, Professor Heinrich Meyer, der von der italienischen Reise zurückkehrte, zu Stäfa, Züricher Kantons, in der Schweiz aufhielt, und ein labyrinthischer Spaziergang von dem unfruchtbaren Gipfel des Gotthardts bis zu den herrlichen Kunstwerken, die Meyer mitgebracht, sie durch eine verwickelte Reihe von interessanten Gegenständen, welche dieses sonderbare Land enthält, hindurchführte, — wir reden mit den Worten Goethe's — hatte sich zwischen allerley prosaischen Stoffen auch ein poetischer hervorgethan, der diesem großen Meister viel Zutrauen einflößte. »Ich bin fest überzeugt,« sagt er, »daß die Fabel vom Tell sich werde episch behandeln lassen, und es würde dabey, wenn es mir, wie ich vorhabe, gelingt, der sonderbare Fall eintreten, daß das Mährchen durch die Poesie erst zu seiner vollkommenen Wahrheit gelangte, anstatt daß man sonst, um etwas zu leisten, die Geschichte zur Fabel machen muß. — Das beschränkte, höchst bedeutende Lokal, worauf die Begebenheit spielt, habe ich mir wieder recht genau vergegenwärtigt, so wie ich die Charaktere, Sitten und Gebräuche der Menschen in diesen Gegenden, so gut, als in der kurzen Zeit möglich, beobachtet habe, und es kommt nun auf gut Glück an, ob aus diesem Unternehmen etwas werden kann.«

Das leuchtete, für Goethe'n, unserem Schiller ein. Er fand die Idee sehr glücklich; aus der bedeutenden Enge des gegebenen Stoffes, meinte er, werde da alles geistreiche Leben hervorgehen: »Es wird daran liegen, daß man durch die Macht des Poeten recht sehr beschränkt, und in dieser Beschränkung innig und intensiv gerührt und beschäftigt wird. Zugleich öffnet sich aus diesem schönen Stoffe wieder ein Blick in eine gewisse Weite des Menschengeschlechts, wie zwischen hohen Bergen eine Durchsicht in freye Fernen sich aufthut.«

Neun Monate später war Goethe bereits mit der Motivirung der ersten Gesänge seines Epos beschäftigt. Er wollte in

dem Tell eine Art von Demos vorstellen, und bildete ihn deßhalb als einen kolossal-kräftigen Lastträger, rohe Thierfelle und sonstige Waaren durchs Gebirge herüber und hinüber zu tragen sein Leben lang beschäftigt, und, ohne sich weiter um Herrschaft und Knechtschaft zu bekümmern, sein Gewerbe treibend, nur die unmittelbarsten persönlichen Uebel abzuwehren fähig und entschlossen. In diesem Sinne war er den reichen und höheren Landleuten bekannt, und harmlos übrigens auch unter den fremden Bedrängern. Goethe's Landvogt war einer von den behaglichen Tyrannen, welche herz- und rücksichtslos auf ihre Zwecke hindringen, übrigens aber leben und leben lassen; dabey auch humoristisch gelegentlich dieß oder jenes verüben, was entweder gleichgültig wirken, oder auch wohl Nutzen oder Schaden zur Folge haben kann.«

Goethe pflegte aber nicht zu bilden, wenn die Mittel nicht schon bey der Hand waren; und da er über diese erst hätte denken müssen, so blieb der Stoff liegen. Als sie in's neue Jahrhundert längst eingetreten, vertiefte sich Schiller in jene oft genug von dem Freunde ihm geschilderten Felsenwände der Schweiz, und hob, mit Goethe's Bewilligung, den Schatz, wo ihn dieser bezeichnet.

Diesem Stoffe mußten die angefangenen oder überdachten Stücke, die Malteser, der falsche Demetrius (1801), der Warbeck (1802), die schon vor der Braut von Messina zurückgetreten waren, so wie die 1803 concipirten »Kinder des Hauses,« ein dramatisches Gemälde der Pariser Polizey unter Ludwig XIV., weichen; denn es drängte Schiller'n, der Freyheit, der er in den Räubern und im Fiesko sein erstes blutiges Opfer dargebracht, für die er im Don Carlos ihre wärmsten Anhänger bluten lassen, ein heiliges, gerechtes und blutloses Opfer in seinem letzten Lebenstagewerke darzubringen.

Aber nur, weil der politische Stoff zugleich hoch poetisch war, entschied er sich für ihn. Es ließ sich freylich denken, daß er die tief realen Gestalten des Goethe'schen Tell nicht, wie sie waren, belassen, sondern in seinen Idealismus übersetzen würde; denn »seine eigentliche Produktivität,« sagt Goethe, »lag im Idealen, und es läßt sich sagen, daß er hierin so wenig in der deutschen, als in einer anderen Literatur seines Gleichen hat. Von Lord Byron hat er noch das Meiste. Ich hätte gern gesehen, daß Schiller den Lord Byron erlebt hätte, und da hätt' es mich wundern sollen, was er zu einem so verwandten Geiste würde gesagt haben.«

Der Tell war von dem Dichter ergriffen worden, als kaum erst die Braut von Messina aus seinem Geiste entlassen war. Im

August 1803 nannte er gegen Humboldt den Stoff noch sehr widerstrebend. Als die Vorstellung von Shakespear's Julius Cäsar einen großen Eindruck auf ihn gemacht hatte, bezog er diesen sogleich auf seinen Wilhelm Tell, und sprach: »mein Schifflein wird auch dadurch gehoben. Es hat mich gleich gestern in die thätigste Stimmung versetzt!« Mit dem Eingang in den Tell war Goethe zufrieden. Während des Aufenthalts der Staël entstand das Grütli, und wurde der erste Akt fertig. »Unter allen den widerstreitenden Zuständen, die sich in diesem Monat häufen,« sagt Schiller (im Januar 1804), »geht doch die Arbeit leidlich vorwärts, und ich habe Hoffnung, mit Ende des kommenden Monats ganz fertig zu seyn.« Ueber den ersten Akt schrieb Goethe sogleich: »Das ist denn freylich kein erster Akt, sondern ein ganzes Stück, und zwar ein fürtreffliches, wozu ich von Herzen Glück wünsche, und (wovon ich) bald mehr zu sehen hoffe. Meinem ersten Anblick nach ist Alles so recht, und darauf kommt es denn wohl bei Arbeiten, die auf gewisse Effekte berechnet sind, hauptsächlich an.« Dann macht' er einige kleine Ausstellungen, namentlich über eine, damals von Schiller falsch gefaßte, Stelle vom Kuhreigen, und schließt: »Leben Sie recht wohl und fahren Sie fort, uns durch Ihre schöne Thätigkeit wieder ein neues Lebensinteresse zu verschaffen. Gruß und Heil!« (13. Januar 1804.) Mitte Februars war Schiller mit seiner nie stockenden Arbeit dem Ziele nah, und bald übersendet er's dem Freunde, indem er »unter gegenwärtigen Umständen nichts weiter dafür zu thun weiß.« Der Anblick des Stückes hatte Goethe'n sehr vergnügt. Bald waren die Rollen ausgetheilt, und noch vor Ostern 1804, am 17. März, wurde das Stück zu Weimar gegeben; aber Schiller war Krankheitshalber nicht dabey zugegen.

Wir möchten hinzufügen, daß aus der Entstehung des Tell am sichtlichsten die Uebergewalt der richtigen Erkenntniß der Stoffbeschaffenheit in der Goethe'schen Natur gegen die Schiller'sche auffällt. Tell ist sittlich mehr ein epischer als dramatischer Stoff, was Goethe, der ihn anfänglich episch behandeln wollte, scharf erkannte. Es handelt sich im Tell um das Schicksal eines Reiches, um die Befreyung der Schweiz, wobei Tell — echt episch — nur der Stützpunkt der gewaltigen Handlung ist. Schiller's großartige Natur behandelte einen widerstrebenden Stoff dramatisch wirksam, und zeigt dabey mehr die Macht seiner Kunstmittel als die richtige Erkenntniß. Die Mängel des Tell gehen aus der Beschaffenheit des Stoffes, nicht aus der der Behandlung hervor.

Das Jahr 1805 war Schiller's letztes Lebensjahr. Wäh-

rend sein Körper hinwelkte, trug sein Dichtergeist fortwährend Blüthen, und neue Knospen wollten ansetzen. Im Jahre 1804 entstand von lyrischen Gedichten das »Berglied.« »Der Alpenjäger,« »Wilhelm Tell;« von dramatischen »die Huldigung der Künste,« auf Goethe's freundliches Dringen zum Empfange der liebenswürdigen jungen Erbprinzessin, der Großfürstin von Rußland, in wenigen Tagen geschrieben. Dann ging er an den falschen russischen Demetrius.

Schiller's physische Kräfte hatten seit dem Krankheitsanfalle in Jena sichtlich abgenommen. »Leider gehts uns Allen schlecht,« schreibt Schiller aus seinem Hause als einem Lazareth an Goethe (14. Januar 1805), »und der ist noch am besten d'ran, der (wie ich) durch die Noth gezwungen, sich mit dem Kranksehn nach und nach hat vertragen können. Ich bin recht froh, daß ich den Entschluß gefaßt und ausgeführt habe, mich mit einer Uebersetzung (Racine's Phädra) zu beschäftigen. So ist doch aus diesen Tagen des Elends wenigstens etwas entsprungen, und ich habe indessen doch gelebt und gehandelt. Nun werde ich die nächsten acht Tage daran wagen, ob ich mich zu meinem Demetrius in die gehörige Stimmung setzen kann, woran ich freylich zweifle. Gelingt es nicht, so werde ich eine neue, halb mechanische Arbeit hervorsuchen müssen.« So vom zerrütteten Gewühle des bittern Schmerzens, wie die Muse seines Freundes singt, kaum wieder aufblickend, arbeitete er mit keuschem Künstlersinn an seiner Aufgabe fort.

Mit den Seinigen ward oft von ihm über den Demetrius gesprochen; den Plan hatte er entworfen, und jetzt begann er wirklich die Bearbeitung der einzelnen Scenen. Die Verbindung der herzoglichen Familie von Sachsen-Weimar mit dem russischen Kaiserhause war natürlich oft der Gegenstand der häuslichen Gespräche. Da sagte er denn eines Abends, von seinem Demetrius feyernd: »Ich hätte eine sehr passende Gelegenheit, in der Person des jungen Romanow, der eine edle Rolle spielt, der Kaiserfamilie viel Schönes zu sagen —« dann schwieg er. Am folgenden Tage den Gedanken wieder aufnehmend, sprach er: »Nein, ich thue es nicht, die Dichtung muß ganz rein bleiben.

Der Plan des Demetrius, wie er jetzt ist, kann überladen genannt werden. Schiller hätte ihn ohne Zweifel vielfach modifizirt. Von den fertigen Scenen ist die Klosterscene und Marfa's Monolog das Schönste; von den schon auftretenden Charakteren versprachen nächst Marfa Demetrius und Marina das Meiste. Im Ganzen erscheint die Anlage des »Warbeck« anziehender, lichter und origineller. Von den »Kindern des Hauses«

existiren zwey Plane. Das Stück wäre dem Objekte nach ein Rückschritt Schiller's gewesen.

Goethe hatte inzwischen die drey ersten Akte der Phädra mit vielem Antheil gelesen, und die beste Hoffnung davon; er fand die Diktion vorzüglich gut gerathen, und corrigirte nur hier und da einen Hiatus oder verwandelte zwey kurze Sylben in einen Jambus. Schon lange hatte er, selbst unwohl, dem Dichter »Wohlseyn und Stimmung« gewünscht. Ein paar Zeilen von Goethe vermochten unsern verzagenden Freund aufzurichten, und seinen Glauben zu beleben, »daß die alten Zeiten zurückkommen können.«

In diesen trüben Tagen erheiterte ihn von außen ein poetischer Sonnenblick, aus der Dialektspoesie des Schwaben Hebel's zu Carlsruhe, und des Franken Grübel's zu Nürnberg. Wenn sich der Wind legte, wollte er sogar wagen, das Haus zu verlassen und den Freund zu besuchen.

Immer inniger wurde die Ehrfurcht, mit welcher ihn gegen das Ende seines Lebens auf der einen Seite die unendliche Tiefe der Natur, auf der andern die welthistorische Wirkung der Lehre Christi, und die reine, heilige Gestalt ihres Stifters erfüllte. Einmal, als er die Schwägerin im Livius lesen sah, bemerkte er, »da der Glanz und die Hoheit des Lebens, die nur in der Freyheit der Menschen erblühen konnten, untergegangen war, so mußte nothwendig Neues entstehen. Das Christenthum hat die Geistigkeit des Daseyns erhöht, und der Menschheit ein neues Gepräge aufgedrückt, indem es der Seele eine höhere Aussicht eröffnet.«

Schiller's letztes Billet an Goethe ist vom 24. Aprill 1805, und schließt mit dem Abschiedsworte: »Leben Sie recht wohl und immer besser!«

Die letzten Lebenstage des edlen Dichters klärte nicht wenig die Liebe auf, mit welcher sich Heinrich Voß, der auch zu kurzem Erdenleben bestimmte Sohn des langelebenden Johann Heinrich, ihm näherte und mit kindlicher Innigkeit widmete. Der junge Mann, damals 25 Jahre alt, war im Sommer 1804 von Jena herübergekommen, und bald täglich bey Goethe und Schiller. Seine Mittheilungen aus dieser letzten Zeit des Dichters sind von unschätzbarem Werthe. Er schildert uns jeden Sonnenblick von Lust, den er an dem geliebten Meister bemerkt. »Schiller war,« schreibt er nach der Krankheit des Dichters, am 22. August 1804, »eine Zeit lang unwohl; aber seit vorgestern erholt er sich sichtbar. Gestern besuchte ich ihn, und blieb auf seine Bitte zum Abendessen; da war er kindlich froh und heiter.

Es ist eine Freude, den Mann von seinem Leben erzählen zu hören, besonders wenn er in seine komische Laune fällt. Da hat er etwas gar Anmuthiges in seiner Miene; ich möchte es ein ernsthaftes Lachen nennen, welches seine majestätische Physiognomie von dem zu großen Ernste etwas herabstimmt und mildert. Der Mann ist ganz Wohlwollen, seine ruhige, heitere Seele ist für Alles empfänglich, was seinem Herzen nur wohlthun kann; er sagt ja in einem Gedichte: alle Menschen sollen leben — und das ist die fortdauernde Stimmung seines Gefühls: Liebe und Hingebung für jedes mitfühlende Wesen. Ich halte den Dichter Schiller sehr hoch, aber den Menschen viel höher, und die meisten Male, wenn ich bey ihm bin, denke ich nicht an den durch Talente, sondern durch Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Menschen.« Zu Goethe war seine Ehrfurcht größer, zu Schiller die Liebe gränzenlos.

Mittwoch den 1. May kündigte sich die letzte Krankheit Schiller's an. Zwölf Tage vor seinem Tode war er noch bey Hofe gewesen. Zwey Tage darnach war er zum letzten Male im Schauspiele. Der Biograph schildert S. 760 bis 765 genau und eindringlich die Details der Leiden seiner letzten Tage. Er starb am 9. May 1805 bey vollkommenem Bewußtseyn.

Schnell verbreitete sich die Schreckensnachricht durch Weimar. Der Abend, an dem der Dichter starb, war ein Theaterabend. Kein Schauspieler wollte spielen, und Mlle. Jagemann setzte es durch, daß das Theater geschlossen blieb.

Der Anblick des Trauerhauses, welchem Beweise der herzlichsten Theilnahme von allen Seiten zuströmten, war herzzerreißend.

Am anderen Morgen schien der Jammer erst recht bey den Bewohnern Weimars eingekehrt. Die unbekanntesten Menschen, die sich begegneten, theilten sich ihren Schmerz durch Gruß und Mienen mit. Es war, als ob Jeder das Nächste verloren hätte. Keiner hatte im Hause Ruhe. Alles irrte auf den Straßen und im Parke umher. Derselbe Eindruck ging durch ganz Deutschland.

Man erwartete eine Todtenfeyer auf dem Theater; aber Goethe war nicht dafür. Er bezeichnete den Wunsch der Schauspieler gegen Zelter (1. Juny 1805) »als eine Sucht der Menschen, aus jedem Verlust und Unglück wieder einen Spaß herauszubilden.« Den Schauspielern mag dieß wehe gethan haben. Das Gefühl, das die Weigerung eingab, war dennoch ächt. Für eine Todtenfeyer auf dem Theater zu Weimar mußte der Verlust in die Ferne gerückt seyn. Sobald es Zeit war, dichtete Goethe den unsterblichen »Prolog zu Schiller's Glocke.« — »Ich

dachte mich selbst zu verlieren," schrieb der kaum genesene Goethe weiter an Zelter, "und verliere einen Freund, und in demselben die Hälfte meines Daseyns."

Die Theilnahme gegen die Schiller'sche Familie beschränkte sich nicht auf Beyleidsbezeugungen. Die Großfürstin erklärte, für die Erziehung der Söhne sorgen zu wollen, und that es aufs Großmüthigste; der Fürst-Primas setzte der Witwe einen reichlichen Jahrgehalt aus, und Cotta erfüllte seine Verbindlichkeiten gegen die Erben auf eine Weise, wie sie nur ein treuer Freund erfüllt.

Vor die Nation aber trat Goethe und sprach: "Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseyns zu den Seligen emporgestiegen, daß ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden; — er hat als Mann gelebt, und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß er frühe hinwegschied, kommt auch uns zu Gute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft, und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer wieder fortzusetzen." 3.

Art. VIII. Gedichte von Nikolaus Lenau. Vierte Auflage. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag. 1840. 387 S. kl. 8.

Die Angabe: Vierte Auflage, ist ein erfreulicher Bürge der regen Theilnahme des Publikums an bedeutenden Kunstleistungen. Lenau (Niembsch Strehlenau) ist ein Poet in edelster Bedeutung des Wortes, und obschon uns keine eigentlich großartige Leistung noch berechtigt, ihn den ersten Dichtern der Nation anzureihen, so behauptet er doch entschieden und wirksam einen Platz unter den achtbarsten und vorzüglichsten deutschen Dichtern gegenwärtiger Zeit. Dieses Urtheil dürfte in dieser Zeitschrift, welche sich strenge von jeder Uebereilung und Lobhudeley, als gefährlichen und ekelhaften Krankheiten der Gegenwart, rein gehalten, als Resultat gewonnener Ueberzeugung erscheinen.

Man weiß nicht, ob man die Unzahl lyrischer Dichter mit einer Heuschreckenplage oder einer Sündfluth vergleichen soll,

und kann nicht wohl begreifen, wie sie im Stande ist, sich Verleger, und was noch mehr sagen will, Leser zu verschaffen. Die meisten Gedichtsammlungen unserer Tage enthalten schlecht versifizirte alltägliche Empfindungen und nüchterne Erkenntnisse. Das Publikum hat Recht, dabey das Kind mit dem Bade zu verschütten, und neuere lyrische Gedichte und versifizirte matte Prosa für identisch zu halten. Bedeutend muß dabey ein Dichter erscheinen, der sich ohne Prunk und Gevatter-Unterstützung durch inneren Gehalt seiner Werke siegreich durchschlägt, und der Achtung und Anerkennung der Guten und Besten genießt. Und ein solcher ist unbezweifelt Niembsch Strehlenau.

Die Gedichte des vorliegenden Bandes zerfallen in zwey Bücher, deren erstes die Ueberschriften Sehnsucht, — Erinnerung, — Frühling, — Herbst, — Phantasieen, — Heidebilder, — Polenlieder, — Oden, — Reiseblätter, — Vermischte Gedichte, — Atlantica, — Ergüsse poetischer Empfindungen in rein lyrischer Form enthält. Das zweyte Buch besteht aus drey Abtheilungen: Leben und Traum, — Klara Hebert, ein Romanzen-Cyclus, — Die Marionetten. Nachtstück, — deren Gedichte mitunter ins Epische hinüberspielen.

Als Bürgschaft der schönen, tiefen und geraden Empfindung des Dichters erscheint vorzüglich das Gedicht Posthorn S. 20, der Behandlung und dem Inhalte nach an Goethische Weise erinnernd.

Ernster gehalten und trüber gefärbt sind die Erinnerungen, unter welchen wir die Gedichte Unmuth S. 46 und An einen Jugendfreund S. 62 für besonders ausgezeichnet halten.

Frühling und Herbst schildern die Empfindungen, durch Blühen und Welken hervorgerufen.

Von den Phantasieen dürfte die: Die Zweifler, S. 103, die vorzüglichste seyn, welche wir als Probe mittheilen.

Die Zweifler.

Zwey Freunde traten schweigend ein
In einen blüthenvollen Hain.
Die Sonne ließ den Strahl im Reigen
Erzittern auf den Erlenzweigen,
Und Leben, Lieben überall
Schien schwellend sich hervorzudrängen.
Aus Büschen ruft die Nachtigall
Hervor in schmerzlich süßen Klängen,
Als ob die Sängerin aus Eden
Den Tod sanft möchte überreden
Mit ihrem Liede zaubervoll,
Daß er den Lenz nicht rauben soll.

Die Freunde schwiegen, nur der Bach
In das Geflöte murmelnd sprach;
Viel Blumen standen bunt herum,
Und wiegten ihre Häupter stumm,
In das geschwätzig munt're Rauschen
Des Baches froh hinabzulauschen,
Wie Kinder lauschen, froh gespannt,
Dem Wand'rer, der von fernem Land
Von schönen Wundern viel erzählt
Auf seiner Irrfahrt durch die Welt. —
O Nachtigall! Du rufst vergebens
Um Dauer dieses Wonnelebens!
Bald glüht dein letztes Abendroth,
In seinem Durste wird der Tod
Hinweg dein süßes Lied auch trinken,
Du wirst vom stillen Aste sinken!
Ihr lieben Blümlein! trauet nicht
Dem Mährchen, das der Wand'rer spricht;
Seht, seht, schon schwillt er brausend an,
Im Walde schon die Stürme nahn;
Der Donner kommt, und voller schwillt
Der Bach, der immer lauter brüllt;
Er faßt euch an, er reißt euch los
Aus eurer Mutter grünem Schooß!
Wie dort die Rosenstaude bebt,
Nun sich zu ihr der Wilde hebt!
Sie schwankt in ihrem Blüthenkleid,
Da sie der Strom frohlockend wiegt:
So wiegt der Bursche seine Maid,
Bevor mit ihr zum Tanz er fliegt. — —

Der eine von den Freunden sann
Hinunter in den Wogendrang,
Und seine Stimme nun begann
Zu tönen, ernst, wie Grabgesang:
Vergänglichkeit! wie rauschen deine Wellen
Dahin durch's Lebenslabyrinth so laut!
In deine Wirbel flüchten alle Quellen,
Kein Damm, kein Schutz sich dir entgegenbaut!
Es wächst dein Strom mit jeglicher Minute,
Stets lauter klagt der dumpfe Wellenschlag;
Doch wie die Fluth auch unaufhaltsam fluthe,
Ist Mancher doch, der sie nicht hören mag.
Wenn auch die Wellen ihre Ufer fressen,
Und du zum Meer hinwucherst, unermessen;
Doch steh'n an deinem Ufer frohe Thoren,
In ihren Traum »Unsterblichkeit« verloren.
Am Ufer? — Nein! Es ist von deinem Bronnen
Tiefinnerst jede Kreatur durchronnen;
Es braus't in meines Herzens wildem Takt,
Vergänglichkeit, dein lauter Katarakt!
Wenn ich dem Strome zu entfliehen meine,
Aufblickend zu der Sterne hellem Scheine,

Aufsehnend mich mit zitterndem Verlangen,
Daß rettend meinen Geist sie einst empfangen:
Ich habe mich getäuscht! Ich seh' erbleichen
Die Sterne selbst und zitternd rückwärts weichen;
Sie hören, wie die Woge braus't, sie ahnen,
Daß sie nicht sicher sind auf ihren Bahnen;
Sie schauen, wie es wächst, das grause Meer,
Sie fürchten wohl: — mir sagt's ihr zitternd Blinken —
Einst wird vom raschen Flug ihr strahlend Heer,
Ein müdes Schwalbenvolk, heruntersinken.
Dann brütet auf dem Ocean die Nacht,
Dann ist des Todes großes Werk vollbracht;
Dann stockt und starrt zu Eis die grause Fluth,
Worin der Wunsch des finstern Gottes ruht;
Er wandelt auf der Fläche und ermißt,
Wie Alles nun so still, so dunkel ist;
Er lächelt dann voll selbstzufried'ner Freude
In seine Welt, in seine Nacht hinein,
Und es erglänzt des Eises stille Heide
Nur noch von seines Lächelns Widerschein! —

Der And're sprach: Mir gilt es gleich,
Ob Leben, — Tod — im Schattenreich!
Strahlt jenseits auch ein mildes Licht,
So fehlt gewiß der Donner nicht,
Der, was das Licht in Liebe hegt,
Mit seinem Zorne niederschlägt.
Denn glauben kann ich nimmermehr,
Es habe sich das ganze Heer
Von Qualen, die gebar Natur,
Gelagert auf die Erde nur;
Daß sie von dieser Welt nicht wandern
Mit uns hinüber in die andern,
Die doch in uns'rer Brust voll Wunden
So traute Herberg stets gefunden. —
So lang dies Herz auf Erden schlug,
Hab' ich erlebt genug, genug,
Um ein Vergehen, ein Verschwinden —
Ein Loos der Sehnsucht werth zu finden.
Und schlaf' ich einst im Grab so tief,
Und tiefer, denn als Kind ich schlief,
So mag der Tod sich immerhin
Davor als Wächter stellen hin:
Er steht am stillen Grabverließ,
Ein Engel vor dem Paradies. —
Doch ist es anders mir beschlossen,
Soll drüben neu mein Leben sprossen:
Werd' ich gelassen, ohne Zagen,
Auch meine Ewigkeit ertragen.

Von den Oden hat uns besonders die Am Grabe Hölty's S. 166 gefallen, ein Nachruf an den verewigten Dichter, in dem Versmaße, dessen derselbe sich gern bediente. Wie viele

der Neuerer blicken mit Geringschätzung auf den feinfühlenden elegischen Dichter, dessen Gleichgestimmte gedenken werden, wenn man sich weder an die Namen, noch an die Verse jener erinnert, während ein Stimmfähiger dem Hingeschiedenen seine Huldigung darbringt.

Von den Reiseblättern haben uns besonders Die Indianer S. 203 angesprochen, als charakteristische, kräftige, körnige Poesie.

Die vermischten Gedichte verdanken größtentheils poetischen Anlässen verschiedener Art ihre Entstehung. Eine melancholische Stimmung, welche sich der Seele des Dichters immerdar bemeistert, bleibt ihm auch hier nicht fern, und trübt seine Welt- und Lebensanschauungen. Ihre Natur mag aus dem schönen Gedichte: Einem Knaben, S. 220, erkannt werden:

Was trauerst du, mein schöner Junge?
Du Armer, sprich, was weinst du so?
Daß treulos dir im raschen Schwunge
Dein liebes Vögelein entfloh?

Du blickest bald in deiner Trauer
Hinüber dort nach jenem Baum,
Bald wieder nach dem leeren Bauer
Blickst du in deinem Kindestraum.

Du legst so schlaff die kleinen Hände
An deines Lieblings ödes Haus,
Und prüfest rings die Sprossenwände,
Und fragst: »Wie kam er nur hinaus?«

An jenem Baume hörst du singen
Den Fernen, den dein Herz verlor,
Und unaufhaltsam eilig dringen
Die heißen Thränen dir hervor.

Gib Acht, gib Acht, o lieber Knabe,
Daß du nicht dastehst trauernd einst,
Und um die beste, schönste Habe
Des Menschenlebens bitter weinst!

Daß du die Hand, die sturmerprobte,
Nicht legst, ein Mann, an deine Brust,
Darin so mancher Schmerz dir tobte,
Dir säuselte so manche Lust;

Daß du die Hand mit wildem Krampfe
Nicht drückest deinem Busen ein,
Aus dem die Unschuld dir im Kampfe
Entfloh'n, das scheue Vögelein.

Dann hörst du flüstern ihre leisen
Gesänge aus der Ferne her;
Neigst hin dich nach den süßen Weisen:
Das Vöglein aber kehrt nicht mehr! —

Von den Gedichten des zweyten Buches hat uns am meisten das Nachtstück: Die Marionetten, am wenigsten der Amazonenkranz: Klara Hebert angesprochen. Ungern haben wir in der Sammlung manches uns bekannt und lieb gewordene Gedicht Lenau's, besonders das: Die drey Zigeuner, eines der vorzüglichsten und eigenthümlichsten des Dichters, vermißt.

Wenn wir den poetischen Charakter Lenau's durchprüfen, so erkennen wir ihn in einer wahren und warmen Begeisterung für alles ungekünstelt Schöne und einfach Große. Alles Unwahre und Gezierte stößt ihn ab, Zwang ist seiner innersten Natur zuwider. Eine Hinneigung zur Melancholie läßt ihn manche Lebenserscheinung trüber anfechten und wiedergeben, als sie wirklich ist; er ist übrigens seiner trüben Stimmung sich bewußt, und gefällt sich darin. Vers und Reim weiß er zu handhaben, aber nicht immer zu beherrschen.

Art. IX. Traité de physique céleste, ou précis d'astronomie, servant d'introduction à l'étude de cette science. Par *G. de Pontécoulant. Paris*, chez Carilian - Goeury, 1830. Vol. II.

Unter den vielen gemeinfaßlichen Anleitungen zur Astronomie, die in den letzten Zeiten erschienen, behauptet die gegenwärtige ohne Zweifel eine der ausgezeichnetsten Stellen. Der Verf. derselben hat bereits durch mehrere streng wissenschaftliche Arbeiten innige Bekanntschaft mit dem Gegenstande bewährt, und er zeigt durch die gegenwärtige Schrift, daß ihm auch die Gabe, das Selbstdurchdachte Anderen, mit den Hülfsmitteln und den Tiefen der Wissenschaft nicht Bekannten, deutlich und zugleich angenehm zu machen, in hohem Grade beywohnt, zwey Erfordernisse, die zu jeder populären Darstellung eines Gegenstandes dieser Art wohl als die ersten und wichtigsten betrachtet werden können. Uebrigens hat das Wort »populär« in unseren Tagen, wo so viele Schriften unter dieser Benennung erschienen sind, bekanntlich eine doppelte Bedeutung erhalten, wie das Stammwort selbst, von dem es abgeleitet worden ist, da man in beynahe allen neueren Sprachen unter »Volk« bald die untere, meistens unwissende Klasse, bald wieder den gebildeten Mittelstand der Bewohner eines Landes versteht. Welche von beyden hier gemeint sind, geht schon zum Theil aus dem Zusatze hervor, den der Verf. der Aufschrift seines Werkes auf dem Titelblatte hinzugesetzt hat: Ouvrage destiné aux personnes peu versées dans l'étude des sciences mathématiques et qui désirent,



sans leur secours, des notions *exactes* sur la constitution de l'univers. Noch deutlicher aber folgt schon aus dem ersten Anblicke des Buches selbst, daß er damit nur solche Leser zu amüsiren gedenkt, die für Dinge dieser Art auch in der That amüsabel sind, und die demnach, wenn auch eben keine tiefen mathematischen Kenntnisse, doch diejenige allgemeine Vorbildung mit sich bringen, die man, nicht eben von der sogenannten großen oder eleganten Welt, aber dafür, hoffentlich auch bey uns, mit jedem Tage mehr von eben jenem Mittelstande zu fordern pflegt. Ueberhaupt möchte es mit dem, was man in den Regionen der eben genannten Welt Bildung und Aufklärung zu nennen beliebt, wenn man es etwas näher besieht, eine ganz andere Bewandtniß haben, als diese Leute gewöhnlich, und zwar diejenigen am meisten glauben, welche diese Worte immerdar im Munde führen, und mit einer Art von Mißachtung auf diejenigen herabblicken, welche etwa die französische Sprache noch etwas schlechter, als sie selbst, jargoniren, oder die ihnen in anderen ähnlichen fütilen Künsten noch zurückstehen mögen. Um aber den Vorwurf der Unartigkeit, den man unseren deutschen Landsleuten so gern zur Schuld gibt, zu vermeiden, wollen wir einen der artigsten unserer artigen Nachbarn über dem Rheine für uns sprechen lassen, der sich bey einer ähnlichen Gelegenheit über diesen Gegenstand auf folgende Weise ausdrückt. Prêtez, sagt Arago, damals Präsident der Akademie der Wissenschaften zu Paris, prêtez un seul instant l'oreille, même dans ces réunions, qu'il est d'usage d'appeller *le grand monde*, aux longs discours, dont l'astronomie et les sciences en général fournissent quelquefois le texte, et décidez ensuite, si l'on peut se glorifier de cette prétendue diffusion des lumières, que tant d'optimistes se complaisent à signaler comme le trait charactéristique de notre siècle. Quant à moi, je suis revenu depuis long-tems de ces illusions. Sous le vernis brillant et superficiel de ces classes de la société on trouve presque toujours, tranchons le mot, une *ignorance complète* de toutes les grandes lois de la nature, qui sont notre meilleure sauvegarde contre les préjugés, quoique cela ne les empêchera jamais d'affecter de savoir tout, sans avoir rien appris.

Dieß wird hinreichen, uns über die Gattung von Lesern zu bestimmen, an welche diese Schrift eigentlich gerichtet ist. Sie zerfällt in zwey wesentlich verschiedene Theile. Der erste derselben, der zugleich den ersten Band bildet, enthält das, was uns die Beobachtungen über die Bewegung und die Gestalt der Himmelskörper gelehrt haben, also die scheinbare Bewegung der

Gestirne und die Gesetze derselben, die Finsternisse, die astronomische Refraction, die elliptische Bewegung der Planeten und ihrer Satelliten; die Eigenthümlichkeiten der Kometen u. dgl. Der zweyte Theil aber beschäftigt sich mit den durch Rechnung gefundenen Gründen jener Erscheinungen, also mit den Ursachen jener elliptischen Bewegungen, mit den Störungen der Planeten und ihrer Monde, mit den Ursachen ihrer Gestalt, der Präcession der Nachtgleichen, der Libration des Mondes, der Nutation und Aberration, der Ebbe und Fluth des Meeres, und endlich mit demjenigen, was uns über die Entstehung und Ausbildung unseres Planetensystems zu wissen gelungen seyn mag. Dem Ganzen sind mehrere Zusätze in der Form von Noten beygefügt, wo, der Natur der Sache nach, auch die mathematische Sprache gebraucht wird, die in dem eigentlichen Texte, dem vorgesetzten Zwecke gemäß, sorgfältig vermieden worden ist.

Noch ist dem Ganzen eine Einleitung vorausgeschickt, in welcher er sich vorzüglich über die Methode oder Anordnung seines Vortrages zu erklären sucht. Er meint, die theoretische Astronomie mit der praktischen, so viel möglich, zu verbinden, und beyde, je nach dem Bedürfnisse des Gegenstandes, gemeinschaftlich vorzutragen. Allein aus dem Werke selbst sieht man, daß dieses Vorhaben sich bloß darauf beschränkt, gleich in dem zweyten Kapitel die vorzüglichsten astronomischen Instrumente zu beschreiben, ohne übrigens eine nähere Anleitung zu den eigentlichen Beobachtungen mit diesen Instrumenten zu geben. Er tadelt bey dieser Gelegenheit das Verfahren des Laplace in seiner Exposition du système du monde, der dieß sein Werk in drey Abtheilungen gibt, indem er in dem ersten Theile die Erscheinungen, in dem zweyten die diesen Erscheinungen zum Grunde liegenden Wahrheiten oder Thatsachen, und in dem dritten endlich die Ursachen dieser Thatsachen betrachtet. Bey dieser Disposition, meint unser Verfasser, ist man gezwungen, dreymal auf dieselben Gegenstände zurückzukommen, und die ersten Eindrücke, welche man z. B. von den Planeten erhalten hat, später immer wieder durch bessere zu berichtigen u. dgl. Allein diese Nachtheile sind, gehörig gehandhabt, so gering, daß sie jener Eintheilung des Vortrags keinen wesentlichen Eintrag thun können. Auch ist diese Eintheilung im Grunde die schon längst bekannte und althergebrachte, nach welcher man die Astronomie gemeiniglich in drey Theilen vortrug, die man die sphärische, theorische und physische Astronomie genannt hat, und die unser Verf., wie man schon aus dem Inhaltsverzeichnisse sieht, im Grunde ebenfalls beobachtet hat, und die endlich auch jeder andere beobachten muß, wenn er sich nicht anderen, viel größeren Un-

zukömmlichkeiten aussetzen will, als die sind, welche er durch solche Neuerungen etwa zu vermeiden gedenkt.

Daß hier bereits bekannte Dinge vorkommen, sucht er durch die Worte Pascal's zu entschuldigen. Il y a des gens, sagt der Letzte, qui voudraient qu'un auteur ne parlât jamais des choses, dont les autres ont déjà parlé: autrement on l'accuse de ne rien dire de nouveau. Mais si les matières, qu'il traite, ne sont pas nouvelles, *la disposition en peut être nouvelle.* J'aimerais autant, qu'on l'accusât de se servir des mots anciens, comme si les mêmes mots ne formaient pas d'autres pensées ou un autre corps de discours par les seules différentes dispositions.

Auch hätte er, wie er in derselben Einleitung sagt, gern eine kurze Geschichte der Astronomie mit seinem Vortrage verbunden. Da ihm aber Zeit und Raum dazu fehlte, so sucht er diesen Mangel durch eine kurze Erzählung dessen zu ersetzen, was seit dem Anfange dieses neunzehnten Jahrhunderts in der Astronomie gethan worden ist. Diesem gemäß erwähnt er zuerst der vier neuen Planeten, deren Daseyn in dem großen Zwischenraume von Mars zu Jupiter schon Kepler geahnt haben soll. Ihre nahe gleich großen Distanzen von der Sonne, die Coincidenz ihrer Knoten, die geringe gegenseitige Neigung ihrer Bahnen, und vielleicht auch ihr sehr geringes Volum, ließen uns schließen, daß sie alle durch die Zersprengung irgend eines großen Planeten in dieser Gegend entstanden sind, und man weiß, mit welchem glücklichen Erfolg Olbers diese Idee benützt hat, der zwey dieser neuen Himmelskörper in der Gegend der Knoten der beyden anderen aufgesucht, und auch in der That gefunden hat. Auch haben uns diese Planeten Veranlassung gegeben, die mathematische Theorie der Störungen (das berühmte Problem der drey Körper) weiter auszubilden, doch ist man in dieser Ausbildung bisher noch nicht sehr weit gekommen, da man noch immer gezwungen ist, für diese Planeten dieselbe bloß approximirte Methode (die sogenannten Quadraturen) anzuwenden, die man bisher bloß für die Perturbationen der Kometen zu brauchen pflegte. Diese neuen Planeten haben uns die Masse Jupiters, die man unter allen am besten zu kennen glaubte, um nahe den zweyhundertsten Theil ihres bisherigen Werthes größer gezeigt. Aus den Perturbationen nämlich, die Juno vom Jupiter erfährt, fand Nikolai, aus den Perturbationen der Vesta fand Encke, und endlich aus den Perturbationen der Pallas fand Gauß, daß die bisherige Masse Jupiters in dem Verhältnisse von 1 zu 1.02 vergrößert werden müsse. Diese Correction war um so wichtiger, da Jupiter, der größte aller Planeten, einen so bedeutenden

Einfluß auf die Bewegungen aller übrigen Körper unseres Sonnensystems hat.

Zu den bedeutendsten theoretischen Arbeiten des neunzehnten Jahrhunderts zählt er Poisson's berühmtes Memoir über die »Unveränderlichkeit der großen Axen der Planetenbahnen.« Lagrange und nach ihm Laplace hatten zwar früher schon diesen für die gesammte Astronomie höchst wichtigen Satz annähernd bewiesen, aber Poisson zeigte, daß er auch dann noch gilt, wenn man auf die Quadrate der störenden Massen Rücksicht nimmt. Dieses Memoir eines damals noch ganz jungen Mannes veranlaßte den greisen Laplace, die ganze Lehre von den säculären Störungen noch einmal durchzuarbeiten, und die bisher gelassenen Lücken derselben auszufüllen, so wie es zugleich dem berühmten Lagrange Gelegenheit gab, seine wichtige »Theorie der Variation der Constanten« aufzustellen, und zugleich in allen ihren Haupttheilen und Anwendungen auszubilden. Ohne uns hier auf eine nähere Erklärung dieser Theorie einzulassen, wollen wir nur bemerken, daß sie das beste Mittel ist, die schwersten Probleme der Mechanik aufzulösen, wenn man sie von den zufälligen Nebenumständen entkleidet, durch welche sie eben so schwer als verwickelt gemacht werden. Mit dieser Theorie kann man sich z. B. von dem einfachen Falle der Bewegung eines einzigen Planeten um die Sonne sogleich zu dem ganz allgemeinen erheben, wo dieser Planet den störenden Einwirkungen aller anderen Planeten des Systems ausgesetzt wird. In der Lehre von der Rotation der Himmelskörper um ihre eigenen Axen ist schon der einfache Fall, wo der Körper keiner accelerirenden Kraft unterliegt, und wo seine Rotation gleichförmig ist, vielen Schwierigkeiten unterworfen. Aber mit Hülfe jener Theorie kann man von diesem Falle sogleich zu dem viel complicirteren übergehen, wo auch noch fremde, äußere Kräfte auf den rotirenden Körper wirken, wie z. B. der Mond und die Sonne auf die an ihren Polen abgeplattete Erde. Diese sinnreiche und fruchtbare Theorie der Variation der Constanten hat uns nicht nur die bisher bekannten Ungleichheiten der Bewegungen näher und besser kennen gelehrt, sondern sie ist auch ein mächtiges Bindungsmittel geworden, durch welches die bisher zerstreuten einzelnen Theile der »Mechanik des Himmels« zu einem großen Ganzen verbunden werden konnten. Alle die mannigfaltigen Probleme der Astronomie, von denen früher jedes für sich durch besondere Methoden behandelt werden mußte, werden jetzt sämmtlich durch eine und dieselbe Analyse umfaßt und aufgelöst, und dadurch hat das Studium dieser Wissenschaft eine Einförmigkeit und Allgemeinheit erhalten, durch die der Fortgang derselben nicht anders als ungemein befördert werden muß.

Ein anderer Fortschritt der Wissenschaft in den letzten Decennien besteht in der Vervollkommnung der astronomischen Tafeln, dieser eigentlichen Basis der ganzen Astronomie. Die Sonnentafeln, die Delambre im J. 1806 construirt hat, sind ganz auf die Beobachtungen gegründet, die Bradley und vorzüglich Maskelyne in Greenwich angestellt hat, und sie sind jetzt noch, bis auf einige geringe Verbesserungen, als die besten ihrer Art geschätzt. Burckhardt hat nämlich im J. 1816 kleine Correctionen in der Epoche, in dem Ort des Perigeums und in der Excentricität dieser Tafeln vorgeschlagen, während er vorzüglich die Masse der Venus etwas kleiner annahm, als sie Delambre vorausgesetzt hatte. Airy in England hat im J. 1827 diese Correctionen durch seine Rechnungen bestätigt, ihnen noch eine geringe Verminderung der Marsmasse und, was wesentlicher ist, eine neue Störungsgleichung beygefügt, deren Argument 13 ♁ — 8 ♀ und deren Coefficient $2\frac{1}{10}$ Secunde beträgt, wo ♁ und ♀ die Länge der Erde und der Venus bezeichnet. Seitdem hat Bessel in Königsberg, durch eine strenge Vergleichung der alten Bradley-schen Beobachtungen mit seinen eigenen, mehrere kleine, aber für den gegenwärtigen Zustand der Astronomie doch immer sehr wichtige Correctionen der Sonnentafeln von Carlini (die von den erwähnten Tafeln Delambre's größtentheils nur in ihrer äußeren Form verschieden sind) gefunden, die von den Astronomen sogleich aufgenommen, und seitdem zur Berechnung der Ephemeriden von Berlin, Paris, Mailand u. s. gebraucht worden sind. Derselbe Bessel hat uns, als Resultat seiner langjährigen Bemühungen mit diesem Gegenstande, ganz neue Sonnentafeln zugesagt, denen die Astronomen mit Sehnsucht entgegensehen.

Die Tafeln von Merkur, Venus und Mars, die uns Lindenau zu Ende des vorigen Jahrhunderts gegeben hat, konnten bisher keine neuen Bearbeiter finden, obschon sie, wie die Beobachtungen zeigen, noch mancher Verbesserungen bedürftig sind.

Die Tafeln von Jupiter, Saturn und Uranus sind uns von Alexis Bouvard gegeben worden. Die beyden ersten sind sehr genau, was sie größtentheils den tiefen Untersuchungen verdanken, die Laplace in der Theorie dieser beyden Planeten gemacht hat. Nicht so vollkommen sind aber die Tafeln des Uranus, des entferntesten aller Planeten von der Sonne. Bouvard konnte diejenigen Beobachtungen dieses Planeten, die man vor dem Jahre 1781, also vor seiner eigentlichen Entdeckung, zufällig gemacht hatte, zu seinem Zwecke nicht brauchen. Er mußte sich also an die seit dieser Epoche angestellten Beobachtungen halten, und diese scheinen nicht hinlänglich zu seyn, um die Bewegungen dieses Planeten mit Genauigkeit darzustellen. Die Feh-

ler der Tafeln werden mit jedem Jahre größer, und sie gehen jetzt schon auf 60 bis 70 Sekunden. Eugen Bouvard, der Neffe von Alexis, soll sich so eben mit der Revision dieser Tafeln beschäftigen, und wir wünschen, daß er ihnen dieselbe Genauigkeit geben möge, deren sich die Tafeln der anderen Planeten unseres Sonnensystems bereits seit längerer Zeit erfreuen.

Die Entdeckung der säculären Acceleration und mehrerer anderer wichtiger Störungsgleichungen des Mondes durch Laplace gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts bestimmten das Längenbureau zu Paris i. J. 1800, einen Preis für die besten Mondestafeln auszusetzen, den T. Bürg gewann. In diesen Tafeln sind die Argumente der Störungen aus der Theorie des Laplace genommen, während die Coefficienten der Gleichungen durch unmittelbare Beobachtungen bestimmt wurden. Diese Tafeln erschienen 1806 zugleich mit den neuen Sonnentafeln von Delambre. Im J. 1812 gab Burckhardt neue Mondstafeln, die von den Bürg'schen in Beziehung auf die Größe der Coefficienten nur wenig abwichen, aber eine zur Rechnung bequemere Form hatten. Es war äußerst wünschenswerth, daß auch die Tafeln des Mondes, wie die aller übrigen Planeten, von den Beobachtungen nur diejenigen Data entlehnten, die zur unmittelbaren Bestimmung der sechs Elemente der Mondsbahn nothwendig sind. Auch diese Frage machte die Pariser Akademie im J. 1820 zu einer ihrer Preisfragen, worauf sie zwey Memoiren, die beyde gekrönt wurden: das eine von Damoiseau, das 1824 gedruckt wurde, und das andere von Plana und Carlini, erhielt. Jene stellen die Beobachtungen ganz eben so gut wie die von Burckhardt dar, und diesen hat einige Zeit später Plana ein Werk von drey Quartbänden folgen lassen, in welchem die Störungsgleichungen des Mondes mit einer bisher nicht erreichten Genauigkeit auf das umständlichste untersucht worden sind. Demungeachtet blieb immer noch einiges zu wünschen übrig, besonders in Beziehung auf die bey diesen mühsamen Arbeiten befolgten Methoden, die man gern einfacher zugleich und mehr direct, als die bisherigen, gesehen hätte. Lubbock in England und Pontécoulant selbst, unser Verfasser, hat sich dieser neuen Mühe unterzogen, und er hofft in Kurzem die Resultate seiner vieljährigen Arbeiten über diesen schwierigen Gegenstand bekannt machen zu können. Vor Kurzem hat Airy, der Astronom von Greenwich, beträchtliche Fonds von seiner Regierung erhalten, um diese Störungsgleichungen des Mondes durch eine Gesellschaft geschickter Rechner unter seiner Leitung zu einem Grade der Vollendung zu erheben, die man bisher, wo nur einzelne Männer dieses Geschäft besorgen mußten, nicht erreichen konnte. Er

wird die sämmtlichen Mondesbeobachtungen, die seit 1750, d. h. seit Bradley, in Greenwich angestellt worden sind, zu diesem Zwecke auf das Genaueste untersuchen und berechnen lassen, und darauf endlich neue Mondestafeln gründen, die hoffentlich nichts Bedeutendes mehr zu wünschen übrig lassen werden.

Die Tafeln der Jupiterssatelliten, die Delambre i. J. 1817 bekannt gemacht, und auf die Theorie von Laplace sowohl, als auch auf eine sehr große Anzahl von Beobachtungen von 1662 bis 1802 gegründet hat, sind jetzt noch diejenigen, deren sich die Astronomen vorzüglich bedienen. Damoiseau aber hat i. J. 1836 neue Tafeln dieser Monde herausgegeben, die beträchtlich genauer seyn sollen, aber noch nicht hinlänglich mit zahlreichen Beobachtungen verglichen sind. Die Monde Saturns und Uranus sind zu weit von uns entfernt, als daß uns ihre Tafeln, wenn sie je mit Genauigkeit von uns construirt werden, von großem Nutzen seyn könnten.

In den letzten Jahren hat Struve die Abplattung Jupiters zu $\frac{1}{17.7}$ bestimmt, und er so wie auch Bessel haben uns die Dimensionen und Lage des Saturnringes genauer kennen gelehrt. Von den neuen Meridianmessungen zur Bestimmung der Größe und Gestalt der Erde ist vorzüglich die von Henderson, Director der Sternwarte am Vorgebirge der guten Hoffnung, merkwürdig. Die Operationen dieser Vermessung an der Südspitze Afrikas begannen i. J. 1828, und sie sind jetzt bereits so weit vorgerückt, daß durch sie die früheren Messungen des fleißigen und genauen Astronomen Lacaille in derselben Gegend vollkommen bestätigt werden. Die große französische Vermessung, ohne Zweifel die größte dieser Art, die je vorgenommen wurde, begann mit dem Jahre 1792, und erstreckte sich von Dünkirchen bis Barcellona; seitdem wurde sie südlich bis zu den balearischen Inseln und nördlich bis nach Greenwich verlängert, so daß sie nun einen irdischen Gradbogen von 730521 Toisen umfaßt. Puissant hat in den Mém. de l'Acad. Vol. XVI i. J. 1836 die Anzeige gemacht, daß derjenige Bogen dieser Vermessung, der zwischen Montjouy und Formentera enthalten ist, um nicht weniger als 68 volle Toisen fehlerhaft seyn soll. Es muß Jedermann auffallen, daß das Längenbureau, welches in seinem Archive die sämmtlichen Rechnungen jener Vermessung aufbewahrt, diesen Gegenstand seit vier Jahren noch nicht näher untersucht hat.

Allerdings haben die Astronomen der letzten Jahrzehnde nicht mehr so große und glänzende Entdeckungen aufzuweisen, wie sie Newton, Bradley, Herschel, Lagrange und Laplace gemacht haben. Mais si notre siècle n'a pas augmenté consi-

dérablement l'héritage, qu'il avait reçu des siècles précédents, il ne l'a pas du moins, enfant dégénéré, laissé dépérir dans ses mains. Peut-il être étonnant qu'après des pas si rapides dans la carrière des sciences, l'esprit humain reprenne un instant haleine avant de poursuivre sa course? Man hat neue Methoden, kürzere und einfachere Wege zu dem gewünschten Ziele aufgefunden; die Wissenschaft, früher nur das Eigenthum einiger Wenigen, ist für alle Gebildeten eine Art Gemeingut geworden, hat eben dadurch mehr Freunde und Beförderer gefunden; die mechanischen und optischen Instrumente, so wie die ganze Kunst des Beobachtens hat große und wesentliche Verbesserungen erhalten; frühere Theorien sind weiter entwickelt, genauer mit den Beobachtungen verglichen worden; neue Sternwarten haben sich in Rußland, Preußen, Neapel erhoben, selbst in den fernsten Gegenden, am Cap, zu Madras, Bombay, St. Helena und in Neuholland hat man Observatorien für astronomische sowohl, als auch für magnetische Beobachtungen errichtet, und weit entfernt, daß der frühere Eifer nachgelassen hätte, ist er vielmehr an Intensität und besonders in seiner Extension beträchtlich gestiegen, und wir gehen mit frohen Hoffnungen und großen Erwartungen einer glücklichen Zukunft entgegen.

Der Verf. hatte vor Kurzem eine Reise nach London gemacht, und dabey, wie man erwarten konnte, nicht verfehlt, die berühmte Sternwarte von Greenwich zu besuchen. Man sieht daselbst, sagt er, noch jetzt den Mauerquadranten aufgestellt, an welchen Halley, Bradley und Maskelyne ihre Beobachtungen angestellt hatten; das Fernrohr des Zenithsectors, mit welchem Bradley die Nutation und Aberration entdeckte, ist jetzt noch gegen den Stern zu im Sternbilde des Drachen gerichtet, und diese Denkmäler des wissenschaftlichen Nationalruhms werden auch fernerhin avec le même soin religieux erhalten werden. Besonders bewunderte er die Regelmäßigkeit, mit welcher jetzt, unter der Leitung des berühmten Airy, die Beobachtungen angestellt werden. Alle an dieser Sternwarte angestellten Personen arbeiten in einem gemeinschaftlichen Saal und unter den Augen ihres Vorstehers. Täglich werden die am vorhergehenden Tage gemachten Beobachtungen reduzirt und mit unseren besten Tafeln verglichen, wodurch die Möglichkeit künftiger besserer Tafeln gegeben, und zugleich ungemein erleichtert wird. Zu diesem Zwecke erhält jeder Mitarbeiter bereits linirte Tabellen, deren Spalten er nur auszufüllen hat. Ein anderer Saal ist für diejenigen Rechner bestimmt, welche die älteren Beobachtungen zu reduziren haben, besonders die des Mondes, zu welchem

Zwecke von der Regierung dieser Sternwarte bedeutende Summen übergeben wurden. Nur eine halbe deutsche Meile von der geräuschvollen Hauptstadt sieht man hier in stiller Zurückgezogenheit eine nicht geringe Anzahl von kräftigen und talentvollen Männern, von der Regierung auf das großmüthigste unterstützt, sich der erhabensten der Wissenschaften weihen, und alle gemeinschaftlich einem bestimmten, großen Ziele entgegeneilen. Voilà, setzt unser Verf hinzu, voilà un établissement, où la science est encore dignement représentée et habilement cultivée; où les fonds, qu'un gouvernement libéral lui destine, reçoivent une sage direction; où tout le luxe consiste dans la beauté des instrumens, et où enfin il n'y a de place que pour le travail, et pas de distinction que pour le savoir.

Diese Betrachtungen geben ihm Gelegenheit, eines anderen Astronomen unter seinen Landsleuten zu gedenken, Gambart's in Marseille, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, der aber, wie so viele andere, nachdem er sich mit seinem Schicksale müde gekämpft hatte, der Wissenschaft vor der Zeit entrissen worden ist. L'épuisement causé par des travaux trop persévérants, une organisation trop sensible pour supporter sans découragement ces injustices, que la médiocrité réserve toujours au mérite qui la blesse, enlevèrent bientôt cette heureuse intelligence à la science, qu'elle cultivait avec tant de distinction. Gambart disparut comme avoit disparu Pascal, comme ont disparu Petit, Cotes, Abel et tant d'autres. C'est un malheur attaché à ces natures vives et impressionables: pour se servir d'une expression vulgaire mais juste »la lame use le fourreau« *); quelquefois on laisse après soi un souvenir immortel; c'est une chance à courir, mais à trente ans on la paie de sa vie.

Der erste Theil dieses Werks ist in zwölf Kapitel getheilt. Das erste Kapitel enthält die ersten und allgemeinsten Erscheinungen des Himmels, die tägliche Bewegung desselben von Ost nach West, die Planeten und Kometen, die Eintheilung der Gestirne nach ihrer Größe, veränderliche Fixsterne, Nebelflecken und ein Verzeichniß der Sternbilder. Das zweyte bespricht die vorzüglichsten Instrumente, die er sehr richtig in drey Klassen theilt, von denen die erste zum besseren Sehen, die zweyte zum Messen der Winkel und die dritte zum Messen der Zeit bestimmt sind. Wenn man sagt, ein Fernrohr vergrößere die Gegenstände in ihrem Durchmesser z. B. hundertmal, so heißt dieß, daß der Winkel, unter welchem dieser Durchmesser des

*) Die Klinge nützt die Scheide ab.

Gegenstandes durch das Fernrohr gesehen wird, hundertmal größer ist, als der Winkel, unter welchem man denselben Gegenstand mit freyen Augen sieht. Allein wenn wir z. B. den Mond durch ein solches Fernrohr betrachten, so scheint er uns in seinem Durchmesser noch lange nicht hundertmal, sondern vielleicht kaum zehnmal vergrößert zu seyn. Wie soll man nun diese, auch dem gemeinsten Manne so auffallende Verschiedenheit erklären? — Die Größe, die wir einem in der Ferne von uns befindlichen Körper zuschreiben, hängt nicht bloß von jenem Visionswinkel, sondern auch noch von der Distanz ab, in welche wir diesen Körper willkürlich versetzen, ohne daß wir von dieser Distanz einen bestimmten Begriff haben. So kann uns z. B. ein in der Ferne stehender Mensch ganz eben so groß, d. h. ganz unter demselben Visionswinkel erscheinen, wie ein hinter ihm stehender, aber noch weiter von uns entfernter Thurm oder Berg. Wir sind aber weit entfernt, daraus den Schluß zu ziehen, daß beyde, Mensch und Berg, dieselbe Höhe haben. Durch die mattere Farbe des Berges, oder durch die mehreren, zwischen ihm und uns liegenden irdischen Gegenstände verleitet, setzen wir vielmehr den Berg in Gedanken viel weiter von uns, als jenen Menschen, z. B. hundert- oder zweyhundertmal weiter, und nehmen also auch die Höhe dieses Berges hundert- oder zweyhundertmal größer als die des Menschen an, obschon uns beyde unter demselben Visionswinkel erscheinen. Und eben so umgekehrt, sehen wir z. B. den Durchmesser des Mondes durch jenes Fernrohr in der That unter einem hundertmal größeren Winkel, als mit freyen Augen; aber da wir die Oberfläche des Mondes, seine Berge und Thäler, durch dasselbe Fernrohr zugleich viel deutlicher und schärfer sehen, als mit dem freyen Auge, so rücken wir ihn in Gedanken auch viel näher, z. B. zehnmal näher, als er uns mit freyen Augen erschien; daher uns denn auch die scheinbare Vergrößerung des Mondes durch das Fernrohr nicht hundertmal, sondern nur den zehnten Theil so groß, also bloß zehnmal größer erscheint, als sie uns zuvor mit dem freyen Auge erschienen ist.

Was er S. 52 u. f. über die Spiegeltelescope sagt, bedürfte mancher Zusätze und Verbesserungen, bey denen wir uns aber hier nicht aufhalten können *). J. J. Littrow.

---

*) Dieser unvollendete Aufsatz ist der letzte des verewigten Verfassers. Die letzten Zeilen desselben wurden am 21. November 1840 geschrieben — es sind zugleich die letzten Zeilen von Littrow's Hand. Vier andere werthvolle Aufsätze, welche der Verfasser kurz vor seinem Tode der Redaction übersandte, werden im künftigen Jahre in den Jahrbüchern erscheinen. Deinhardstein.

Art. X. 1) Elements of Logic, by *R. Whately*, archbishop of Dublin, 6th edit. *London* 1836.

2) Cours de Logique par M. *Ph. Damiron*, professeur de philosophie au collége de Louis-le-Grand et à l'école normale. *Bruxelles* 1837.

3) Leçon de Logique par M. *A. Charma*, professeur de philosophie à la faculté des lettres de Caen, année scholaire 1838—39. *Paris* 1840.

Man sagt, die Philosophie als Wissenschaft werde seit langer Zeit nur von den Deutschen mit Erfolg betrieben, und diese ständen gegenwärtig den andern Nationen, namentlich Engländern und Franzosen, in diesem Felde weit voran. Freylich sind es eben meist die Deutschen, welche so sagen; Engländer und Franzosen haben bekanntlich über unsere Philosophie oft ein anderes Urtheil gefällt. Indessen können wir darum nicht aufhören, Deutsche zu seyn, und als solche zu urtheilen; nur wollen wir uns Vorsicht und Bescheidenheit lassen empfohlen seyn. Hier liegen nun ein englisches und zwey französische Werke vor uns; sie behandeln sämmtlich die Logik, den anerkannt leichtesten Theil der Philosophie. Der Verfasser des ersten, früher Professor zu Oxford, ist ein in der Gesellschaft hochgestellter Mann, sein Buch, bereits in der sechsten Auflage erschienen, muß Anerkennung und Geltung bey den Seinen gefunden haben. Auch die Verfasser des zweyten und dritten sind öffentliche Lehrer der Wissenschaft, über welche sie schreiben; jener überdieß durch Schriften über andere Zweige der Philosophie und durch eine belobte Geschichte der französischen Philosophie wohl bekannt. Nicht mit dunklen Skriblern haben wir es demnach zu thun, sondern mit Männern, die ihre Wissenschaft unter den Ihren zu vertreten mehr oder weniger berufen sind. Eine Betrachtung ihrer Werke kann daher dienen, die eben erwähnte Meinung bestätigen oder modifiziren zu helfen.

Das Buch Nr. 1 erklärt die Logik für die Wissenschaft of reasoning, d. i. der Beweisführung, oder genauer: des Schließens. Die Lehre vom Schluß ist der Kern desselben; Begriffe und Urtheile sind nur kurz und mit steter Rücksicht auf das, wodurch sie für die Schlüsse wichtig sind, behandelt; der formelle Charakter der Logik, kraft welchem sie eine Wissenschaft von den Formen der Gedanken ist, ist bestens aufgefaßt und hervorgehoben. Vorrede und Einleitung gehen voran: das Uebrige zerfällt in vier Bücher. Das erste, analytische Betrachtungen, sucht die Anwendbarkeit und Nützlichkeit der Logik in Beyspielen nachzuweisen, und dadurch Interesse für sie zu erwecken. Dieß erkennt der Verfasser seinen Landsleuten gegenüber für ein sehr

schwieriges Geschäft; denn Baco und Locke haben die Meinung veranlaßt, der Syllogismus sey keineswegs eine allgemeine, auf alle Gegenstände anwendbare Denkform, ja die ganze Logik sey nur ein mittelalterlicher Unfug, mit dem ein vernünftiger Mann nichts anfangen könne. Und nicht bloß die Masse der Gebildeten hält an dieser Meinung, sondern bedeutende Gelehrte unterstützen sie fortwährend mit Gründen, und bekämpfen Werth und Existenz der Logik. So erklärt Dr. Cambell jeden Syllogismus für nutzlos, weil der Schlußsatz stets schon in den Prämissen enthalten ist, daher nie etwas Neues gibt; Dug. Stewart hält das Beginnen der Logik für sich selbst widersprechend, weil sie die Beweise beweisend sich im Zirkel dreht. Klar und kräftig vindizirt der Verfasser seiner Wissenschaft ihre Möglichkeit und ihren Werth, spricht sich aber auch dahin aus, daß sie allerdings sehr schwierig sey. Er glaubt, sie sey nur wenigen, besonders gut organisirten Köpfen zugänglich, und erklärt hieraus den Umstand, daß, obgleich zu Oxford öffentliche Vorlesungen über sie und regelmäßige Prüfungen gehalten werden, doch nur selten ein Schüler wirklich etwas davon versteht. Mehrfache Berathschlagungen wurden deßhalb angestellt, wie es mit dem Studium der Logik an jener Universität künftig zu halten sey, und neuerlich wurde beschlossen, denjenigen, welche keine akademischen Grade nehmen, es frey zu stellen, ob sie aus der Logik, oder statt dessen aus einem Stücke des Euklid ihre Prüfung machen wollen. So ist auch des Verfassers eigene Kraft nicht hinreichend gewesen, das vorliegende Werk zu Stande zu bringen: mehrere größere Partieen schuldet er der hülfreichen Mitwirkung gelehrter Freunde, denen die Vorrede seinen Dank ausspricht. — Das zweyte Buch handelt in fünf Kapiteln von den Begriffen, Urtheilen und Schlüssen. Im ersten Kapitel werden verschiedene Arten von Begriffen, terms, aufgezählt, als substantive und adjektive, individuelle und allgemeine u. dgl. Das zweyte Kapitel bespricht die Urtheile, propositions; die reinen und modalen; ihre Quantität und Qualität nach den bekannten Formen A, E, I und O; die Opposition, wozu die Unterordnung, der konträre, kontradiktorische und subkonträre Gegensatz gerechnet werden; die Umkehrungen. Im dritten Kapitel kommen die reinen kategorischen Syllogismen zur Sprache, deren Prinzip ist das Aristotelische dictum de omni et nullo; ihre gewöhnlichen vier Figuren und neunzehn Modi, sammt den Reduktionen auf die erste Figur. Im vierten Kapitel, einem Supplemente des dritten, werden zunächst die modalen und hypothetischen Urtheile für kategorische erklärt, indem in jenen der Modus, die Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit u. dgl. zu einem der beyden Haupt-

begriffe des Urtheils gerechnet, von diesen aber gesagt wird, das hypothetische Urtheil: wenn a ist, so ist b, habe den Sinn: ein Fall von a ist ein Fall von b. Es folgen der hypothetische und disjunktive Schluß mit ihren gewöhnlichen Modis und das Dilemma, welche zurückgeführt werden auf den kategorischen Schluß, als die einzige gesetzmäßige Schlußform; hierauf das Enthymema; der kategorische und hypothetische Sorites, jedoch nur der bey uns regressiv genannte; endlich die Bemerkung, daß die Induktion keine eigenthümliche Schlußform, sondern eben auch ein kategorischer Schluß sey. Ein fünftes Kapitel, als Supplement des ersten, gibt noch mehrere Arten von Begriffen, nebst einer klaren Darstellung der bekanntesten Punkte über die Eintheilungen und Definitionen. — Das dritte Buch handelt von den Fehlschlüssen, fallacies; sie werden klassifizirt, und mit einer Ausführlichkeit behandelt, welche diesem Buche beynahe die Ausdehnung des vorhergehenden gibt. — Das vierte Buch hat die Ueberschrift: Dissertation on the province of reasoning; es ist ein Anhang, und sucht Mißverständnisse über das Wesen und die Anwendung der Logik zu beseitigen. Im ersten Kapitel unterscheidet es die Induktion als Beobachtung von der Induktion als dem Schließen aus Beobachtungen; im zweyten Kapitel die logische und physikalische Auffindung der Wahrheiten, womit unser Gegensatz zwischen Erfahrungs- und sogenannten Vernunftwahrheiten angedeutet wird; im dritten Kapitel die Geschäfte des Denkers und Redners, und Verwandtes; im vierten Kapitel wird gezeigt, wie der Realismus im Gegensatze zum Nominalismus nicht selten Fehlschlüsse veranlaßt habe. Ein »Appendix« zu dem ganzen Werke enthält eine Menge von Ausdrücken, deren mannigfache Bedeutungen zur Vermeidung von Fehlschlüssen angegeben werden; eine Sammlung von logischen Beyspielen und eine Anleitung zur logischen Analyse gegebener Schlußreihen.

Seiner innern Form nach trägt das Werk den Charakter der Zerstücklung. Die Anhängsel, namentlich das vierte Buch, ferner das vierte und fünfte Kapitel des zweyten Buches sollten größtentheils in das Innere des Werkes verwebt seyn; sie sehen aus wie verspätete Nachkömmlinge. Die verschiedenen Urtheils- und Schlußformen aber treten auf wie ganz zufällig zusammengeschaart, ohne Nachweisung ihrer Vollständigkeit oder eines innern Zusammenhanges derselben unter einander. Im Uebrigen ist die Darstellung durchaus klar, einfach und würdig, der ruhige Gang eines sachkundigen Mannes.

Liest man nun, was im Anfang dieses Werkes über die Schwierigkeit der Logik gesagt ist; erfährt man, das vorliegende Buch sey das Resultat der gemeinschaftlichen Anstrengungen einer

Schaar ausgezeichneter englischer Gelehrter, so kann ein deutscher Leser nicht umhin, alsogleich allerley Hoffnungen und Erwartungen zu haben. Er erinnert sich, daß Fries, E. Reinhold u. A. eine psychologische Basis für die Logik in Anspruch nehmen, welche Herbart hartnäckig läugnet, daß Hegel die Logik zur Metaphysik gemacht unter dem Unterspruch der andern Schulen, daß derselbe die Begriffe geschmolzen und in Fluß gebracht, während Herbart sie wie Krystalle ihre Form behaupten, Bobrik aber als Herbartis-Hegelianus sie zugleich fließen und festbleiben läßt, gleich treibenden Eisschollen im Strome, womit die von Chalybäus gewünschte Vereinigung der zwey Hauptsysteme unserer Zeit glücklich beginnt; daß Drobisch eine qualitative Logik in Aussicht stellt; daß man nach einer genauen Theorie des innern Gefüges der Begriffe sucht u. s. w. Einen brauchbaren Wink über einen oder den andern dieser Punkte, oder wohl gar eine Andeutung über neue, bisher unbemerkte Schwierigkeiten der Wissenschaft, dieß hofft ein deutscher Leser unwillkürlich aus dem Insellande her zu empfangen; und was findet er? Was die Welt seit zweytausend Jahren weiß; was die Scholastiker im Mittelalter, die Wolfische Schule bey uns in neuerer Zeit, nur umfassender und geordneter, lehrten; was jedes neuere Lehrbuch der Logik in Deutschland, nur vollständiger, geordneter und begründeter, als das längst Ausgemachte und Festgestellte einschließt. In der That, die Anstrengung, welche jenen Männern ihr Werk gekostet, konnten wir ihnen leicht ersparen. Wir konnten ihnen die Werke von Krug, Fries, Troxler, Bachmann, wir konnten ihnen ein Dutzend, ein Hundert andere, bis herab zu den logischen Kompendien für Gymnasien und gelehrte Schulen senden, von denen jedes dasselbe, nur besser, sagt, was sie jetzt durch gemeinsamen Schweiß zu Tage gefördert. Und dabey wären sie nicht einmal irgend einem einzelnen unserer Schriftsteller Dank schuldig gewesen, so wenig als hätte er ihnen das Ein-mal-Eins geschickt; denn jene Dinge sind bey uns bereits zum Gemeingut geworden. Der Hr. Verf. nennt selbst Aldrich als seine Hauptquelle, jenen Aldrich Heinrich, der, wie man weiß, 1691 zu Oxford ein Compendium artis logicae herausgab, das seither mehrere Ausgaben erlebte.

Doch jedes Volk geht seinen eigenen Bildungsgang, wie es kann und muß. Wir wollten nur den gegenwärtigen Zustand der Logik in England andeuten, der nach dem vorliegenden Buche etwas schlechter ist, als er bey uns in der Wolfischen Periode gewesen. Die Engländer sind ein abgeschlossenes, sie sind ein vorherrschend praktisches Volk. Selbst in den mechanischen Künsten, in welchen sie so sehr hervorragen, sind sie, nach dem Zeugnisse unterrichteter Männer, von denen sie auf dem Festlande und

in ihrer Heimat beobachtet wurden, fast durchgängig bloße Empiriker, ohne höhere wissenschaftliche Ausbildung. Kein Wunder, wenn die Logik, welche ihren Werth meist für die Wissenschaft besitzt, nicht höhere Achtung genießt, und nicht bessere Pflege gefunden. Aber auch kein Wunder, daß dann die übrigen Zweige der Philosophie noch weit weniger entwickelt sind. Selbst der Name Philosophie ist ihnen fast ganz gleichbedeutend geworden mit dem der Physik; die Psychologie kennen sie beynahe nur als Phrenologie; behandeln sie einmal einen Gegenstand metaphysischer Art, so bleiben sie damit entweder auf dem Boden der Empirie, auf welchem die wissenschaftliche Kenntniß vergebens gesucht wird, wie Brougham in seinem Werke über die Vorsehung, oder sie machen Fehlgriffe, wie Th. Hope in seinem Essay on the origine and prospects of man, der mit willkürlichen Behauptungen groben Materialismus stützt. Sogar aus dem Gebiete der Moralphilosophie, auf welchem England im verflossenen Jahrhundert so schöne Bestrebungen nährte, scheint nichts geleistet zu werden, was wissenschaftlichen Werth und Bedeutung hätte. Wie nachtheilig daselbst solche Vernachläßigung der Philosophie auf andere verwandte Wissenschaften, z. B. auf die Theologie, einwirke, ist heutzutage kein Geheimniß mehr. Es steht jedoch zu erwarten, daß jene Verzweiflungsphilosophie, wie man die Theorie des gesunden Menschenverstandes, die Ausgeburt der schottischen Schule, nennen könnte, auch allmälich ihr Ende finden werde; sey es, daß diese trivialste Wendung, welche spekulatives Unvermögen der Metaphysik gegeben, durch eine Reaktion von innen heraus, wie sie durch Mill, Ballantyne, Young u. A. bereits begonnen seyn soll, oder aber durch langsames Eindringen richtigerer Ansichten und Methode von außen verbessert wird. Aus dem »Sendschreiben eines Engländers an den Herzog von Gloucester« erfahren wir, daß zu Cambridge Metaphysik nach Locke und Kant vorgetragen wird; Tho. Solly schrieb neuerlich A syllabe of Logic, in which the vews of Kant are generally adopted and the laws of syllogism symbolically expressed, und Smart sogar: Beginnings of a new school of metaphysics. Noch sind diese Werke und deren Erfolge dem Unterzeichneten unbekannt; vielleicht vermögen sie der englischen Philosophie wenigstens theilweise zu geben, was ihr so sehr Noth thut, Belebung.

Das zweyte Werk, von Damiron, beginnt mit einer Vorrede. Die Ideologie, heißt es darin, ist jener Theil der Psychologie, welcher von dem Erkenntnißvermögen und seinen Gesetzen handelt; die Logik aber ist der Inbegriff der Regeln, welche bey Anwendung des Erkenntnißvermögens zu beobachten sind.

Sie ist demnach Anwendung der Ideologie. Diese aber weist zwey Hauptgeschäfte des Erkennens nach, die Generalisation und die Demonstration. Jene wurde von Baco, diese von Aristoteles einseitig hervorgehoben; was beyde Männer gelehrt, mit gleichvertheilter Aufmerksamkeit anzuerkennen und zu verbinden, das ist das Geschäft der Logik. Sie kann daher heutzutage nichts Neues lehren. Das Werk zerfällt in drey Abschnitte, jeder in mehrere Kapitel. Der erste Abschnitt enthält die Kunst zu generalisiren. Ueber die Begriffe und Urtheile wird bemerkt, sie seyen nicht zwey wesentlich verschiedene Akte, sondern ein einziger: sehen und glauben vereinigt. Der Begriff mit einer Affirmation für das Urtheil, und jeder vollständige Begriff sey mit einer Affirmation verknüpft; so lehre es die Beobachtung. Die bisher behaupteten Kriterien der Wahrheit, nämlich die Auktorität, die Klarheit der Vorstellungen, das Prinzip des Widerspruches und die Unpersönlichkeit (Allgemeingültigkeit) der Vernunft werden alle für gültig erklärt, jedes für seine Sphäre. Nun beginnt die eigentliche Lehre von der Generalisation, und zwar zuerst von der Generalisatiou a priori. Diese bildet unter Voraussetzung von Wahrnehmungen Sätze, welche sich dadurch charakterisiren, daß sie unmittelbar gewiß, nothwendig, allgemein gültig und allgemein sind; die Axiome. Sie entstehen, indem bey einiger Aufmerksamkeit sich zeigt, daß ein gewisses Prädikat in einem gewissen Subjekte enthalten sey. Da sie unwillkürlich und nothwendig entstehen, so läßt sich dies Entstehen auch nicht regeln. Hierauf folgt die Lehre von der Generalisation a posteriori. Diese abstrahirt aus den Beobachtungen theils allgemeine Begriffe, theils Gesetze. Ihre Hauptregel ist: Das Allgemeine darf nie mehr noch weniger umfassen, als die Thatsachen, aus denen es abstrahirt ist. Es werden Regeln gegeben für die Beobachtungen und deren Vergleichung, und das Definiren wird für eine Art des Generalisirens erklärt. Der zweyte Abschnitt behandelt die Kunst der Demonstration (raisonnement). Ohne Generalisation entbehrte die Demonstration jedes Fundamentes, ohne Demonstration wäre die Generalisation unfruchtbar, da die wichtigsten Wahrheiten über Gott, Unsterblichkeit, Weltanfang u. s. w. nur durch sie zu erlangen sind. Eine Art der Demonstration ist der Syllogismus, das Innewerden des Verhältnisses zweyer Begriffe vermittelst eines dritten. Sein Prinzip ist der mathematische Satz: Zwey Größen, die einer dritten gleich sind, sind unter einander gleich. Hieraus, oder vielmehr aus dem Verhältnisse des Verknüpftseyns dreyer Begriffe mit Rücksicht auf ihre Umfänge wird nun eine Reihe von Regeln und Corollarien abgeleitet, welche in der seit Jahrhun-

derten angenommenen Form das Wichtigste enthalten, was von dem kategorischen Schlusse gilt. Doch kömmt S. 137 auch folgender Schluß vor: Einige a sind b; c ist a; also sind einige c auch b, den wir bekanntlich unsern Schülern nicht erlauben; auch sind weder die einzelnen Figuren und Moden gesondert und geordnet, noch überhaupt vollständig angeführt. So fehlt namentlich die ganze dritte Figur, und die Reihe der besprochenen Fälle scheint nur ein zufälliges Aggregat zu seyn. Als eine besondere Art ist nach Condillac der Schluß der Analyse angeführt, eine Fortsetzung von Gleichsetzungen, womit der Sorites gemeint seyn dürfte. Endlich sind die Schlüsse der Analogie und Wahrscheinlichkeit erwähnt als solche, die vom Syllogismus nicht wesentlich verschieden sind. Von hypothetischen und disjunktiven, so wie von den verschiedenen Arten der zusammengesetzten Schlüsse ist keine Rede. Der dritte Abschnitt handelt von Gedächtniß, Einbildungskraft, Glauben auf Zeugnisse, Sprache, Gemüthsbewegungen und Gewohnheit, ihrem Verhältnisse zum Erkennen, den deßhalb zu beobachtenden Regeln Ein ausführlicher Anhang gibt eine beyspielweise Anwendung der aufgestellten logischen Regeln auf die Geschichte der Philosophie. Die Darstellung ist durchaus klar, nüchtern, ruhig; der Verfasser kennt die ältern Engländer, von den Deutschen nennt er Leibnitz und Euler; ganze Seiten seines Buches, besonders die Regeln des Syllogismus, schreibt er ab aus Port-Royal mit Nennung seiner Quelle.

Das dritte Werk erklärt die Logik für die Kunst zu denken; sie soll in zwey Abschnitte zerfallen, die Theorie und die Gesetzgebung des Erkenntnißvermögens. Folgendes ist der Inhalt. Erster Abschnitt: Theorie des Erkenntnißvermögens. Die Seele des Menschen hat folgende Vermögen: 1) Sensibilität (Vermögen der Gemüthserregungen); 2) Erkenntnißvermögen; 3) Vermögen des Behauptens oder Beystimmens (la foi); 4) Vermögen den Körper zu bewegen (la force motrice); 5) Willen. Die Zweige des Erkenntnißvermögens sind Apperzeptions- und Perzeptionsvermögen. Zu jenem gehören: Sinn, Intuition, welche auch die Wahrnehmungen des Schönen und Wahren unter sich faßt, und Bewußtseyn, welches sowohl die physischen Erscheinungen, Substanzen und Eigenschaften, als auch Gott und die Seelenzustände wahrnimmt. Die Perzeption umfaßt das Gedächtniß und die Induktion, welche von den einzelnen Erfahrungen durch Schlüsse zu allgemeinen Sätzen aufsteigt. Das Erkenntnißvermögen wirkt zusammen mit dem Willen und dem Vermögen des Beystimmens. Aus einer Verbindung mit dem Willen, wenn es jedoch selber vorherrscht, ent-

steht die Aufmerksamkeit; aus dieser aber erstlich die Syllepse, d. i. ursprüngliche Vorstellung, und der Begriff; ferner die Analyse, Theilung, Abstraktion, Idee; endlich die Synthese und Erkenntniß. Analyse und Synthese zusammen geben die Generalisation, wodurch allgemeine Begriffe und Prinzipien, oberste Gesetze, entstehen. Ein Prinzip mit seinen Folgen, ist ein System; dieß, in der Sphäre des Wissens, eine Wissenschaft. Die Wissenschaften sind konkrete und abstrakte. Herrscht in der Verbindung des Willens und des Erkenntnißvermögens der Wille vor, so entsteht die Hypothese. Sie ist ein beliebig angenommenes Urtheil; vernünftig ist sie nur, wenn das Urtheil ein Mögliches aussagt; sie soll aber wahrscheinlich und gewiß werden. Sie ist eine Schöpfung, ihr Vermögen das Genie, welches wissenschaftlich-logisch, moralisch-ästhetisch, industriell u. s. w. seyn kann. In seiner Verbindung mit dem Willen und dem Vermögen des Bestimmens bringt das Erkenntnißvermögen das Urtheil hervor; d. i. eine Vorstellung, welcher ein Wille, eine Tendenz eines Vorstellens nach einem Zwecke, vorangeht, und das Beystimmen folgt. Das Urtheil ist entweder ein ursprüngliches (primitif), die bloße sylleptische Wahrnehmung, welche durch einen Ausruf sich kund gibt, unwillkürlich ist und nothwendig wahr, oder ein abgeleitetes (ultérieur), welches erst durch Vergleichung zweyer Vorstellungen entsteht. Dieß ist wieder einfach oder zusammengesetzt, und das zusammengesetzte, wo nämlich ein Urtheil aus der Wahrheit eines oder mehrerer anderer folgt, ist der Schluß (raisonnement). Er ist das Prüfen und Bestätigen eines Urtheils, seine Form der Syllogismus, welcher sich auf Analyse und Synthese stützt, und drey Begriffe hat, die stufenweise einander untergeordnet sind. — Es folgen nun ausführliche Betrachtungen über den Zusammenhang der Intelligenz mit dem Universum, über Gewohnheit und Ideen-Assoziation. Zweyter Abschnitt: Gesetze des Erkenntnißvermögens. Die Eigenschaften, welche jedes Produkt des Erkenntnißvermögens haben soll, sind Verständlichkeit, Wahrheit, Nützlichkeit und Sittlichkeit. Die Lehre von den Gesetzen, durch deren Befolgung die geforderten Eigenschaften erreicht werden, zerfällt in einen allgemeinen und drey besondere Theile, als: die Kunst des Beobachtens, des Gedächtnisses und des Folgerns (conjecturer). Nur der allgemeine Theil ist in dem vorliegenden Buche abgehandelt, und enthält zahlreiche empirisch-psychologische Vorschriften für das natürliche und künstliche, d. i. wissenschaftliche Denken, ihr Entstehen, die Umwandlung des ersten in das zweyte, die Kritik beyder. Hiermit schließt das Werk.

Es ist gebildet aus einer Reihe von vierzehn Vorlesungen, welche, wie das Titelblatt sagt, vor Kurzem wirklich gehalten worden sind. Der Verfasser dürfte wohl noch ein junger Mann seyn; er macht bey wenig Wissen viel Geräusch. Bey wenig Wissen; denn weder für das ganze Werk tritt ein Hauptgedanke, eine Grundansicht entschieden hervor, noch wird irgend ein untergeordneter Punkt mit festen Zügen hingestellt. Alles ist entweder nur leichthin berührt, oder so unbestimmt in nebelhaftem Schwanken gezeigt, daß man zweifeln darf, ob die Zuhörer aus allen Vorlesungen einen einzigen klaren Gedanken nach Hause gebracht, außer dem, daß die Vorträge unklar gewesen. Die obige Skizze bezeugt es, und sie war nicht ohne einige Mühe zu entwerfen. Von Kenntniß fremder Werke, deutscher oder englischer, zeigt sich keine Spur; selbst bessere einheimische über Logik, wie das von Damiron, und noch mehr die ältern, zu benützen, scheint ein kräftiges Selbstgefühl nicht erlaubt zu haben; nur Jouffroy wird der erste jetzt lebende Psycholog genannt. Ein desto reicheres, überfließenderes Maß von Worten wird dem Leser zugemessen. Mit Vergnügen wird Jedermann lesen, daß der Verfasser von jedem wissenschaftlichen Werke auch Nützlichkeit und Sittlichkeit fordert; wenn er aber sich irgendwo mit den Worten an seine Schüler wendet: Betrachten Sie ihre eigenen religiösen Ueberzeugungen, »si vous en avez,« so sind wir eine solche Frivolität in französischen Werken der Gegenwart zwar gewohnt, können sie aber, von dem Katheder herab an Jünglinge gerichtet, doch nur mit doppeltem Unwillen vernehmen. Demnach hätte dieses Werk kaum eine Beachtung verdient, wäre es nicht doch eine der neuesten französischen Logiken von einem öffentlichen Lehrer dieser Wissenschaft, der an eigener Produktionskraft offenbar noch keinen Ueberfluß besitzt, aus welchem wir somit, wie durch ein Fenster in den innern Raum eines Hauses blickend, entnehmen können, wie es etwa seine Meister mit unserer Wissenschaft gegenwärtig halten.

Man sieht, daß in den beyden französischen Werken das Wort Logik den Inbegriff der Regeln bezeichnet, welche zu beobachten sind, wenn der Gebrauch des Vorstellungsvermögens zur Erkenntniß führen soll. Es ist dieß ein Begriff der Logik, nach welchem auch manches deutsche Werk bearbeitet worden; zu bemerken aber ist Folgendes. Eine diesem Begriffe gemäß gebildete Wissenschaft muß aus zwey Theilen bestehen, von denen der eine lehrt, welche Formen die Gedanken ihrer Natur nach haben, d. i. welche Arten und Verhältnisse der Begriffe, Urtheile und Schlüsse es gebe, mögen diese vereinzelt oder zu größeren Massen verbunden seyn. Der andere Theil enthält die Regeln, und zwar

eine Regel, welche sagt, man solle sich hüten, jene Formen zu verletzen, da man sonst, als gegen die Natur der Gedanken verstoßend, nothwendig in Irrthümer geriethe; ferner eine Menge andere Regeln, welche wegen der verschiedenen Beschaffenheit der zu erkennenden Gegenstände, der verschiedenen Zweige des Erkenntnißvermögens, des Einflusses anderer Seelen- und Körperzustände auf das Denken, und endlich wegen mannigfacher äußerer Umstände zu befolgen sind. Es ist nicht gesagt, daß die wissenschaftliche Division der Logik jene beyden Theile ergeben müsse, dieß wäre vielmehr eine Zertheilung statt einer Eintheilung; vorfinden aber müssen sie sich in ihr, wie immer sie mit einander verschlungen seyen, und wie immer man diese Verschlingungen nach logischen Eintheilungsgründen zerlegen möge. Betrachtet man nun diese zwey Theile näher, so finden sich sehr auffallende Verschiedenheiten zwischen ihnen. Der erste, die Formenlehre, setzt voraus die Erfahrungsbegriffe des Begriffes, des Urtheils, allenfalls noch jene des Schlusses und der Wissenschaft, und er entsteht durch bloße Bearbeitung dieser Begriffe in einem Denken; der zweyte ist größtentheils Erfahrungserkenntniß. So z. B. die Regeln, welche sich auf Sinnestäuschungen, Vorurtheile, Kritik schriftlicher und mündlicher Zeugenaussagen u. s. w. beziehen. Ferner entsteht dieser Theil durch Anwendung psychologischer, pädagogischer, selbst metaphysischer Lehren; letzteres z. B., wenn über Möglichkeit und Gränzen des Erkennens entschieden wird; er stellt sich also ganz eigentlich als abgeleitete Wissenschaft, als Anwendung anderer Wissenschaften dar, während die Formenlehre eine ursprüngliche Wissenschaft ist, welche ohne Hülfe anderer Wissenschaften ihr Daseyn und ihre Wahrheit besitzt. Die Deutschen haben die Wichtigkeit dieser Unterschiede anerkannt durch die Trennung jener Theile und Zerfällung der Logik in eine reine und angewandte. Endlich ist die Formenlehre nicht ein Inbegriff weniger Sätze, vielmehr einer sehr beträchtlichen Zahl derselben, und wie viel auch vor mehr als zweytausend Jahren der Vater der Logik schon geleistet hat, über gar manchen derselben herrscht unter unsern bedeutendsten Logikern noch fortwährender Zwiespalt. Bildet aber jene Lehre eine bedeutende Masse zusammengehöriger Sätze, so geben sie, richtig geordnet, eine Wissenschaft; sind sie apriorische, und dabey nicht durch bloße Anwendung anderer Wissenschaften abgeleitete Wahrheiten, so ergeben sie eine Wissenschaft, welche einen integrirenden Theil der Philosophie ausmacht. Doch wer wüßte dieß nicht bey uns? Selbst Hegel schrieb neben seiner objektiven Logik eine subjektive, und die logische Formenlehre tritt mehr

und mehr rein abgelöst von fremdartigem Gemengsel in mancher neueren Bearbeitung hervor.

Zwey Grundgebrechen müssen wir nun den beyden französischen Werken zur Last legen; die gänzliche Nichtbeachtung des Unterschiedes in den zwey Theilen der behandelten Wissenschaft, und die Vernachläßigung des einen von ihnen, und zwar des eigenthümlichsten und wichtigsten, der Formenlehre. Ungleich höher steht Whately's Werk, welches den Charakter der Logik klar hervorhebt und genau festhält. Enthält es im Wesentlichen nicht mehr, als wir durch Aristoteles schon besitzen, so gibt Damiron weit weniger, Charma fast nichts davon. Die eigentliche Logik, ein Hauptbestandtheil der Philosophie, scheint bey diesen Herren vergessen zu seyn; desto reichlicher wird Psychologie aufgetischt, über welche wir uns für dießmal jedes Urtheils enthalten.

In der Schule der Sensualisten war die Philosophie zur bloßen Psychologie zusammengeschrumpft; nur mühsam und allmälich ringt sich jetzt ein Theil nach dem andern wieder hervor. Die Logik scheint der letzte seyn zu sollen. Mit der Psychologie waren die Sensualisten nicht auf schlechtem Wege; sie suchten die zusammengesetzten Seelenzustände aus den einfacheren zu erklären. Das war ein glücklicher Gedanke, aber er blieb unausgeführt. Ein bleibender Vortheil desselben ist, daß keine Tradition feststehender Seelenvermögen sich bildete, welche die Erforschung des Zusammenhanges der Seelenzustände störte. Es ist zu wünschen, daß ihnen hierin die Bekanntschaft mit der deutschen Philosophie nicht mehr schade als nütze. Manchen neuen italienischen Werken, matten Ausbeutungen gedankenarmer deutscher Psychologien, scheint dieß bereits widerfahren zu seyn. Metaphysik und praktische Philosophie haben in Frankreich neuerlich, von Deutschland her angeregt, neue Anstrengungen gemacht; doch jene scheint nicht recht zu Worte zu kommen bey dem Lärm, welchen St. Simon, Fourier, La Mennais u. A. daselbst erregt haben. Was die Metaphysik betrifft, so dürfte es kein glücklicher Griff des ehrenwerthen Vermittlers Cousin gewesen seyn, welcher ihn in den Besitz einiger abgestorbener Glieder des alten Schellingianismus setzte. Kaum möchte auch eine oberflächliche Kenntniß des Hegelianismus gute Früchte bringen. Diese Erscheinungen wollen in ihrem historischen Zusammenhange ergriffen und tüchtig verstanden seyn, sonst werden sie wohl nur hochtrabende Faseley und spöttisches Lächeln erwecken. Von beyden haben wir zu Hause mehr als genug. Sehr zweckmäßig sind daher die veranstalteten Uebersetzungen

unserer besseren Werke der Geschichte der Philosophie, Ritter's und Tennemann's. Sie werden hoffentlich eine gleichmäßigere Vertheilung der Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Zweige der Philosophie bewirken, und die mannigfachen Hauptfragen derselben und ihren Zusammenhang zu klarerem Bewußtseyn bringen. Dann erinnert man sich dort wohl auch wieder der Art de penser vom Jahre 1664, und lernt von ihr, was die vorliegenden Werke nicht wissen.

Der gegenwärtig in Frankreich beliebte Eklektizismus hat einige Aehnlichkeit mit der schottischen Schule; auch er ist eine Art von Verzweiflungsphilosophie, d. i. eine Philosophie aus Verzweiflung an der Philosophie, oder wenigstens an der eigenen Kraft zu philosophiren. Cousin argumentirt: Jedes bisherige System hat Wahres enthalten, weil es entstanden; es hat auch Unwahres enthalten, weil es gefallen ist. Man nehme nun die wahren Stücke aus ihnen allen heraus, und lege sie zusammen, so hat man einen wahren Haufen, welcher die künftig allein mögliche, ächte, eklektische Philosophie ist. Das ist eine naive, ganz kindliche Argumentation. Denkende Männer haben stets von ihren Vorgängern lernen gewollt und wirklich gelernt. Dieser Eklektizismus ist kein besonderes, sondern das allgemeine Verfahren aller vernünftigen Menschen und Zeiten; eine Wissenschaft aus abgebrochenen vereinzelten Stücken zusammensetzen wollen, mit Verzichtung auf den strengsten innern, systematischen, organischen Zusammenhang, ist aber bare Unphilosophie. Und wer sieht nicht, daß man, um die wahren und falschen Stücke sondern zu können, bereits im Besitz eines Systems seyn muß? Wahrscheinlich wird nun, wenn in Frankreich sich wirklich ein nachhaltiges Interesse für Philosophie regt, eine Fluth philosophischer Ansichten vornehmlich von Deutschland her die dortigen Denker überschwemmen und so lange niederhalten, bis ein starker Geist die Wellen dämmt, und ihnen den regelmäßigen Lauf anweist. Bis dahin muß der Eklektizismus herrschen, und dürfte mancherley sonderbare Gestaltungen zu Tage bringen.

Wenn nun die Deutschen die Logik besser bearbeiten, als den besprochenen Werken zu Folge Engländer und Franzosen es thun, so hätte dieses an sich wenig zu bedeuten, stände es nicht im nächsten Zusammenhange mit dem allgemeinen Zustande der strengen Wissenschaften bey diesen Völkern. Leidet der Bildungsgang der Menschheit keine gewaltsamen Störungen, so dürften in nicht allzu ferner Zeit die meisten Nationen Europas in innigen Verkehr treten, wie die Glieder einer Familie, und



die Geschäfte des Lebens gemeinsame Angelegenheiten werden. Dabey würde sich von selbst eine Theilung der Arbeiten einstellen, angemessen den Individualitäten der großen Glieder des größeren Ganzen, und dann würde Deutschland viele köstliche Güter von Andern fortwährend empfangen, eines der köstlichsten aber zu geben fähig und berufen seyn: wissenschaftlichen Ernst und Tiefe.

F. Exner.

Anzeige=Blatt

für

Wissenschaft und Kunst.

Nro. XCII.

Des Ritters und Sängers Ulrich von Liechtenstein Itwiz oder Frauenbuch vom Jahre 1257.

Aus der einzigen Handschrift im sogenannten Heldenbuche der k. k. Ambraser Sammlung zum ersten Male mitgetheilt

von

Joseph Bergmann,
Custos am k. k. Münz= und Antikenkabinete und der k. k. Ambraser Sammlung.

Dieses bisher ungedruckte Frauenbuch, wie es der Dichter selbst V. 2123 (vgl. V. 6, dann 35) nennt, oder Itwiz, ist der Ordnung nach das neunzehnte Gedicht in dem sogenannten Heldenbuche der k. k. Ambraser Sammlung, aus welchem wir im LXXXV. und LXXXVI. Bande dieser Jahrbücher (1839) die poetische Erzählung »von dem Mayr Helmprechte« von dem in demselben dreyzehnten Jahrhunderte lebenden österreichischen Dichter Wernher dem Gartenaere mitgetheilt haben. Dieser Itwiz *), eine sehr wichtige Sittenschilderung des dreyzehnten Jahrhunderts, ist ein Werk des Ritters und Sängers Ulrich von Liechtenstein, der V. 2120 sagt:

»Ich Ulrich von Liechtenstaine
han ir gedichtet diz puechlein,
damit sol ir gedienet sein,
der frawen puech es hayssen sol,
also haisset es von rechte wol.

Derselbe dichtete dieses Gedicht zwey Jahre nach seinem Frauendienst, indem es bey Tieck in seinem Frauendienste S. 283 heißt: »Drei und dreißig Jahr war ich ritterlich Ritter gewesen, als man dies Buch zuerst lesen hörte und ich es voll dichtete;« im Itwiz V. 2135 heißt es mit denselben Worten:

»da ich das puech voll tichtet gar,
da was ich fünf und dreyssig Jar
ritter ritterlich gewesen.«

---

*) Das Wort Itwiz, der und das, bedeutet Vorwurf, Verweis; aus der alten Vorsylbe it, welche dem lat. re- entspricht, und wize, die und das, Pein, Bestrafung, animadversio ꝛc., das Zeitwort vorwizen (vgl. V. 113), Fehler, Vergehen vorhalten, vorrücken, ist unser »ver=weisen;« daher itewizen, vorwerfen, vorrücken, reprobare. So heißt es im Mayr Helmprechte S. 1795 und 1796:

»alles daz er het getan
das etweyset (itewizet) er dem plinden man.«

Vgl. Schmeller's bayer. Wörterbuch, Thl. I. 129, dann IV. 206, 182 und 187; wie auch Ziemann's mittelhochdeutsches Wörterbuch S. 174, dann 660 und 566.



Ritter wurde Ulrich zu Wien im J. 1222, also ist dieses Gedicht 1257 vollendet.

So verdient dieses Frauenbuch jenem Frauendienst, von dem er 58 Töne gesungen, den Ludwig Tieck in trefflicher Erneuung bey Cotta im Jahre 1812 herausgab, als dessen zweytes großes Gedicht angeschlossen zu werden.

Da nun von der Hagen in seinem ihm zum bleibenden Nachruhme gereichenden Werke »Minnesinger« Bd. II. (Leipzig 1839) S. 32 — 62 Ulrich's Minnelieder, die in der Manessischen Sammlung enthalten und bey Docen (Miscell. I. 109 — 111) ergänzt sind, herausgegeben hat, so darf auch der Itwiz, wenigstens in getreuem Abdruck der Handschrift, dem deutschen Publikum nicht mehr länger vorenthalten werden.

In Bezug auf des Gedichtes Orthographie, Interpunction, Bezeichnung der Seitenzahlen rc., die der Schreiber des Pergamentcodex, der im zweyten Jahrzehend (vollendet 1517) des sechzehnten Jahrhunderts für den Kaiser Maximilian I. geschrieben wurde, befolgte, gilt dasselbe, was ich bey Mayr Helmprecht in diesen Jahrb. Bd. LXXXV S. 2 und 3 des Anzeigeblattes sagte.

Des Dichters Leben ist unter allen Minnesängern theils aus urkundlichen und gleichzeitigen geschichtlichen und poetischen Nachrichten von ihm und seinem uralten, nun seit 1608 in der Fürstenwürde glänzenden Geschlechte, theils aus Tieck's mehrerwähntem Frauendienst und aus der Freyherren von Hormayr und Mednyansky Taschenbuch für die vaterländische Geschichte (1822), in welchem von S. 1 bis 90 ein Aufsatz »über die Liechtensteine« niedergelegt ist, von S. 20 — 41 am umständlichsten bekannt.

Nun hat von der Hagen in seinem vorgenannten unschätzbaren Werke im vierten Theile von S. 321 bis 404 in 83 Quartseiten die Notizen und all das Materiale, was über unsern Sänger Ulrich zu finden war, zu einer erschöpfenden Biographie verarbeitet. Da nicht allen etwaigen Lesern dieser Jahrbücher jenes kostbare Werk so leicht zugänglich seyn dürfte, so sey es mir erlaubt, die Hauptmomente aus dem Leben unsers sangreichen Ritters mitzutheilen.

Ulrich's Vaterland ist die obere Steyermark, dem sein altberühmtes Geschlecht angehört; noch sind die Trümmer der Burg Liechtenstein [1]) unweit Judenburg an der Mur zu sehen.

In den ersten Jahren des dreyzehnten Jahrhunderts geboren, kam er im zwölften Jahre als Knecht (Edelknabe) zu einer schönen, tugendhaften, hochgebornen Frau, in deren Dienst er bis in's fünfte Jahr verblieb, und für die er ganz mit Herz und Leib eingenommen wurde. Sein Vater nahm ihn von dieser Frau weg, und gab ihn zu dem an hohen Tugenden reichen Herzog Heinrich III., dem Aelteren [2]), von Medling, welche unweit Wien gelegene Herrschaft er im

1) Wie sich diese Familie noch schreibt, richtiger als Lichtenstein.

2) Dieser Heinrich (dessen einziger Sohn Heinrich IV., der Jüngere, am 22. May 1232 kinderlos starb) muß wohl unterschieden werden von seinem Großneffen, Heinrich V. dem Grausamen (richtiger wegen seines Betragens gegen seine Aeltern Impius zu nennen), dem Vater der Gertrud von Medling, und Friedrich's des Streitbaren älterem Bruder, welcher am 18 May 1208 geboren und am 26. Sept. 1228 gestorben, um 1218 noch keinen minneholden Hofstaat halten konnte. Von der Hagen verwechselt diesen Bd. IV. S. 389 mit seinem Großoheime, das. S. 326.

Jahre 1177 von seinem älteren Bruder, dem Herzoge Leopold VI., erhalten hatte.

Dieser milde, hochgemuthe Fürst, der bis an sein Ende († 19. Sept. 1223 auf seiner Burg Medling) den Frauen mit rechten Treuen diente und wohl von ihnen sprach, lehrte ihn: Wer würdiglich leben wolle, müsse sich einer Frau zu eigen geben; er lehrte ihn sprechen über die Weib, auf Rossen reiten, und in Briefen süße Worte dichten (schreiben und lesen konnte er aber nicht, s. Tieck S. 33, wo es heißt: »Er hatte einen Schreiber, der ihm die heimlichen Briefe las, und die seinigen schrieb« ꝛc.).

Indeß starb sein Vater, und er nahm Abschied von diesem Hofe, ritt gen Liechtenstein im Steyerlande, und fuhr hier durch drey Jahre zu turnieren in Knechtes Weise herum, um es recht zu erlernen.

Den Ritterschlag [1]) empfing er mit dritthalbhundert Andern im J. 1222 zu Wien bey der prachtvollen Vermählung Agnesens, der Tochter Leopold's VII., des Glorreichen, mit dem Sachsenherzoge Bernhard von Askanien, welchem Feste auch seine reine süße Herrin, deren Edelknabe er gewesen, beywohnte. Er turnierte diesen Sommer noch zwölfmal. Darauf im Winter 1223 ritt er auf die Burg seiner verehelichten Niftel (der mit seinen Liebesleiden und Freuden vertrauten Cousine), die ihm eröffnete, daß ihre Frau und Herrin, Ulrich's still Geliebte, gern den Namen seiner Erkorenen, der er seinen ganzen Dienst und seinen Sang weihete, wissen möchte. Er entdeckte ihr denselben [2]) unter

1) Vgl. Uhland's Walther von der Vogelweide S. 85.

2) Daß diese geliebte Herrin eine hochgeborne Frau (s. oben S. 2), Agnes, Tochter des Herzogs Otto von Meran, gewesen, wie Baron von Hormayr in seinem Taschenbuche vom J. 1822 S. 23 vermuthet, kann ich durchaus nicht annehmen.

Sie ist mir viel wahrscheinlicher Agnesens Mutter Beatrix, einzige Tochter und Erbin Otto's II., Pfalzgrafen in Burgund (und Enkelin K. Friedrich's I. von Hohenstaufen und seiner zweyten Gemahlin Beatrix von Hochburgund), die ihr Oheim K. Philipp mit Otto I., dem Großen, Herzoge von Meran, aus dem Hause Andechs, am 21. Juny 1208 zu Bamberg auf's feyerlichste vermählte, an welchem Abende dieser König auf dem nahen Schlosse Altenburg (dem Stammsitze der babenbergischen Markgrafen und Herzoge in Oesterreich) vom Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach aus Rache ermordet wurde. Durch diese Vermählung erhielt Herzog Otto († 1234) den Titel eines Pfalzgrafen von Burgund.

Bey dieser hochgebornen Frau Beatrix konnte Ulrich im zwölften Lebensjahre nach 1212 als Edelknabe dienen, auch erscheint seine Herrin bey dessen abenteuerlichem nächtlichen Besuche auf ihrer Burg im J. 1226—1227 als vermählt. Auf diese Beatrix von Burgund führt mich selbst eine Stelle im Frauendienst. Als nämlich Ulrich wegen der Heilung seines Fingers zu Botzen lag, kam der Bote aus der Nähe — sehr wahrscheinlich aus Meran, indem derselbe den Weg in Einem Tage machte — und brachte von seiner Herrin eine in deutschen Landen noch unbekannte Weise, welche sie ihn deutsch zu singen bat, und die Ulrich auch lernte. S. Tieck S. 64. — Beatrix, schön, gut und in allen Tugenden vollkommen, mochte durch ihr fremdes und vielleicht feineres französisch-burgundisches Wesen den feurigen jugendlichen Ritter, der sie aus seinem früheren Dienste näher kannte, um so mächtiger angezogen und begeistert haben; sie starb im J. 1231, und hinterließ vier Töchter, deren dritte, die oben erwähnte Agnes, um 1212 geboren, sich im Jahre 1230 mit dem Herzoge Friedrich dem Streitbaren von Oesterreich vermählte. Diese konnte schon ihrem Alter nach unmöglich unsers sangreichen Ritters erste Herrin seyn.

Wer die zweyte Frau und Herrin seines Herzens gewesen, vermag ich nicht anzudeuten. Er nennt sie gleichfalls hochgeborn (s. Tieck S. 218), sie muß demnach hohen Standes gewesen seyn, wahrscheinlich aus dem tyrolisch-görzischen Geschlechte, das auch zu Lienz in Tyrol Hof hielt, oder aus dem erlöschenden Hause der Babenberger.

der Bedingung des Stillschweigens, und bat sie, ihr sein neues Lied zu überbringen. Ulrich, der ein hoher, starker Mann, feurigen Blickes und lebhafter Gebärde, aber ungestalten Mundes (mit doppelwulstiger Unterlippe) war, mißfiel seiner hohen Herrin, ließ zu Grätz den Mund schneiden, wovon er sechs Wochen krank lag. Jahre lang unterzog er sich manchem Zuge für seine unerbittliche Herrin, und sendete ihr mehrere Büchlein voll süßer Reden und schöner Reime.

Er erschien im May 1225 oder 1226 auf dem großen Turniere zu Friesach, als der Herzog Leopold der Glorreiche den Herzog Bernard von Kärnthen mit dem Markgrafen Heinrich von Istrien feyerlich aussöhnte, wo Ulrich mit seinem Bruder Dietmar vor der Stadt unter einem Gezelte und zehn Hütten sich lagerte, und mehr als hundert Speere verstach — er war der Beste.

Darauf ritt er auf das Turnier nach Ribenz (jetzt Kobenz, eine Stunde von Seckau in Steyermark), nach Triest, nach Brixen (1227), wo ihm in einem Lanzenkampfe ein Finger gebrochen wurde. Von dem Arzte daselbst schlecht behandelt, ritt er schleunig zu einem andern nach Botzen, sang unterwegs eine Tanzweise, und erhielt durch einen Boten von seiner Herrin, die seinen Unfall im Frauendienste beklagte, vier Büchlein, um die Zeit zu verkürzen; den andern Tag — also wohnte sie in der Nähe, wahrscheinlich zu Meran — von derselben eine in deutschen Landen noch unbekannte Weise (vgl. S. 3, Anm. 2), die sie ihn deutsch zu singen bat. Ulrich lernte sogleich die Weise, und sang in dieser Singweise die Würdigkeit der Frauen. Die niedergeschriebenen Lieder trug der Bote eilig zur Herrin, die ihm ein Hündlein zum Lohne schickte. Nun ging er mit seinem Arzte zu einem Turnier zu Friesach in Kärnthen, das er aus Trauer vereitelte, daß er allein ohne Frauendienst zuschauen sollte.

Der Finger wurde indeß immer schlimmer, und sein liebekrankes Herz nicht besser. Er fand einen treuen Knappen, der seine in allen Leiden unwandelbare Treue der hohen Frau entbieten sollte. Sie fand ein überbrachtes Lied minniglich, nahm es aber nicht an, und hieß abhold Ulrichen abstehen, sonst würde es ihm je zu Schaden kommen.

Drauf fuhr er nach Rom, war durch sechzig Tage — in der Charwoche und zu Ostern — 1227 daselbst, sang unterwegs ein neues Lied, und ritt in sein Vaterland. Die Herrin nannte den Boten, der ihr die Nachricht hinterbrachte, daß Ulrich um sie den Finger verloren habe, einen Lügner, indem er ihn noch habe. Das schmerzte Ulrich; er ließ sich den krummen Finger der rechten Hand von seinem Freunde Ulrich von Hasendorf mit einem Messer abschlagen, und schickte ihr denselben in seinem so eben gedichteten zweyten Minnebüchlein, das, in grasgrünen Sammt gebunden, zwey goldene Deckel hatte, deren Sperre zwey zierliche Händchen bildeten, worein der Finger gethan ward.

Als sie das Büchlein mit dem Finger sah, sagte sie, über die That klagend, das hätte sie einem verständigen Manne nicht zugetraut.

Nun verlebte er in tiefster Stille den Winter (1227 — 1228) zu Venedig, bereitete sich zu der bekannten abenteuerlichen Fahrt, die er in neun und zwanzig Tagen als Königin Venus, als Göttin der Minne, von Mestre am adriatischen Meere (am 24. April 1228) bis nach Feldsberg (das jetzt dem regierenden Fürsten von Liechtenstein gehört), unweit der mährischen Thaya, machte.

Diese Fahrt, die Ulrich in seinem Frauendienst ausführlich beschreibt, gewährt uns ein vorzügliches Itinerar und Aufschluß über das

Daseyn so vieler Orte im Mittelalter, sehr viele Namen nun erloschener Geschlechter tauchen im vollen Glanze ihres Adels, ihres Reichthums und ihrer Ritterlichkeit auf.

Dann ritt er auf die Frauenburg bey Murau zu seiner Gemahlin Bertha, die ihm nicht lieber konnte seyn, wenn er auch eine andere Frau zu seines Herzens Frau und Herrin erwählt hatte! Von da nach Liechtenstein, von wo ihn seine Herrin zu sich entbieten ließ. Er ritt zu ihr, in anderthalb Tagen vierzig Meilen, und wählte die Gestalt und die Vermummung eines aussätzigen Bettlers, um geheim zu seiner Herrin zu kommen, aber sein abenteuerlicher nächtlicher Besuch auf der Burg, in die er vom Graben hinaufgezogen, und dann wieder in Leben gefährdender Schnelle in Leilachen hinabgelassen wurde, mißlang, und brachte ihm großen Aerger und Schmerz. Ulrich ritt hierauf nach Liechtenstein zu den Seinigen, die nicht wußten, wohin er gekommen, und gen St. Pölten auf Turnier.

Nun soll er, um ihre Minne zu verdienen, ihr zu Dienste und Ehre eine Fahrt über Meer machen, die sie ihm endlich zu seiner Freude erläßt. Er versäumte keines der vielen Ritterspiele im Lande, und sang fort neue Lieder und Tanzweisen. Endlich müde, reuig und zornig, daß er dreyzehn Jahre (s. Tieck S. 205) um ein undankbares Weib, welches viel nicht zu nennende Unthat gegen ihn verschuldet und ihm sehr weh gethan hatte, verdummt (das. S. 198) habe, entsagte er ihrem Minnedienste. Als sie dessen im Zorne gedichtetes Lied vernahm, zürnte sie und war sehr unfroh.

Sein minnegehrend Herz sehnte sich nach einer tugendreichen, schönen, guten und weiblich gemuthen Frau oder Herrin, um ihr geziemende Dienste zu thun.

Er ließ das Zürnen um einer tugendgepriesenen Frau willen, die er sah, und der er in die Hand gelobt hatte, um der guten Frauen willen seiner früheren Herrin nicht zu zürnen und sie nicht zu schelten. Wenn er nun auch im Herzen ein frauenfreyer Mann war, so lobte er sie fort, sang ihnen neue Tanzweisen und manches neue Lied, erkor sich im Herzen von Neuem eine schöne, gute, sanfte, keusche und hochgeborne Frau, und diente ihr mit Ritterthat und Lied.

Wie fast achtzehn Jahre früher als Königin Venus machte er vor 1246 eine zweyte abenteuerliche Fahrt auf Ritterschaft als König Artus, der aus dem Paradiese zur Wiederherstellung der Tafelrunde kömmt. Jeder Ritter, der Mitglied derselben werden wollte, mußte ohne zu fehlen drey Speere auf den König Artus verstechen, und erhielt einen Namen der alten berühmten Tafelrunder (s. Tieck S. 229). Der Zug ging vorzüglich in der Steyermark herum, dann über Bruck, Kriegloch, den Berg Semering (nicht Semernik) nach Glocknitz, Neunkirchen gegen Wienerisch-Neustadt, die — damals noch auf steyermärkischem Boden — Herzog Leopold VI. um 1192 als Vormauer gegen die Ungern zu erbauen angefangen hatte. Auf dem Wege nach Wien entbot Herzog Friedrich II. ihn nach Hindberg (jetzt Himberg bey Sachsenburg), und widerrieth nach freundlichem Empfange ihm nach Krumau in Böhmen, wohin alle Ritter zu einem Turniere eingeladen wurden, zu ziehen, damit der feindlich gesinnte Böhmenkönig Wenzel I ihn nicht fange. Ulrich ließ sich wegen seines Ausbleibens entschuldigen, und dieser, wahrscheinlich unseres Ritters letzter abenteuerlicher Zug, hatte sein Ende; denn eine schwere Zeit brach verderblich über Oesterreich und Steyermark und über Ulrich selbst herein.

Sehr merkwürdig ist seine Erzählung des unglücklichen Endes Friedrichs des Streitbaren (15. Juny 1246), und der Wirkungen, welche dieser Tod auf das Schicksal der beyden Schwesterlande hatte. Er selbst mußte ihre Bitterkeiten sehr bald und aufs Schwerste empfinden. Er ward in jener herrenlosen Zeit auf seiner Frauenburg (bey Murau) von den beyden Rittern Pilgerin von Cherse und Weinolt (am 27. August 1246?) treulos überfallen, gebunden und verwundet, seine mannhafte Frau Bertha der Kleinode beraubt und zur Burg hinausgejagt. Obgleich über ein Jahr daselbst schmählich und in steter Todesgefahr in Ketten gehalten, dichtete er manches schöne und tiefe Lied der Liebe. Endlich erlös'te ihn sein alter Freund, Graf Meinhard III. von Görz, kaiserlicher Statthalter in der Steyermark; aber Ulrich verlor viel Gut, und mußte die beyden Söhne, zwey jüngere Kinder und diese Frauenburg zum Pfande lassen.

Ulrich sagt selbst (bey Tieck S. 268): »Alle die habe ich nachher ausgelös't, ich will verschweigen wie, und will nur von Frauen sagen. Ich genas von meinen Nöthen, hatte aber starkes Gut verloren: nun, was drum? habe ich doch meinen hohen Muth behalten.« Frey geworden, sang er das Lob seiner Frau, und endet mit guten Rathschlägen und Wünschen für Männer und Frauen den Frauendienst, die selbstbesungene Geschichte seines Ritter- und Minnelebens.

Ulrich wand nicht nur als Minnesinger sich um das Haupt, sondern auch als Held um sein Schwert den immergrünenden Eichenkranz. Er kannte noch den edeln, glorreichen Herzog Leopold VII., er war ein Kampfgenosse der tapfersten Männer, die mit Friedrich dem Streitbaren und mit König Ottokar ihren Arm auf dem Felde der Ehre versuchten. Wir sehen ihn als Haupt der patriotisch gesinnten Partey, die weder dem ungrischen Golde, noch den Einflüsterungen des Herzogs Otto von Bayern zugänglich, die Steyermark von Oesterreich — wiewohl auf kurze Zeit vergeblich — unzertrennt wissen wollte; wir sehen ihn (1258) als muthigen und tapferen Verfechter des Bischofs Ulrich von Seckau im Streite um das Erzstift Salzburg mit dem Prinzen Philipp von Kärnthen.

Als der Böhmenkönig Ottokar 1260 auch Herr der Steyermark geworden, zog Ulrich mit diesem seinem Herrn auf der Heerfahrt gegen Bayern (1265), und mit Hartnid von Wildon, dem Sänger, dessen gleichfalls in demselben Ambraser Codex enthaltene Gedichte wir später mitzutheilen gedenken, Wülfing von Stubenberg und Andern gegen die Preußen (1267).

Auch er ward 1268 von Friedrich von Pettau bey dem argwöhnischen König als einer der gegen seinen Thron Verschworenen verdächtigt und ergriffen, mit seinem Freunde Wülfing von Stubenberg zu Klingenberg durch sechs und zwanzig Wochen gefangen gehalten, und mußte zur Lösung die Burgen Murau (seit 1623 fürstlich schwarzenbergische Herrschaft) und Liechtenstein an Ottokar abtreten, welche dieser 1269 zerstören ließ.

Als nach dem Tode (27. October 1269) des kinderlosen Herzogs Ulrich III. von Kärnthen, der seinen mütterlichen Vetter, den König Ottokar, zum Erben eingesetzt hatte, des Erstern Bruder, der stets unruhige Philipp, abgesetzter Erzbischof von Salzburg, dann Patriarch zu Aquileja, sich des Erbes unterwinden wollte, gewann unser Ulrich ganz Krain, und erstieg mit stürmender Hand die Hauptstadt Laibach. Hier hat der vielversuchte Greis wahrscheinlich zum letzten Male das Heldenschwert geführt; denn von nun an schweigt die Geschichte von

seinen Thaten; er erlebte die Freude, seinen Sohn Otto als Landeshauptmann (1268) in der Steyermark zu sehen, aber nicht mehr des K. Rudolph's Sieg und Ottokar's Fall.

Oft erscheint Ulrich in Urkunden als Zeuge und Bürge mit und neben manchem Landesedeln in Steyermark und Oesterreich; zuletzt besiegelt er noch zu Göß 1274 eine Tauschurkunde, und starb, wie aus Folgendem erhellet, höchst wahrscheinlich im Jahre 1276.

Im Praesulatus Seccov., welches der Stiftsdechant M. J. Gauster im J. 1739 mit außerordentlichem Fleiße aus alten, damals in Seckau (wie mir der dortige Beamte, Herr Johann Vincenz Sonntag, berichtet, und wofür ich ihm den verbindlichsten Dank sage) befindlichen Urkunden, Diplomatarien, Nekrologien etc. verläßlich zusammengetragen hat, und das vier große Folianten umfaßt, lautet es Tom. I. S. 416, die rechts mit der Jahrzahl 1276 bezeichnet ist, buchstäblich: »*Eodem hoc anno* legitur in Necrologio Confraternitatis Dominus *Vlricus Senior de Liechtenstain*, cujus dies obitus *ad decimum Kalendas* (cujus mensis?) adscriptus est. Ob cujus remedium dantur duae Marcae denariorum etc..«

»Herr Ulrich von Liechtenstein leit (liegt) in St. Johannis-Capellen, so sein Sohn Herr Otto von Liechtenstein gänzlich vollendet und ausgepaut hat.«

Dann: fuit benefactor et confrater noster.« So weit dieser glaubwürdige Sammler.

Diese im schönsten gothischen Style, aus Quadern und massiven Stücken gebrannten Thones erbaute St. Johannis-Capelle mit ihren alterthümlichen, sehr verwischten Frescogemälden und halb verlöschten Inschriften mußte im J. 1837 niedergerissen werden, da ihr Fortbestehen der großen Kirche gefährlich zu werden drohte. Uebrigens war daselbst kein Grabstein zu finden: nur hinter dem Hochaltare war, jedoch in erneuerten, aber dennoch größtentheils verwischten großen gothischen Buchstaben in Fresco zu lesen:

Vlri . . . von Lichten-
stain . . . . . . stiffter . .
. . . Perchta [1]) seine Frawen
. . . Otto . Vlricus . . . ne
s . . e, Perchta, tochter,
Otto enikl . . . hie begra
ben . . . a . . . bis . .

Weiter war nichts zu lesen, obgleich die Inschrift mehr als zwölf Zeilen hatte. Wahrscheinlich waren sämmtliche Glieder dieses Hauses, welche hier bestattet wurden, verzeichnet. Den Buchstaben nach möchte diese Inschrift zuletzt in der zweyten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts erneuert worden seyn. S. Praesulat. Seccov, Tom. IV. p. 131.

Sein ältester Sohn Otto, seit 1264 Ritter, von den steyerischen Ständen i. J. 1268 zu ihrem Landeshauptmanne erwählt, stand stets und thatkräftig auf K. Rudolph's Seite gegen Ottokar, und erwarb am 10. May 1291 vom Herzog Albrecht I. die Burg (nun Ruine) Enzersdorf [2])

---

1) Perahta oder Bertha war nach des fleißigen und gewissenhaften Gauster's Praesul. Seccov. Tom. I. p. 445 aus dem Hause Pernegg oder Bärneck.

2) Auf dem Kirchhofe des nahe liegenden Dorfes Enzersdorf ruht der am 21. Jänner 1823 im Augustiner-Kloster zu Wien verstorbene Dichter Ludwig Friedrich Zacharias Werner.

am Gebirge bey Medling, die von ihm den bleibenden Namen Liechtenstein erhielt Das Geschlecht besaß diese Veste bis zum J. 1375, in welchem sie Hanns von Liechtenstein († 1395), Herzogs Albert III. gewaltiger Hofmeister, mit der Gnade seines Herrn verlor. Nachdem dieses österreichische Liechtenstein durch viele Hände gegangen, kam es mit der schönen Brühl und der alten Burg Medling (denn der Markt Medling ist landesfürstlich), wo Ulrich von Liechtenstein den Minnedienst gelernt hatte, 1808 nach 433 Jahren käuflich wieder in den Besitz des regierenden Fürsten Johann von Liechtenstein.

Der Inhalt dieses Frauenbuches ist nach von der Hagen Bd. IV. S. 384 ꝛc. folgender:

Nachdem der Dichter alle Frauen Gott befohlen (V. 1—4), und sich glücklich gepriesen, als treuer Dienstmann seiner schönen, jungen und tugendhaften Herrin (5—34), beginnt er zu ihrem Dienste dieses Buch, und erzählt:

Eine schöne Frau saß mit einem hochgemuthen Ritter in mancherley Gespräch, und fragte ihn, warum die Männer jetzt alle so freudenlos sind, und den Frauen mißhagen (39—60).

Der Ritter antwortet: Es ist wahr, wir sind jetzt selten froh und wohlgemuth; wenn Ihr, Frau, es nicht verargt und erlaubet, so will ich Euch die Wahrheit sagen (61—82).

Sie. Gern, Herr! Lasset mich wissen, was für Gebrechen Ihr an uns findet; auch will ich Euch der Frauen Klagen über Euch sagen; redet offen die Wahrheit (83—106).

Er. Ihr Frauen würdigt uns fast keines Grußes, keiner Verneigung, keines Blickes, keines Wortes, sitzet da wie gemalt, und langweilt uns; wie sollten wir froh und hochgemuth seyn? (107—150).

Sie. Die Schuld liegt in den nun veränderten unritterlichen Sitten; ehedem waren die Herren uns in Diensten ganz unterthan, jetzt sind sie zu fürchten, weil sie zu schonungslos sind, und schon sich der Gunst einer Frau, die sie anlacht, rühmen (151—208).

Er. Nicht alle von uns sind so, sonst wäre es besser, uns trüge die Erde nicht, wir wären ungeboren! — Ihr Frauen aber kleidet Euch trübselig, verschleyert Wangen, Mund und Augenbrauen, und wenn sich eine einmal schmückt, hängt sie statt eines schönen Häftels ein Paternoster (242) an den Busen, das sie nicht zur Schau, sondern im Herzen tragen sollte, und statt zum Tanze geht Ihr Tag und Nacht in die Kirche (209—258).

Sie. Dieser Vorwurf der Frömmigkeit ist vielmehr für uns ein Lob; dagegen Ihr Männer weder Gott dienet, noch froh seyd, und so zwischen zwey Stühlen niedersitzet (V. 269). Die Frau muß tragen, was ihr der Mann, Vater oder Bruder gibt; schmückt sich aber eine, so deutet man es auf Buhlerey (259—322).

Er. Wenn der Mann sieht, daß die Frau ungern die schönen Kleider anlegt, läßt er sie gewähren; eine Witwe mag trauern, eine Gattin jedoch den Gatten auch durch anmuthige Tracht erfreuen (323—380).

Sie. Er bekümmert sich aber nicht um sie, und weiset ihr Herz und Küssen zurück; mit Tages Anbruch verläßt er sie, rennet mit seinem Hunde auf die Jagd, und nimmt das Horn an den Mund anstatt sie zu küssen, und von ihr zu lernen, »wie weiplich weib gemachen kann von herzen fro iren lieben man« (V. 431); erst mit der Nacht kömmt er

heim, setzt sich zum Brettspiele (440), trinkt bis Mitternacht, taumelt dann zu Bette und schläft bis am Morgen, wo er's eben so macht. Wann und für wen soll sie sich da schmücken und fröhlich seyn? Thäte sie es für einen Gast, so würde es ihr übel ausgelegt, zumal wenn der Mann nicht daheim wäre, oder sie zu Besuch ginge. Da ihr so alle weltliche Freude mangle, zieme es, sich dem Himmel zuzuwenden. Der Wein ist den Männern lieber als Blumen, der Gesang der Vögel und minnigliche Frauen: da sind sie schön wie Absolon (V. 510), stärker als Simson, und rühmen sich um die Wette der Frauengunst, welche vormals selbst dem Bruder verschwiegen wurde (381 — 550).

Er. Den Frauen ist das Beste, ihre Minne, um Gut feil (575) oder um Kleinode; andere suchen sich einen heimlichen Minner (613), wie niedrig er auch sey, um ihn stets bey sich zu haben (551 — 636).

Sie. Das ist doch nicht so schlimm, als daß die Männer jetzo dasjenige mit einander begehen, was kein Thier und Geschöpf. Auch thun jenes nur die schlechten Weiber, die freylich den Tod verdienten; und es ist unbillig, uns alle gleich zu stellen (637 — 700).

Er. Eben so wohl sind die Männer zu unterscheiden; jene Unreinen sollte die Erde verschlingen, wie einst Sodom; dagegen sind andere noch zu Frauendienst ohne Wanken bereit, wenn diese freudig dazu ermuntern (701 — 756).

Sie. Wie soll das ohne der Männer Spott geschehen? Lebt die Ehefrau treulich mit ihrem Manne, so heißt es, sie beherrsche ihn (792). Einer Witwe (803) wird Trauer als Eigennutz und Schmuck als Buhlerey ausgelegt. Der Jungfrau (821), die tanzt und lacht, wird verkündet, sie werde nicht in Ehren alt. Eben so wird ein »ledig Weib« (829) verhöhnt, die jung und fröhlich ist, und von einer muntern »Freundin« (835) heißt es, sie sey für Jedermann. Wie soll ein Weib sich nun des Spottes erwehren? (757 850).

Er. Eine edle schöne Frau soll ihrem biderben Manne williglich und herzlich zugethan bleiben, und alle fremde Minne meiden, und sich nicht um die Nachrede der neidigen Bösen kümmern; die aber einen übeln mürrischen Mann (911) hat, mag sich, wenn sie's nicht um Gotteswillen läßt, einen andern erkiesen, der Frauenminne erkennen kann (926), was ihr niemand rügen kann. Eine Jungfrau soll fröhlich in Züchten seyn, so wird ihr der Freyer nicht fehlen; bis zur Ehe soll sie Vater und Mutter folgen, oder als Waise ihren nächsten Verwandten, und sich nicht selber einem Manne geben: eine tugendliche Magd ist köstlicher als der Rubin im Golde und alle andern Geschöpfe Gottes (1040). Eine Witwe oder ledig Weib kann selber ihre Hand vergeben, soll sich aber vorsehen, daß die Wahl sie nicht allzuspät gereue (1041 — 1107). Eine Freundin (d. i. Beyschläferin) soll ihrem Freunde schmeicheln und ihn liebkosen, daß er sie behalte und zur Ehe nehme, oder wenn er sie entläßt, bald ein Anderer sie sich beylege (1108 — 1175).

Sie. Wie soll eine übel verheiratete Frau einen herzlichen Minner, der nicht Judas Sinn habe, erkennen? Sagt mir, wie wir aus den Bösen die Guten unterscheiden? (1176 — 1243).

Er. Sie soll meiden die kundbaren Treubrecher (1264), Schmeichler (1290), Lügner und Trüger, die Feigen, Saufer, Luderer (Schlemmer 1312) und Jäger, die rastlos und dabey geizig (1350) stets allein jagen; dagegen soll sie erwählen den reinen, guten, unbescholtenen Ritter, der stets nach Frauenhuld und Minne ringet, dem sie lieber sind

als der eigene Leib, und der überall ihr Lob mehret; solche Ritter gibt's noch genug, und ihre Namen sind zu nennen (1244—1455).

Sie. Ein solcher ist bisher selten (nie) erschienen, und soll als ein Engel empfangen (1495), und auf Händen getragen werden (1456—1517).

Er. Der ritterlich Leib und Leben um Frauen und um ihre Minne wagt, Tag und Nacht ihnen ohne Wank dient, ist ihres Lohnes würdig; ungeachtet der Spötter (1608), die unritterlich leben, sich den Frauen anschmeicheln, und sie heimtückisch verleumden und schmähen: dagegen der wahre Ritter stets ihr Lob singet und saget (1704), und darin seine Freude findet; ihre Ehre ist auch die seine, und wenn sein Dienst auch unbelohnt bliebe, würde er doch nicht ablassen, und ihren Stand und Namen nie kund machen. Seine Minne ist nicht flatterhaft, sondern treu=beständig: die Geliebte ist in seinem Herzen durch Treue verriegelt und besiegelt (1805); und beyde so vereint, haben stete Wonne und Freudenhochzeit (1819).

Bey diesen Worten trat Ulrich zu den Sprechenden, die ihn freundlich grüßten; worauf die Frau ihm den Streit zur Entscheidung vorlegte, auf welcher Seite die Schuld größer sey (1820—1868).

Ulrich setzte sich, und ließ sich von beyden ihre Klagen und deren Gründe wiederholen, verkündend, der am gegenwärtigen kläglichen Leben schuldige Theil verdiene den Fluch, obschon er bisher den Frauen nie übel gesprochen habe. Er gab zu, daß die Frau, weil sie dem Manne unterthan (1932) ist, ihr Leben nach ihm richtet. Der Ritter wandte ein, Ulrich verlange zwar, man soll im Frauendienst ihren Willen thun, jedoch könne man nimmer für gut nehmen, was so manche wolle und selber thue. Ulrich aber behauptet, wenn man auch alles Thun der Frauen gut heißen wollte, sie wären doch tugendlich, daß sie nimmer etwas Uebles thäten, sie, von denen alle der Welt Freude, alle Seligkeit des Mannes kömmt (1990). Er heißt darum den Ritter vom Streite ablassen, und stiftet so die Sühne (2000). Dann beschließt er damit, man soll den Frauen nicht viel widerstreiten, was er nimmer gethan, obschon er viel von ihnen gelitten habe, doch will er ihnen fürder treulich dienen (2043), wünscht ihnen alle Ehre und Freude, und nur das süße Weh der Sehnsucht, und hofft auf ihre Gunst, denen er Herz, Leib und Gut gewidmet hat (2050). Im Dienste seiner schönen, lieben (zweyten(?), vgl. S. 3. Anmerk. 2) Herrin hat er dieses Büchlein gedichtet, die allein ihm Minnetrost gewähren, und seinen treuen Dienst belohnen kann und wird. Ulrich war fünf und dreyßig Jahre Ritter gewesen, als er dieß Büchlein dichtete, das Frauenbuch heißen soll, und den Frauen empfohlen wird (2051—2132).

* * *

Ditz puech haiszet der Ytwitz.

CCXX Got muesse weibes eren phlegen.
d das ist mein staeter morgen segen.
got mus ir seel vnd leib bewarn.
got lass sy nymmer missefarn (!).
Es wil die liebe frawe mein.
daz ich ir richte ditzs puechlein.
das tuon ich gern vnd was sy wil.
es sey lützel oder vil.

sy ist mir lieb für alle weib.
vnd lieber dann mein selbs leib.
vnd lieber dann icht dinges sey.
ich bin gen ir gar wanckels frey.
ich bin ze dienst ir vil berait.
mit lauterlicher stätikait.
ich bin ir staeter dienstman.
mit trewen als ich peste kan.
des han ich recht sy ist schön vnd guot.
vor allem wanndel wol behuot.
mich freut ir schoene, mich freut ir iugent.
mich freut ir güete, mich freut ir tugent.
ir guot gepaerde ir senffter sit.
mit freuden füllet meine glid.
sy tuont mich fro im hertzen grundt.
mir ward nie nicht so guotes kundt.
als sy vil guete die ist also.
CCXX des stet mein muot von schulden hoch.
e wol mich das ich sy ye gesach.
vnd wol mich das ich nie geprach.
mein ritterliche staete an ir.
das tuot im hertzen grunde mir.
so sanfft vnd also recht wol.
das ich bin hoher freuden vol.
mich freut das sy vil tugende hat.
vnd frey ist gar vor missetat *).

---

*) Zur Vergleichung, wie sich die Sprache und Schreibweise in dieser späteren Ueberarbeitung zu der im dreyzehnten Jahrhundert verhalte, mögen nachstehende vier und dreyßig Verse, wie sie von der Hagen S. 384 im vierten Theile seiner Minnesinger hergestellt hat, dem Leser als Probe dienen:

Diz buech heizet der Itwiz.

Got muese wîbes êren pflegen,
daz ist mîn staeter morgen segen,
Got mues' ir sêl' und lîp bewarn,
Got lâz' si nimmer missevarn!
Ez wil diu liebe vrouwe mîn,
daz ich ir rihte diz buechlîn;
daz tuon ich gern, unt swaz si wil,
ez sî lützel oder vil.
Si ist mir liep vür alliu wîp
und lieber dan mîn selbes lîp
und lieber dan iht dinges sî;
ich bin gen ir gar wankels vrî,
ich bin ze dienst ir vil bereit
mit lûterlîcher staetikeit;
ich bin ir staeter dienst man
mit triuwen, als ich beste kan.
des hân ich reht, si ist schoen' und guot,
vor allem wandel wol behuot.
mich vröut ir schoene, mich vröut ir jugent,
mich vröut ir guete, mich vröut ir tugent,
ir guot gebaerde, ir senfter sit,
mit vröuden vüllet mîniu glit;
si tuont mich vrô in herzen grunt,
mir wart nie niht sô guotes kunt,

Nu heb ich ir ditz püechl an.
ze dienst als ich peste kan.
weib vnd man nu hoeret mich.
ditz puechl sagen das kan ich.
Es safs ein schoene frawe guot.
bey einem ritter hochgemuot.
sy redten mit einander vil.
des ich ein tail sagen wil.
sy redten ditz sy redten das.
nu horent mich ich sag euch was.
sy sprach (:) »herre ir solt mir sagen.
die rechten warhait nit verdagen.
wauon seyt ir man als vnfro.
was ist euch geschehen wie tuet ir so.
daz ir seyt als vngemuot.
euch irret weder leib noch guot.
guote iar noch iugent.
ir lebt für war gar on tugent.
das muos ich von der warhait iehen.
daz ich vil selten han gesehen.
dhainen ritter freudenreich.
ir swendet fürwar iämmerleich.
ewre iar vnd ewr leben.
wer hat euch trauren hort gegeben.
euch sey fürwar von mir gesaget.
daz es vnns frawen missebaget.«

»Liebe fraw ir habt das war.
vnns swindet übel hin das iar.
wir werden selten freuden reich.
wir leben laider iämmerleich.
trauren in des hertzen grundt.
vnns hat gehauset da ist mir kunt.
wir werden selten ymmer fro.
der muot vnns stet offt vnho.
man sicht vnns offt in sorgen leben.
traurens hort ist vnns gegeben.
vnns sicht nyemant wolgemuot.
frawe schoen frawe guot.
wolt ir nicht für vnczucht han.
ich wolt euch gerne wissen lan.
was vnns an freuden irret.
vnd was vnns rittern wirret.
vnd was vnns tuot von herczen wee.
daz wir ew nicht sein fro als ee.

als si vil guote, diu ist alsô,
des stêt mîn muot von schulden hô.
wol mich, daz ich si ie gesach,
unt wol mich, daz ich nie gebrach
mîn ritterlîche staete an ir!
daz tuot in herzen grunde mir
sô sanft' vnd alsô rehte wol,
daz ich bin hôher vröuden vol,
mich vrôut, daz si vil tugende hât
unt vri ist gar vor missetât.

vil herczen liebe frawe mein.
mag es in ewrn hulden sein.
vnd daz irs erlaubet mir.
des wil ich euch berichten schier.«

»Herre (,) ich wil des an euch gern.
auch solt ir michs durch zucht gewern.
daz ir mir endelichen sagt.
vnd die warhait nicht verdagt.
wauon ir man seyt vngemuot.
es ist mein pet daz ir es tuot.
vnd gewirret an vnns frawen icht.
des solt ir mir verschweigen nicht.
was ir gepresten an vns hand.
durch ewr zucht michs alles lant.
wissen so tuot ir so wol.
daz ich euchs gern dancken sol.
auch wil ich euch vil gerne sagen.
CCXX was ich die frawen hoere klagen.
f von euch mannen ob ir welt.
ich han euch herre darczu erwellt.
daz ich von disen dingen wil.
gern mit euch reden vil.
da han ich euch mich zuerkorn.
vnd waent nicht daz es mir zorn.
sy was ir von vnns claget.
ob ir die warhait recht saget.
so han ichs endelich recht für guot.
es ist mein pet daz ir es tuot.«

»Vil tugentreiche frawe mein.
ich will euch lassen wissende sein.
mit züchten als ich peste kan.
warumb wir müessen freude lan.
vil schoene frawe raine.
ich wil euch ein vil claine.
verwissen das vnns doch tuot wee.
ir grüesset vnns nu nicht als ee.
die frawen grüesten werde man.
sagt an was hab wir euch getan.
daz ir auch schone vns grüesset nicht.
welher vnnser kumbt da er frawen sicht.
das haubt in nider siget.
vil kaume ir aine niget.
ainem ritter das ist also.
wie mochten wir dabey wesen fro.
ewr dhaine vns güettlich ansicht.
ewr augen vnns auch grüessent nicht.
auch erstumment euch ser.
baide zungen vnd auch der.
redt vnnser ainer mit euch da.
ir sprechet weder nain noch ia.

fraw ir wisset wol ich han war.
ir siczet sam ir gemalet dar.
mit einem pensel schoene seyt.
da wirt vnns lang gar kurcz ze zeit.
ist dann da ein hofischer man.
der wol mit frawen reden kan.
dem gebt ir auch antwurt nicht.
sein rede ist als die meine enwicht.
was er gesprichet vnd gesaget.
im antwurt weder weib noch maget.
wolt ir nicht annder antwurt han.
so sprächet doch kawau her man.
der rede muos er lachen.
vnd er hinwidermachen.
rede die euch auch deuchte guot.
das gaeb euch baiden hohen muot.
dieweile ir gen vnns in hasse lebt.
vnd vnns antwurt auch nicht gebt.
noch grüesset wol noch lachet an.
von weu solten wir dann freude han.
oder wanon solt wir wesen fro.
vnd vnnser gemüet tragen ho.«

»Guot herre mein warumbe sol.
ein frawe die man nu grüessen wol.
mit spilenden augen lachen an.
mit welhen dingen dienet man.
daz sy die frawen grüessen.
den grus mit lachen süessen.
mir ist gesaget daz ee die man.
die frawen guettlichen lachten an.
daz sy wurden als hochgemuot.
das sy den leib vnd auch das guot.
zerten durch vnns willikleich.
vnd von vnns wurden muotes reich.
vnd waren der tat vnuerzaget.
damit man frawen gruos beiaget.
sy brueffeten manige ritterschafft.
durch vnns mit ritterlicher crafft.
dabey so werden wir ynnen.
daz ir hercze vnd auch ir synnen.
vnns dienstes waren vndertan.
da sach wir sy auch güettlich an.
vnd grüesten sy von herczen.
vnd wanden in ir schmerczen.
CCXXI nuo tuot ir nindert dem geleich.
a daz wir euch dunckhen mynnikleich.
daz wir euch dunckhen schoene vnd guot.
ir seit gen vnns als vngemuot.
daz wir in vorchten gen euch sein.
da wir ee waren mayen schein.
in der manne herczen grunt.
da lachet vil maniger frawen mund.

den man nu sicht wann seufftens phlegen.
seyt ir euch freuden habt bewegen.
warumb solt man euch lachen an.
es deucbt euch leicht missetan.
ob euch ein frawe grueszte.
den gruos mit lachen sueszte.
ir dächte also sy ist mir holt.
ia herre wie hen ich das versolt.
daz sy mich als güetlich ansicht.
seyt ich ir han gedienet nicht.
sy mag wol sein ein gabes weib.
seyt ir so wol behagt mein leib.
vnd sy so güetlich tuot gen mir.
sy hat gegen mir leichte mynne gir.
seyt ir die weib nu so verstat.
dauon euch güettlich grues vergat.
ir habt euch frawen dienstes bewegen.
ir künt nicht wann rüemens phlegen.
ir tuot ein zeyhen verre bas.
dann verholne warhait wisset das.
seyt ir nu nicht wann rüemens gert.
so seit ir kaum naigenswert.
möchten wir durch zucht das wol verpern.
wir sollen euch nymmer des gewern.
welhes weib gerne ere welle han.
die sol euch nicht vil lachen an.
ich bin die ain die das bewart.
daz ir icht rüement von mir fart.«

»Fraw wir duncken euch enwicht.
wir sein doch alle so bose nicht.
als ir vnns zeihet vnd saget.
vnd wären wir also gar verczaget.
als ich euch fraw hoere sagen.
so solt vnns nicht die erde tragen.
vnd waern wir als vngemuot.
zweu solt vnns leib zweu solt vnns guot.
wir wern pesser vngeborn.
hiet wir die ere also verkorn.
ich wils aber got getrawen nicht.
daz wir sein also gar enwicht.
ir sagt wir sein on tugende gar.
sagt an wie lebt ir ewre iar.
ir füllet euch mit willen an.
ewr dhaine ist so wol getan.
sy leg an sich all solhe claid.
die euch ze tragen solten laid.
sein vnd die euch misse stant,
den leib ir alle vnschone hant.
das geit vnns hohes muotes nicht.
wo vnnser dhainer ein frawen sicht.
die siczet sam sy ein schwester sey.
wer solt der gern wesen bey.

was ir gabe vater brueder man.
daz sy das nicht trüege gerne an.
wann sy es tragen solte.
vnnd wann ir man auch wolte.
ir seyt so spotte spahe.
vnd also ruem wahe.
vnd liesse sich euch ein frawe sehen.
wie ir woltet man hoeret euch iehen.
secht wie die frawe sich streicht an.
sy tuots ich wæn auf frömbde man.
vnd waret ir man nu so gemuot.
als dauon vnns das deuchte guot.
daz frawen ze tische giengen.
den gast mit kussen emphiengen.
vnd mit vnns tanntzende waeren fro.
vnd daz sy das verstüenden also.
daz wir sy damit eerten
vnd vnns heerwider merten.
freude vnd allen hohen muot.
da was daz einer frawen guot.
daz sy iren leib schone leget an.
vnd sich sehen liefs die man.
wenn sy dann güettlich ansach.
ir lob der immer mere sprach.
des tuet ir man nu alles nicht.
welhe frawe euch nu güettlich ansicht.
ir iehet sy hab es durch das getan.
sy welle euch minnen für iren man.
dauon sey wir in huote.
mit leibe vnd auch mit muote.
gen euch als vnns des twinget not.
wir waeren annders an eren tot.
daz man vnnser freude vnrecht verstat.
CCXXI darumbe die freude nu manig weib hat.
c wir waren noch vil hochgemuot.
het man die freude von vnns für guot.
ich han euch des berichtet gar.
wisset ir icht mere das sprechet dar.«

»Fraw, ich wil euch den streit lan.
was klaider einem weibe gebe ir man.
die muos sy tragen das ist war.
wann er aber sicht das sy es gar.
von herczen als vngerne trait.
vnd sys selten an sich lait.
vnd sis mit willen nicht tragen wil.
ee daz er danne mit ir vil.
darumbe page vnd thue wee.
so erlat er sy sein ee.
ee das sy darynne sey vngemuot.
er lat sy tragen was sy duncke guot.
er tregt aber ir darynne hass.
in seinem herczen wisset das.

gibt er ir gerne gute claid.
vnd daz sy die vngernne trait,
vnd lat sy ligen in irem sebrein.
wie möcht die vngemucte sein.
was so ir klaider geit ir man.
daz sy die nicht wil legen an.
vnd geet als ein vil armes weib.
des muss vnmaern im ir leib.
wann sy ist im darumbe gegeben.
daz er mit ir solt schone leben.
vnd mit ir wesen hochgemuot.
ob sy taette das in deuchte guot.
es was noch nie so schoenes weib.
vnd wil sy übel han iren leib.
es verswinde ir schoene gar.
das ways ich enndelich für war.
welhes weibes leib ist vngetan.
die wirt nymmer lieb irem man.
ob sy das selber gemacht hat.
daz die schoene an ir zergat.
wird ir gehass darumb ir man.
da ist sy selber schuldig an.
ich sich daz ein vnflatig weib
mit klaidern schone hat iren leib.
daz sy ist destbas getan.
vnd dauon lieben mues ir man.
seyt an wem das geualle wol.
ob sy gewantes hab kysten vol.
vnd sy das nicht an iren leib legt.
vnd es nicht vor den leuten tregt.
so haysset es verholen guot.
das machet die leute vngemuot.
die weile ein weib wil haben man.
so sol sy iren leib schone han.
werde sy ein wittbe vnd welle sich begeben
so sol sy wol geistlich leben.
mit gewante mit allen dingen.
nach gotes hulde ringen.
euch sey für war von mir gesait.
was ein weib bey irem manne trait.
wie schoene man sy geclaidet sicht.
daz sy des hat dhain sünde nicht.
ist sy im getrew recht als sy sol.
so ist ir hie vnd auch dort wol.«

»Herre ich muos euch des wol iehen.
daz ir ist seliklich geschehen.
welhes weib hat einen so rainen man.
der ir wol wunne mit im gan.
daz sy in vindet so gemuot.
daz er durch liebe iren willen tuot.
die ist hie freudenreich.
der wunne ist nicht geleich.

die ein guot weib ein piderber man.
wol mit einander mügen han.
wie fro mans mit einander sicht.
die freude wirt in sünde nicht.
got hat sy darumbe zusamen gegeben.
daz sy schoen mit einander leben.
nu saget welhes weib hat einen man.
CCXXI der ir mit im nicht freuden gan.
d vnd wo sy guettlich gen im thuot.
daz in das nicht duncket guot.
so sy in in treutten küssen wil.
er sprichet lat sein es ist ze vil.
vnd er aus grossem zorn gicht.
se ir kundet aber anders nicht.
wann kussen vnd er so aufstat.
in disem vnmuot er von ir gat.
so muefs sy in lassen gan.
vnd denckhet ich han missetan.
seyt im mein trauten nicht thuot wol.
fürbas ich ins erlassen sol.
so hat manig man auch ainen sit.
da er sein weib besweret mit.
des morgens als der tag aufgat.
daz er danne so von ir aufstat.
als er sy treuten solte.
ob ers lieb haben wolte.
wunne vnd freuden mit ir phlegen.
so waer im pesser da gelegen.
dann er so an derselben stund.
nymbt an ein sayl seinen hundt.
vnd rennet in den wald von ir.
zu den hunden ist sein gir.
da rennet durch den tag sein leib.
vnd lat hie sein vil rain weib.
an aller slachte freude leben.
dem weibe ist mit im wol vergeben.
wann er dort treit den seinen hundt.
vnd ein horn an seinen mund.
nun durch plasen seczet.
so ist er nicht ergeczet.
des daz in ir roter mund.
mit küssen solte machen khunt.
wie weiplich weib gemachen kan.
von herczen fro ir lieben man.
vnd wurde im das ze rechte kunt.
er emphulhe dem teufl seinen hundt.
dem er nach rennet durch den tag.
vncz er vor nacht nicht lenger mag.
so kumbt er bey der nacht hin wider.
auf einen tisch legt er sich nider.
es ist sein gescheffte vnd auch sein pet.
das man im bringe dar ein pret.
da spilt er vncz an mittenacht.

vnd trincket daz im gar sein macht.
geschweichet vnd verschwindet.
so geet er da er vindet.
sein weib dannoch warten sein.
die sprichet willekumen herre mein.
mit züchten sy gen im aufsteet.
durch ir zucht sy gen im geet.
so geit er ir antwurte nicht.
wann daz er vleissikliche sicht.
wo er sich da so nider lege.
slaffens vncz an den morgen phlege.
des morgens tuot er aber als ee.
dem weybe ist wol von schulden wee.
herre nu sprechet ir darczuo.
was ratet ir nu daz sy thuo.
wann sol sy arme freuden phlegen.
vnd auch ir guot gewant an legen.
wem sol sy guote lachen.
wem sol sy freude machen.
seydt ir man lebt mit ir also.
mit wem sol sy wesen fro.
kam ein gast dann dar geriten.
vnd grüsste sy den nach frawen siten.
als sy die manne grüessten.
ir lachen mit gruos süesten.
vnd biet sy dann ir guoten klaid.
ze eren ir wirt an sich gelait.
vnd emphienge also den frömbden man.
da mocht ir lob wol von zergan.
wan man verfieng es ir nicht wol.
dauon es ein weib gerne lassen sol.
CCXXI ist aber ir wirt dahayme nicht.
e so deucht es ein grosse vngeschicht.
ob sy dhainen gast emphienge.
oder yndert dahin gienge.
da sy gesaehe einen frömbden man.
das deuchte vil sere missetan.
warumb solt sy dann freude phlegen.
vnd icht guotes an sich legen.
seit ir man hat mit ir freude nicht.
vnd daz sy nyemand frömbden sicht.
so ist ir nicht dinges also guot.
so daz sy hercze vnd muot.
wennde an gotes dienst gar.
damit verswennde hin die iar.
ob ir leib hie on freude sey.
daz ir dort sey freide (sic) bey.
Herre ir solt mich hoeren me.
secht wie den mannen das anstee.
sy mynnent den wein für alles guot.
nicht dinges in so sanffte tuot.
sy haben in lieb für pluomen schein.
vnd für das gesang der vogelein.

vnd für die rainen suessen weib
in ist gar weines vol der leib.
baide die nacht vnd auch den tag.
ir dhainer nicht fro wesen mag.
wann da zu dem weine das ist also.
da sint sy schoen da sint sy fro.
da sein sy tumb da sein sy karg.
da sint sy scknell da sint sy starkh.
da sein sy iung da sein sy greis.
da sint sy kindt da sein sy weys.
da haben sy vil grosse crafft.
da berüemen sy vil ritterschafft.
da haben sy vil manig geschray.
da stechent sy vil spere enczway.
sy lachent vnd springent.
sy tanczen vnd singent.
sy sein schoen als Absolon.
vnd stercher dann Sambson.
sy wellent alle höfisch sein.
der sprichet lieb geselle mein.
woltest dus durch dein zucht verdagen.
so wolte ich dir mein höfischait sagen.
ich mynne ein edel schoen weib.
die ist mir lieb als der leib.
die wil mir lonen das ist war.
ich han ir nu wol zehen iar.
gedienet ritterleiche.
sy tuot mich freudenreiche.
der annder sprichet all ze hant.
geselle ich thuo dir auch bekannt.
mich hat ein weib gemachet fro.
die hat gelonet mir also.
daz ich ir gerne dienen wil.
mit trewen an mein endes zil.
der dritte auch alczehant dar gat.
die rede er wol gehoeret hat.
der sprichet ich wil euch auch sagen.
die rechten warhait nicht verdagen.
ich mynne ein weib die ist schön vnd guot.
wol ir was sy mir liebes thuot.
also werden ir wol sehen da.
der yeczlicher sagt da sa.
was im liebes sey geschehen.
von frawen das hoeret man sy iehen.
alle da enwider streit.
ir yetzlicher het des neid.
ob sich der ander rüembte mee.
ich ways wol des was nicht ee.
wo ein ritter hoch gemuot.
warbe vmb ein frawen guot.
das muesset vil gar verholen sein.
ia het ers dem brueder sein.



das wayss ich wol nicht gesagt.
es muesset sein vil gar verdagt.
do nam ritters dienst wol.
des man nu gar emperen sol.«

»Fraw ir seyt vil redereich.
CCXXI f ewrc wort sint zornicleich.
wir mann geuallen euch nicht wol.
ein tail ich euch antwurten sol.
ia habt ir frawen einen sit.
da verlieset ir vil eren mit.
daz euch dhain piderber man.
mit dienst nu nicht erwerben kan.
ir habt für war nach all ainen muot.
wen ir mynnet der muos euch guot.
vmb ewr süesse mynne geben.
das ist yedoch ein swaches leben.
das peste daz die welt hat.
daz ir das von euch kauffen lat.
es was doch weylen fayle nicht.
dauon ist es ein vngeschicht.
daz ir die vntat begand.
vnd es yemand darczuo fayle land.
es solt vaile nymmer werden.
dhainem manne auf der erden.
eś ist so hoch vnd also werdt.
wer sein ze kauffen ymmer gert.
der ist gar ein vnselig man.
ob ers icht annders gewinnen kan.
sol frawen mynne fayle sein.
wie stat das einer künigein.
ob sy fayle hat iren leib.
sy ist nicht fraw sy ist nicht weib.
die das peste das sy hat.
yemand mit guete gelten lat.
welhe fraw nu nicht gert guotes.
die ist aber eines muotes.
daz man ir klainet kostereich.
muos offt senden stetteklcich.
wer iren leib wil ze freunde han.
das ist yedoch vast missetan.
clainat sullen wesen klaine.
so sind sy ze nemen raine.
man sol da liebe erczaigen mit.
das ist der rainen mynne sit.
welch fraw sich nicht verdienen lat.
vnd auch ir mynne nicht fayle hat.
der yedoch vil menige ist.
der hat aber etzliche einen list.
vnd ist so boeser synne reich.
daz sy suechet ainen der ir haymleich.
ist wie boese der kan gesein.
dem tuot sy auf ir herczen schrein.

vnd geit im ir raine mynne.
das sint vil boese synne.
das tuot sy waen auf solhen wan.
daz sy in offte müge bey ir han.
welhe fraw ir mynne also hin geit.
die ist geschaiden one streit.
von allen guoten weiben.
man sol ir namen treiben.
fürder vnd iren boesen list.
als ainen der gar ausseczig ist.
awe das ymmer edel weib.
ir süesse mynne ir werden leib.
bringet in so hohe missetat.
daz sy ir mynne faile hat.
oder daz sys geit haymlichen.
nider vnd swachlichen.
awe das es ye geschach.
das ye weib ir zucht zerprach.
daz sy ir mynne gab vmb guot.
vnd wee ir die hat solhen muot.
die ir mynne swachen mannen geit.
wann darumbe das er offte leit.
vnuermeldet wol bey ir.
die hat vil boese mynne gir.
ia solt ain yeczlich edel weib.
ir süesse mynne ir werden leib.
ze mynne noch ze liebe geben.
wann der nach eren kunde streben.
wann sy ir ere gar an den lat.
derselbe vil klaine icht eren hat.
die hat gar eren sich bewegen.
wie sol der frawen eren phlegen.
CCXXII des leib selber ere nie gewan.
a ein weib ir ere solt an den lan.
des leib waer selber erenreiche.
der huete ir eren auch stettikleiche.
welch edel weib des nicht entuot.
der ere muos wesen vnbehuot.«

»Daz ich euch nu antwurten sol.
das tuot mir annders dann wol.
ia muofs ich die wort sprechen.
die mir mein hercze prechen.
mochten hie so an der stund.
vnd die nymmer frawen mund.
gesprochen solten das ist war.
sy haelent also swachlich gar.
das sy den lufft verswachent.
vnd mich auch schamerot machent.
ir sprechet so das nu die weib.
fayle haben mynne ere vnd leib.
nu solt ir mich auch wissen lan.
stat das wol daz nu die man.

mit einander das begant.
des vogl noch tier nicht willen hant.
vnd alle creature.
dunckent vngebeure
ir wissent wol was ich mayne.
es ist so gar vnraine.
daz ich sein nicht genennen getar.
ir leben ist verfluocht gar.
sprechet ob das sey missetat.
daz man mit manne das begat.
da got euch zuogeschuoff die weib.
verfluechet ymmer sey sein leib.
der sich der sele also bewiget.
daz er so swacher dinge phliget.
daz ein vngezogner mund.
mit worten vngerne machet kundt.
gern ich bie mit euch daruon redet vil.
wann daz ich meine zucht nicht wil.
mit boesen worten prechen.
dauon bie mynner sprechen.
ir iehet wir haben so swachen muot.
daz wir geben vmb guot.
beide mynne vnd leib.
das mag wol tuon ein swaches weib.
von welhem weibe man das gicht.
des solt ir vnns zeihen nicht.
man vindet manig weib noch so gemuot.
daz sy vmb aller kunige guot.
ir mynne nicht gebe boesem man.
vnd daz auch müelich yemand kan.
verdienen ritterliche.
der euch gebe alle reiche.
vmb ir mynne sy naem ir nicht.
das kauffen ist mit ir enwicht.
ir ist nicht aine ir ist vil.
wer vnns dann geleichen wil.
alle ze samen der missetuot.
ia hab wir alle nicht ainen muot.
ir iehet manig weib so swachlich lebe
daz sy ir mynne also hingebe.
durch mynne geit dem der ir sey.
wann sy in welle nahen bey.
des wil ich iehen welhe das tuot.
die hat nicht raines weibes muot.
sunst vnns wider zaeme.
wer ir das leben naeme.
des waern raine frawen fro.
es hüebe vnns alle von recht vnbo.
ir solt vnns nicht geleiche han.
ob ir waenet sein ein hofischer man.«

»Frawe mein nu horet mich.
ich wayss für war wol das ob ich.

euch frawen wolt geleiche han.
das ich vil sere het missetan.
auch solt ir wissen frawe guot.
das ir daran vnrechte tuot.
ob ir vns welt geleiche han.
ir iehet das boese ding die man.
tuon das mag wol wesen war.
des sul wir nicht entgelten gar.
CCXXII dieselben gar vnrainen.
b die hulffen wir euch verstainen.
vnd auf den burden prennen.
awe das man sy nennen.
vor dhainer frawen sol.
das thuot mir annders dann wol.
ir name ir leib verfluechet sey.
awe das sy den leuten bey.
sint vnd sy die erde trait.
das muosse got ymmer sein geklait.
das er nit richtet über sy.
als er tet weilen über di.
die vmb die sünde versuncken.
vnd in der helle ertruncken.
denselben boesen werren.
brüefent sumeliche herren.
die ine wenden solten.
ob sy ere haben wolten.
nu sint sy in so haymlich.
das sy dauon sint schandenrich.
vnd man des offennlichen gicht.
sy haben der schannde mit in phlicht.
des müessen sy verfluechet sein.
owe das sy der sunnen schein.
ymmer an gescheinen sol.
daran tuot got für war nit wol.
die rede ist poese die sol wir dagen.
ich wil euch das für war wol sagen.
vil tugentreiche frawe mein.
wolt ir noch hohes muotes sein.
vnd woltet schwaches trauren lan.
vnd ewrn leib frewelichen han.
vnd daa ir waeret muotes reich.
man diente euch noch als ritterleich.
als man ee diente frawen.
vnd liesset ir euch schawen.
wol gemuot vnd wol geclait.
so waer man dienstes euch berait.
ia fundet ir noch manigen man.
der euch se dienst waer vndertan.
mit herczen vnd mit muote.
mit leibe vnd auch mit guote.
sunder wenchen seine iar.
das wayss ich endelich für war.
nu vinde wir muotes an euch nicht.
des ist ze dienen euch enwicht.«

vnd hat die ein piderben man.
die sol im wesen vndertan.
vnd seines willens vleissen sich.
bey meinen trewen das rat ich.
vnd ist daz sy das güetlich tuot.
er wirt gen ir so wol gemuot.
daz er auch tuot recht was sy wil.
sy bayde habent freuden vil.
es hat got im vnd ir geben.
CCXXII ein freudenreich süesses leben.
d sy mügen mit freuden alten.
das leben sol sy behalten.
ob vmb die wurben alle man.
sy sol sy vngewert gar lan.
ir leib sol ymmer wesen frey.
was froembder mynne geheyssen sey.
vnd thuo was irn man duncket guet.
so haysset man sy von rechte guot.
was der leib freuden mag gehan.
die verkeeret ir nymmer piderbe man.
vnd thaet ein boeser darczuo ieht.
da sol sy auf achten nicht.
die poesen die sint so gemuot.
was so ein piderb weib getuot.
guoterdinge das ist in laid.
ir hercze neides gallen trait.
welhes weib der piderben hulde hat.
vnd der ir muot auf ere stat.
die enruoche was ein boeser man.
gen ir gereden ymmer kan.
es schat ir nicht als vmb ein stro.
vmb boese leute stet es so.
daz sy den piderben tragent hafs.
ir solt für war gelauben das.
wem die bösen tragent neid.
der hat ere sein zeit.
was die piderbe duncket guot.
wie selten daz der boese tuot.
was dann begat der boese man.
das sehe der piderbe vngern an.
sunst vngeleich hat in gegeben.
got iren muot vnd auch ir leben.
wen der lobt der ere hat.
des lob auf in da hohe gat.
vnd wem so lob der pose man.
der hat pöslich als er getan.
darumb geuellet er im wol.
der lob einer frawen nicht dienen sol.
vnd lobent sy die piderben man.
ir leib mus ymmer ere han.
Wo aber ein edel schoen weib.
hat tugende vnd mynniklichen leib.
der hat dabey so poesen man.

der sy nicht freude lat mit im han.
wie sy geparet was sy getuot.
das in das alles nicht duncket guot.
vnd ir dabey gan freuden nicht.
vnd man in auch selten sicht.
werben icht vmb ere.
derselben manne lere.
verderbent vil manig raine weib.
ir tugentloser leib.
vil manige frawen swachent.
hey was sy traurens machent.
welche frawe der manne ainen hat.
vnd ob die das durch got nicht lat.
die sol ir kiesen ainen man.
der frawen mynne erkennen kan.
geleyt ir der lieplichen bey.
so wirt sy alles traurens frey.
vnd steiget ir gemüete hoch.
lasse sy ir man gar wesen vnfro.
vnd gebe dem mynne der mynne gebe.
vnd gerne güetlich mit ir lebe.
so wirt sy freudenreiche.
ob er sy herczenleiche.
mynnet als er sy mynnen sol.
so ist ir wol vnd ist im wol.
dieselben mynne nymmer man.
dhainem weibe verweysen kan.
Welhem weibe also verteylet ist.
daz sy des boesen teufels list.
vnd darczuo ir gros vnhayl.
hat bracht in also schwaches mail.
CCXXII daz sy der manne hat ainen.
e den man den gar vnrainen.
von seiner posshait hayssen sol.
wie kan der mit im werden wol.
wes er mit ir beginnet.
damit ist sy geunmynnet.
wann er bey ir leit nahen.
das mag ir wol verschmahen.
wann er für war vnrainer ist.
dann in der welt ynndert mist.
welhes weib der manne muos ainen han,
an der hat saelde nicht wol getan.
ir ist ein gifft mit im gegeben.
dauon si muos mit trawren leben.
doch sol sy darumb vereczagen nicht.
vngelückes vil geschicht.
sy sol mit anndern sachen.
ir hercze frölich machen.
ir freude nicht verliesen.
sy sol ir ainen kiesen.
der durch sy hochgemuot.
vnd der thuo was sy duncke guot.

vnd der ir gebe hercze vnd leib.
vnd sy habe lieb für alle weib.
vnd ir gedancken kunne.
der mynniklichen wunne.
die er mit ir liebe hat.
vnd des daz sy auch an in lat.
ir leib ir ere vnd ir leben.
daz sy im das hat alles gegeben.
durch herczenliebe in sein gewalt.
vnd daz ir güete manigualt.
im so guettlich guottet.
vor traweren in behuettet.
vnd dannckct er ir des als er sol.
so ist in mit einander wol.
er sol ir eren also phlegen.
daz er seinen leib ee vnderwegen.
mit guotem willen liesse.
er daz er icht ir gehiesse.
des er nicht laysten wolte.
den todt er ee solte.
leiden ee er sy betrüge.
vnd ir ymmer icht gelüge.
mit disem liebe sol sy han.
freude vnd sol das durch ir man.
nymmer tag gelassen.
vnd lafs in sein verwassen.
welch fraw der poesen mann ainen hat.
die sol mercken disen rat.
sy mag mirs gern volgent sein.
ich rat es ir auf die trewe mein.
Ein maget die sol wesen fro.
vnd ir gemüet tragen ho.
vnd zu allen zeiten wolgemuot.
vnd werbe daz man sy haisset guot.
vnd lebe tugentleiche.
so wirt sy saeldenreiche.
euget sy daz man sy haysset guot.
so hat vil maniger gen ir muot.
daz er sy gern naeme.
dem sy waer widerzaeme.
ob das wurde von ir gesaget.
daz sy waer ein übel maget.
wer solte sy dann ze kone nemen.
wem mocht ze weibe sy geczaemen.
wann sy magetliche.
thaet offt zornicliche.
was wurde aus ir danne.
wann sy ir piderben manne.
müesse ir streit alle lan.
so saehe mans offt zorn han.
ein maget sol ir gemüete.
wennden wann an güete.
hat sy ze zurnen was.

vmb übel wird ir gehass.
sy sol güettlich sein gemuot.
vnd fro mit züchten das ist guot.
ir vater ir muter sey vndertan.
die weyle sy nicht hab einen man.
CCXXII ob sy nicht vater noch muoter hat.
f so volge ir nachsten frunde rat.
wil sy sich selben ze manne geben.
sy mag wol schämlich leben.
wan sy sich selben gegeben hat.
ob sy der schier varn lat.
so wirt ir affter rew erkant.
das war ee verre bas erwant.
welche maget ist mit zuchten fro.
vnd die ir gemüete ho.
schone magetlichen trait.
vnd mit züchten ist gemait.
die muos der werden lob wol han.
er gespottet nymmer piderbe man.
der magat der stat güettlich muot.
bas dann der rubin golde tuot.
got so werdes nicht enhat.
als ein maget frey vor missetat.
Ein witbe vnd ein ledig weib.
die iugent haben vnd schoenen leib.
die haben des ein schoen leben.
das sy sich selben mugen geben.
nach ir hertzen willen wol.
wem sy wellen yesliche wol.
mercken schawen vnd spehen.
fragen rechte vnd auch sehen.
wem sy ir freyes leben gebe.
das sy darnach icht übel lebe.
sy mag sich geben an die stat.
das ir iaemmerlichen ergat.
vnd das ir wirt so ze hant.
schedlich affter rew erkant.
vnd das sy fro wirt nymmermee.
vnd ir selben holt als ee.
welhes weib sich also hingeit.
ob die iammerlich ir zeit.
swendet vnd darczu ir leben.
die sol die schult niemant geben.
wann ir selben das ist also.
sy ist von ir selber schuld vnfro.
sy kumbt der klage von recht nicht abe.
selb tatte selb habe.
darczuo manig ander klagende wort.
die muessen sein irs herczen hort.
die klage hat ir ir gaher muot.
gegeben der offt schaden tuot.
ia wundert des von rechte mich.
do sy het wal ze geben sich.
wem sy wolte das sy do nam.

ze freunde der ir nicht enczam.
vnd der ir freude nicht engan.
sy het wol funden einen man.
der sy gern saehe freude han.
vnd ir ze freuden het gegeben.
seinen leib seine synne vnd sein leben.
ia wil ich in dem herczen mein.
die frawen ymmer klagende sein.
die sich geit selb einem man.
der sy nicht wol gehaben kan.
vnd der ir alle freuden wert.
awe daz sy im ye ward beschert.
vnd wee das sy in treuten sol.
das tuot mir annders dann wol.
mir tuot wee ir vil swaches leben.
daz sy ir selb hat gegeben.
awe des war kom ir sin.
do sy sich selben gab so hin.
hiemit mayn ich der wittben leib.
vnd auch annder ledige weyb.
die in selber nement man.
awe daz in ir hercze kan.
nicht geraten daz sy sich.
wol bestatten das klag ich.
iu meinem herczen ymmermee.
awe der not awe awe.
dem sy sich selbe hat gegeben.
daz sy mit dem muos übel leben.
den sy ze freuden hat erkorn.
CCXXIII daz mit dem ist ir freude verlorn.
a vnd mit im swennden muos ir tage.
das ist ein iaemmerliche klage.
ir frawen das bedencket ee.
ee daz die affter rew ergee.
vnd wirt euch affter rew khundt.
so seyt ir ymmer clage wundt.
Ich rat den freundinne.
daz sy mit losem synne.
vnd mit treuten gewynnen an.
was sy ymmer müge iren man.
seyt sy nicht state an im enhat.
vnd daz er sy wol farn lat.
vnd daz er sich ir wol abe tuot.
so sol sy in treuten vmb sein guot.
ob er ein anndre kyese.
daz sy nicht gar verliese.
sy sol gen im gar wesen guot
ob sy in bringen müge an den muot.
das im ir mynne so süesse zeme.
daz er sy ze konne neme.
wil sy sein aber nicht ze konen man.
vnd sunst nun freude mit im han.
so sol sy doch mit lose gegen im sein.

so vleisset sich des der leib sein.
su allen seiten spat vnd fruo.
das et ir lieplieh wol thue.
ist das sy das verdienen kan.
daz ir leib wirt lieb einem man.
so daz ers güettlichen hat.
vnd sy vngern vom im lat.
die sol für war gelauben das.
sy geuallet manigem dester bas.
es ist für war ir darczuo guot.
ob sich ir der man abthuot.
daz ers wil nicht lennger han.
das vmb sy wirbet maniger man.
vnd tregt ir fruntlichen muot.
vnd peutet ir leib vnd guot.
alles willicleichen.
vnd gicht er welle sy reichen.
vnd welle sy ymmer staete han.
im liebet daz sy ienen man.
hat gehabt lieb als sy sol.
dauon geuellet sy im wol.
er dencket ob ichs erwerben mag.
es gewynnet mit ir mannigen guoten tag.
vnd manige süesse nacht mein leib.
sunst ein so guettlich tuonde weib.
wem sys güettlich pieten wil.
der gewynnet mit ir freuden vil.
sunst fürwar güete reich.
vnd geparet so minicleich.
ist daz ich sy erwerben kan.
daz ich wirde gar ein saelig man.
sunst frumbt sy vnd ist ir guot.
daz ir der erste truog holden muot.
die frundine sollen losen.
mit süessen worten kosen.
sy süllen es ir frunde pieten so.
daz er sy se trawten fro.
es hat manig freundine.
mit loslichem sinne.
verdienet das an weysen man.
daz er sy stette muesse han.
dauon ratet in das hercze mein.
daz sy gerne lose sein.
loshait ist in ein nuczer phluog.
der geit in ymmer genuog.
er geit in freude er geit in guot.
er geit in mynnegernden muot.
er geit in trautens kussens vil.
vnd annder manig mynne spil.
welhe freundine nit wol losen kan.
der leib wirt lieb nymmer man.«

(Der Schluß folgt.)

angehängt حسن الصنيع بشرح نور الربيع, d. i. die Schönheit des Werkes im Commentar zu der Schrift: »Die Blüthe des Frühlings.«

264 (n. 592, 4°). — الوشي المرقوم في حل المنظوم, d. i. das mit Streifen gestickte Kleid über die Lösung des Gebundenen (d. h. zur Erklärung der Gedichte), von dem schon genannten Dhija-ed-din Ibn-elathir Dschezeri. Eine Anthologie in einem Vorworte und drey Abschnitten zur Erklärung von Gedichten, Versen des Corans und Äusserungen des Propheten.

265 (n. 597, 4°). — Geschichte des Propheten Chidr (Elias).

266 (n. 521, 4°). — القلائد, الفرائد, d. i. die kostbaren Perlen und das Halsgeschmeide. Eine Sammlung von Sprichwörtern, Auszüge aus verschiedenen Dichtern u. s. w., vom bekannten Anthologen Abu Mansúr Abd-el-melik Theálibi aus Nisabur. — Vgl. die Vorr. zum Vertrauten Gefährten des Einsamen. Wien 1829.

267 (n. 647, 4°). — نزهة القلوب, d. i. die Herzensvergnügung, ein mehreren Werken, z. B. dem von Cazwini, gemeinschaftlicher Titel. Das gegenwärtige ist eine Sammlung von Erzählungen, oder, wie der Catalog sich ausdrückt, Anecdoten.

268 (n. 648, 4°). — Eine ähnliche Anthologie.

269 (n. 680, 4°). — Die Geschichte der heiligen Jungfrau (قصة مريم الزنارية, d. i. Geschichte Mariens der Gürteltragenden) und andere Erzählungen.

270 (n. 665, 4°). — Sammlung von Erzählungen und Anecdoten.

271 (n. 673, 4°). — انيس الجليس, d. i. der Gefährte des Gastes, Anthologie, wahrscheinlich von Ali Ben Hasan Ailli Halebi, gewöhnlich Schomeim genannt, und 601 (beg. 29. Aug. 1204) gestorben. — Vgl. Haj. Kh. I. 487. n. 1442.

272 (n. 674, 4°). — Die Herzensvergnügung (نزهة الالباب) wahrscheinlich ein und dasselbe Werk mit dem gleich betitelten, oben unter den encyclopädischen (n. 661) Schriften angegebenen. — Eine Sammlung von Anekdoten.

273 (n. 681, 4°). — قصص الانبياء, d. i. die Geschichten der Propheten, von Theálibi. Haj. Kh. kennt ein Werk dieses Titels von diesem Verf. nicht, wohl aber von mehreren andern.

274 (n. 695, 4°). — Der Rosengarten (Gulistan), von Sadi, mit einem arabischen Commentar. — Eben so enthält n. 730 (4°) einen der besten Commentare zu diesem Werke von Jacub Ben Seyyid Ali, der 931 (beg. 29. Oct. 1524) starb.

275 (n. 729, 4°). — ادب الكاتب, d. i. Regeln für den Schreibenden. Eine Stylistik in Beyspielen, von Abu Mohammed

schönen Wissenschaften hineinzuziehen pflegen, also mit allgemein bildender Literatur, z. B. Romane, Sprichwörter-Sammlungen, Fabeln, Anecdoten, Erzählungen, Unterhaltungsschriften aller Art, wie 1001 Nacht, die Makamen Hariri's u. s. w., und das Verzeichniß wird den Beweis liefern, daß gerade diese Sammlung eine Hauptzierde des Fonds Asselin ist.

197 (n. 6, 4°). — Atala.

198 (n. 14, 4°). — Neun und vierzig Bändchen, einzelne Theile des Romans Antar enthaltend (Tom. 14. 17. 26. 33. 39 u. s. w.). Eine kostbare Besitzung, deren Befund jedoch noch genauer zu prüfen ist. Vgl. die engl. Uebersetzung: Antar a Bedoueen Romance, von Terrick Hamilton, 4 Bde. London 1820.

199 (n. 16, 4°). — Die Sprüchwörtersammlung von Abu'lfadhl Ahmed Ben Mohammed Meidáni aus Nisabur, der von einem Werke der Philolog (الاديب) heißt, und 518 (beg. 19. Febr. 1124) starb. — Vgl. außer Schultens im Spec. Prov. Meid. und Reiske z. B. in den Prodidagm., vorzüglich Hamak. Spec. pag. 52 sq. — Ibn Challikán n. 60 — und die begonnene erste vollständige Ausgabe dieses Werkes vom Prof. Freytag in Bonn, bis jetzt 2 Bände, 1838. — Dasselbe Werk n. 32 (4°) und n. 33 (4°).

200 (n. 20, 4°). — Eine Fabelsammlung von Eslem اسلم

201 (n. 23, 4°). — الفحوخ هز الفحوف, das Schütteln der Stricke?). — Eine Anecdotensammlung in zwey Bänden.

202 (n. 24, 8°). — Eine von Asselin selbst angelegte Sprichwörtersammlung.

203 (n. 27, 4° und n. 28, 4°). — Bruchstücke von Tausend und Eine Nacht, nach der Angabe des Catalogs Tom. I. 3. 4. II. III. — Eben so enthält n. 50 (4°) Tom. 1. 2. 3 und 4 dieser nächtlichen Erzählungen. — Ferner n. 59 (4°) Tom. 1. 2. 3 und 4. — n. 427 (4°) Tom. 6 u. s. w. — n. 723 (12°) ein Bruchstück — und n. 776 (4°) T. 3. — Demnach nichts als Fragmente, darunter freylich bedeutende, ein Beweis mehr, wie selten vollständige Handschriften dieses Werkes zu haben sind.

204 (n. 39, 4°). — Der Commentar zu Hariri's berühmtem Macamen vom Scheich Abu'labbas Ahmed Ben Abd-el-mumin Caisi Scherischi, der 619 (beg. 15. Febr. 1222) starb, und drey Commentare, einen größern, einen mittlern und einen kleinen, zu jenem Werke verfaßte. Der erstere dieser Commentare ist so vortrefflich, daß er alle andern Erklärer dieses vielgelesenen, durch Rückert auch in Deutschland heimisch gewordenen und von de Sacy mit vollständigem Texte gegebenen Buches entbehren läßt. Obige Nummer enthält Th. 1 und 2. — Desselben Werkes Th. 1 s. n. 76 (Fol.). — N. 85 (Fol.) gibt bloß den Text, wie n. 618 (8) — und n. 238 (4°) die ersten Makumen.

205 (n. 41, 4°). — Die äsopischen Fabeln. — Dasselbe Werk n. 769 (4°).

206 (n. 51, 4°). — فاكهة الخلفا ، ومفاكهة الظرفا, d. i. die kostbaren, den Fürsten aufgetragenen Früchte (Dessert)

und die scherzhaften Unterhaltungen der geistreichen Männer, von dem bekannten Ahmed Ben Mohammed Ibn Arabschah, der das Werk zwey Jahre vor seinem Tode (er starb 854, d. i. 1450 Chr.) vollendete. Dasselbe gab Prof. Freytag (Bonn 1832, 4°) im Th 1 mit Vorrede und Anmerkungen heraus. Vgl. dazu die Recens. von de Sacy im Journal des Savans Oct. 1835. — Dasselbe Werk n. 684 (12°) und n. 685 (°).

207 (n. 57, 4°). — Eine Sammlung von Erzählungen und Anecdoten.

208 (n. 60, 4°). — Die Fabeln von Bidpai, oder das weltberühmte Fabelbuch Calila we Dimna, herausgegeben von de Sacy (Paris 1816), und am Neuesten übersetzt von Philipp Wolff in zwey Bändchen (Stuttg. 1837). — Dasselbe Werk n. 114 (4°). — n. 282 (4°). — n. 478 (4°). — n. 632 (4°). — n. 675 (4°) und n. 700 (4°).

209 (n. 81, 4°). — Ein sogenanntes Sammelbuch, betitelt die Krone des Gesammelten, تاج الجامع, Briefe und Antworten in Versen und Prosa enthaltend.

210 (n. 103, Fol.). — المستطرف من كل فن مستظرف, d. i. das Neueste von jeder Gattung dessen, was man für geistreich hält, wahrscheinlich vom Scheich und Imam Mohammed Ben Ahmed Châtib Abschibi (? الشيبي). Eine Anthologie des Schönsten aus dem Coran, der Sunna und andern poetischen und prosaischen Schriften. — Der Verf. lebte um 800 (beg. 24. Sept. 1397).

211 (n. 110, 4°). — Erzählungen.

212 (n. 112, 4°). — Anecdoten der Patriarchen u. s. w.

213 (n. 116, 4°). — Eine Schilderung der Inseln Wâc Wâc (واق واق, Roman). So heißt entweder ein zu Aethiopien gerechnetes Land, reich an Producten und Gold, dagegen arm an Regen, aber frey von Hagel und Schnee. Die Einwohner gelten als arm, treiben aber mit Elephantenzähnen, Pardelfellen und Eisen Handel. Auch fischen sie kostbare Muscheln (vgl. Ibn el-Wardi von Hylander, Lundae 1823. p. 173 sq.). — Oder ein Baum auf den indischen Inseln, der bis 100 Ellen hoch wächst, mit Blättern wie Schilder, Früchten wie Menschenköpfe, mit Ohren, Augen und Nase. Beym Sturm senkt er seine Aeste zur Erde, und gibt den Ton Wâc Wâc von sich. — Dieselbe Erzählung n 628 (4°).

214 (n. 117, 4°). — Geschichtliche Anecdoten.

215 (n. 119, 4°). — Erzählungen unter dem Titel المجالس, d. h. die Beyeinandersitzung, wahrscheinlich von Ahmed Ben Merwan Deineweri, der 310 (beg. 1. May 922) starb. Eine Sammlung von Ueberlieferungen, witzigen Einfällen, Gedichten u. s. w. — Ebenfalls eine Anthologie.

216 (n. 123, 4°). — Roman, dessen Hauptheld der ägyptische Emir Bibars ist. — Vgl. Intellig. Bl. z. Leipz. Lit. Zeit. v. J. 1829. Nr. 312 und Fleischer's Catal. der Dresdner Bibl. p. 85. n. 95—99. — Dasselbe Werk n. 490 (4°).

217 (n. 125, 4°). — كتاب كشف الاسرار عن حكم الطيور و الازهار, d. i. die Enthüllung der Geheimnisse von den Rathschlägen der Vögel und der Blumen, oder die unter dem kürzeren Titel: Les Oiseaux et les Fleurs, bekannten moralischen Allegorien von Izz-ed-din Ben Abd-el-selám Ben Ahmed Ben Gánim Mocaddesi. Vgl. die Ausgabe dieses Buches mit Bemerkungen und Uebersetzung von Garcin (Paris 1821). — Dasselbe Werk n. 414 (4°).

218 (n. 126, 4°). — Fabeln von Asselin.

219 (n. 131, 4°). — كوكب الروضة, d. i. der Stern des Lustgartens, von dem schon öfter genannten Dschelál-ed-din Sojuti. Eine Anthologie voll unterhaltender Erzählungen und witziger Einfälle.

220 (n. 132, 4°). — كتاب ادب النديم, Verhaltungsregeln beym Gastmahl, Spiel u. s w., wie in Gesellschaft überhaupt, wahrscheinlich von Abu'lfath Mahmud Ben-el-Hasan, gewöhnlich Keschadschim genannt, der um 350 (961 Chr.) starb. Vgl. Haji Khalfa I. 224. n. 343.

221 (n. 134, 4°). — التبر المسبوك فى نصيحة (نصائح) الملوك d. i. geschmolzenes gediegenes Gold. Rathschläge für Könige in Erzählungen, Sprüchen u. s. w., vom Imam Abu Hámid Mohammed Ben Mohammed Gazáli, der 505 (beg. 10. July 1112) starb, und das Werk für den Seldschuken-Sultan Mohammed Ben Melekschah persisch niederschrieb. Es wurde ins Arabische und Türkische übersetzt. — Vgl. Haji Khalfa II. 177. n. 2366.

222 (n. 136, 4°). — Die Erzählung von den zehn Wesiren.

223 (n. 137, 4°). — Ebenfalls Erzählungen — Deßgleichen n. 144 (4°) — n. 150 (4°) — n. 226 (4°) — n. 245 (4°) — n. 402 (8°) — n. 404 (12°) — n. 474 (4°) — n. 494 (4°) — n. 528 (4°) — n. 749 (4°).

224 (n. 166, 4°). — العقد النفيس, d. i. die kostbare Halskette. Eine Sammlung moralischer Lehren, Sprichwörter u. s. w. Gleichen Titel führt die Fetwa-Sammlung von Emin-ed-din Mohammed Ben Abd-el-ali dem Hanefiten.

225 (n. 206, 4°). — ثمرات الاوراق, d. i. die Früchte der Blätter, eine Anthologie vom Scheich Tacki-ed-din Abu Bekr Ben Ali, gewöhnlich Ibn Hoddschet aus Hamat genannt, der 837 (beg. 18. Aug. 1433) starb. Eine Sammlung lustiger Einfälle und witziger Erzählungen. — Vgl. Haji Khalfa II. 494. n. 3842. — Dasselbe Werk n. 257 (Fol.) und n. 387 (4°).

226 (n. 217, 4°). — حلبة الكميت, d. i. die Rennbahn des Weins, eine Sammlung von heitern und unterhaltenden Erzählungen, die sich alle auf den Wein beziehen, von Schems-ed-din Mohammed

Ben-elhasan Newwadschi, der 859 (1455 Chr.) starb. — Ueber den Inhalt des Buches vgl. Haj. Kh. III. 106, n. 4107 und den Catalog von Uri p. 103 und Nusey p. 389. Eine höchst interessante Schrift, die bekannt gemacht zu werden verdient. — Dasselbe Werk n. 649 (4°) und 660 (4°).

227 (n. 223, 4°). — تسبيح الطالبين, Lobeserhebung Gottes für die Studierenden. Eine Sammlung (frommer?) Erzählungen, die der Catalog mit Anecdoten bezeichnet.

228 (n. 227, 4°). — الطراز المنقوش في انواع الحبوش, d. i. das kostbar gestickte Kleid über die verschiedenen Arten Habessinier, was der Catalog als Roman (Histoire romanesque) angibt. — Unstreitig ist es nichts anders, als eine von den vielen zur Vertheidigung der Habessinier geschriebenen Streitschriften, die auch Hadschi Chalfa anführt, nur daß er an die Stelle von انواع Arten oder Nuancen, محاسن d. i. Vorzüge oder lobenswerthe Eigenschaften, setzt. Sie wird Abul-meáli Alá-ed-din Mohammed Ben Abd-el-backi Bochári Mekki, dem Kanzelredner von Medina, zugeschrieben, der sie um 991 (beg. 16. Jan. 1383) verfaßte, und die vorhergehenden Schriften ähnlichen Inhalts benutzte. Hadschi Chalfa gibt die Einleitung des Buchs und seinen Inhalt genauer an, so wie, daß es dem Scherif von Mekka, Sejjid Hosein Ben Hasan, gewidmet ist.

229 (n. 247, 4°). — الجليس الصالح, d. i. der rechtschaffene Gefährte. — Wahrscheinlich dieselbe Anthologie, die Hadschi Chalfa II. 606 sq. n. 4144 anführt, und als deren Verfasser er Abu'lfaradsch Maáfi Ben Zakarija Nohrewáni, der 390 (1000 Chr.) starb, nennt. Die Handschrift enthält Th. 2.

230 (n. 264, Fol.). — Das bekannte Werk سكردان, d. i. die Zuckerschachtel, von Ibn Abi Hedschla Ahmed Ben Jahja aus Telemesen (تلمسان), der es 757 (beg. 5. Jan. 1356) für den Fürsten Nasir verfaßte, und 776 (beg. 12. Juny 1374) starb. Es zerfällt in eine Vorrede und sieben Capitel, die sich hauptsächlich mit Aegypten, der Heiligkeit der Zahl Sieben, der Beziehungen dieser Zahl mit dem genannten Sultan u. s. w. beschäftigt. — Außer Hadschi Chalfa, der dessen Inhalt angibt, vgl. noch Lee's Ibn Batuta unter Cod. XVI. — Dasselbe n. 561 (4°). — Ob auch n. 727 (4°) سكردان العشاق, d. i. die Zuckerschachtel der Liebenden, dasselbe oder nicht, bleibt ungewiß.

231 (n. 267, Fol.). — صناعتي النثر والنظم, d. i. die beyden Künste der Prosa und Poesie, von Abu Hilál Hasan Ben Abdallah Askeri, der 395 (beg. 18. Oct. 1004) starb. Das Ganze ist eine Stylistik, und gehört somit mehr unter die rhetorischen Schriften.

232 (n. 288, 4°). — بغية الجليس, d. i. die Sehnsucht oder Wünsche des Gesellschafters. Eine Anthologie voll Anecdoten.

233 (n. 310, 12°). — الدرّ المنظوم, d. i. die angereihte Perle. Dialogen von Asselin.

234 (n. 315, 4°). — روضة العاشقين, d. i. der Lustgarten der Liebenden. Eine Sammlung witziger Einfälle, frommer Ergießungen, grammatischer Erörterungen u. s. w. Unter einer, dem angegebenen Titel höchst ähnlichen Aufschrift: روضة العشاق, kennt Hadschi Chalfa ein dergleichen um 994 (beg. 15. Dez. 1585) in Mekka veranstaltetes Sammelbuch.

235 (n. 326, 12°). — كتاب اللؤلؤ المنثور في نصيحة ولاة الامور d. i. die zerstreute Perle, eine Ermahnung an die Vertreter der Angelegenheiten. — Anthologie von belehrenden Erzählungen und Denksprüchen.

236 (n. 327, 4°). — Ein Collectaneenbuch, enthaltend: 1) Eine Geschichte von Mekka. 2) Extasen gewisser Personen. 3) Die Allegorie: Die Vögel und die Blumen. — Vgl. oben.

237 (n. 334, 4°). — Die eherne Stadt und andere Erzählungen.

238 (n. 342, 4°). — نزهة المجالس, d. i. die Unterhaltung des Gesellschafters. — Von einer Anthologie der erste Theil, enthaltend Erzählungen u. s. w. — Ein ähnliches Werk mit ähnlichem Titel von Sojuti s. n. 52 im Anz. Bl. dieser Jahrb. Bd. LX. 1832. S. 26.

239 (n. 349, 4°). — Geschichte der Barmekiden. Roman. — Dasselbe Werk n. 699 (12°).

240 (n 351, 4°). — Ein Buch über Stylistik, Schatz der Philologie (خزانة الادب) betitelt.

241 (n. 358, 4°). — Geschichte eines indischen Königs. — Roman.

242 (n. 368, 4°). — رسائل اخوان الصفا, d. i. die Tractate der Brüder der Reinigung, eine unschätzbare Sammlung philosophischer Abhandlungen einer ganzen Akademie, die aus dem Wenigen, was zu Calcutta und neulich in Berlin (Notiz über das Buch: تحفة اخوان الصفا von Nauwerck. 1837) gedruckt worden ist, nur höchst unvollkommen beurtheilt werden kann. Es fragt sich nur, ob die hier bezeichnete Handschrift alle 51 Abhandlungen enthält, die der Wiener prachtvolle Codex in sich schließt. — Vgl. Haj. Kh. I. 205. n. 291. — Derselbe Schriftsteller nennt an einem andern Orte die Redactoren dieser Memoiren, z. B. Abu Soleiman Mohammed Ben Bosti, gewöhnlich Mocaddesi genannt; Abu'lhasan Ali Ben Harun Zendschani,

325 (n. 244, 4°). — الجواهر النفيسة, d. i. die kostbaren Edelsteine. Eine juristische Schrift.

326 (n. 246, 4°). — تحفة الملوك, d. i. Geschenk an die Könige. Ebenfalls eine Abhandlung über die hanefitischen Rechtslehren von Zein-ed-din Mohammed Ben Abi Bekr Ben Abd-el-mohsin. — Vgl. über ihren Inhalt, die Commentare u. s. w. Haj. Kh. II. 240. n. 2673. — S. dasselbe Werk n. 297 (4°).

327 (n. 271, Fol.). — الفتاوي الظهيرية, d. i. die juristischen Gutachten, von Tzáhir-ed-din Abu Bekr Mohammed Ben Ahmed, dem hanefitischen Richter in Bochara, der 619 (beg. 16. Febr. 1222) starb. Es gibt auch einen recht brauchbaren Auszug dieser Sammlung. — Dasselbe Werk n. 547 (4°).

328 (n. 276, 4°). — Abhandlung über das canonische Recht.

329 (n. 290, 4°). — Commentar zu dem Werke مقنع, d. i. das Zufriedenstellende über die abgeleiteten Rechtssätze nach Ansicht des Ibn Hanbal von Mowassir-ed-din Abdallah Ben Codáma, der 630 (beg. 18. Oct. 1232) starb. — Der Name des Commentators läßt sich nicht bestimmen.

330 (n. 292, 4°). — Ein Commentar zu dem unter dem Titel وقاية, d. i. Erhaltung oder Beschützung, bekannten Werke über die hanefitischen Rechtslehren, vom Imam Borhán-el-scheriat Mahmud Ben Sadr-el-scheriat El-Awwel Obeidallah, ein in das Türkische übersetztes Handbuch, das vielfach commentirt wurde, und eigentlich über die im Hidájet aufgeworfenen Rechtsfragen handelt. — Zweyter Band.

331 (n. 293, 4°). — Der zweyte Band des juristischen Werkes نزهة المجالس, d. i. die Erholung der gelehrten Sitzungen; der Verf. unbekannt.

332 (n. 294, 4°). — منهاج القاصدين, d. i. der Weg der Strebenden. Juristisches Werk, wahrscheinlich von Abu'lfaradsch Abd-el-rahman Ben Ali, gewöhnlich Ibn el-dschauzi genannt, der ganz nach dem Muster des احيا العلوم, von Gazáli (Haj. Kh. I. 180. n. 171) arbeitete.

333 (n. 311, 12°). — كنز الدقائق, d. i. Schatz der Feinheiten über die abgeleiteten hanefitischen Rechtslehren, vom Scheich und Imam Abu'lberekál Abdallah Ben Ahmed Nesefi, gewöhnlich Háfitz-ed-din genannt, und 710 (beg. 31. May 1310) gestorben. Auch dieses ist ein viel gebrauchtes und viel erläutertes juristisches Handbuch. Vgl. Cod. Florent. n. 150 und 151. — Wahrscheinlich dasselbe Werk n. 346 (4°). Einen Commentar dazu enthält n. 449 (Fol.). Eben so

250 (n. 412, 4°). — Erzählung von Hasan aus Basra.

251 (n. 421, 4°). — الروض الناضر, d. i. der blühende Lustgarten zum Vergnügen des Beschauers (لنزهة الناظر). Eine anthologische Sammlung vielfach unterhaltender und bildender Erzählungen (مجموع في الادب, wie Hadschi Chalfa sagt), vom Scheich Tadsch ed-din Abu Nasr Abd-el-wehhâb Ben Mohammed Hoseini, der 875 (beg. 30. Juny 1470) starb.

252 (n. 434, Fol.). — Alexander der Große. Roman.

253 (n. 471, 4°). — Der Chalife Hakim biamrallah. Roman, erster Theil.

254 (n. 472, 4°). — Leben und Thaten des Bedrnâr (بدرنار) neunter Theil.

255 (n. 507, 4°). — Leben des berühmten Ritters Battâl (بطال) — Roman.

256 (n. 522, 4°). — Die Anthologie نثر الدرار, d. i. die Zerstreuung der Perlen, wahrscheinlich von Abu Said Mansur Ben-elhosein El-Abi dem Wesire, der um 421 (beg. 9. Jan. 1030) lebte, in vier Bänden. Die Sammlung beginnt mit Aussprüchen des Corans, Mohammed's, der Chalifen u. s. w. — Ueber den Inhalt vgl. Haj. Kh.

257 (n. 526, 4°). — Geschichte der Heifa (الهيفا), Tochter des (مهرجان) Mehrdschan. Roman.

258 (n. 539, 4°). — المثل السائر في ادب الكاتب والشاعر, d. i. das laufende Sprichwort über das vom Prosaiker und Dichter zu beobachtende Verfahren, von Dhijâ-ed-din Nasrallah Ben Mohammed Saïn ed-din Mohammed Ben Mohammed Ibn-elathir El-Dschezeri, der 637 (beg. 3. Aug 1239) starb. Eine Sammlung poetischer und prosaischer Glanzstellen Behufs des Unterrichts in der Stylistik — Das Buch wird im Orient hoch gehalten, und hat viele Erklärer gefunden.

259 (n. 542, 4°). — المختار في نوادر الاخبار, d. i. das Auserwählte. Eine Sammlung seltsamer und interessanter Nachrichten von Mohammed Ben Ahmed Anbâri dem Coranleser. In eilf Abschnitten.

260 (n. 548, 4°). — Erzählung von Josaphat und Barlaam. — Dieselbe Schrift n. 582 (4°).

261 (n. 560, Fol.). — Der Roman Jusuf und Zuleicha in der Bearbeitung von Hamadâni.

262 (n. 576, 4°). — Die Geschichte des Sindbad le marin.

263 (n. 584, 4°). — Eine Abhandlung, die schönen Wissenschaften (ادب), hauptsächlich die Poesie betreffend. Derselben Handschrift ist

[illegible] ..., d. i. Die Schön[heit des] Werkes im Commentar zu der Schrift: »Die Blü[the der] Erzählungs«

264 (n. 592, 4°). — [illegible], d. i. [illegible] Bericht über die Lösung des Geheimnisses zur Erklärung der Zeichen, von dem schon genannten Dschemal Ibn-eiaiair Dschezeri. Eine Anthologie in einem Sammelwerk Abhandlungen zur Erklärung von Zeichen, Werken des Zusammenhanges des Propheten.

265 (n. 597, 4°). — Geschichte des Propheten Chidr [illegible]

266 (n. 521, 4°). — [illegible], d. i. Die Zärtlichen und des Höflingsweisheit. Eine Sammlung von Gedichten, Auszüge aus verschiedenen Dichtern u. s. w., vom berühmten Abu Mansur Abd-el-melik Thealibi aus Nisabur, die Welt zum Bewundern Gelehrten des Zeitalters. [illegible]

267 (n. 647, 4°) — [illegible], d. i. Die Herzenseinigung, ein mehreren Werken, z. B. dem von Ghazzali, gemeinschaftlicher Titel! Das gegenwärtige ist eine Sammlung von Erzählungen, wie der Catalog sich ausdrückt, Anekdoten.

268 (n. 648, 4°). — Eine ähnliche Anthologie

269 (n. 680, 4°). — Die Geschichte der heiligen Ja[illegible]

[illegible], d. i. Geschichte Marecus der Sammlungen anderer Erzählungen.

270 (n. 665, 4°). — Sammlung von Erzählungen und A[illegible]

271 (n. 673, 4°). — [illegible], d. i. Der Gefäng[nis] Gastes, Anthologie, wahrscheinlich von Ali Ben Hasan Ailli gewöhnlich Schomeim genannt, und 601 (beg. 29. Aug. 1204) [illegible] — Vgl. Haj. Kh. I. 487. n. 1442.

272 (n. 674, 4°). — Die Herzensvergnügung [illegible] wahrscheinlich ein und dasselbe Werk mit dem gleich betitelten unter den arabischen (n. 661) Schriften angegebenen. Sammlung von Anekdoten.

273 (n. 681, 4°). — [illegible], d. i. Die Geschichte [der] Propheten, von Thealibi. Haj. Kh. kennt ein Werk dieses [Titels] von diesem Verf. nicht, wohl aber von mehreren andern.

274 (n. 695, 4°) — Der Rosengarten (Gulistan) [des] Sadi, mit einem arabischen Commentar. — Eben so enthält n. [illegible] einen der beiden Commentare zu diesem Werke von Jacub Ben Ali, der 931 (beg. 29. Oct. 1524) starb.

275 (n. 729, 4°). — [illegible], d. i. Regeln f[ür] Schreibenden. Eine Stylistik in Beyspielen, von Abu Mo[illegible]

Abdallah Ben Moslim, Ibn Coteiba genannt, der 270 (beg. 11. July 882) starb. Das Werk wurde vielfach commentirt. Vgl. Haj. Kh. I. 222. n. 338.

276 (n. 754). — Sammlung von Anecdoten und Erzählungen.

277 (u. 756, 12°). — Geschichte der Stadt des Messingarbeiters (قصة مدينة النحاس)

278 (n. 759, 4°). — Roman, Geschichte Belisar's.

279 (n. 768, 4°). — Sammlung von Erzählungen, 2ter Thl. — Ein ähnliches Werk n. 775 (8°).

Zu den wenigen, unter den philologischen Werken erwähnten stylistischen oder rhetorischen Schriften fügen wir noch die logischen aus

280 (n. 762, 8°). — Die آداب البحث, d. i. die beym Disputiren zu beobachtenden Regeln, hinzu. Was die Araber darunter verstehen, hat uns Haj. Kh. I. 206. n. 292 zur Genüge erklärt. Es ist diese Erklärung dem erwähnten Codex angehangen, ihr Verf. aber unbekannt.

Rein theologische Schriften sind nicht in bedeutender Anzahl vorhanden, die dogmatischen wie die historischen berühren zugleich das canonische Recht, daher mögen jetzt nur die ascetischen, paränetischen und scholastischen erwähnt werden.

281 (n. 1, 4°). — Ein Auszug aus der Schrift السيرة الحلبية النبية d. i. Halebi's (?) Biographie des Propheten (النبية . النبوية ?). Doch läßt sich der Inhalt so nicht verbürgen.

282 (n. 78, 4°). — Ein Auszug der Theologie von Tahir Ben Islam. Etwas Näheres läßt sich nach dem Cataloge nicht nachweisen.

283 (n. 79, 4°). — رفع الشك، للعين, d. i. Entfernung des Zweifels und des Sichern. — Der Verf. unbekannt.

284 (n. 83, Fol. — كتاب الروض الفائق في المواعظ, d. i. der vortreffliche Lustgarten. Eine paränetische Schrift voll milder Ermahnungen, wahrscheinlich vom Scheich Schoeib, gewöhnlich Horeifisch genannt. — Dasselbe Werk unstreitig n. 625 (4°).

285 (n. 115, 4°). — زهرة الرياض, d. i. die Blume der Lustgärten. Ebenfalls eine grammatische Schrift vom Scheich und Imam Tádsch-el-islám Soleiman Ben Dawud aus Ceuta (Sebti). Der Verf. schrieb mehrere paränetische Werke, unter andern eine Erfrischung kranker Herzen (نزهة القلوب للمراض). Das hier genannte scheint das vorzüglichste und am weitesten verbreitete zu seyn.

286 (n. 147, 4°). — بهجة الانوار, d. i. die Zierde der Lichter, eine paränetische Schrift von demselben Verf., von Haus aus persisch geschrieben. Sie befaßt sich vorzüglich mit Schilderung der Eigen=

schaften Gottes. Ueber ihr Verhältniß zur vorhergehenden vgl. noch Haj. Kh. II. 73. n. 1954.

287 (n. 158, 4°). — Theologische Schrift über den Tod und das zukünftige Leben.

288 (n. 183, 4°). — انيس المنقطعين وبرهان العابدين, d. i. der Gesellschafter der sich in die Einsamkeit Zurückziehenden und der Beweis für die Anbeter Gottes. Eine paränetische Schrift von Abu Mohammed Moafa Ben Ismail Scheibáni aus Mosul, der 360 (beg. 18 Oct. 1232) starb. — Eine und dieselbe Schrift mit der unter den philologischen n. 208 angegebenen. — Vgl. Haj. Kh. I. 454. n. 1342.

289 (n. 187, 4°). — Schrift über den Glauben (في الاعتقاد)

290 (n. 265, Fol.). — Ein Tractat über die Lehre Schafii's.

291 (n. 270, Fol.). — Fragen über die vier orthodoxen Secten.

292 (n. 274, 4°). — السواد الاعظم, i. e. maxima nigredo, oder das größte Geheimniß (?) (oder ist سواد zu lesen?), nach dem Cataloge eine Abhandlung über die Lehre Abu Hanifa's. H. Ch. bezeichnet unter diesem Titel eine theologisch-scholastische oder metaphysische Schrift (في الكلام) in 62 Fragen, von dem Philosophen Abu'lcásim Ishac Ben Mohammed, hanefitischem Cadhi, und gewöhnlich der Philosoph von Samarkand (الحكيم السمرقندي) genannt. Er starb 347 (beg. 25. März 958).

293 (n. 275, 4°). — Ein Buch über die Wissenschaft der Grundlehren (في علم الاصول). Vgl. Haj. Kh. I. 331. n. 834—35.

294 (n. 298, 4°). — تحفة الاريب, d. i. Geschenk für den Verständigen, dieselbe Schrift, die im Haj. Kh. II. 220. n. 2541 unter dem Titel تحفة الاديب, d. i. Geschenk für den Wohlgebildeten, aufgeführt ist. Sie enthält die Vertheidigung des Islams gegen das Volk des Kreuzes oder die Christen von einem Renegaten in Tunis, der als Mohammedaner den Namen Abdallah Ben Abdallah Tardschemáni führt. Nach dem Cataloge von Sparvenfeld Cod. IV schrieb er 1429, und vollendete dagegen nach Haj. Kh. 823 (beg. 17. Januar 1420?).

295 (n. 299, 4°). — Ein Commentar zu dem Werke über die Metaphysik, betitelt die Mutter der Beweise über die Glaubensbekenntnisse (ام البراهين في العقائد). Vgl. Haj. Kh. I. 439. n. 1275). Das Werk selbst ist vom Scheich und Imam Moh. Ben Jusuf Ben-elhosein Sinusi, der 895 (beg. 25. Nov. 1439) starb. H. Kh. nennt die verschiedenen Commentare, unter denen auch einer vom

Verf. selbst ist. Aus dem Cataloge erhellt nicht, wem der vorliegende zum Verf. hat.

296 (n. 321, 4°). — حادي الارواح الى بلافراح, d. i. der Antreiber der Geister zum Lande der Freuden, vom Hanbaliten Schems-ed-din Mohammed Ibn Cajjim-eldschauzijet, der 751 (beg. 11. März 1350) starb. Siebzig Capitel über die das zukünftige Leben betreffenden Dinge. — Vgl. Haj. Kh. III. 3. n. 4363.

297 (n. 328, 12°). — Schrift über Religion.

298 (n. 366, 4°). — Ein Commentar zu dem Werke بدي الامالي, d. i. die ungewöhnlichen Dictata. — Religionsschrift.

299 (n. 326, 12°). — كنز الاسرار, d. i. Schatz der Geheimnisse, wahrscheinlich dasselbe Werk mit dem von Haj. Kh. angeführten كنز الاسرار ولواقح الانوار, d. i. Schatz der Geheimnisse und die nachhaltigen Gedanken, von Abu Abdallah Mohammed Ben Said Ben Omar Ben Said Senbådschi, gewöhnlich Ibn Moschåbid (?) genannt, der seine Schrift in vier Grundpfeiler zerlegte, und diese wiederum in Abschnitte. Er schließt mit der Lehre von der Auferstehung, der Versammlung der Todten u. s. w. Vgl. Haj. Kh.

300 (n. 534. Fol.). — تقويم الملك في المذاهب الاربعة, d. i. die Geradrichtung der Herrschaft. Eine Abhandlung über die vier orthodoxen Glaubenssecten vom Said Ben Mobårek Ibn-el-dehhån, der 569 (beg. 12. Aug. 1173) starb.

301 (n. 563, 4°). — نور الايضاح و نجاة الارواح, d. i. das Licht der Erläuterung und der Zufluchtsort der Geister, persisch von Scharanbelåli. Fromme Uebungen (pratiques pieuses).

302 (n. 593, 8°). — كتاب الانسان الكامل في معرفة الاواخر و الاوائل, d. i. Buch des vollkommenen Menschen über die Kenntniß der ersten und letzten Dinge, vom Scheich Abd-el kerim Ben Ibrahim Dschili Sufi, der 767 (beg. 18. Sept. 1365) geboren wurde. Ein zur Geheimlehre der Sufi gehöriges Werk. Vgl. Haj. Kh. I. 459. n. 1356. Es handelt über den Tod, das jüngste Gericht u. s. w. — Dasselbe Werk n. 624 (4°).

303 (n. 668, 4°). — Werk über die vortrefflichen Eigenschaften der Frommen (في مناقب الصالحين), von Abdallah Ben Sad Ben Abd-el-kafi Misri Hozeifisch, der 801 (beg. 13. Sept. 1398) starb.

304 (n. 748, 4°). — Schrift über die Einheit Gottes, von Scheranbåbili (oder Scharanbelåli?).

Zu den Schriften der Sufi, d. i. der beschaulichen Asceten, der Mystiker oder Theosophen des Orients, von denen schon Andeutungen

unter den theologischen Abhandlungen gegeben wurden, gehören noch hauptsächlich folgende:

305 (n. 145, 4°). — كتاب السير و السلوك, d. i. Buch des Ganges und Weges der Sufi, d. i. Abhandlung über das beschauliche Leben.

306 (n. 174, 4°). — Eine ähnliche Schrift über die Beschaulichkeit.

307 (n. 176, 18°). — Ein Tractat Gazali's ähnlichen Inhalts.

308 (n. 184, 4°). — Eine Schrift, ديوان (Diwan) betitelt, wahrscheinlich in dichterischer Form, gleichen Inhalts.

309 (n. 249, 4°). — شرح الاحكام و التصفية, d. i. Erklärung zu dem Werke: »Die Bestimmungen und die Reinigung.«

310 (n. 370, 4°). — Ein Tractat mit der Ueberschrift التصوف d. i. die Lehre der Theosophen.

311 (n. 379, 4°). — Abhandlung über die Wissenschaft des Weges (في علم الطريق), d. i. des beschaulichen.

312 (n. 398, 4°). — شرح ترجمان الاشواق, d. i. Commentar des Werkes: »Der Dolmetscher der Begierden,« wahrscheinlich vom Scheich Mohji-ed-din Mohammed Ben Ali Ibn Arabi, der 638 (beg. 23. July 1240) starb. — Vgl. Haj. Kh. II. 276. n. 2893.

313 (n. 454, Fol.). — كتاب حكم لابن عاد, d. i. das Buch der Satzungen, unter der Voraussetzung, daß عباد statt عاد zu lesen, unstreitig nichts anderes, als des Mohammed Ben Ibrahim Ibn Abbad Commentar zu dem Werke des Scheich Sadsch-ed-din Abu'l-fadhl Ahmed Ben Mohammed Ben Abd-el-kerim aus Alexandrien, gewöhnlich Aláallah genannt, betitelt die Satzungen des Aláallah (Haj. Kh. III. 82. n. 4581), und im Sinne der betrachtenden Lehre geschrieben.

314 (n. 590, 4°). — قرة العين الباصرة, d. i. die Erfrischung des blickenden Auges. Ueberlieferungen und Betrachtungen des beschaulichen Lebens. Der Verf. unbekannt.

315 (n. 663, 4°). — الجوهر الفريد, d. i. der kostbare Edelstein, über die Lehre von einem Gotte (التوحيد), von Kemál-ed-din Mohammed Demiri, der 808 (beg. 29. Juny 1405) starb. — Vgl. Haj. Kh. II. 652. n. 4327).

316 (n. 725, 4°). — Der erste Band von dem رسالة في علم التصوف d. i. Sendschreiben über die Lehre der Theosophen,

von Abu'lcásim Abd-el-kerim Ben Hewázin Coschciri. — Vgl. über den Verf. und sein Werk Wien. Jahrb. Anz. Bl. Bd. XLVII. S. 3 flg. — Als Gebetbuch möge noch gelten:

317 (n. 529, 4°). — زبدة الصلوات على افضل المخلوقات, d. i. Auswahl der Gebete für das vortrefflichste der Geschöpfe. Eigentlich eine Biographie Mohammed's.

Den juristischen Schriften, die mit den theologischen bey den Mohammedanern, wie bekannt, Hand in Hand gehen, da ihr Recht eine rein kirchliche, auf den Coran, eben so wie die Dogmatik, gegründete Unterlage hat, kommen folgende Nummern zu:

318 (n. 10, 4°). — نظم درر البحار, d. i. die metrische Ueberarbeitung der Perlen der Meere. Unstreitig ist damit die Schrift des Hanefiten Ibn-elaini über die abgeleiteten Rechtslehren seiner Secte gemeint. Es enthält das ganze Gedicht 1156 Verse. Der Verf. schrieb selbst einen Commentar dazu.

319 (n. 22, 4°). — درر المهتدي, d. i. die Perlen des Wohlgeleiteten. Eine juristische Schrift.

320 (n. 62, 4°). — Der erste und zweyte Theil des berühmten canonischen, durch Mouradjea d'Ohsson bekannt gewordenen hanefitischen Rechtsbuches ملتقى الابحر, d. i. der Zusammenfluß der Meere, vom Scheich Ibrahim Ben Mohammed Halebi, der 956 (beg. 11. Febr. 1549) starb.

321 (n. 153, 4°). — المنهاج, d. i. der richtige Weg, wahrscheinlich das Werk منهاج الطالبين, d. i. der richtige Weg der Strebenden, vom Imam Mohji-ed-din Abu Zakarja Jahja Ben Scheref Newewi, der 696 (beg. 30. Oct. 1296) starb, über die abgeleiteten schafiitischen Rechtslehren. Der Verf. war Schafiit.

322 (n. 164, 4°). — Die Vermächtnißacte eines Eigenthums an eine Moschee von Cahira im J. 1129 (beg. 6. Dez. 1716).

323 (n. 169, 4°). — مراقي الفلاح d. i. die Stufen der Glücklichen. Abhandlung über die Jurisprudenz.

324 (n. 216, 4°). — مجمع البحرين و الملتقي النهرين, d. i. die Vereinigung der beyden Meere und der Zusammenfluß der beyden Ströme, über die abgeleiteten hanefitischen Rechtslehren, vom Imam Motzaffir-ed-din Ahmed Ben Ali Ben Thaleb aus Bagdad, gewöhnlich Ibn Saáli genannt, der 694 (beg. 21. Nov. 1294) starb. Es ist dieses eine der canonischen hanefitischen Schriften, die vielfach commentirt wurde. — n. 277 (4°) enthält einen Commentar; deßgleichen n. 545 (4°).

und die Befriedigung des Beginnenden, von Saad-ed-din Kaschghari. Der Commentar, dessen Verf. Ibrahim Ben Mohammed aus Haleb ist, erschien zugleich mit dem Texte gedruckt 1823 in Constantinopel.

15. اصلاح الوقاية, d. i. die Verbesserung des Werkes Wicajet über die abgeleiteten Rechtslehren, vom Molla Schems-ed-din Ahmed Ben Soleiman, gewöhnlich Ibn Kemálpascha oder Kemálpaschazádeh genannt, der 940 (beg. 23. July 1533) starb. Vgl. Haj. Kh. I. 329. n. 830. (Im Cataloge steht Islah wa idad.)

16. تغيير التنقيح, d. i. verbessernde Veränderung des Werkes Tenekih über die Grundlehren des Rechtes, von Sadr-elscheriat Obeidallah Ben Mesud Mabbúbi Bochári, der 747 (beg. 24. April 1346) starb. Obiger verbessernder Commentar ist von dem eben genannten Ibn Kemálpascha. Vgl. Haj. Kh. II. p. 450.

17. اخوان الصفا. Vgl. Fonds Asselin n. 368.

18. آثار البلاد. Vgl. oben Nr. 6.

19. خطط مصر, wahrscheinlich das bekannte Werk von Macrizi (s. Fonds Asselin n. 269). Im Catalog steht von Cazwini.

20. اخبار الدول, d. i. Kunden der Dynastien, ob die von Abu'lfaradsch oder von Abu'labbás Ahmed Ben Yusuf Dimeschki u. s. w., läßt der Catalog ungewiß. Vgl. Haj. Kh. I. 186. n. 195 und 196.

21. حسن المحاضرة. Vgl. Fonds Asselin n. 17.

22. Eine sehr ausführliche Geschichte Indiens.

23. يميني في تاريخ عين الدولة محمود بن سبكتكين. Geschichte des Sultans Ain-el-dewlet Mahmud Ben Subuktekin, vom Dichter Abu Nasr Mohammed Ben Abd-el-dschebbár Otbi, daher gewöhnlich تاريخ عتبي genannt. S. Fonds Asselin n. 103.

24. احكام النجوم, die Astrologia judiciaria vom bekannten Abu Maschar. Das Manuscript, vom J. 666 (beg. 22. Sept. 1267), gehörte, wie das vorhergehende, früher zur Bibliothek des Sultans.

25. صناعة, d. i. die geheime Kunst der Alchymie.

26. كنز النعم, d. i. Gnadenschatz, ebenfalls eine alchymistische Schrift.

27. علم الصناعة, die Wissenschaft der Alchymie, vom Alchymisten und Geheimnißkrämer Dschábir Ben Hajjan.

28. مجموعات في الصناعة الحكمية, d. i. Sammelbuch über die astrologische Kunst. Vom Catalog als alchymistisches Buch bezeichnet; dann aber wäre كيميا statt حكمية zu denken.

29. Ein anderer alchymistischer Tractat von Dschábir.

30. Ein Auszug aus dem Wörterbuche صحاح von Dschewheri. Vgl. Fonds Asselin n. 91.

31. تعريفات سيدي, d. i. die Definitionen des Seid oder Sejjid Scherif Zein-ed-din Abu'lhasan Ali Dschordschani. Vgl. Not. et Extr. X. p. 1 sq. — Dieselbe Handschrift schließt eine Menge Tractate und Gedichte ein, z. B. a) علم اخلاق, i. e. doctrina morum. Vgl. Haj. Kh. I. 200. n. 271. — b) Das Gedicht Burda, mit einem arabischen und einem türkischen Commentar. — c) Die Moallaca von Ka'b Ben Zoheir. — d) تعليم, d. i. die Unterweisung. — e) Die Caside Amali. — f) Eine Caside von Omar Ibn Fáridh. — g) Die خمرية von demselben Dichter. — h) تعديل الاركان, d. i. die Geradrichtung der Pfeiler; — anderer Tractate, z. B. von Sojuti, nicht zu gedenken.

32. التوقيف, d. i. Erklärung der schwierigsten Definitionen, ein dem vorhergehenden ähnliches Werk, aber neuer und ausführlicher, mit besonderer Rücksicht für den Erklärer des Coran, den Traditionskundigen und Juristen. — Der Codex hat 186 Bl. 8°.

33. مفصل في النحو, d. i. der deutliche Erklärer. Grammatisches Handbuch von Zamachscheri (s. Nr. 2), der es 514 (beg. 2. April 1120) vollendete. Ein viel gelesenes und viel bearbeitetes Buch.

34. Der Commentar zur Kafije des Ibn-elhadschib von Nur-ed-din Abd-el-rahman Ben Ahmed Dschami, der 906 (beg. 28. July 1500) starb. Das ist der jetzt gebrauchteste Commentar.

35. Acht bis zehn grammatische Manuscripte.

36. تلخيص, d. i. kurze Erläuterung. Vielleicht das تلخيص المفتاح vgl. Haj. Kh. II. p. 402. n. 3541. Sicherlich eine grammatische oder stylistische Schrift.

37. مراح الارواح, d. i. die Ruhe der Geister. Das be-

kannte Schriftchen über die Formenlehre mit dem Commentar von Dinkus (دیك قوز)

38. علم السياسة, die Politik von Aristoteles.

39. Der Timaos von Aristoteles. Wahrscheinlich die Schrift: τὰ ἐκ τοῦ Τιμαίου.

40. Die Schrift الغالب , المقلوب (sicher untergeschoben) von Aristoteles. — Dieselbe Handschrift enthält noch zwölf andere kleine Tractate, worunter einer über das Verhältniß der mohammedanischen Zeitrechnung zur coptischen.

41, 42 und 43. Lauter Sammlungen kleiner Abhandlungen oder Gedichte. Nr. 42 z. B. enthält eine persische Uebersetzung der Caside von Tantarani u. s. w.

44. كتاب الانسان, d. i. Buch des Menschen, von Eidemir Ben Ali Dschildeki.

45. درة الغواص في اوهام الخواص, d. h. die Perle des Tauchers über die von vornehmen Leuten begangenen Sprachfehler, von dem berühmten Hariri. Ein hoch geschätztes grammatisches Werk. Vgl. Chrest. Arabe III. 176 und Antholog. gramm. p. 122.

46. Die Makamen von Hariri.

47. Der Commentar dazu von Motarrizi, ein sehr gutes und sehr altes Manuscript, und

48. Der Commentar von Scherischi. Vgl. zu diesen Nummern Fonds Asselin n. 39.

49. Die bekannte Sammlung alter Gedichte, Hamása genannt, und vom Prof. Freytag herausgegeben.

50. Der Commentar dazu von Tebrizi.

51. Diwan des Motenebbi.

52. Diwan des Omar Ibn Fáridh. Vgl. Fonds Asselin, n. 52.

53. Diwan der Hudzeiliten.

54. روضة الناظر ونزهة الخاطر, der Lustgarten des Beschauenden und das Vergnügen des Bedenkenden, von Abd-el-aziz Káschi, eine Anthologie von Gedichten, Denksprüchen u. s. w.

Nach dem Fonds du Curroy dürfen 7) die von Algier erhaltenen Handschriften ihren Platz finden. Sie zählen 42 Nummern, unter denen Nr. 1 bis 9 gedruckte Werke, und sonst mehrere türkische von untergeordnetem Werth aufgeführt sind, so daß man Grund hat, sich über diese geringe Ausbeute zu wundern. Ich erwähne alles Vorhandene nur kurz.

Nr. 10. Eine doppelte Traditions-Sammlung; die erste enthält deren hundert, die zweyte vierzig. Der arabische Text ist mit einer türkischen Erklärung begleitet.

11. Astrologischer Tractat über Horoscop-Stellerey. Türkisch.

357 (n. 424, 4°). — منهاج البيان فيما يستعمله الانسان من الادوية المفردة والمركبة, d. i. der gerade Weg der Erläuterung über die einfachen und zusammengesetzten Hülfsmittel, welche der Mensch anwendet, von Ali Ben Isa Ibn Dschezla, einem der Schüler des Nâsir-ed-din Tusir. Er war Christ, und ging erst später zum Islam über. — Vgl. Chrest. Arab. von de Sacy I. 268 und Ibn Chalik. n. 822. — Er starb 493, d. i. 17. Nov. 1099.

358 (n. 460, 4°). — كتاب الباه, Buch über die den Beyschlaf fördernden Reizmittel.

359 (n. 484, 4°). — عمدة الادباء في دفع الطاعون والوباء, d. i. die Stütze der Gebildeten über die Vertreibung der ansteckenden Krankheiten und der Pest. — Mittel dagegen.

360 (n. 489, 4°). — Sammlung verschiedener Aufsätze, hauptsächlich medizinischen Inhalts.

361 (n. 544, 4°). — Tractat über die Chirurgie, von Abu'l-câsim.

362 (n. 580, 4°). — Abhandlungen über Medizin und allerhand abergläubische Mittel.

363 (n. 881, 4°). — تسهيل المنافع في الطب والحكمة d. i. Erleichterung Vortheile zu erlangen über Medizin und Philosophie. Ueber den Verf., Scheich Ibrahim Ben Abd-el-rahman Ben Abi Bekr Azrac, der die beyden Werke Schifâ el-adhsâm und Kitêb el-rahmet hier zu einem Buche verschmolz, vgl. Haj. Kh. II. 295. n. 2991.

364 (n. 636, 4°). — كتاب المنتقى, das Buch des Auserwählten, im Catalog als medizinische Schrift bezeichnet.

365 (n. 679, 4°). — Medizinische Schrift.

366 (n. 680, 4°). — Sammlung von Abhandlungen über verschiedene Gegenstände, darunter medizinische.

367 (n. 717, 4°). — راحة الارواح في الحشيش والراح, d. i. die Ruhe der Geister über das betäubende Kraut Haschischa und den Wein, vom Scheich Tacki-ed-din Bekri Dimeschcki.

Die Cabbala konnte natürlich hier eben so wenig leer ausgehen, wie anderwärts, zumal da kein Volk den Willen der Gottheit und die von ihr abhängige Zukunft durch künstliche Prozesse, zu denen vor Allem Zahlen und Buchstaben, unendlichen Stoff boten, besser zu errathen sich befähigt hielt, als der Araber, daher er kein Mittel unversucht ließ. Die hieher zu ziehenden Handschriften sind folgende:

368 (n. 75, 8°). — Cabbalistischer Tractat von dem bekannten Geheimnißkrämer Buni.

369 (n. 132, 4°). — سر الحكمة d. i. Geheimniß der

konnte (wiewohl alle drey Richter zuvor wußten, daß ich es war), ein giltiger Grund zur Abweisung oder Vertagung auf ein nächstes Jahr, mögen die Leser selbst entscheiden. Endlich ist noch die, nach Angabe jenes Artikels, »vielfach verbesserte Gestalt« des Werkes zu besprechen; ich habe, außer den in den Noten immer getreu angezeigten, von meinen Richtern gerügten, aber für den Werth der Geschichte ganz unwesentlichen Kleinigkeiten, gar nichts verbessert, und selbst an vielen Orten bemerkt, daß trotz der ungegründeten Kritik am Texte nichts geändert worden. Die zwey einzigen historischen Daten, welche einer kritischen Untersuchung werth, nämlich das Datum der Schlacht an der Kalka und die Epochen des Lebens Dschengischan's, sind ganz unverändert geblieben, und in der Antikritik mit schlagenden Gründen vertheidigt worden. Ich habe in der oben angeführten Stelle der Vorrede an das Urtheil aller Orientalisten und Geschichtsforscher über den Werth und das Verdienst meiner Arbeit appellirt, indessen muß ich mich (nach dem Schlusse jenes Zeitungs-Artikels) bescheiden, meine Ansprüche auf irgend ein wesentliches Verdienst dieser Art aufzugeben, da sich dasselbe die Akademie mit den folgenden Worten aneignet: »Die Akademie hat nun allerdings, wenn auch nicht um die Herausgabe, so doch um die Erscheinung des Werkes in einer vielfach verbesserten Gestalt, und um die Wahrung der Ehre ihres Verfassers ein ganz wesentliches Verdienst.« Wer hat nun über Undank zu klagen?

Damit also die Akademie nicht Ursache habe über Undank zu klagen, sage ich ihr hier grazie tante für die Wahrung meiner Ehre!

Wien, den 7. Jänner 1841.

Hammer-Purgstall.

An die Herren Verleger.

Es kommen seit längerer Zeit an die Redaction der Jahrbücher Einsendungen einzelner Bände von Werken, von denen die Redaction die früheren nicht erhalten hat, oder die nachfolgenden nicht erhält.

Demzufolge werden die Herren Verleger in Kenntniß gesetzt, daß die Redaction die geeigneten Werke nur dann anzeigen läßt, wenn sie ohne irgend eine Bedingung der Anzeige und vollständig eingesendet werden.

Die Redaction der Wiener Jahrbücher
der Literatur.

Kriegskunst, Geometrie und Arithmetik.

383 (n. 162, 4°). — Ueber die Kunst, Pfeile zu werfen.

384 (n. 643, 4°). — الفروسية. Nach dem Cataloge: Kriegs- und Maschinenkunde. — Sonst bedeutet das Wort Reitkunst.

385 (n. 71, Fol.). — Abhandlung über Geometrie, von einem Archimandriten.

386 (n. 486, 4°). — حاوي اللباب من علم الحساب, d. i. der Sammler des Besten aus der Wissenschaft der Arithmetik.

Ackerbau.

387 (n 179, 8°). — الفلاحة النبطية d. i. die nabatäische Ackerbaukunde. S. das bekannte große, in Madrid in zwey Bänden gedruckte Werk, um dessen Uebertragung Scheich Abu Bekr Ahmed Ben Wahschije so bedeutendes Verdienst hat. — Wahrscheinlich dasselbe Werk n. 722 (4°).

Musik.

388 (n. 160, 4°). — Abhandlung über Musik.

Astronomie und Astrologie.

389 (n. 161, 4°). — Buch des Hermes über den Aufgang des Syrius.

390 (n. 163, 4°). — Astrologische Zusammensetzungen (combinaisons).

391 (n. 280, 4°). — البارع في احكام النجوم, d. i. das ausgezeichnete Buch über die astrologischen Bestimmungen (astrologia judiciaria), vom Scheich Ali Ben Abi'lridschâl Scheibânî. Ein in seiner Wissenschaft renommirtes Werk. Das Nähere darüber s. Haj. Kh. II. 4. n. 1603.

392 (n. 354, 4°). — طوالع البدور لصدر ديوان الشذور, d. i. die Aufgänge der Monde, als Einleitung zu dem Diwan der Goldkörner. Astrologische Schrift.

393 (n. 479, 12°). — Astronomische Abhandlungen.

394 (n. 607, 4°). — جوامع الاسرار في علم النجوم, d. i. die Sammler der Geheimnisse über die Wissenschaft der Gestirne. Astrologisches und talismanisches Handbuch.

395 (n. 632, 4°). — Die bekannten hakimitischen astronomischen Tafeln von Ibn Junis. Vgl. Not. et Extr. Tom. VII. p. 16 sq.

396 (n. 682, 4°). — Astrologische Schrift.

397 (n. 720, 4°). — Begebenheiten der Erde, in Verbindung gebracht mit Erscheinungen am Himmel.

Traumdeutekunst.

398 (n. 72, Fol.). — Abhandlung über Traumdeutekunst.

399 (n. 101, Fol.). — Eine ähnliche Schrift von Chalic Tzabiri.

400 (n. 306, 4°). — تعبير نامه, d. i. Traumdeutebuch. Persisch. Der Verf. ist nicht angegeben. Vgl. dagegen Haj. Kh. II. 312 sq. n. 3071 und 3072.

401 (n. 473, 4°). — Traumdeutebuch, wahrscheinlich die türkische Uebersetzung des تعبير قادري (vgl. Haj. Kh. II. 312. n. 3068), welche Schihâb-ed-din Ahmed Ben Mohammed, gewöhnlich Ibn Arabschah genannt, und 854 (beg. 14. Febr. 1450) gestorben, verfaßt hat.

402 (n. 571, 4°). — التعبير المنيف والتاويل الشريف, d. i. die deutliche Erklärung und erhabene Deutung der Träume, von Mohammed Ben Cotb-ed-din Iznicki, der 885 (beg. 13. März 1480) starb. — Vgl. über das Weitere Haj. Kh. II. 312. n. 3070.

Schließlich werde noch der bibliographischen Wörterbücher n. 46—48 (4°) gedacht, wovon n. 46 ein höchst dürftiger Auszug des Haji Khalfa ist — n. 770 (4°), Catalog der Bibliothek des Collegium Abu Omar und n. 771 (4°) die von Sojuti selbst aufgesetzte Liste seiner Werke, deren Abdruck ich bereits vorbereitet habe.

Nach dem Fonds Asselin ist 6) der Fonds du Courray der bedeutendste. Da er jedoch nur 54 Nummern zählt, so sollen dieselben hier nicht in streng wissenschaftlicher Anordnung aufgeführt werden, sondern so wie sie der Reihe nach der vorhandene Catalog selbst nennt, indem die Uebersicht gleich leicht bleibt, zumal da eine bestimmte Folge beobachtet ist.

1. Ein Coran im afrikanischen Schriftzuge.

2. Der Commentar zum Coran vom großen Imam Abu'lcàsim-Dschâr-allah Mahmud Ben Omar Zamachscheri, der ihn 528 (beg 1. Nov. 1133) vollendete. Dieses, nach dem Werke von Beidhâwi geschätzteste Erläuterungsbuch des Coran führt den Titel: الكشاف عن حقائق التنزيل, d. i. der Enthüller des wahren Wesens der Offenbarung. Verf. und Buch stießen wegen ihrer nicht immer ganz strenggläubigen Tendenz an. Das vorhandene Exemplar hat drey von verschiedenen Händen geschriebene Bände.

3. Eine grammatische Analyse der Endformen im Coran, اعراب القرآن

4. Zwey Bände in Folio vom جامع الصحيح oder dem Sammler der echten Traditionen, gewöhnlich kurzweg صحيح genannt,

vom Imam Abu Abdallah Mohammed Ben Ismail Dschofi Bochâri, der im J. 256 (beg. 9. Sept. 869) starb. Bekanntlich das bedeutendste Werk der mohammedanischen Ueberlieferungskunde. Vgl. Haj. Kh. II. 512. n. 3908 und Hammer-Purgst. Cat. S. 331 flg.

5. مصابيح السنة, d. h. die Leuchten der Ueberlieferungskunde, vom Imam Hosein Ben Mesûd Ferra Beghewi, der 516 (beg. 12. März 1122) starb. Sein Werk enthält nicht weniger als 4719 Ueberlieferungen, unter denen eine bedeutende Anzahl seinen Vorgängern entlehnt sind.

6. مصباح, d. i. die Leuchte. Eine nähere Angabe fehlt. Derselbe Band enthält noch آثار البلاد و اخبار العباد, d. i. Denkmäler der Länder und Kunden der Menschen, von Zakarija Ben Mohammed Cazwini. — Das Weitere darüber s. bey Haj. Kh. I. 154. n. 71. Vgl. später Nr. 18.

7. الشفا في تعريف حقوق المصطفي, d. i. die Zeitung. Eine Bekanntmachung dessen, was dem auserwählten Gottgesandten zukommt, von Abu'lfadhl Ijâdh Ben Musa Jahsebi, der 544 (beg. 11. May 1149) starb. Ein Buch zur Verherrlichung des Propheten, wie wenig andere in der mohammedanischen Literatur, daher es auch bey den Gläubigen unbedingte Verehrung genießt.

8. الملل, النحل, d. i. die Religionen und Secten, von Abu'lfath Mohammed Ben Abd-el-kerim Schahrestâni, der 548 (beg. 29. März 1153) starb. Vgl. über den Inhalt Haj. Kh. und Handschriften Hammer-Purgstall's S. 240, und über den Verf. Ibn Chall. n. 622.

9. Jemanije, nach dem Cataloge ein dem vorhergehenden ähnliches Werk über die verschiedenen mohammedanischen Secten.

10. آكام المرجان في احكام الجان, d. i. die Hügel der kleinen Perlen. Eine Beschreibung der Dschinnen oder Genien von Bedr-ed-din Mohammed Ben Abdallah Schibli, der 769 (beg. 28. Aug. 1367) starb. Vgl. Haj. Kh. I. 386. n. 1088.

11. Eine arabische Bibel. Sehr schönes Manuscript.

12. Eine Fetwa-Sammlung von Mowajjed-zâdeh, die Haj. Kh., unter diesem einfachen Titel wenigstens, nicht zu kennen scheint.

13. تقويم النظر, d. i. die Geradrichtung des Sehens. Ein juristisches Handbuch, aus der Bibliothek des Sultans selbst. Abschrift einer andern, aus dem Originale selbst gemachten Abschrift.

14. Ein Commentar unter dem Titel غنية المتملي zu dem Werke منية المصلي, غنية المبتدي, d. i. das Gelübde des Betenden

und die Befriedigung des Beginnenden, von
Kaschghàri. Der Commentar, dessen Verf. Ibrahim Ben
aus Haleb ist, erschien zugleich mit dem Texte gedruckt i
stantinopel.

15. اصلاح الوقايه, d. i. die Verbesserung
Wicàjet über die abgeleiteten Rechtslehren, vom Molla Sc
Ahmed Ben Soleiman, gewöhnlich Ibn Kemálpascha
paschazádeh genannt, der 940 (beg. 23. July 1533) starb.
Kh. I. 329. n. 830. (Im Cataloge steht Islah wa idad.)

16. تغيير التنقيح, d. i. verbessernde Veränder
tes Tenckih über die Grundlehren des Rechtes, von Sad
Obeidallah Ben Mesud Mahbúbi Bochári, der 747 (
1346) starb. Obiger verbessernder Commentar ist von dem
ten Ibn Kemálpascha. Vgl. Haj. Kh. II. p. 450.

17. اخوان الصفا. Vgl. Fonds Asselin n. 368.

18. آثار البلاد. Vgl. oben Nr. 6.

19. خطط مصر, wahrscheinlich das bekannte Werk
(s. Fonds Asselin n. 269). Im Catalog steht von Cazwini

20. اخبار الدول, d. i. Kunden der Dynast
von Abu'lfaradsch oder von Abu'labbás Ahmed Ben Yus
cki u. s. w., läßt der Catalog ungewiß. Vgl. Haj. Kh. I
und 196.

21. حسن المحاضرة. Vgl. Fonds Asselin n. 17.

22. Eine sehr ausführliche Geschichte Indiens.

23. يميني في تاريخ يمين الدولة محمود بن سبكتكين
des Sultans Ain-el-dewlet Mahmud Ben Subuktekin,
Abu Nasr Mohammed Ben Abd-el-dschebbár Otbi, dah
تاريخ عتبي genannt. S. Fonds Asselin n. 103.

24. احكام النجوم, die Astrologia judiciaria vom
Maschar. Das Manuscript, vom J. 666 (beg. 22. Sept. 12
wie das vorhergehende, früher zur Bibliothek des Sultans

25. صناعة, d. i. die geheime Kunst der Alchymie.

26. كنز النعم, d. i. Gnadenschatz, ebenfalls
stische Schrift.

E.

F.

G.

12. منبه الراقدين, d. i. der Wecker der Schlafenden. Eine türkische Abhandlung über den guten und bösen Gebrauch, dessen jeder Theil des Körpers fähig ist, und eine Schilderung der Verdienste, die sich der Mensch durch Ausübung der Tugend erwerben kann.

13. Fetwa-Sammlung des Abu Soúd Mohammed Imadi. welche der Molla Mohammed Ben Ahmed, gewöhnlich Jüzin-zadeh genannt, zuerst sammelte. Er starb ein Jahr später als Imádi, im J. 983 (beg. 12. April 1575). Ihm folgte eine große Menge späterer Sammler. Türkisch, ein Band in Folio.

14. Türkisch geschriebener Roman des berühmten arabischen Feldherrn Abu Moslim. Folioband.

15. Arabische Erzählungen nach dem Muster der 1001 Nacht und des 1001 Tages. Ein Quartband.

16. Chronologische Schilderung der Patriarchen, der Könige, der Sultane, der Wezire u. s. w. von der Erschaffung der Welt bis zum letzten Jahrhundert. Türkisch. Folioband.

17. Türkischer Roman der beyden Helden Hamza und' Battál. Sechs ungeheftete Bände in Quart.

18. Das Cabus-nameh. oder Rathschläge eines Königs an seinen Sohn, aus dem Persischen ins Türkische übersetzt. Folioband. — S. Buch des Kabus, herausgegeben von Diez. Berlin 1811.

19 bis 24. Türkische Handschriften ohne großen Werth. Nr. 21 ist das Exempelbuch عبرت نما voll heiterer Anecdoten vom Dichter Lamii. Folioband.

25. شرح الشجرة النعمانية في اخبار الدولة العثمانية, d. i. Erläuterung des Anemonen-Baumes. Eine Geschichte der osmanischen Dynastie, oder vielmehr die Erläuterung einer cabbalistischen Abhandlung, in der man durch Buchstaben-Combinationen das Geschick des osmanischen Reiches zu deuten sich abgemüht hat. Verfasser ist Saláh-ed din Sáfih. Arabisch. 8°.

26 bis 28. Unbedeutende türkische Tractate.

29. Eine Sammlung astronomischer, astrologischer, botanischer, mineralogischer u. s. w. Bruchstücke. Arabisch.

30. Abhandlung über die Sandfiguren-Deuterey في علم الرمل. Arabisch. 8°.

31. شرح حال الاولياء, Sammlung von moralischen Anecdoten, genommen aus Ghazali's persischem Werke نصيحة الملوك, oder Rath an die Fürsten. Arabisch. 4°. Vgl. Annal. Mosl. III. Anm. 268.

32. Eine ähnliche Sammlung frommer Erzählungen. Arabisch. 8°.

33 und 34. Türkische Tractate.

35. Commentar zur Burda vom Scheich Ali aus Antiochien. Folioband.

36. آداب المنازل, Abhandlung über die Hauswirthschaft, mit Anecdoten untermischt. Türkisch. Folioband.

J.

»Aussprüche der beyden Duumvire, Frähn und Schmidt, an das »Urtheil aller anderen europäischen Orientalisten und Geschichtsforscher »über den Werth und das Verdienst meiner Arbeit.« Da ich nur drucken ließ, was die Akademie selbst drucken zu lassen drohte, wo ist die Indiscretion? und da ich mich ausdrücklich verwahrte, daß ich es nur mit den beyden Beurtheilern Frähn und Schmidt zu thun habe, wie kann jener Artikel »von der Grundlosigkeit der gegen die Akademie mit Erbitterung und Leidenschaftlichkeit geführten Klagen« sprechen? Die ganze Antikritik ist nicht wider die Akademie, sondern nur wider drey Mitglieder derselben gerichtet, denen ich in demselben Tone geantwortet, in welchem sie mich angegriffen. Der Artikel sagt: die Commission der Richter habe nur aus drey Mitgliedern bestanden, weil in der Pariser Akademie jedes Fach reichlicher besetzt sey als in Petersburg; die Académie des inscriptions zählt nicht mehr Orientalisten als die Petersburger Akademie, aber nie ist es weder dort noch anderswo erhört worden, daß die Beurtheilung, ich sage nicht eines geschichtlichen Werkes, sondern auch nur einer Preisfrage, nicht mehr als Dreyen überlassen worden; sollten sich denn unter den ein und dreyßig Akademikern nicht mehr als drey befinden, welche über ein historisches Werk, das ganz der Geschichte Rußlands angehort, ein Urtheil abzugeben befugt wären? Der Artikel bekennt sehr naiv, daß die Akademie bey der Ausschreibung der Frage zur Beantwortung derselben schon einen außerhalb Rußland damals lebenden Orientalisten im Auge gehabt habe, der, was die Kenntniß des Russischen und Slavischen betrifft, zur Beantwortung jener Frage ungleich besser gerüstet gewesen als ich. Wer jener Orientalist gewesen seyn soll, ist durchaus nicht zu errathen, da selbst mein seliger Freund de Sacy von slavischen Sprachen noch weniger verstand als ich, und zum Behufe der Beantwortung der Frage das Russische eben so gut als ich erst hätte lernen müssen. Da es also bekannt war, daß kein zur Beantwortung der Frage fähiger Orientalist außer Rußland des Russischen Meister sey, so ist die Sonderbarkeit der Aufforderung jener Preisfrage an nicht russische Orientalisten zugleich mit der Anforderung, daß sie des Russischen und Slavischen vollkommen Meister seyen, nicht hinweg erklärt, und noch weniger durch den folgenden Satz widerlegt, welcher nichts als eine rhetorische Figur: »Doch, schon genug zur Beseitigung des wunderlichen Vorwurfs, daß die Akademie, wenn sie Hrn. v. H. den Preis nicht zuerkennen wollte, ihr Programm lieber gar nicht hätte bekannt machen sollen!« Da die drey Richter sogleich nach Erscheinung des Programms durch meine Briefe selbst verständigt waren, daß ich mich mit der Arbeit beschäftigte, und die Herren Krug und Frähn mir sogar die Anweisung auf Hülfsmittel gaben, so wäre eine affectirte Verheimlichung des Verfassers der Geschichte wahrlich nur eine Comödie gewesen, welche zur Aufrichtigkeit, die mir der Artikel gleich Eingangs zugesteht, schlecht gepaßt hätte; ob aber die von Hrn. v. K. abgegebene Aeußerung, »daß Hr. v. H. sich darin (in den Noten) in einer Weise als Verfasser aufdeckt, die gerade eben so viel besagt, als ob er seinen Namen unterschrieben hätte,« ob diese Aeußerung Hrn. v. K.'s ein giltiger Grund zur Verwerfung seines der Natur der Sache gemäßen billigen Vorschlages der Zurücksendung zur Verbesserung und der Vertagung auf ein nächstes Jahr, wie es bey allen Akademien hergebrachte Sitte, wenn keine der eingelaufenen Arbeiten genügend, oder wenn, wie dieß hier der Fall war, gar nur ein Einziger sich der Mühe der Arbeit unterzog, ob der Umstand, daß ich als Verfasser errathen werden

konnte (wiewohl alle drey Richter zuvor wußten, daß ich es war), ein giltiger Grund zur Abweisung oder Vertagung auf ein nächstes Jahr, mögen die Leser selbst entscheiden. Endlich ist noch die, nach Angabe jenes Artikels, »vielfach verbesserte Gestalt« des Werkes zu besprechen; ich habe, außer den in den Noten immer getreu angezeigten, von meinen Richtern gerügten, aber für den Werth der Geschichte ganz unwesentlichen Kleinigkeiten, gar nichts verbessert, und selbst an vielen Orten bemerkt, daß trotz der ungegründeten Kritik am Texte nichts geändert worden. Die zwey einzigen historischen Daten, welche einer kritischen Untersuchung werth, nämlich das Datum der Schlacht an der Kalka und die Epochen des Lebens Dschengischan's, sind ganz unverändert geblieben, und in der Antikritik mit schlagenden Gründen vertheidigt worden. Ich habe in der oben angeführten Stelle der Vorrede an das Urtheil aller Orientalisten und Geschichtsforscher über den Werth und das Verdienst meiner Arbeit appellirt, indessen muß ich mich (nach dem Schlusse jenes Zeitungs-Artikels) bescheiden, meine Ansprüche auf irgend ein wesentliches Verdienst dieser Art aufzugeben, da sich dasselbe die Akademie mit den folgenden Worten aneignet: »Die Akademie hat nun allerdings, wenn auch nicht um die Herausgabe, so doch um die Erscheinung des Werkes in einer vielfach verbesserten Gestalt, und um die Wahrung der Ehre ihres Verfassers ein ganz wesentliches Verdienst.« Wer hat nun über Undank zu klagen?

Damit also die Akademie nicht Ursache habe über Undank zu klagen, sage ich ihr hier grazie tante für die Wahrung meiner Ehre!

Wien, den 7. Jänner 1841.

Hammer-Purgstall.

An die Herren Verleger.

Es kommen seit längerer Zeit an die Redaction der Jahrbücher Einsendungen einzelner Bände von Werken, von denen die Redaction die früheren nicht erhalten hat, oder die nachfolgenden nicht erhält.

Demzufolge werden die Herren Verleger in Kenntniß gesetzt, daß die Redaction die geeigneten Werke nur dann anzeigen läßt, wenn sie ohne irgend eine Bedingung der Anzeige und vollständig eingesendet werden.

Die Redaction der Wiener Jahrbücher der Literatur.

Register

des

neun und achtzigsten bis zwey und neunzigsten Bandes.

A.

B.

C.

Q.

R.

F.

G.

H.

J.

K.

M.

N.

O.

P.

[redacted]

T.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

